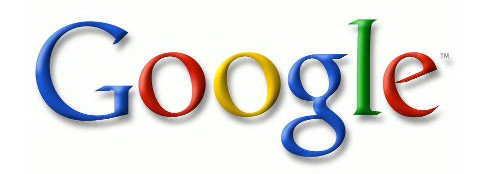
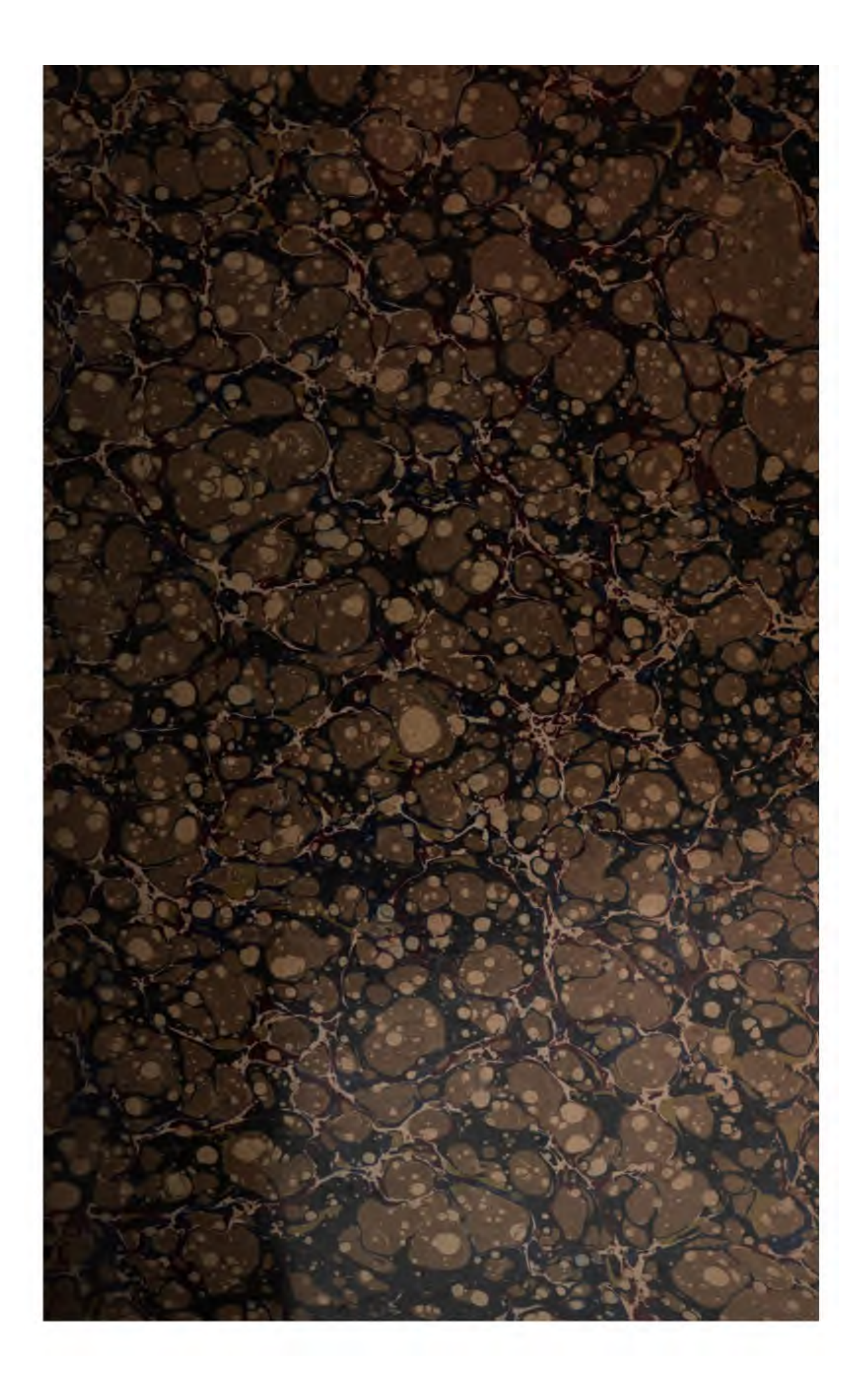










ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND FRIEDRICH KAUFFMANN

VIERZIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1908.

INHALT.

Miscellen.

Litteratur.

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE HILDESAGE.

§ 1. Einleitende bemerkungen.

Eine theorie über den ursprung und die entwicklung der Hildesage, die sich der zustimmung der mehrzahl der forscher erfreut, gibt es zur zeit wol nicht mehr. In weiten kreisen ist Müllenhoffs mythische erklärung verbreitet, aber unter den fachgenossen begegnet sie vielfach nur noch einem kopfschütteln, und unter ihren freunden sind nur noch wenige, die sie in unveränderter gestalt annehmen. Vor einigen jahren hat Panzer einen versuch gewagt, die Hildeforschung in neue bahnen zu lenken. Aber so bedeutend die negativen resultate des scharfsinnigen und gelehrten werkes sein mögen, der positive teil des buches hat nur wenig zustimmung gefunden, und namentlich haben nicht viele sich davon überzeugen lassen, dass der stoff, der der reichen tradition zu grunde liegt, das Goldener märchen sei.

Auf eine ausführliche besprechung dieser und anderer theorien lasse ich mich an dieser stelle nicht ein. Was ich im einzelnen gegen sie einzuwenden habe, wird im laufe dieser untersuchung widerholt zur sprache kommen. Principiell scheint mir ein fehler, an dem sie alle leiden, ihr eklektisches verfahren zu sein. Es sieht oft so aus, als ob die erklärung der sage der untersuchung der quellen vorangehe. Von éiner quelle wird ausgegangen, daraus, und zum teil auch aus anderen quellen, wird das als echt anerkannt, was man für die erklärung, die man zu geben wünscht, brauchen kann; das übrige sind dann entstellungen, die einzelnen verfassern zur last fallen. Demgegenüber möchte ich es unternehmen, zu versuchen, durch die historische methode zu dem kern der sage durchzudringen.

Die historische methode fragt nicht in erster linie nach der für einen erklärungsversuch brauchbarsten quelle, sondern nach dem verhältnis der quellen. Sie betrachtet die verschiedenen formen der überlieferung wie die verschiedenen handschriften eines werkes. Zwar ist sie sich bewusst, dass sie es mit erzeugnissen zu tun hat, die nicht aus einer gemeinsamen schriftlichen quelle stammen, aber sie verkennt doch nicht die deutliche analogie zwischen schriftlicher und mündlicher

überlieferung. Auch hier gilt der satz, dass gemeinsame züge, sofern kein zufall waltet, auf gemeinsamen ursprung hinweisen. Und wenn auch die möglichkeit, dass contaminationen vorliegen, hier grösser ist als dort, so gibt es doch dieselben mittel wie dort, um zwischen contamination und verwandtschaft zu unterscheiden. Eine historisch-kritische untersuchung wird daher besonders ihre aufmerksamkeit der reconstruction der zwischenstufen, die zwischen den erhaltenen quellen die bindeglieder sind, zuwenden. In einer der überlieferten formen wird sie nicht schnell geneigt sein, die urform zu erblicken; nur dann wird sie sich dazu entschliessen, wenn eine solche form einfacher als die übrigen ist, und diese sich ohne zwang sämtlich aus ihr ableiten lassen. Sie wird vielmehr durch die reconstruction der zwischenstufen einen stammbaum der überlieferungen zu gewinnen suchen, in dem die erhaltenen quellen der regel nach, obgleich nicht ausnahmslos, als endpunkte sich darstellen. So muss jede redaction etwas zu der geschichte der sage, und wo möglich auch etwas zu der beurteilung ihrer entstehung beitragen.

Freilich muss jede quelle einzeln betrachtet werden. Oft lässt sich schon aus dem inhalt einer einzigen quelle ein stück geschichte ablesen. Aber die bestätigung der auf diesem wege gewonnenen resultate muss jedesmal durch die übrigen quellen gebracht werden. Und die analyse jeder neu in die untersuchung hineingezogenen quelle muss zu der bestimmung ihres verhältnisses zu den übrigen und somit ihres platzes in der reihe führen.

Bei der behandlung des hochdeutschen gedichtes führt unsere untersuchung, die die stoffgeschichte zum gegenstand hat, in die kritik des epos hinüber. Ich bin den hierhergehörigen fragen nicht aus dem wege gegangen, habe aber aus gründen, die sich unten ergeben werden, auf die besprechung mancher einzelfrage verzichtet. Weshalb ich Wilmanns' resultate nicht acceptieren konnte, wird aus dem gang dieser untersuchung klar werden. Methodisch scheint mir sein grundfehler, dass er zu frei mit dem stoffe schaltet und waltet. Wenn man nach belieben strophen versetzt, eine willkürliche anzahl bearbeitungen annimmt und über eine beliebige anzahl bearbeiter verfügt, so lässt sich jedes gedicht wol in eine anzahl lesbarer stücke zerteilen. Freilich, die annahme der zusammenfassung mehrerer redactionen ist keine ungeheuerlichkeit, aber nur da, wo andeutungen über den inhalt solcher redactionen im voraus gegeben sind, besteht einige aussicht, darüber etwas näheres zu ermitteln. Das einzige kriterium, dass einige beliebige strophen, in einer gewissen reihenfolge gelesen, sich hübsch ausnehmen würden,

genügt nicht, um die entstehung der Kûdrûn aus einzelnen liedern zu beweisen und den inhalt der quellenlieder zu bestimmen.

Wir gehen nun zu der untersuchung der einzelnen quellen über.

§ 2. Die darstellung der Snorra Edda.

Ich bezeichne die versionen der Hildesage im engeren sinne, nämlich alle diejenigen, in denen Hagen, Heðinn, Hild als hauptpersonen auftreten, mit ausnahme der in der Kûdrûn erhaltenen versionen mit dem buchstaben H. Die sagenform der Snorra Edda wird durch SH angedeutet, während die verschiedenen entwicklungsstufen, die sich auf grund von Snorris erzählung erkennen lassen, als SH 1. 2 usw. unterschieden werden. Die bezeichnung SH 1 bedeutet demnach lediglich die älteste sagenform, die sich in Snorris darstellung erkennen lässt; ein urteil über die frage, ob es möglich ist, mit hilfe anderer versionen eine noch ältere fassung zu erschliessen, ist darin nicht enthalten. Es ist ferner denkbar, dass ein glied der reihe SH 1. 2 usw. sich mit einem gliede einer anderen reihe, etwa ÞH 1. 2 usw. (den entwicklungsstufen des Sǫrla þáttr) als identisch ergeben wird.

Heðinn erbeutet Hildr *at herfangi*, während Hǫgni zu einer *konungastefna* gereist ist. Hǫgni erfährt das und eilt dem räuber nach. Bei den Orkneyjar holt er ihn ein. Hildr bietet ihrem vater einen vergleich — nach **r** einen halsschmuck als sühngeld — an; falls er darauf nicht eingehen wolle, sei Heðinn zum streite bereit. Hǫgni antwortet unfreundlich. Heðinn und Hǫgni bereiten sich zum kampfe. Noch einmal bietet Heðinn, diesmal in eigener person, viel gold als busse. Aber Hǫgni hat schon sein schwert Dáinsleif gezogen, und es muss gekämpft werden. Das geschieht. Am abend kehren die könige zu ihren schiffen zurück. In der nacht erweckt Hildr die gefallenen, und am anderen morgen wird der kampf erneuert. Das widerholt sich täglich und wird so fortgehen bis an das ende der welt.

Diese erzählung zeigt die deutlichen merkmale einer langen entwicklung. Es finden sich züge, die mit dem übrigen nur lose zusammenhangen, andere, die einander widersprechen. Wir untersuchen zuerst das verhältnis des Hjaðningavíg zu der entführungssage.

Drei auffassungen sind möglich. Entweder gehören diese beiden elemente von anfang an zusammen, oder das Hjaðningavíg ist der entführungssage angehängt, oder diese ist secundär als einleitung in die sage von dem Hjaðningavíg aufgenommen worden.

Die zuerstgenannte auffassung hat kaum mehr viele anhänger. Es ist auch nicht zu ersehen, welcher notwendige zusammenhang zwischen

der entführung einer frau aus der macht ihres vaters und einem daraufolgenden kampfe einerseits und der ewigen fortdauer dieses kampfes andererseits vorhanden sein sollte. Um die notwendigkeit eines solchen zusammenhanges darzutun, muss man zu der mythologischen interpretation seine zuflucht nehmen, indem man annimmt, die entführung sei nur ein bildlicher ausdruck für ein unbekanntes ereignis, aus dem auf natürlichem wege ein anderes, gleichfalls unbekanntes ereignis hervorgehe, das unter dem bilde eines ewigwährenden kampfes dargestellt sei. Aber weder in der entführung an sich noch in ihrer darstellung findet sich irgend etwas, das zu dem glauben an einen mythischen hintergrund berechtigt; die geschichte ist die erzählung einfacher menschlicher handlungen. Allerdings ist das Hjaðningavíg mythisch, aber nicht in dem sinne, dass es ein poetischer ausdruck für etwas anderes, etwas nicht menschliches wäre, sondern einfach in dem sinne, dass es etwas über den seelenglauben mitteilt. Die seelen gefallener krieger setzen in gewissen fällen nach dem tode den kampf fort. Diese vorstellung ist so verbreitet, dass wir auf keinen fall berechtigt sind, ihr im vorliegenden fall einen anderen hintergrund als sonst anzudichten, und dass eine erklärung, die nur den zweck hat, sie zusammen mit dem raub der jungfrau auf eine naturmythische einheit zurückzuführen, nur eine erklärung pour le besoin de la cause heissen darf. Und wie der ewige kampf ohne entführung, so ist eine entführung ohne ewigen kampf häufig bezeugt.

Die zweite und dritte auffassung des verhältnisses der beiden hauptelemente der erzählung stimmen untereinander darin überein, dass sie die entführungssage und das Hjaðningavíg in ihrem ursprung voneinander trennen[1]. Für die weitere entwicklung der zusammengesetzten sage und sogar für ihre entstehung ist es nicht von erheblicher bedeutung, ob man die sache auf die eine oder auf die andere weise formuliert. Denn beide erklärungen sagen doch aus, dass eine erzählung von einer entführung und ein bericht von einem ewigen kampfe secundär zueinander in beziehung gesetzt worden sind. Aber ein unterschied besteht darin, dass die verschiedenen auffassungen den schwerpunkt der geschichte auf verschiedene seiten legen. In dem einen falle ist die Hildesage ihrem ursprung nach eine sage von einem ewigen kampfe, in dem andern ist sie eine entführungssage. Die ansicht, dass das Hjaðningavíg der kern der erzählung sei, schliesst sich als neue variante

1) Von der möglichkeit, dass man eines der beiden elemente für spontan ohne den einfluss einer fremden sage aus dem anderen entwickelt ansieht, wird hier abgesehen.

jener anderen an, die die ganze sage mythisch erklärt. Sie ist z. t. im anschluss an Müllenhoff von W. Meyer, Beitr. 16, 516 fgg. aufgestellt worden und wird in der hauptsache auch von Sijmons, Grundr.[2] III, 712 acceptiert. Ihre consequenz ist, dass alle redactionen der Hildesage und derjenigen sagen, die nur varianten von jener sind, sofern sie das Hjaðningavíg nicht enthalten, es verloren haben müssen. Denn das Hjaðningavíg ist ja dieser ansicht nach der älteste teil der geschichte. Daher die vielen versuche, spuren des endlosen kampfes in der deutschen tradition nachzuweisen. Die verschiedenen zweige der überlieferung müssen sich in diesem falle zu einer zeit getrennt haben, als die entführungssage sich schon mit dem älteren Hjaðningaél verbunden hatte, denn die entführung finden wir überall belegt, ja, sie ist zu dem deutlichsten merkmal der Hildesage geworden. Wer diejenigen versionen, die von einem Hjaðningaél nichts wissen, für versionen der noch nicht mit dem Hjaðningaél verbundenen entführungssage erklärt, begeht von dem erwähnten standpunkte aus eine inconsequenz, wenn er hier von versionen der Hildesage redet, denn dieser standpunkt ist eben dadurch charakterisiert, dass er die entführung für ein der Hildesage von hause aus fremdes element erklärt. Unverständlich bleibt es denn auch, dass in jenen versionen ohne Hjaðningaél dieselben namen auftreten, im hochdeutschen gedichte Hagen, Hilde, Hetele, in der Helgisage und im Waltharius Hagen, und hier wenigstens auch Hildegund. Dass die trias von anfang an in zwei voneinander absolut unabhängigen sagen, die nur zufällig später miteinander in verbindung gesetzt wurden, in der rolle der hauptpersonen auftreten könne, ist nicht anzunehmen. Die namen gehören vielmehr entweder in die entführungssage oder in die sage von dem Hjaðningavíg. Wir müssen also, wenn die entführung secundär ist, das Hjaðningavíg hingegen die echte Hildesage repräsentiert, die consequenz ziehen, dass eine reihe von versionen das Hjaðningavíg verloren habe.

Das ist nun allerdings a priori sehr wol möglich, aber ohne notwendigkeit wird man es doch lieber nicht annehmen. Und was nötigt zu dieser annahme? Wenn man darüber einig ist, dass entführung und Hjaðningaél nicht von anfang an zusammengehören, also einmal miteinander verbunden worden sind, so kann man von vornherein nicht wissen, wie alt diese verbindung ist. Wenn nun eine solche verbindung in einer geographisch nahe zusammenhangenden gruppe von überlieferungen, deren darstellung der ereignisse auch sonst viel gemein hat, vorliegt, während sie in anderen quellen sich nicht vorfindet oder daselbst höchstens unsichere spuren der verbindung mit mühe nach-

gewiesen werden können, so liegt für einen solchen tatsachenbestand die erklärung auf der hand, dass die in rede stehende verbindung zu der besonderen entwicklung jener gruppe von überlieferungen gehört. Ich halte diese auffassung, zu der aus anderen gründen auch Panzer sich bekennt, für die richtige und hoffe, dass ihre richtigkeit auch aus unserer weiteren untersuchung hervorgehen wird. Hier muss uns die frage beschäftigen, ob der secundäre charakter der verbindung sich auch in Snorris darstellung erkennen lässt.

Meiner ansicht nach ist ein zeichen der unvollkommenen verschmelzung der sage mit einem angehängten motiv in dem zug zu erblicken, dass die könige abends zu ihren schiffen zurückkehren, und dass das Hjaðningavíg erst am folgenden tage anhebt und auch später bei tage fortgesetzt wird. Andere erzählungen von dem ewigen kampf lassen ihn in der nacht stattfinden (eine reihe beispiele führt Panzer s. 328 an). Das ist auch für einen geisterkampf die einzig mögliche und natürliche auffassung. Ferner: an einem geisterkampf sind nur die toten beteiligt. Wie reimt es sich damit zusammen, dass die könige unversehrt am abend die walstatt verlassen und am folgenden tage gleichfalls mitkämpfen?[1] Ist etwa der verlauf der folgende: am ersten tag ein kampf, in dem viele helden fallen; in der nacht die erweckung der toten; am zweiten tag ein kampf zwischen denjenigen helden, die am ersten tage mit dem leben davonkamen, an dem aber zugleich die erweckten toten teilnehmen? Aber fielen denn am zweiten tage alle helden, oder kam auch diesmal eine gewisse anzahl, darunter etwa auch die könige, mit dem leben davon? Man muss weiter fragen, ob denn nicht ein augenblick kam, in dem die überlebenden des ewigen kampfes müde wurden, und warum sie nicht in der nacht davonsegelten und den toten ihr blutiges vergnügen liessen. Nein, soviel ist klar: ein geisterkampf kann nur zwischen toten gekämpft werden. Und dann gibt es zwei möglichkeiten: entweder wird in einem fort gekämpft; die toten stehen sofort wider auf, wie im Sǫrla þáttr, und niemand kann sich davonmachen, denn tatsächlich sind alle kämpfer tote, die nur ein scheinleben führen, oder es wird gekämpft, bis am ende des tages niemand mehr lebt, wenigstens kein lebender mehr sich auf dem schlachtfeld befindet — was nicht in sich schliesst, dass nicht etwa sieger und

1) Darum lässt sich der geisterkampf vor den toren Roms, der gleichfalls erst nach einer mehrtägigen schlacht anhebt, nicht vergleichen, denn dieser kampf beginnt, nachdem die schlacht zu ende ist. Snorris geister aber beginnen den kampf zugleich mit den lebenden am anfang des zweiten tages.

flüchtlinge das schlachtfeld verlassen können[1] — und in der nacht setzen die gefallenen ihren gespenstischen kampf fort, was sich dann jede nacht widerholt.

Dass die könige abends zu ihren schiffen gehen, lässt sich also mit dem Hjaðningavíg nicht in übereinstimmung bringen. Es deutet auf einen anderen ausgang. Dieser lässt sich mit einiger wahrscheinlichkeit construieren. Das ende kann nicht gewesen sein, dass beide davonsegeln. Ihre heftige feindschaft hat sich im vorhergehenden zu klar manifestiert, und, was fast noch mehr bedeutet: die aufnahme des Hjaðningavíg lässt sich nur daraus erklären, dass dieser kampf als der heftigste angesehen wurde, der jemals gekämpft worden war. Er wurde also am zweiten tag fortgesetzt. Und das, was vorhergeht, sowie die neue fortsetzung deutet unmittelbar auf einen tragischen ausgang. So scheint Snorris erzählung sogar ohne die heranziehung verwandter überlieferungen auf einen zweitägigen kampf zu deuten, an dessen ende beide helden fallen. Der dichter, der das Hjaðningavíg hinzufügte, liess die nächtliche ruhe am ende des ersten tages bestehen, sah sich aber dadurch genötigt, den ewigwährenden nächtlichen kampf durch einen kampf bei tage zu ersetzen und daran tote und lebende zusammen teilnehmen zu lassen. (Über das Hjaðningaél im Sǫrla þáttr s. § 4.)

Der zug, dass Hildr die toten erweckt, ist keineswegs ein notwendiges element des Hjaðningaél. Er kann sogar nicht von anfang an dazu gehört haben, da Hildr selbst nicht zu der sage vom ewigen kampfe sondern zu der entführungssage gehört.[2] Andere erzählungen von dem ewigen kampfe schreiben ihn auch nicht der zauberkraft eines weibes sondern dem furor belli, der die helden erfasst hat und sie auch nach dem tode nicht loslässt, zu. Zu vergleichen ist die wut des Starkaðr im zweiten Helgiliede, dessen körper fortkämpft, nachdem der kopf vom rumpfe getrennt worden ist[3]. Hilds beziehung zu dem Hjaðningavíg ist demnach secundär[4]. Die entwicklung dieser beziehung

1) Das geschieht natürlich in allen erzählungen, wo eine partei den sieg davonträgt und den besiegten feind verfolgt.

2) Man ist natürlich gar nicht dazu berechtigt, aus ihrem namen — wie viele frauen heissen nicht Hildr! — einen entgegengesetzten schluss zu ziehen.

3) Über das verhältnis dieses zugs zum Hjaðningavíg vgl. § 6.

4) Ich treffe darin mit Panzer (s. 329) zusammen. Aber an die notwendigkeit der annahme eines keltischen einflusses glaube ich nicht, da in der sage alle voraussetzungen, die zu der verbindung der Hildr mit dem Hjaðningaél führen konnten, vorhanden waren. Ein fremder einfluss müsste demnach aus schlagenden übereinstimmungen in einzelheiten bewiesen werden. Solche aber vermisse ich in Panzers ausführung (s. 330). — Die frage, ob das Hjaðningavíg selbst aus einer keltischen

kann man sich auf verschiedene weise vorstellen. Es muss zwischen der erweckung der toten zum erneuten kampfe durch Hildr und ihrem vergeblichen versuch, eine versöhnung zu bewirken, ein zusammenhang bestehen. Um so deutlicher wird das, wenn wir in der Ragnarsdrápa lesen, dass dieser versuch nicht ernstlich gemeint war, dass Hildr vielmehr den kampf wünschte. Das erwecken der toten, d. i. das wünschen des fortgesetzten kampfes könnte die consequenz davon sein, dass Hildr überhaupt den kampf wünscht. Dieser wunsch hängt widerum mit ihrer walkürennatur zusammen. Die frau, die zum kampfe aufreizt, ist natürlich als walküre aufgefasst worden. Man könnte sich demnach die folgende entwicklung vorstellen: zunächst wurde Hildr als walküre aufgefasst; daran schloss sich die vorstellung, dass sie die krieger zum kampfe reizt; endlich sah man in ihr auch die urheberin des Hjaðningavíg.

Aber auch die umgekehrte entwicklung lässt sich denken. Gegeben war einerseits das Hjaðningavíg, anderseits Hildr, die beim kampfe zugegen war und um deretwillen gekämpft wurde. Sie war die ursache und also in gewissem sinn die urheberin des Hjaðningavíg. Man schrieb ihr daher die erweckung der toten zu. Daraus folgte, dass sie als walküre aufgefasst wurde, und dass man sie später auch für den anfang des kampfes verantwortlich machte. Die entscheidung zwischen diesen beiden möglichen auffassungen müssen die parallelen überlieferungen bringen. Hier sei nur gesagt, dass Snorris erzählung auf denselben schluss hinweist, auf den jene überlieferungen führen, dass nämlich die zweite alternative die richtige ist. Denn wie sich unten ergeben wird, deutet auch diese erzählung darauf, dass Hilds beteiligung am ersten kampf ziemlich jungen ursprunges ist.

Von der walküre Hildr, die zum kampf aufreizt, ist die Hildr, die den Heðinn liebt, streng zu unterscheiden. Dass die jungfrau diese liebe hegte, sagt Snorri nicht ausdrücklich. Aber dass die erzählung diese liebe voraussetzt, lässt sich schwerlich leugnen. Wenn Heðinn Hildr wider ihren willen entführt hat, so bleibt es durchaus unverständlich, dass er ihr erlaubt, allein zu ihrem vater zu gehen. Hegte sie den wunsch, Heðinn los zu werden, so brauchte sie nur ihrem vater zu folgen. Heðinn ist also davon überzeugt, dass sie zu ihm zurückkehren wird. Und er hat sich darin nicht getäuscht; nachdem sie ihre botschaft ausgerichtet, kehrt sie zurück. Da nur andere quellen diese liebe be-

quelle stammen kann, ist eine andere, auf die ich nicht eingehe. Dafür liesse sich wenigstens anführen, dass es nur in quellen bezeugt ist, die den kampf auf den brittischen inseln localisieren (§ 17[?]).

stätigen, dürfen wir aus diesen zügen schliessen, dass die erzählung Snorris ein entwicklungsstadium durchlaufen hat, in dem Hildr Heðinn liebte, dass aber diese liebe durch das jüngere motiv, dass sie den vater und den liebhaber gegeneinander aufhetzt, verdrängt worden ist.

Hilds gang zu ihrem vater muss, wie sich aus obigen ausführungen ergibt, in jener periode, als Hilds liebe zu Heðinn mehr in den vordergrund trat, entstanden sein. Das wird dadurch bestätigt, dass aus diesem gang nicht hervorgeht, wie er dazu dienen kann, das verhältnis zwischen Heðinn und Hǫgni zu verschlimmern. Zwar berichtet die Ragnarsdrápa, dass Hildr falsch gewesen sei, aber welche falschheit sie sich zu schulden kommen lässt, vernehmen wir nicht. Hildr bietet ihrem vater geschenke an. Diese können doch nur den zweck gehabt haben, seinen zorn zu beschwichtigen. Dass dieser zweck nicht erreicht wird, fällt ihr nicht zur last. Sie sagt, soviel wir wissen, nichts, was ihn reizen kann. Allerdings erklärt sie bei Snorri, dass Heðinn kämpfen werde, wenn Hǫgni die geschenke nicht annehmen wolle, aber auch Heðinn wünscht, wie sie behauptet, den frieden. Snorri hat das auch noch richtig verstanden. Denn obgleich er wusste, dass die Ragnarsdrápa Hildr falsch nennt, sagt er von dieser falschheit kein wort. Das alles zeigt, dass Hildr in einer älteren form von SH einen ernsthaften versuch machte, ihren vater mit ihrem geliebten zu versöhnen. Aber noch ein älteres entwicklungsstadium der sage lässt sich von Snorris erzählung aus erreichen. Mit Hilds versöhnungsversuch concurriert ein anderes motiv, der von Heðinn selbst unternommene versuch. Dieser versuch liegt am nächsten und ist schon deshalb, auch wenn er nicht durch verwandte erzählungen gestützt würde, als der relativ ursprüngliche anzuerkennen. Heðinn hat sich Hǫgni gegenüber ein verbrechen zu schulden kommen lassen; er hat also alle ursache, den beleidigten gegner womöglich zu versöhnen. Auch sieht man nicht ein, wie dieser zug in die überlieferung hineingeraten sein sollte, wenn Hilds versöhnungsversuch schon früher dagewesen wäre. Er würde in diesem fall nur die bedeutung einer nutzlosen widerholung haben. Das umgekehrte aber lässt sich wol verstehen. Nachdem Hildr durch ihre grosse liebe mehr in den vordergrund trat, fand ein dichter, dass sie in einen conflict von pflichten geraten war. Sie musste wünschen, die gegner, die ihr beide lieb waren, zu versöhnen. Ihr versuch wird demnach anfänglich auf ihre eigene initiative zurückgeführt worden sein; dass sie eine botschaft von Heðinn bringt, beruht schon auf einer umbildung[1].

1) Hǫgnis antwort auf Heðins friedensvorschlag, er könne sich nicht mit ihm versöhnen, da er sein schwert Dáinsleif schon gezogen habe, ist deutlich jüngeren

Wenn in einer älteren form von SH Hildr Heðinn aus liebe gefolgt war, so war sie ihm freiwillig gefolgt. Damit verträgt sich die nachricht, dass er sie *at herfangi* genommen hatte, nur schlecht. Diese nachricht muss also eine andere herkunft haben. Solange man nur Snorris bericht betrachtet, sind zwei erklärungen möglich: entweder ist der bericht eine reminiscenz an eine ältere sagenform, in der die liebe der jungen leute noch nicht oder weniger hervortrat, oder es ist ein jüngeres motiv. Das liesse sich wie folgt erklären. Durch die hervorhebung von Hilds walkürennatur war das motiv der liebe wider zurückgedrängt. Dass sie ihm freiwillig folgte, hatte diese tradition vergessen. Die erzählung hub damit an, dass Heðinn mit Hildr entfloh. Die worte *at herfangi* enthielten dann eine angabe (Snorris oder seiner quelle) über die art und weise, wie Hildr in Heðins gewalt kam. Diese angabe würde eine in einer älteren quelle entstandene lücke ausfüllen. Doch wird die vergleichung mit dem Sǫrla þáttr uns darüber belehren, dass die worte anders zu verstehen sind, und zwar, wie schon angedeutet, als eine reminiscenz an eine ältere überlieferung.

Die erzählung der Snorra Edda berechtigt nach dem oben ausgeführten zur annahme folgender entwicklungsstufen:

SH 1: Während Hǫgni auf der reise ist, entführt Heðinn seine tochter Hildr. Hǫgni setzt dem räuber nach und holt ihn bei den Orkneyjar ein. Heðinn bietet gold als busse, aber Hǫgni will es nicht annehmen. Es kommt zu einem kampfe, der zwei tage währt. Beide könige fallen. — Ob die erzählung in diesem stadium noch andere züge enthielt, geht aus Snorris bericht nicht hervor.

SH 2: Die entführung wird daraus erklärt, dass die jungen leute einander sehr lieben. Das hat, wol später, die einführung eines versöhnungsversuchs durch Hildr zur folge. Unter dem einfluss dieser neuerung wird, — gewiss viel später — Hǫgnis zweite weigerung dadurch motiviert, dass er schon das schwert Dáinsleif gezogen habe.

SH 3: Die vorstellung von dem überaus heftigen kampfe veranlasst die aufnahme des wandermotivs von dem ewigen kampfe. Die unvollkommene verbindung mit der alten sage verursachte die wunderliche vorstellung, dass die könige abends zu ihren schiffen gehen, dass die toten in der nacht aufstehen, und dass tote und lebende zusammen am Hjaðningavíg beteiligt sind[1].

ursprunges. Ursprünglich verweigert Hǫgni den frieden, weil er den kampf will. Die änderung wird den zweck haben, den inhalt der beiden antworten Hǫgnis (an Hildr und an Heðinn) zu variieren. Vgl. s. 27.

1) Die reihenfolge von SH 2. 3 ergibt sich aus Snorris bericht nicht, wird aber durch andere quellen bestätigt. 4 setzt 3 und 5 4 voraus.

SH 4: Hildr wird mit dem Hjaðningavíg in verbindung gesetzt. Sie erweckt durch ihren zaubergesang die toten.

SH 5: Daraus wird abstrahiert, dass sie walküre ist; sie bezweckt durch die erweckung der toten die fortsetzung des kampfes[1].

SH 6: Daraus folgt weiter, dass sie auch an dem ersten kampf mitschuldig wird. Ihr versöhnungsversuch wird zu einem scheinversuche. Sie wünscht den kampf zwischen vater und liebhaber. Dieser zug findet sich jedoch nicht in Snorris darstellung, obgleich er ihn gekannt hat.

§ 3. Die Ragnarsdrápa.

Das gedicht (citiert nach Gering, Kvæþabrot Braga ens gamla) ist eine quelle und also eine vorstufe von Snorris erzählung. Leider ist es zu fragmentarisch, um die herstellung einer geschichte der überlieferung zu gestatten. Unsere aufgabe ist, zu untersuchen, ob es in irgend einer hinsicht Snorris darstellung oder unserer historischen ausführung widerspricht, und, wenn nicht, ihr ihren platz in der reihe SH 1—6 zuzuweisen. Das verhältnis zu Snorri lässt im voraus vermuten, dass die drápa einen weit fortgeschrittenen standpunkt einnehmen wird.

Hǫgni befindet sich auf seiner flotte (8, 7); das heer geht ans land (11, 5—8).[2] Die feinde begegnen sich also auf schiffen an einer küste; das ist die aus Snorri bekannte situation. Vgl. auch 10, 2. 11: man kämpft am strande wie bei Snorri, nicht auf den schiffen. Hildr geht zu Hǫgni mit einem halsring, der zur sühne dienen soll, aber in hinterlistiger absicht (also SH 6). Daraus lässt sich schliessen, wenn die entwicklung von SH oben richtig ausgeführt worden ist, dass der dichter der Ragnarsdrápa auch das Hjaðningavíg SH 3 gekannt haben muss[3]. Ob er es mitgeteilt hat, wissen wir nicht. Dass Hildr den tod ihres

1) Einer älteren auffassung, derzufolge sie aus einem anderen grunde die toten erweckt, werden wir § 5 begegnen.

2) Welches heer? Aus dem umstand, dass 11, 1—4 von Hilds teilnahme an dem kampfe handelt, wird man ableiten müssen, dass 11, 5—8 von Heðins heer die rede ist. Aus der kenning *Hjarranda hurð* 'schild' darf man das nicht schliessen; die umschreibung steht mit *Herjans hurð, Hǫgna hurð, Hagbarða hurð* u. a. auf einer linie; *hurð* ohne nähere bestimmung ist nicht 'schild'; die stelle lässt sich also nicht zur construction einer abweichenden sagenform, in der dem Hjarrandi eine rolle zufiel, benutzen. Die kenning *Hjarranda hurð* begegnet auch ausserhalb des zusammenhanges der Hildesage, s. Egilsson s. v. — Wenn Hǫgnis heer gemeint sein sollte, so müsste man annehmen, dass Heðinn schon früher ans land gegangen wäre.

3) Um das zu beweisen genügt übrigens das nahe verhältnis der Ragnarsdrápa zu Snorri, wenn man in betracht zieht, dass auch die weiter abstehenden darstellungen des Sǫrla þáttr und Saxos das Hjaðningavíg kennen.

vaters wünscht, geht aus 8, 1—4 nicht hervor (vgl. Panzer s. 158), wol aber, dass sie walküre ist und den kampf herbeizuführen wünscht[1]. Hǫgni weigert sich, das geschenk anzunehmen, wie bei Snorri. Heðins versöhnungsversuch fehlt. Das wird dem fehlen dieser scene auf dem beschriebenen schilde oder der geringen ausführlichkeit des gedichtes, das dann eines der concurrierenden motive beseitigt hat, zuzuschreiben sein. Eine hierauf bezügliche strophe kann auch verloren sein. Wenn nicht, so stammt der zug bei Snorri aus einer vollständigeren quelle, deren darstellung im übrigen der der drápa in allem wesentlichen gleich war. Nicht unwichtig ist 11, 1—4; wenn Gerings erklärung der stelle das richtige trifft, so nimmt Hildr persönlich an dem kampfe teil, — ein weiteres zeugniss für ihre walkürennatur. Snorri, dem überhaupt Hilds verhalten dem vater gegenüber in der drápa unverständlich vorkam (oben s. 9), lässt den zug aus. Dass Hildr *at herfangi* in Hedins gewalt kam, erfahren wir aus der drápa nicht.

Der standpunkt der drápa ist demnach SH 6. Was nicht erzählt wird, kann aus dem fragmentarischen zustande des gedichtes erklärt werden, was bei Snorri fehlt, erklärt sich daraus, dass die auffassung der Hildr als walküre ziemlich jung war und sich mit der übrigen erzählung nicht allzu wol vertrug. Widersprüche zwischen beiden quellen sind, soweit wir zu sehen vermögen, nicht vorhanden.

§ 4. Die darstellung des Sǫrla þáttr.

Die entwicklungsstufen, die sich auf grund des Sǫrla þáttr erkennen lassen, werden als ÞH 1. 2 usw. unterschieden.

Wir untersuchen zunächst den abschnitt der erzählung, der mit Snorris bericht correspondiert. Nach einer einleitung, die von Freyjas ehebruch und dem Brísingamen sowie von der aufstachelung Heðins durch Gǫndul handelt, lautet die geschichte wie folgt: Heðinn, der sohn des königs von Serkland vernimmt [durch Gǫndul, ein dämonisches weib, dem er im walde begegnet,] von einem mächtigen könig in Dänemark, namens Hǫgni, und macht sich auf, ihn zu besuchen. Er will wissen, wer von beiden der tüchtigere held ist. Sie halten einen wettkampf in mehreren fertigkeiten, aus dem sich ergibt, dass sie einander vollständig ebenbürtig sind. Dann schliessen sie miteinander blutsbrüderschaft. Einmal, während Hǫgni sich auf einem kriegszug befindet,

1) Vgl. auch str. 1 die kenning *Hǫgna meyjar hjóll*. Allerdings kann das auch eine anspielung auf die Helgisage sein, aber auch in diesem fall ist es ein zeugnis für die Hildesage (§ 6), obgleich nicht für Hilds walkürennatur.

teilt Hedinn [der zuvor eine zusammenkunft mit Gǫndul hat, die ihn aufhetzt] der Hildr mit, dass er sie zu entführen und ihre mutter auf greuliche weise zu ermorden beabsichtige. Sie macht einwürfe. Sie glaubt, ihr vater werde sie dem freunde geben, sobald er um sie anhalte, und sie versucht, ihn von gewalttaten zurückzuhalten. Aber vergebens. Heðinn vollführt seine absicht; er tötet die königin, [darauf hat er eine neue zusammenkunft mit Gǫndul] und segelt mit Hildr davon. Als Hǫgni heimkehrt, eilt er dem räuber nach und holt ihn bei Háey ein. Heðinn begrüsst Hǫgni freundlich und bietet *sjálfdœmi*; sogar Hildr will er dem vater zurückgeben, sowie ein schiff, das er geraubt hat. Aber Hǫgni behauptet, seine missetat sei zu gross; für die ermordung der königin sei keine sühne möglich, und es müsse gekämpft werden. Ein furchtbares treffen folgt; die toten stehen sofort wider auf und kämpfen mit neuer wut. Aber Hildr sitzt *í einum lundi* und betrachtet die kämpfenden helden. So geht es fort, [bis nach vielen jahren ein krieger Óláf Tryggvassons dem spuk ein ende macht].

Unsere erste aufgabe ist nun zu bestimmen, ob eine sagenform der reihe SH 1—6 der ausgangspunkt dieser erzählung ist. Wir können sofort constatieren, dass SH 3 erreicht ist; — das Hjaðningavíg ist schon angehängt. Daraus werden wir schliessen müssen, dass auch diese tradition die vorstellung, dass die jungen leute einander lieben, gekannt hat. Aus der darstellung des þáttr ist davon nicht viel mehr zu ersehen. Aber wenn aus verwandten traditionen hervorgehen würde, dass diese liebe älter als das Hjaðningavíg ist (§§ 5. 6), so widerspricht der þáttr dieser auffassung auch nicht, denn es sind wie bei Snorri momente da, die die liebe zurückgedrängt haben. Dass Hildr dem Heðinn wol gewogen ist, geht aus der weise, wie sie zu ihm spricht, hervor; sie hat nichts dagegen, seine frau zu werden; nur wünscht sie, dass er als ein friedfertiger liebhaber sich melde.

Aber die standpunkte SH 4. 5. 6 sind noch nicht erreicht. Hildr ist an der erweckung der toten so unschuldig wie an dem ausbruch der feindseligkeiten. Während des kampfes sitzt sie ruhig in einem haine und sieht zu. Auch ihr versöhnungsversuch fehlt noch, während Heðins älterer versuch, frieden zu schliessen, freilich ohne die antwort, die in Snorris darstellung die folge des vorhandenseins zweier versöhnungsversuche ist, richtig erhalten ist. Mit Snorris bericht, dass Heðinn Hildr *at herfangi* erbeutet, lässt sich vergleichen, dass Hǫgni im þáttr den ausdruck benutzt: *at þú hefðir hertekit Hildi.* Daraus lernen wir, dass wir kein recht haben, Snorris *at herfangi* für eine

junge erklärung (etwa SH 7) zu halten; es ist ein alter zug, der auf dem standpunkte SH 3 (der = ÞH 1 ist) schon vorhanden war. Da er nun aber nicht in SH 2, der die liebe der Hildr in den vordergrund rückt, entwickelt sein kann, muss er schon aus SH 1 stammen. Allerdings enthält ÞH einen anderen zug, der sich ebensowenig wie die liebe mit dem gewaltsamen raube verträgt. Heðinn ist früher zu Hǫgni gekommen und hat mit ihm freundschaft geschlossen. Ist das eine erfindung von ÞH? Das lässt sich kaum annehmen. Denn wie wir unten sehen werden, setzen alle neuerungen in den verschiedenen gliedern der reihe ÞH 1. 2 usw. diese freundschaft voraus. Sie muss demnach wenigstens zu dem ältesten bestande von ÞH gehören. Aber was konnte wol auf der stufe SH 3, von der die reihe ÞH ausgeht, zu der einführung eines solchen heterogenen elementes in die überlieferung anlass geben? Erklärt wird durch die freundschaft nichts; wol aber entsteht dadurch die grosse schwierigkeit, dass Heðinn die frau entführt, die er von dem freunde leichten kaufes hätte erlangen können; die mühe, die es den späteren bearbeitern gekostet, dieses betragen Heðins zu erklären (s. unten), lehrt zur genüge, dass sie diese freundschaft nicht eingeführt haben würden, wenn sie sie nicht in ihrer quelle vorgefunden hätten. Wir werden demnach schliessen müssen, dass auch die freundschaft zwischen Heðinn und Hǫgni schon in den älteren versionen von SH vorhanden war. Wenn das richtig ist, so hat eine version von SH, die jünger als SH 3 sein muss, diese freundschaft ausgelassen, eben weil sie sich mit dem gewaltsamen raube nicht vertrug.

Es ergibt sich daraus, dass der gewaltsame raub und die frühere freundschaft der gegner beide aus SH 1 stammen. Es sind concurrierende motive, deren verhältnis im folgenden zu untersuchen sein wird. Hier wird eine andere version die entscheidung über die priorität bringen müssen. Vorläufig setzen wir hier ein fragezeichen.

ÞH geht also von SH 3 aus; SH 3 aber war ausführlicher, als aus Snorris bericht zu ersehen ist. Welche entwicklung hat aber ÞH durchgemacht?

Zunächst ist auf die angliederung des Hjaðningavíg zu achten. Die unvollkommene angliederung, die sich noch bei Snorri zeigt, erweckte anstoß und veranlaßte eine neubearbeitung. Die reste der zweitägigen schlacht wurden entfernt. Nicht länger kehren die könige abends zu ihren schiffen zurück, und nicht länger stehen die toten in der nacht auf, um am folgenden tage den kampf fortzusetzen; nein, — jetzt steht jeder erschlagene sofort wider auf und kämpft weiter. Da auf diese weise bald ein jeder wol einmal gefallen ist, kommt es zu einem

wirklichen geisterkampf, der tag und nacht, — freilich nicht wie die meisten geisterkämpfe bloss während der nacht, — fortdauert. Für Hilds verhalten während des kampfes ist nicht viel getan. Die mitteilung, dass sie zusah, sieht sehr alt aus; sie wird aus der zeit vor der aufnahme des Hjaðningaél stammen, als die frau tatsächlich noch nichts anderes zu tun hatte, als zuzusehen und den ausgang des kampfes abzuwarten. Aber jetzt wird ihre position so ziemlich unmöglich; nach vielen — nach einer handschrift 123 — jahren sitzt sie noch so, als hätten auch die lebenden das ewige leben.[1]

Die wichtigsten änderungen in ÞH sind jedoch durch die erwägung hervorgerufen, dass es doch wunderlich sei, dass der raub der Hildr einen so wütenden kampf veranlasst haben sollte. Freilich wäre es besser gewesen, wenn Heðinn beim vater um seine tochter angehalten hätte, aber Heðinn und Hǫgni waren doch blutsbrüder; der vater konnte gegen die verheiratung seiner tochter an den freund keine schwer wiegenden bedenken haben. Wie konnte er eine etwas voreilige besitzergreifung des mädchens so übel nehmen, dass von einer sühne nicht die rede sein konnte? Um Hǫgnis unversöhnlichkeit zu erklären, ist ein neues motiv eingeführt worden: die ermordung der königin. Dass das der einzige zweck dieses neuen zuges ist, geht aus der darstellung noch sehr klar hervor; Hǫgni selbst spricht es aus: *ek hefði gipt þér Hildi, ef þú hefðir hennar beðit; nú þó ok, at þú hefðir hertekit Hildi, þá mætti vit þó sættaz fyri þat; en nú er þú hefir gørt svá mikit úverkan, at þú hefir níðst á dróttningu ok drepit hana, er engi vón á, at ek vill sættum taka; skulu vér ok reyna þegar í stað, hvorir stærst kunna at hǫggva.* Es ist wol unmöglich, eine deutlichere sprache zu reden.

Damit ist freilich Hǫgnis zorn genügend erklärt, aber die psychologische unklarheit ist in Heðins charakter hineingetragen. Er beträgt sich geradezu wie ein wahnwitziger. Er weiss, — Hildr hält es ihm sogar im letzten augenblick vor, — dass er nur um die frau anzuhalten braucht, um sie zu bekommen; nichtsdestoweniger zieht er es vor, nicht nur die tochter seines freundes zu rauben, sondern auch die frau des freundes, die mutter der geliebten, auf greuliche weise umzubringen. Die frage konnte nicht ausbleiben, was denn Heðinn zu einer so verzweifelten handlung veranlasst habe. Darauf lautet die antwort: Heðinn war tatsächlich, als er die königin ermordete und mit der tochter davonreiste, nicht zurechnungsfähig; er handelte unter dem banne eines

1) Was vor der aufnahme der Hjaðningavíg aus ihr ward, nachdem ihr vater und ihr liebhaber gefallen waren, lässt sich nicht mehr ermitteln.

zauberischen wesens, das ihn betört hatte. Die frucht dieser erwägungen ist die aufnahme Gǫnduls in die geschichte. Dass diese Heðinn den üblichen zaubertrank darreicht, ist im späteren stil solcher erzählungen; die ursprüngliche vorstellung wird gewesen sein, dass sie ihn betört hatte, sodass er blind ihrem willen folgen musste, wie dieser gedanke auch noch an mehreren stellen, namentlich bei der ersten begegnung mit Gǫndul (s. 398) hervortritt. Hier ist von einem zaubertrank nicht die rede; Gǫndul fordert Heðinn auf, Hǫgni aufzusuchen, und ohne zögern erklärt er sich dazu bereit. Und auch bei der zweiten begegnung wird die von ihr ausgehende sinnesbetörung stark hervorgehoben (s. 400): *þar sá hann sitja konu á stóli, þá sǫmu, er hann sá fyrr á Serklandi, ok leizt honum, sem hun væri nú alt fegri en fyrr.* Bei der dritten begegnung schläft er ein, während sein haupt in ihrem schosse ruht.

Gǫndul ist demnach ein dämonisches weib, eine elbin, deren beruf es ist, menschen zu berücken und dadurch ins verderben zu stürzen. Die nordische phantasie hat sie nach ihrer gewohnheit — wie andere übernatürliche frauen, z. B. Brynhild — zu einer walküre ausgestaltet. Aber sehr entwickelt ist ihre walkürennatur nicht; im grunde wird diese nur aus ihrem namen ersichtlich. Der name aber bot die gelegenheit zu einer neuen anknüpfung.

Nach den motiven der Gǫndul zu forschen, liegt ausserhalb des gebietes der rein menschlich-psychologischen dichtung. Gǫndul ist ein dämon; ihr eingreifen in die menschlichen geschicke ist ein hebel der handlung; was sie selbst bewogen haben mag, gehört zur dämonologie. Mancher dichter und erzähler dürfte auch hier halt gemacht haben. Aber die grenzen zwischen dem erforschbaren und dem mystischen sind fliessend, und die altnordische poesie überschreitet oft die grenze des rein menschlichen. Zwar lässt sie häufig götter in das geschick der menschen eingreifen, ohne dass man den grund erfährt, — wie z. b. Óðinn in das geschick der Vǫlsunge eingreift, — aber sie ist auch im himmel zu hause und kennt die schwächen der himmlischen. Dennoch sieht es danach aus, als gehöre die geschichte, die Gǫnduls eingreifen in Heðins geschick motivieren soll, nicht mehr ins gebiet der dichtung, sondern in das der romantischen sǫgur. Sie ist mit der übrigen erzählung so äußerlich verbunden, und so wenig kunst ist auf sie verwendet worden, dass man hier eher an einen sagaschreiber der decadenzzeit als an einen dichter heroischer poesie denken wird. Die geschichte von dem halsband, das Freyja durch buhlschaft erwirbt und das ihr von Loki gestohlen wird, ist weder eine erfindung

des sagaschreibers noch seiner directen quelle. Das beweisen die anspielungen auf dieselbe oder eine ähnliche geschichte, die sich in der litteratur zerstreut finden. Von Freyjas buhlschaft wegen eines kleinods weiss auch Saxo, der nur Frigg an Freyjas stelle setzt, und Loki als räuber des Brísingamen ist dem dichter Ulfr Uggason bekannt. Zwar ist eine ältere gestalt der erzählung nicht überliefert, und es würde daher einer speciellen untersuchung bedürfen, die von unserem thema weit abführen würde, um zu entscheiden, was in dieser erzählung das eigentum derjenigen quelle ist, in der die verbindung mit der Hildesage zu stande kam. Aber abgesehen davon lässt es sich leicht nachweisen, dass diese verbindung selbst eine ganz willkürliche ist. Gǫndul wird einfach mit Freyja identificiert. Der zweck ist, wie schon gesagt, Gǫnduls verfahren zu motivieren, zugleich aber das Hjaðningavíg auf Óðins initiative zurückzuführen. Aber die episode von dem halsband steht in der saga noch durch eine ganz fremde erzählung von der geschichte von Gǫndul getrennt. Dass Freyja gleich Gǫndul ist, sagt der verfasser nicht in klaren worten, aber es geht daraus hervor, dass sie das ausführt, was Freyja dem Óðinn versprochen. Freyja verspricht zu bewirken, dass zwei könige so lange kämpfen, bis ein christ dem spuk ein ende machen werde. Bei ihrer dritten zusammenkunft aber sagt Gǫndul, als Heðinn in ihrem schosse eingeschlafen ist: *nú vígi ek þik undir ǫll þau atkvæði ok skildaga, sem Óðinn fyrir mælti, ok ykkr Hǫgna báða ok alt lið ykkart.* Diese stelle gehört also demselben bearbeiter an, der die halsbandgeschichte aufgenommen hat. Es fällt auf, dass diese dritte begegnung sich gerade so schlecht, ja schlechter in den zusammenhang fügt als die halsbandgeschichte.[1] Nachdem Heðinn auf Gǫnduls rat Hildr geraubt, sein schiff zu wasser gebracht, die königin getötet und selbst sich an bord begeben hat, bekommt er, *er hann er albúinn,* auf einmal lust widerum ans land zu gehen. Dann folgt die zusammenkunft, in der Gǫndul ihn dem Óðinn weiht, und darauf erwacht Heðinn, geht von neuem auf sein schiff und reist ab. Heðinn läuft also in dem augenblick, wo eile not tut, von dem schiffe fort und an bord zurück, bloss damit Gǫndul die gelegenheit habe, ihren fluch auszusprechen. Für die handlung ist das gar nicht notwendig, denn er hat schon alles getan, wozu Gǫndul ihn verführt hat.

Es ergibt sich, dass nicht nur Óðins sondern auch Gǫnduls beziehung zu dem Hjaðningavíg sehr jung ist. Anfänglich ist Gǫndul

1) Die unmöglichkeit dieses auftritts hat auch Panzer eingesehen (s. 167); aber er zieht daraus andere schlüsse.

nichts anderes als Heðins böser dämon. Sie lockt den helden ins verderben, aber dass die feindschaft zwischen ihrem opfer und Hǫgni in eine ewige schlacht ausklingen wird, davon hat sie ebensowenig eine ahnung wie er. Der verfasser des Sǫrla þáttr (oder der bearbeiter der uns vorliegenden fassung) hat sie zunächst mit der ehebrecherischen Freyja identificiert und sie dann die helden dem Óðinn weihen lassen. So führt er durch Gǫndul, die schon zu der überlieferung gehörte, und Freyja, die er neu einführt, das Hjaðningavíg auf Óðinn zurück.

Bei Heðins dritter begegnung mit Gǫndul wird erzählt, dass Gǫndul Heðinn einen becher zu trinken gab, der ihm die erinnerung an das vergangene widergeben sollte. Dieser becher soll mit dem vergessenheitstrank correspondieren, den sie ihm bei der zweiten begegnung darreicht. Da der zweite zaubertrank von dem verfasser der halsbandgeschichte herrührt, erhebt sich die frage, was von dem ersten zu halten ist. Schon oben s. 16 wurde die vermutung ausgesprochen, dass dieser trank nicht alt ist, dass Heðinn ursprünglich durch Gǫnduls sinnliche erscheinung betört wurde. Es ist daher sehr wol möglich, dass auch der erste zaubertrank von demselben verfasser wie der zweite herrührt. Es wird gesagt, dass Heðinn, als er ihn ausgetrunken hatte, sich an nichts von dem, was früher geschehen war, erinnerte. Aber diese behauptung wird durch die folgende erzählung direct verleugnet. Heðinn weiss alles; er antwortet Gǫndul, die ihn zu der missetat aufstachelt, Hǫgni werde ihm ja seine tochter geben, sobald er es verlange. Erst als sie behauptet, dass seine ehre dadurch einbusse erleiden werde, entschliesst er sich zu der tat. Es ist also nicht die erinnerung, sondern der wille, den Gǫndul ihm geraubt hat.

Anderseits ist die möglichkeit nicht zu leugnen, dass der trank schon früher, sei es auch nicht von anfang an, bei der betörung Heðins eine rolle spielte und anfänglich ein plastisches bild für seine vergewaltigung durch Gǫndul war. Dafür dürfte sprechen, dass der parallelismus zwischen den beiden tränken nicht so consequent durchgeführt ist, als man erwarten würde, wenn beide der phantasie éines verfassers entsprungen wären. Auffällig ist es, dass Heðinn zwar nach dem genuss des zweiten, aber nicht nach dem des ersten zaubertrankes einschläft. Hier heisst es nur (s. 400): *en er hann hafði drukkit, brá honum mjǫk undarliga við*. Es ist nicht unmöglich, dass diese worte relativ alt sind. Das unmittelbar folgende *þríat hann mundi ongvan hlut, þann sem áðr hafði yfirgengit* ist nach dem oben gesagten jedesfalls dem jüngsten bearbeiter zuzuweisen.

Dieser bearbeiter kann und wird auch wol derselbe sein, der die erlösung der kämpfer durch Óláfr Tryggvason hinzugedichtet hat. Er weist auch in der vorgeschichte auf diesen ausgang hin. Die vorgeschichte und der schluss sind die einzigen teile der erzählung, die einen grossen mangel an einsicht in die weise, in der in der alten poesie übernatürliche mächte in die geschicke der menschen eingreifen, kund werden lassen. Dass der verfasser ein christ war, geht aus dem schlusse deutlich hervor[1]; diese partien sind wol nicht älter als das 14. jahrhundert. Die aufstachelung durch Gǫndul aber wird bedeutend älter als der þáttr sein; nichts widerspricht der möglichen, freilich auch nicht beweisbaren annahme, dass sie der poetischen tradition angehört.[2]

Auf grund obiger ausführungen lässt sich für ÞH die folgende entwicklungsreihe aufstellen:

ÞH 1 = SH 3: Heðinn und Hǫgni sind freunde. Während Hǫgni auf einer heerfahrt begriffen ist, raubt Heðinn Hildr, die ihm ohne widerstreben folgt. Verfolgung. Begegnung bei Háey. Heðinn bietet eine *sætt*, die Hǫgni zurückweist. Zweitägiger kampf. Hjaðningaél. Hildr sieht dem kampfe zu.

ÞH 2: Diverse änderungen, deren relative chronologische folge sich nicht bestimmen lässt. Hǫgnis zorn wird aus der ermordung der mutter, die als neuer zug eingefügt wird, erklärt. Heðinn bietet nun sogar — aber vergebens — an, das mädchen zurückzugeben. Vereinfachung des zweitägigen kampfes und umbildung des Hjaðningaél; die toten stehen sofort wider auf.

ÞH 3: Heðins betragen der mutter und der tochter gegenüber wird der aufstachelung durch eine dämonische frau, die ihn betört, zugeschrieben. Vielleicht gab sie ihm in jüngerer tradition auch einen becher zu trinken. Der anfang einer auffassung dieser frau als walküre zeigt sich in dem namen Gǫndul.

ÞH 4: Diese Gǫndul wird vorgestellt als ein werkzeug Óðins, der könige zu einem ewigen kampfe anzureizen wünscht. Gǫndul wird mit Freyja identificiert. Aufnahme der halsbandgeschichte und des versöhnenden schlusses. Dies alles wahrscheinlich in junger schriftlicher prosaischer tradition.

1) Dass er ein mönch war, wie Panzer behauptet, folgt daraus keineswegs. Von einem fanatismus wider das heidentum kann ich keine spur entdecken, wol aber von einem rohen geschmack, dem es nicht gelingt, die geschichte von dem ehebruch in eleganter weise zu erzählen.

2) Sehr unkritisch scheint mir Panzers verfahren, wo er die geschichte von Freyja und die von Gǫndul einem und demselben — späten — verfasser zuweist.

§ 5. Saxos darstellung.

a) Hithinus kommt zu Frotho. 'Später' verlieben sich ineinander Hilda, die tochter des Jütenkönigs Hǫgni, und Hithinus, und zwar bevor sie einander gesehen haben. Als sie sich erblicken, können sie kein auge voneinander abwenden.

b) Hithinus und Hoginus gehen auf einen gemeinschaftlichen raubzug, 'denn (sic) Hoginus wusste nicht, dass Hithinus seine tochter liebte'. Beschreibung des äusseren der beiden helden.

c) Hoginus verlobt Hithinus seine tochter. Die männer schwören, einander zu rächen.

d) Hithinus wird beschuldigt, dass er die tochter des Hoginus vor der hochzeit entehrt habe. Hoginus greift Hithinus mit schiffen an der slavischen küste an und wird zurückgeschlagen. Frotho versucht vergeblich, eine versöhnung zustande zu bringen. Hoginus fordert allzuheftig seine tochter zurück. Es kommt zu einem zweikampf, in dem Hoginus siegt und seinen feind schont.

e) Nach sieben jahren kämpfen Hithinus und Hoginus auf Hithinsø und fallen beide. Hilda liebt ihren mann so sehr, dass man erzählt, sie habe in der nacht durch zauberlieder die gefallenen erweckt, um den kampf fortzusetzen.

Dass hier zwei überlieferungen miteinander contaminiert sind, leuchtet ein und wird auch seit Olrik (s. unten) allgemein anerkannt. Zweimal ist von Hithinus verhältnis zu Hilda die rede. Zweimal — sogar dreimal — wird gekämpft. Die schwierigkeit aber liegt in der frage, wie die überlieferungen zu trennen sind.

Olrik, Saxo II, 191–196 verteilt die züge zwischen eine von ihm angenommene dänische und eine isländische quelle.

Dänisch ist nach ihm das folgende: 1. Hilda und Hithinus können kein auge voneinander abwenden. 2. der blutsbruderbund dient zur befestigung der verschwägerung. 3. die beschuldigung wider Heðinn. 4. die localisierung auf Hithinsø.

Isländisch ist nach Olrik: 1. dass Hithinus in Norwegen, Hoginus in Dänemark könig ist (eine dänische quelle '[illegible]' kennt Heðinn als dänischen könig). 2. das schliessen des blutsbruderbundes. Die erste seeschlacht und den zweikampf hält O. für ereignisse, die ursprünglich der freundschaftlichen verbindung vorangiengen; er vergleicht sie mit einem ähnlichen kampf, der im Sorla þáttr zu der freundschaft zwischen Hogni und Sorli (nicht Heðinn) führt. 3. die aufweckung der toten.

Zunächst ist etwas über die unterscheidung zwischen einer dänischen und einer isländischen quelle zu sagen. Ich leugne noch nicht die möglichkeit, dass Saxo eine isländische und eine dänische quelle benutzt hat, obgleich das eine allgemeine hypothese ist, deren richtigkeit für jeden einzelnen fall einer besonderen untersuchung bedarf. Auch würde ich, wenn ich von einer dänischen und einer isländischen quelle redete, dieselbe quelle dänisch resp. isländisch nennen, die Olrik so nennt. Aber von der consequenz, dass die sagenform, die Olrik die isländische nennt, auf Island entstanden oder etwa zu Saxos zeit nur auf Island bekannt gewesen sei, muss ich abstand nehmen. Wir werden spuren dieser sagenform in grosser entfernung von Island begegnen; im altertum muss sie auch in Dänemark bekannt gewesen sein. Dass die andere form ausschliesslich dänisch sei, glaube ich eher, zumal da sie die älteste zu sein scheint, und die sage sich gewiss von Dänemark aus über den skandinavischen norden verbreitet hat. Aus diesen gründen nenne ich die form, die bei Olrik die dänische heisst, Saxo H I, kürzer Saxo I, die andere Saxo H II (Saxo II).

Wenn Olrik recht hat, so muss Saxo I wie folgt gelautet haben: Heðinn kommt zu Hǫgni. Die jungen leute verlieben sich sofort ineinander. Hǫgni gibt seine zustimmung zu der ehe. Bei der verlobung schliessen die männer blutsbrüderschaft. (Da nach Olrik die blutsbrüderschaft zur befestigung der verschwägerung dient, so muss auch I die blutsbrüderschaft, die Olrik übrigens auf die seite von II stellt, gekannt haben.) Darauf wird die ehe geschlossen (denn Hǫgni verlangt ja später seine tochter zurück; da sie aber nicht entführt worden ist, so muss die ehe zu stande gekommen sein). Dann folgt die falsche anklage wider Heðinn, darauf der kampf auf Heðinsey, dessen ausgang nicht bekannt ist, aber ohne totenerweckung.

Für Saxo II bleibt bei Olriks auffassung eine erzählung übrig, die mit den darstellungen Snorris und des þáttr eine ziemlich grosse ähnlichkeit hat, aber sehr unvollständig ist. Erst ein kampf, sogar zwei, — ein massenkampf an der slavischen küste und ein zweikampf in Frothos gegenwart, — worauf das schliessen des freundschaftsbündnisses folgt, — was nicht mit der freundschaft zwischen Hǫgni und Heðinn im þáttr, sondern zwischen Hǫgni und Sǫrli verglichen wird. Über den grund der feindschaft geht dann aus der überlieferung nichts hervor; man muss das nach den isländischen quellen ergänzen. Zum schluss ein kampf, der wol ursprünglich auf den Orkneyjar stattfand, aber unter dem einfluss von Saxo I nach Hithinsø verlegt worden ist; endlich die auferweckung der toten durch Hildr und das Hjaðningavíg.

Diese auffassung des verhältnisses der quellen von Saxo erregt verschiedene schwere bedenken. Ich gehe zunächst auf die beiden zusammengehörenden kämpfe, den an der slavischen küste und den in Fróðis gegenwart ein. Dass diese kämpfe die alte einleitung des freundschaftsbündnisses repräsentieren sollten, ist nichts weniger als wahrscheinlich. Zunächst ist es im Sǫrla þáttr nicht Heðinn sondern Sǫrli, mit dem Hǫgni kämpft, ehe er mit ihm freundschaft schliesst. Aber diese geschichte hat, noch abgesehen von dem unterschied in den namen, mit der erzählung bei Saxo nicht die geringste ähnlichkeit. Bei Saxo zuerst eine seeschlacht, in der Hǫgni geschlagen wird, darauf ein zweikampf, in dem er positiv siegt; im þáttr nur eine seeschlacht, die unentschieden bleibt, worauf die gegner sich entschliessen, von nun an ihre streitkräfte zu vereinigen. Dass dies in romantischen sǫgur ein ganz gewöhnliches motiv ist, hat Olrik selbst gesehen, vgl. z. b. den kampf zwischen Ǫrvar-Oddr und Hjálmarr. Das müsste also das primäre sein. Aber wie sich daraus die beiden kämpfe bei Saxo ableiten lassen, ist schwer zu verstehen. Mich dünkt, wenn der kampf zwischen Sǫrli und Hǫgni im Sǫrla þáttr mit der Hildesage in irgend einem zusammenhang steht, was sich freilich mit recht anzweifeln lässt, so kann man ihn nur mit den in demselben þáttr überlieferten wettkämpfen zwischen Hǫgni und Heðinn zusammenstellen. Jener kampf ist etwas ernsthafter als dieser, aber der zweck der beiden erzählungen ist derselbe: es soll gezeigt werden, dass die helden einander die wage halten. Welche der beiden darstellungen die ältere ist, ergibt sich aus ihrem inhalte nicht; für die zweite spricht, dass hier Heðinn tatsächlich auftritt. Ein grund, diesen kampf oder wettkampf für sehr alt anzusehen, ist nicht vorhanden; die geschichte hat ihren ausgangspunkt in dem alten kampf am schluss der erzählung; man wollte die helden, die sich auch im letzten kampf einander gewachsen zeigen sollten, einmal im voraus miteinander vergleichen. Der wettkampf ist eine art symbolische vorwegnahme des ausganges.

Olrik muss auch der überlieferung keine geringe gewalt antun, um diese geschichte mit jenen kämpfen bei Saxo auf éine linie stellen zu können. Während Saxo ausdrücklich sagt, dass die veranlassung zu den kämpfen in Heðins verhältnis zu Hildr zu suchen ist, und dass Hǫgni noch vor dem zweikampf seine tochter zurückfordert, steht der kampf, mit dem Olrik Saxos bericht vergleicht, am anfang der erzählung und leitet die freundschaft ein.

Wenn man nun darüber einig ist, — und Olrik ist der erste, der darauf aufmerksam gemacht hat, — dass Saxo zwei darstellungen der

Hildesage combiniert hat, so ist es gewiss weit natürlicher, dass die beiden grossen kämpfe, die er mitteilt, — wobei der erste kampf an der slavischen küste und der zweikampf für éinen gelten, — nichts anderes sind als die ernsthaften kämpfe, die in den beiden von Saxo benutzten versionen den hauptinhalt der erzählung bilden. Zu beachten ist, dass beide in derselben gegend, an der pommerschen küste, ausgefochten werden; — nur ist die schlussscene des ersten kampfes nach einem anderen orte und auf einen späteren zeitpunkt verschoben, eine folge von Frothos eingreifen in die begebenheiten. Da nun auf diesen aus zwei teilen bestehenden kampf ein zweiter kampf nach einer abweichenden quelle folgen musste, ist dem ersten eine glückliche wendung gegeben: Hǫgni schont den besiegten gegner, — ein ausgang, der sich von dem heftigen anfang in wunderlicher weise abhebt und sich selbst genügend kritisiert. Wie der ausgang dieses kampfes in der quelle war, lässt sich vorläufig nicht entscheiden. Aus Hǫgnis sieg im zweikampf könnte man schliessen, dass Heðinn fiel, aber demgegenüber ist zu beachten, dass Hǫgni an der slavischen küste die niederlage erleidet. Das dürfte auf den untergang der beiden helden deuten. Das nähere unten s. 25.

Aus der spaltung des kampfes in eine seeschlacht und einen darauf folgenden zweikampf lässt sich schliessen, dass diese version einen zweitägigen kampf kannte, wie ein solcher auch noch in Snorris erzählung durchblickt.

Eine andere schwierigkeit, zu der Olriks teilung führt, liegt in der ursache der feindschaft. Saxo kennt nur éine veranlassung, die in der form, in der sie mitgeteilt wird, zwar unmöglich ist, aber doch auf den richtigen weg führt. Es knüpft sich daran die frage, zu welcher der beiden quellen diese veranlassung gehört. Nach Olrik gehört sie zu Saxo I, und zwar in der form, in der sie überliefert ist. Für Saxo II muss man dann eine ergänzung bei Snorri oder im Sǫrla þáttr suchen. Aber der von Saxo mitgeteilte grund ist in Saxo I sehr schlecht am platze. Hǫgni und Heðinn schliessen freundschaft; Hǫgni stimmt in die ehe zwischen seinem freunde und seiner tochter ein. Das ehebündnis kommt zu stande. Erst darauf entsteht die heftigste feindschaft aus anlass einer beschuldigung, dass Heðinn schon vor der hochzeit mit seiner braut verkehrt habe. Wäre die anklage noch vor der eheschliessung erhoben, so wäre wenigstens ein gewisser grund zu Hǫgnis zorn vorhanden. Aber das ist unmöglich; denn da die anklage, wie Saxo erzählt, falsch ist, hat Heðinn mit Hildr nicht vorzeitig verkehrt, viel weniger sie entführt; sie ist also bis zu

dem hochzeitstage in der obhut ihres vaters geblieben. Aber wie ist es dann möglich, daß Hǫgni sie zurückfordert? Die frau, die er selbst dem Heðinn gegeben hat, sollte er unerbittlich zurückfordern, aus dem einzigen grunde, weil eine vermutung in ihm aufgestiegen ist, das, was mit seiner zustimmung geschehen ist, dürfte vielleicht schon etwas früher geschehen sein, als es sich geziemte! Das ist doch gewiss für alte heldenpoesie allzu subtil.

Auch diese schwierigkeit wird vollständig gelöst, wenn wir die falsche anklage auf das zurückführen, was sie tatsächlich ist, die mache jenes mannes, der die beiden traditionen verbunden hat. Éine tradition erzählte, dass Heðinn Hildr von Hǫgni zur frau bekam, später aber mit seinem schwiegervater sich entzweite, die andere, dass Heðinn Hildr raubte und dadurch mit ihrem vater in krieg geriet. Nur aus dem raube, nicht aus einer falschen anklage nach der hochzeit lässt es sich erklären, dass Hǫgni seine tochter zurückfordert. Aber der contaminator, der erst erzählte, dass Heðinn Hildr zur frau bekam, konnte darauf nicht folgen lassen, dass er sie raubte. Der raub, der durch eine entehrung ersetzt wird, ist, wie es sich versteht, in seinen augen eine lüge, eine erdichtung böser leute.

Nun ist es auch klar, wo der platz der beiden vorstellungen ist. Der raub ist aus isländischen quellen bekannt; er gehört also zu Saxo II. Saxo I hingegen weiss von dem raube nichts; diese quelle nennt für die entzweiung, die auf die hochzeit folgt, keinen grund.

Sodann die unwiderstehliche liebe der jungen leute. Auch diese hat Olrik auf die seite von Saxo I gestellt. Aber es dürfte einleuchten, dass sie mit der entführung zusammenhängt. Und auch hier bestätigen die isländischen quellen unsere auffassung. Auch Snorris tradition hat, wie wir gesehen haben, ein entwicklungsstadium durchgemacht, in dem diese liebe sehr in den vordergrund trat (SH 2). In Saxo I hingegen ist diese liebe viel weniger am platze. Wenn hier steht: 'Hǫgni verlobte seine tochter dem Heðinn, und sie schwuren, einander zu rächen', so sieht das vielmehr danach aus, dass die freundschaft der männer das primäre sei; die blutsbrüderschaft dient nicht dazu, wie Olrik annimmt, die ehe, sondern die ehe, um die freundschaft zu befestigen, wie das auch eine alte sitte ist, dass ehen zur befestigung von bündnissen geschlossen werden,[1] — nicht aber umgekehrt.

Kehren wir zu den kämpfen zurück, so ist es auch hier wol klar, auf welche seite ein jeder von diesen zu stellen ist. Der erste kampf wird wegen der Hildr gekämpft, wie man bei Saxo II erwarten würde,

1) Vgl. z. b. die ehe zwischen Ingeld und Fréawaru (Beow. 2026 fg.).

und wie die isländischen quellen erzählen. Hier finden sich die spuren eines zweitägigen kampfes wie dort. Und hier findet sich ein vergeblicher versöhnungsversuch wie dort. Über den zweiten kampf lesen wir nur, dass die helden sieben jahre später (nach dem kampfe aus Saxo II; wenn die sieben jahre aus der quelle stammen, so muss die meinung sein: sieben jahre nach der hochzeit) eine schlacht begannen und beide ihren wunden erlagen. Also gehört der erste kampf zu Saxo II, der zweite zu Saxo I. Hier findet sich auch die localisierung auf Heðinsø. Grosses gewicht kann man freilich darauf nicht legen, da auch der erste kampf an der pommerschen küste localisiert ist. Wahrscheinlich (vgl. s. 28 anm.) ist diese localisierung für Saxo II secundär; eine reminiscenz an die localisierung der isländischen quellen könnte man darin erblicken, dass die helden zusammen auf den Orkneyjar siege erfechten.

Das Hjaðningavíg wird aus II stammen. Da der kampf aus II wegen der verbindung mit I einen versöhnenden ausgang erhielt, war hier für das Hjaðningavíg kein platz; es wurde daher an den schluss des ganzen versetzt. Dass es zu Saxo II gehört, wird schon dadurch bewiesen, dass es Hildr ist, die die toten erweckt. Wir erkennen darin eine sehr weit vorgeschrittene form von SH wieder. (Über abweichungen von Snorris darstellung s. unten s. 27). Aus dem Hjaðningavíg geht ferner hervor, was oben s. 23 unentschieden bleiben musste, wie der ausgang von Saxo II war. Beide helden fallen, — eine unumgängliche bedingung für die aufnahme des Hjaðningavíg.

Um zu einer richtigen vorstellung davon zu gelangen, was jeder der beiden darstellungen angehört, brauchen wir sie nur einander gegenüber zu stellen. Die verbindenden zwischenglieder stellen wir zwischen I und II; das wenige, was fehlt, fügen wir zwischen klammern hinzu. Es zeigt sich dann, dass jede der beiden redactionen ihre ursprüngliche reihenfolge bewahrt hat, und ferner, dass nur das fortgelassen ist, was bei der verbindung notwendig ausfallen musste. Saxos reihenfolge kann absolut gewahrt bleiben.

Saxo I.	Eigentum des bearbeiters.	Saxo II.
	Hithinus kommt zu Frotho. Später	verlieben sich ineinander Hilda, die tochter dss Jütenkönigs Hoginus, und Hithinus, und zwar bevor sie einander gesehen haben. Als sie einander sehen, können sie kein auge voneinander abwenden.

Saxo I.	Eigentum des bearbeiters.	Saxo II.
Hithinus und Hoginus gehen auf einen gemeinschaftlichen raubzug,	denn Hoginus wusste nicht, dass Hithinus seine tochter liebte.	
Beschreibung des äusseren der beiden helden. Hoginus verlobt Hithinus seine tochter. Die männer schwören, einander zu rächen. (Die ehe wird geschlossen).	Hithinus wird beschuldigt,	dass er die tochter des Hoginus vor der hochzeit entehrt habe (d. h. er hat sie geraubt). Hoginus greift Hithinus an der slavischen küste an
	und wird zurückgeschlagen. Frothos	Ein versöhnungsversuch misslingt. Hoginus fordert allzuheftig seine tochter zurück. Es kommt (am zweiten tage der schlacht) zu einem zweikampf, (in dem beide fallen).
	in dem Hoginus siegt und den gegner schont.	
Nach sieben jahren kämpfen Hithinus und Hoginus auf Hithinsø und fallen beide.		
		Hilda liebt ihren mann so sehr, dass man erzählt, sie habe in der nacht durch zauberlieder die gefallenen erweckt, um den kampf fortzusetzen.

Wir versuchen nun, den beiden oben erkannten versionen ihren platz in der überlieferung anzuweisen. Es ergibt sich sofort, dass Saxo II auf dem standpunkte SH 4 steht. Die erzählung ist demnach eine vorstufe von Bragi und Snorri; sie ergänzt Snorris darstellung an mehr als éiner stelle. Sie hat die reihe SH 1—4 durchlaufen und deutlichere spuren der verschiedenen stadien bewahrt als Snorri. In dem gerüste der erzählung erkennen wir SH 1 wider: die tochter wird entführt; der vater kämpft mit dem räuber. Auch Heðins versöhnungsversuch fehlt nicht. Aber wenn wir aus Snorri erfahren, was Heðinn bietet, so geht aus Saxo II hervor, was Hǫgni fordert; er will seine tochter ausgeliefert haben, und auf grund dieses gegensatzes werden

die unterhandlungen abgebrochen. Saxo II bestätigt also die s. 9 anm. ausgesprochene vermutung, dass die bemerkung Hǫgnis, er habe schon das schwert Dáinsleif gezogen, jüngeren datums ist.[1] Eine andere abweichung ist, dass in Saxo II die unterhandlungen nach dem ersten tage des kampfes geführt werden, was bei Snorri am anfang geschieht. Was hier das echte ist, lässt sich kaum entscheiden. Das zeugnis des Sǫrla þáttr, der keine zweitägige schlacht kennt, hat keinen wert; hier können die unterhandlungen nur am anfang geführt werden. Aber eben der umstand, dass der kampf unterbrochen wird, dürfte darauf deuten, dass diese unterbrechung einmal einen sinn gehabt haben muss, nämlich dass sie der unterhandlungen wegen stattfand. Dann stünde also auch hier Saxo II auf dem ursprünglichen standpunkte.

SH 2, die motivierung der entführung aus der innigen liebe der jungen leute, ist Saxo II nicht nur bekannt; das motiv steht hier sogar in voller blüte. Es ist noch das hauptmotiv, während es bei Snorri schon zurückgedrängt erscheint. Aber von einem durch Hildr unternommenen versöhnungsversuche, der später aus dieser liebe sich entwickelt hat, weiss unser bericht noch nichts.

SH 3, das Hjaðningavíg, ist schon in die überlieferung aufgenommen[2].

SH 4, Hilds verhältnis zu dem Hjaðningavíg hat sich schon entwickelt. Aber die auffassung dieses verhältnisses ist noch eine altertümliche. Wenn es heisst, Hilda habe Heðinn so leidenschaftlich geliebt, dass sie bei nacht die geister der gefallenen durch zauberlieder auferweckte, um die schlacht zu erneuern, so ist es klar, dass die erneuerung des kampfes nicht der zweck, sondern nur die folge der erweckung sein kann. Was Hilda treibt, die toten zu erwecken, ist ihre liebe; sie hofft also, ihren geliebten wider zu besitzen, aber ihre hoffnung ist vergebens; die kampfwut tobt noch in den herzen der gefallenen, und die auferstandenen krieger erneuern den kampf. Aber in dem ausdruck 'um die schlacht zu erneuern' liegt schon die weitere entwicklung angedeutet; bald wird die erneuerung des kampfes zu Hilds zwecke, ihre walkürennatur tritt in den vordergrund, ihre liebe wird

1) Auch im Sǫrla þáttr fehlt diese antwort, aber der þáttr hat ebensowenig wie Snorri das echte bewahrt, s. s. 15.

2) Wenn das Hjaðningavíg bei Saxo erst nach dem fall der beiden gegner anhebt, so ist das eine folge davon, dass die darstellung secundär mit Saxo I verbunden ist; man darf also darin, dass die könige nicht zu ihren schiffen zurückkehren, nicht eine übereinstimmung mit ÞH 4 erblicken. Dass Saxo II auch hier auf der seite von SH 6, nicht von ÞH 4 steht, zeigt Hilds verhältnis zum Hjaðningavíg, die in der nacht die toten erweckt.

nicht mehr erwähnt. Diesen schritt hat die bei Snorri vorliegende tradition getan. In dieser hinsicht vertritt also Saxo II eine übergangsstufe zwischen dem þáttr, der Hildr noch gar keinen einfluss auf die erweckung der toten einräumt, und Bragi-Snorri, wo sie aus lust am kampfe die gefallenen widerbelebt.

Also ist der standpunkt SH 5 in Saxo II noch nicht erreicht. Und, wie sich versteht, ebensowenig SH 6. Auch an dem ersten kampf ist Hildr nicht schuldig. Wie die erzählung von einem von ihr ausgehenden versöhnungsversuche noch nichts weiss, so auch, oder besser um so weniger weiss sie etwas von Hilds falschheit. Die stufe, wo Saxo II von SH abzweigt, ist SH 4; dass Saxo II von da aus eine selbständige entwicklung durchgemacht habe, lässt sich nicht wahrscheinlich machen; in keinem einzigen punkte geht Snorri sicher über Saxo II hinaus[1]. Aus diesen gründen glaube ich Saxo II mit SH 4 gleichsetzen zu dürfen.

Ganz anders sieht Saxo I aus. Alles, was für Saxo II und die anderen zu SH gehörenden versionen charakteristisch ist, ja hier sogar wie der eigentliche kern der erzählung aussieht, fehlt. Soweit wir zu sehen vermögen, kein Hjaðningavíg, und wie wir deutlich sehen, keine entführung, keine innige liebe der jungen leute; Hildr ist Heðins weib, mehr nicht. Der schwerpunkt liegt in dem verhältnis der männer. Anfänglich sind sie so grosse freunde, dass der eine dem andern seine tochter zur frau gibt; später sind sie so erbitterte feinde, dass sie einander erschlagen.

Bei der grösseren einfachheit dieser erzählung liegt die vermutung nahe, dass wir es hier mit einer tradition zu tun haben, die von den bisher besprochenen fassungen vollständig unabhängig ist, ja denselben vorangeht, ihre vorstufe ist. Es kommen die folgenden erwägungen hinzu. Die übrigen haben das Hjaðningaél gemein und bilden schon dadurch solchen fassungen gegenüber, denen das Hjaðningaél fehlt, éine gruppe. Nun hat Saxo I mit éinem glied der gruppe SH, ÞH, Saxo II einen wichtigen zug gemein, der schon deshalb zu dem alten bestande der sage gehören muss, nämlich die anfängliche freundschaft der späteren gegner. Schon bei der besprechung des Sǫrla þáttr war davon die rede.

1) Eine ausnahme bildet vielleicht die localisierung an der slavischen küste, die aber eine folge der verbindung von Saxo I + II sein kann (oben s. 25). Damit ist nicht gesagt, dass die localisierung auf den Orkneyjar in der sage älter als die auf Heðinsey sein müsse (vgl. darüber § 17), sondern nur, dass für Saxo II wol die Orkneyjar anzunehmen sind, da hier Snorri und der þáttr übereinstimmen und die gemeinsame quelle dieser beiden (SH 3) auch die von Saxo II (SH 4) ist.

Schon dort hat es sich als wahrscheinlich ergeben, dass diese freundschaft sich nicht in ÞH secundär entwickelt hat, sondern aus der quelle der reihe ÞH stammt usw., also zu SH 1 gehörte und in einer jüngeren version von SH beseitigt worden ist. Die vergleichung von Saxo I bestätigt nun diese ansicht. Und zwar ist es SH 4, die die freundschaft fallen gelassen hat. Denn dass sie noch in SH 3 enthalten war, beweist der þáttr in vergleichung mit Saxo I; die übereinstimmung aber zwischen Saxo II und Snorri zeigt, dass sie in SH 4 fehlte. Der grund der auslassung wurde schon s. 14 angedeutet: die freundschaft verträgt sich schlecht mit dem raub der tochter und dessen schweren folgen. Auch ÞH hat das gefühlt und, wie oben gezeigt, aus diesem grunde Heðins schuld vergrössert. Durch die ermordung der königin wurde es verständlich, dass Hǫgni von keiner sühne wissen will. Einen anderen weg wählte SH 4. Da es undenkbar schien, dass Hǫgni den raub der tochter unter keiner bedingung seinem freunde vergeben sollte, fand man es für nötig, die ganze freundschaft zu beseitigen. Heðinn wurde zu einem fremden räuber.

Der raub und die freundschaft sind demnach, wie s. 14 angedeutet wurde, concurrierende motive, die auf die dauer nebeneinander nicht bestehen können und also auch nicht zu gleicher zeit entstanden sein können. Welches von beiden ist das ältere? Saxo I zeugt für die freundschaft. Dazu ist noch das folgende zu erwägen: Wäre der raub ursprünglich, so wäre die einführung der freundschaft nicht zu verstehen. Denn der raub sowol wie seine furchtbaren folgen würden dadurch weniger verständlich geworden sein. Wenn Hǫgni das mädchen freiwillig geben wollte, wozu brauchte Heðinn es dann zu stehlen? Ganz anders sieht die sache aus, wenn wir von der freundschaft ausgehen. In der sagenform Saxo I liegt eine unklarheit, die einen erklärungsversuch hervorlocken konnte. Hǫgni und Heðinn waren freunde; plötzlich werden sie zu feinden und töten einander. Was war der grund dieser feindschaft? so konnte man fragen. Die antwort wurde in Heðins verhältnis zu Hildr gesucht. Dass sie seine frau war, beruhte auf alter überlieferung; nun entstand für die feindschaft diese erklärung: Heðinn hatte die frau geraubt.

Saxo I repräsentiert also die älteste erreichbare form der sage; aus ihr sind alle übrigen versionen abgeleitet. Wir nennen diese sagenform einfach H.

Auf grund dieser resultate lässt sich der inhalt der früher erschlossenen sagenformen in einzelnen punkten noch etwas breiter aus-

führen und näher bestimmen. Der inhaltsübersicht der aufeinander folgenden fassungen schicken wir ein graphisches schema voran[1].

```
                  H
          (erhalten in Saxo I)
                  |
                 SH 1
                  |
                 SH 2
                  |
                 SH 3     =     ÞH 1
                  |               |
       Saxo II = SH 4           ÞH 2
                  |               |
                 SH 5           ÞH 3
                  |               |
                 SH 6           ÞH 4
      (darstellung der Ragnars-
         drápa und Snorris)
```

Über den inhalt dieser versionen lässt sich das folgende sagen:

H ist bekannt, Saxo I.

SH 1: Um die feindschaft zwischen schwiegervater und schwiegersohn zu erklären wird die ehe mit Hildr als ein raub aufgefasst. Heðinn benutzt dazu einen zeitpunkt, als Hǫgni von hause (auf einem wikingerzug, jünger *í konungastefnu*) ist. Der raub wird als *herfang* charakterisiert. Hǫgni eilt dem räuber nach. Es kommt zu einer schlacht, die zwei tage dauert. Wahrscheinlich am morgen des zweiten tages versucht Heðinn frieden zu schliessen, aber da Hǫgni die zurückgabe des mädchens fordert, worauf Heðinn nicht eingehen will, wird der kampf erneuert. Beide fallen, wie in der alten sage.

SH 2: Der raub ist eine folge der innigen liebe der jungen leute. Aber die bezeichnung *hertaka* (Sǫrla þattr), *herfang* (Snorri) bleibt erhalten. (Daraus in einem jüngeren zweig der überlieferung, zwischen SH 4 und 5 ein versöhnungsversuch der Hildr).

SH 3: einführung des Hjaðningavíg.

SH 4: Die freundschaft zwischen Heðinn und Hǫgni wird als mit dem raub unvereinbar fortgelassen. Die erzählung hebt damit an, dass Heðinn Hildr raubt, während Hǫgni von hause entfernt ist. Hilds liebe zu Heðinn wird mit dem Hjaðningavíg in verbindung gebracht; aus liebe zu ihm erweckt sie die toten, aber vergebens; die auferstandenen setzen den kampf fort. Diese fassung ist bei Saxo (II) überliefert.

SH 5: Daraus folgt, dass sie als walküre aufgefasst wird. Sie erweckt die toten aus lust an dem kampfe.

1) Die erhaltenen glieder sind fett gedruckt.

SH 6: Diese auffassung beeinflusst auch den inzwischen (nach 4) eingeführten versöhnungsversuch der Hildr. Dieser wird als ein nicht ernstlich gemeinter aufgefasst. Aber warum sie eine versöhnung nicht wünscht, sieht man nicht. Darum fehlt der zug, den die Ragnarsdrápa mitteilt, wider bei Snorri. Heðins versöhnungsversuch bekommt eine andere wendung; nicht länger verlangt Hǫgni die tochter zurück, die er ja mitnehmen konnte, da sie zu ihm gekommen ist, sondern er will kämpfen, weil er sein schwert bereits gezogen hat. Beide versöhnungsversuche werden an den anfang des kampfes gestellt.

ÞH 1 = SH 3.

ÞH 2 löst den widerspruch zwischen der freundschaft und dem raub dadurch, dass Heðins schuld erschwert wird. Das Hjaðningavíg wird besser mit dem vorhergehenden verbunden; die toten stehen sofort auf. Daraus folgt, dass nicht mehr von einem zweitägigen kampfe die rede ist. Heðins versöhnungsversuch (der einzige) findet daher vor dem kampfe statt.

ÞH 3 erklärt Heðins tat durch Gǫnduls einfluss.

ÞH 4 fügt die geschichte von dem brísingamen, die dritte begegnung mit Gǫndul und die schlussscene, vielleicht auch den ersten zaubertrank, auf jeden fall den bericht, dass Heðinn dadurch die erinnerung verlor, hinzu.

Saxo II = SH 4.

Über das alter von ÞH 2. 3 kann man auf grund dieser übersicht nicht viel sicheres sagen. Sie sind jünger als SH 3, aber wie viel, das lässt sich nicht entscheiden. Ihre abstammung von einer alten form von SH beweist nicht, dass sie nicht verhältnismässig jung sein können. Denn SH 3 braucht nicht untergegangen zu sein, sobald daraus SH 4 hervorgegangen war. Ähnlich verhält es sich mit SH 4 und 5. 6. Die form SH 6 liegt schon in der Ragnarsdrápa vor, die doch, auch wenn sie nicht von Bragi gedichtet worden ist, kaum jünger als 1000 ist, aber noch Saxo kennt SH 4, ja sogar die alte form H.

§ 6. Die Hildesage in der Helgisage.

Im vorhergehenden gelangten wir zu dem schlusse, dass die Hildesage ursprünglich nur von der feindschaft zwischen Hǫgni und Heðinn zu erzählen wusste, und dass der raub der Hildr eine secundäre erklärung dieser feindschaft ist. Diesen gedanken werden wir an einer anderen stelle weiter verfolgen. Vorläufig gehen wir von der gleichfalls constatierten tatsache aus, dass die frage, warum Heðinn die tochter des freundes entführen musste, und warum Hǫgni darüber so

entsetzlich zürnt, auf mehr als éine weise beantwortet worden ist. Eine antwort sagt, dass Heðinn von einer bösen frau berückt worden war, und dass er eine zweite missetat begangen hatte, für die keine vergebung möglich war. Eine zweite antwort lautet, dass zwischen den gegnern früher keine freundschaft bestanden hatte. Noch eine dritte antwort war möglich, bei der die freundschaft zwar nicht unmittelbar geleugnet zu werden brauchte, aber doch leicht verschwinden konnte, nämlich die, dass Hǫgni seine tochter bereits einem anderen freier bestimmt hatte. Diese antwort wird, wenn wir von den deutschen versionen vorläufig absehen, auf skandinavischem boden in einer nahen verwandten der Hildesage, nämlich in der Helgisage, gegeben. Eine eigentümlichkeit dieser fassung, die gleichfalls auf deutschem boden mehr als einmal widerkehrt, ist die, dass an die stelle des unterganges der beiden gegner der sieg des schwiegersohnes tritt.

Das problem der Helgisage ist von unserem standpunkt die frage, wie weit wir das recht haben, in ihr eine variante der Hildesage zu erblicken, anders gesagt, ob die züge der Helgisage, deren abstammung aus der Hildesage sich zur evidenz erheben lassen, zahlreich und deutlich genug sind, um uns in den stand zu setzen, daraus ein bild derjenigen fassung der Hildesage, die diese züge an die Helgisage abgegeben hat, zu construieren. Zu diesem zwecke sehen wir uns genötigt, auf die kritik der Helgisage etwas näher einzugehen.

Ungefähr gleichzeitig haben Bugge (Helgedigtene) und der verfasser dieser untersuchung (Beiträge 22, 368 fgg.) sich mit der Helgisage beschäftigt. Zu demselben resultate gelangten wir in der untersuchung über Helgis herkunft und seine identificierung mit dem Skjǫldung Helgi, von dem u. a. die Hrólfs saga kraka berichtet. Seinem kampfe mit Hǫðbroddr liegen ganz andere dinge als eine liebesgeschichte zu grunde; Hǫðbroddr ist der repräsentant der Heaðobearden, mit denen das geschlecht der Skjǫldunge im 6. jahrhundert in fehde lag. Die liebesgeschichte hat demnach einen anderen ursprung. Dass sie zum teil in der Hildesage wurzelt, hat Bugge erkannt. Einen anderen teil leitet er aus anderen quellen ab. Ich meinerseits bin damals auf das verhältnis zu fremden sagen nicht eingegangen und habe nur angedeutet, wie sich mir die liebesgeschichte des Skjǫldungs zu der des Hundingstöters zu verhalten schien. Ich werde nun im folgenden beide ansichten einer genaueren prüfung unterziehen.

Bugge glaubt 1. dass Sigrun unter dem einfluss einer sage von Wolfdietrich in die Helgidichtung aufgenommen sei; 2. dass der zug, dass Sigrún bei Helgi gegen ihren vater und ihren bräutigam unterstützung sucht, sich

entwickelt habe, bevor die Helgisage von der Hildesage beeinflusst wurde. 3. dass es auf dem einfluss der Hildesage beruhe, dass Helgi Sigrún zur frau bekommt, und dass ihr vater Hǫgni heisst. 4. dass Helgis tod ein jüngerer auswuchs der Helgidichtung sei, und, wie das auch von anderen zügen angenommen wird, unter dem einfluss der Sigurdpoesie stehe.

Über Bugges ersten punkt kann ich mich ziemlich kurz fassen. Für die gleichstellung von Sevill mit Sabene, ags. Seafola, führt Bugge s. 167 gründe von einiger bedeutung an, obgleich es dabei sehr unsicher bleibt, ob die gestalt aus der Wolfdietrichdichtung stammt, eine frage, an der wir hier vorübergehen dürfen. Alle übrigen gleichsetzungen aber beruhen auf bedeutungslosen scheinübereinstimmungen; ein wirklicher zusammenhang besteht nicht. Helgi hat eine mutter Borghildr, während Wolfdietrichs mutter Hildeborg heisst! Helgi ist ein Ylfingr und wird einmal ein grauer wolf genannt, und auch Wolfdietrich heisst einmal Wolf. Diese geringe übereinstimmung sieht Bugge selbst für zufällig an, aber er glaubt, sie könne weitere berührungen veranlasst haben. Es ist hier auch daran zu erinnern, dass Wülfinge ein alter geschlechtsname ist, der mit Wolfdietrich nichts zu schaffen hat, und dass die stelle, wo Helgi ein wolf heisst (H. Hu. II, 1) einerseits eine anspielung auf jenen geschlechtsnamen enthält, anderseits aber mit der erzählung der Hrólfs s. kr. zusammenhängt, wo Helgi einen hundenamen trägt, wie er ein andermal Hamr heisst; Helgi nennt sich im gegensatz dazu einen wolf und gibt sich dadurch als einen gefährlichen feind zu erkennen, während der name Wolf in der mhd. dichtung den Wolfdietrich als einen geächteten bezeichnet. Überhaupt ist die überlieferung von Wolfdietrich so jung und so wenig zuverlässig, dass man mit vergleichungen zwischen zügen aus diesen gedichten und ähnlichen in der alten altnordischen poesie sehr vorsichtig sein muss und am wenigsten berechtigt ist, sofort auf entlehnung aus der Wolfdietrichpoesie, die selbst von allen seiten ihren stoff zusammenbettelt, zu schliessen. Endlich soll der name *buðlungr* für Helgi (H. Hu. II, 44) damit zusammenhängen, dass Wolfdietrich mit Botelunc verwandt war. Aber *buðlungr* ist eine allgemeine bezeichnung eines fürsten.

Aber auch wenn das alles aus einer Wolfdietrichüberlieferung stammen sollte, sieht man nicht ein, was das für die gestalt der Sigrún oder ihren namen beweisen könnte[1]. Für ihre herleitung aus einer tradition von Wolfdietrich wird nur angeführt (s. 176), dass in Wolf-

1) Auf Bugges vergleichung der dichtung von Helgi Hjǫrvarðsson mit der Wolfdietrichsage einzugehen, sehe ich in diesem zusammenhang keine veranlassung.

dietrich B der held eine frau hat, die Sigminne heisst und aus einem 'trold' zu einem weibe umgeschaffen worden ist. Diese beweisführung wird nicht viele überzeugt haben.

Wir kommen zu Bugges zweitem punkt. Dass Sigrún bei Helgi wider vater und bräutigam hilfe sucht, soll sich in der Helgisage spontan entwickelt haben, ehe die sage unter den einfluss der Hildesage geriet. Das stützt Bugge damit, dass in der Hrólfs saga kraka Ǫgn, um nicht mit Hrókr vermählt zu werden, sich an Helgi wendet. (Ǫgn ist früher mit Hróarr verheiratet gewesen; Helgi hilft ihr, aber er heiratet sie nicht.) Dazu bemerke ich zunächst, dass, wenn dies richtig wäre, daraus nicht folgen würde, dass dieses motiv in der form der Hildesage, die die Helgisage beeinflusst hat, nicht vorhanden war; eben eine ähnlichkeit in diesem punkte könnte dann eine nähere angleichung veranlasst haben. Aber ich glaube auch nicht, dass Bugge hier recht hat. Vielmehr sieht die in einer sehr jungen quelle überlieferte erzählung von Ǫgn wie ein schwacher nachklang der Sigrúnsage aus. Wenn eine frau gegen vater und bräutigam bei einem fremden manne schutz sucht, so ist die ansicht, dass sie dazu den mann erwählen wird, den sie liebt, doch wol die am nächsten liegende. Die vorstellung, die die Sigrúnsage gibt, ist denn auch weit natürlicher als die der erzählung von Ǫgn. Es kommt hinzu, dass der kampf mit dem vater der frau geradezu das typische motiv der Hildesage ist, und ferner, dass die beeinflussung der Helgisage durch die Hildesage in confesso ist. Es ist demnach wahrlich kein grund vorhanden, aus der unklaren jungen erzählung von Ǫgn zu schliessen, dass die Helgisage dieses für die sage, unter deren einfluss sie sich entwickelt hat, typische motiv selbständig hervorgebracht haben müsse (vgl. auch unmittelbar unten).

Drittens führt Bugge Helgis ehe mit Sigrún und den namen des vaters Hǫgni auf die Hildesage zurück. Hier bin ich mit ihm einverstanden; mein widerspruch richtet sich aber im zusammenhang mit dem oben erörterten gegen die enge begrenzung dieses einflusses und zugleich gegen Bugges darstellung der entwicklung der Helgidichtung. Bugge nimmt s. 186 die folgenden stufen an:

1. Helgis kampf mit Hǫðbroddr beruht auf einer alten geschlechtsfehde. Von Sigrún ist noch keine spur vorhanden. So in den scheltgesprächen der beiden lieder.

2. Helgi schützt Sigrún vor Hǫðbrodds nachstellungen. Sigrún wäre also schon eingeführt worden, aber noch ist Hǫðbroddr Helgis eigentlicher feind. Hǫgni wird nur selten erwähnt. So im ersten Helgiliede.

3. Die beeinflussung der Helgisage durch die Hildesage. Sigrún wird zu Hǫgnis tochter; Helgi tötet Hǫgni und heiratet Sigrún.

Gegen diese aufstellungen lässt sich das folgende anführen:

1. Auch im ersten Helgiliede ist Sigrún Hǫgnis tochter. Da Hǫgni auch nach Bugge aus der Hildesage stammt, lässt sich also aus dem ersten Helgiliede nicht ableiten, dass Sigrún vor der beinflussung durch die Hildesage in die Helgidichtung aufgenommen sei. Wenn im ersten Helgiliede weniger von Hǫgni die rede ist, so bedeutet das also nur, dass der dichter dieses liedes andere momente mehr in den vordergrund gerückt hat.

2. Man konnte auch nichts anderes erwarten. Denn, wie allgemein, auch von Bugge, zugestanden wird, ist das erste Helgilied bedeutend jünger als das zweite. Wo beide dieselben dinge erzählen, wie in dem scheltgespräche, kann sogar das zweite lied die directe quelle des ersten sein. Es wäre also höchst auffällig, wenn die auffassung von Helgis verhältnis zu Sigrún im ersten liede soviel ursprünglicher wäre als im zweiten.

Ich glaube, dass wir auch hier weiter kommen, wenn wir uns die entwicklung des stoffes der chronologie der quellen analog vorstellen, also:

1. Die fehde mit Hǫðbroddr ist eine geschlechtsfehde (so in den scheltgesprächen, gestützt durch Béowulf und einen teil der Hrólfs saga kraka, s. Beiträge 22, 347 fgg.)[1].

2. Beeinflussung durch die Hildesage. Der kampf mit Hǫðbroddr wird zu der entführung der Sigrún (welche die Hildr repräsentiert) in beziehung gesetzt, und Helgi tötet Hǫðbroddr und Hǫgni. So im zweiten liede.

3. Hǫgni wird durch Helgis alten feind Hǫðbroddr in den hintergrund gedrängt, aber die verbindung, die im zweiten liede zu stande kam, bleibt bestehen: Hǫðbroddr bleibt Helgis nebenbuhler. So im ersten liede. Der dichter des ersten liedes hat auch sehr gut gewusst, dass Hǫgni fiel; er ist bei dem kampfe zugegen[2]. Aber er will den sieg über Hǫðbroddr betonen; Sigrún muss über Hǫðbrodds leiche

1) Dem ersten Helgiliede muss man zugestehen, dass es einzelne kurze reminiscenzen an begebenheiten enthält, von denen die übrigen quellen nichts wissen, und die aus quellen stammen, die auf dem im text genannten standpunkte stehen.

2) Vielleicht ist auch die erwähnung der insel Heðinsey im ersten Helgiliede (str. 22, vgl. Bugge, Helgedigtene s. 130) mehr als ein zufall. Wenn Helgis streitmacht von dort her verstärkung erhält, so dürfte das die beeinflussung durch die sage von Heðinn voraussetzen. Heðinsey wäre dann hier nicht als eine station auf dem wege zwischen den ländern der feinde, sondern als Heðins land aufgefasst worden. Aber

frohlocken; das gedicht soll mit einem der heldin erwünschten ereignis schliessen. Darum wird Hǫgnis tod, das traurige moment der erzählung, nicht direct erwähnt. Es ist nnter solchen umständen ganz natürlich, dass er auch Helgis tod nicht berichtet; es wäre sehr voreilig, daraus zu schliessen, dass dieser ihm nicht bekannt gewesen sei. Jedesfalls wissen wir, dass eine ältere quelle Helgis tod erzählt.

Bugges vierte annahme lautet, dass die geschichte von Helgis tod unter dem einfluss der Sigurðsage stehe. Auch darin kann ich ihm nicht beipflichten. Die übereinstimmung besteht darin, dass Helgi wie Sigurðr durch seinen schwager getötet wird. Aber in der Sigurðsage ist das das hauptmotiv, und der mörder wird durch habsucht, später durch die rachgier eines weibes getrieben. In der Helgisage ist es kein hauptmotiv, und der mörder wird durch den wunsch, seinen vater zu rächen, getrieben. Für die entwicklung dieses motivs brauchte er des vorbildes der Sigurðsage gewiss nicht. Dass ein sohn seinen vater rächt, ist weiter nichts als der gewöhnliche gang der ereignisse; in Hǫgnis tötung durch Helgi ist schon der keim enthalten, aus dem früher oder später eine fortsetzung entstehen musste, in der Hǫgnis sohn Helgi tötet. Die erklärung für das vorhandensein dieses sohnes, dass er bei dem treffen, in dem der vater fiel, mit dem leben davongekommen war, lag auf der hand, und dies konnte nun wider so gedeutet werden, dass er Helgi einen eid geschworen hatte.

Wenn nun Sigrún dem Dagr vorwirft, er habe seinen eid gebrochen, so geht es doch nicht an, das ohne weiteres mit Gudrúns ähnlichem vorwurf an Hǫgni in der Sigurðsage gleichzusetzen. Dagr hat geschworen, dem Helgi treu zu sein und auf die vaterrache zu verzichten; Hǫgni hingegen hat Sigurðr blutsbrüderschaft geschworen. Der inhalt der beiden eide ist also grundverschieden. Dass überhaupt eide gebrochen sind, ist aber keine ähnlichkeit, aus der sich der geringste schluss ziehen lässt. Überall, wo verwandte einander ermorden, sind solche vorwürfe möglich, wie Sigrún sie dem Dagr, Guðrún dem Hǫgni macht. Die art und weise, in der der bruder der schwester den mord mitteilt, ist himmelweit verschieden. Dagr erzählt seiner schwester betrübten herzens, was er, einer teuren pflicht gehorchend, getan hat; Hǫgni hingegen rühmt sich der schwester gegenüber seiner tat

das kann sehr gut die alte auffassung sein, dass die insel, wo Heðinn mit Hǫgni zusammentraf, zugleich ein teil seines gebietes war. Ähnlich gehört in einer jungen quelle, der Kûdrûn, Wâleis zu dem lande des räubers. Und während bei Snorri und im Sǫrla þáttr auf einer der Orkneyjar gekämpft wird, ist der räuber der Shetlandsballade selber ein Orkneyjarl.

Aus dem gesagten folgt nicht, dass nicht eine gegenseitige beeinflussung der Helgi- und der Sigurðdichtung in einzelnen zügen zu den möglichkeiten gehört. Man wird das sogar erwarten, da Helgi später in die Vǫlsungengenealogie aufgenommen ist. Aber das gibt nicht das recht, bei jedem schein einer übereinstimmung an entlehnung zu denken. Wenn Grímhildr der Guðrún, Dagr der Sigrún bussgeld anbietet, so ist das vielleicht in beiden sagen, auf jeden fall in der Nibelungendichtung jung, aber auch dies ist widerum vollkommen natürlich. Dasselbe gilt davon, dass beide frauen ihren mann beweinen; der zusammenhang von Helgis rückkehr und Guðrúns wunsch, Sigurðr möge zurückkehren (Ghv. 18. 19), ist widerum sehr unsicher, und wenn er anzuerkennen ist, so ist es sehr unwahrscheinlich, dass das prius hier auf der seite der Sigurðdichtung sein sollte; übrigens weist Bugge selbst es der Helgipoesie zu. Ähnliches läßt sich über die vergleichung mit einem hirsche (H. Hu. II, 38. Guðr. II, 2. I, 18) sagen, worüber die meinungen geteilt sind. Aber in fällen wie dem zuletztgenannten könnte man natürlich sehr wol die priorität der Sigurðdichtung zugeben, ohne dass daraus in bezug auf die entwicklung der sage von Helgis tod das geringste sich folgern liesse.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, dass kein grund vorhanden ist, weder einer überlieferung von Wolfdietrich noch der Sigurðsage irgend einen einfluss auf die entwicklung der Helgisage zuzuschreiben; ferner, dass aus Bugges ausführungen nicht hervorgeht, dass die aufnahme der Sigrún in die Helgisage und die auffassung Hǫðbrodds als Helgis nebenbuhler älter als die beeinflussung der Helgisage durch die Hildesage ist; sodann, dass die erzählung von Helgis tod sich aus den elementen, die aus der Hildesage stammen — Hǫgnis tod durch Helgi — spontan entwickelt haben kann, und dass hier wenigstens an den einfluss einer dritten quelle neben der alten Helgisage und der Hildesage nicht zu denken ist. Bevor wir unsere weiteren schlüsse ziehen, wird es not tun, meine eigenen früheren ausführungen (Beitr. 22, 381) etwas näher zu betrachten.

Ich habe dort zwischen Helgis liebesgeschichte in den liedern und in den prosaquellen einen zusammenhang gesucht. Und zwar habe ich folgende stufen unterschieden:

1. Helgi raubt Ólǫf und später ihre tochter Yrsa. Helgi und Yrsa lieben einander sehr. Yrsa verlässt Helgi und heiratet Aðils. Helgi kommt auf einem wikingzug um.

2. Helgis tod wird als eine folge des raubes dargestellt. Aðils tötet Helgi (Hrólfs s. kr.).

3. Helgis tod wird mit Hǫðbrodds tod in verbindung gebracht (Saxo, wo Hǫðbroddr Aðils' vater ist).

4. Also besteht auch ein zusammenhang zwischen Hǫðbrodds tod und Yrsas raub. Hǫðbroddr wird zu Helgis nebenbuhler. So in den liedern.

5. Ólǫf und Yrsa werden zu éiner person (nur in den liedern). Dadurch wird der von Helgi begangene incest beseitigt; es besteht für Helgi keine veranlassung, die frau zu verlassen. Ihr zweiter mann verschwindet aus der erzählung. Ein bruder, der Helgi tötet, tritt an die stelle.

Zur zeit verhalte ich mich dieser aufstellung gegenüber, wenn auch nicht geradezu ablehnend, so doch einigermassen skeptisch. Nicht weil darin etwas unmögliches oder unwahrscheinliches vorausgesetzt wäre, sondern weil die mehrzahl der für die älteren stufen angeführten zeugnisse in jüngeren quellen stehen. Es ist nicht unmöglich, dass ein teil von dem, wofür dort ein hohes alter angenommen wurde, jünger ist als die berichte des zweiten Helgiliedes. Demgegenüber ist andererseits auch zu bemerken, dass die anzahl der jüngeren quellen nicht so gering ist, dass aus ihren berichten sich eine historische reihe nicht zusammenstellen lässt, und dass es sich auch oben bei der untersuchung der fassungen der Hildesage ergeben hat, dass eine jüngere quelle, namentlich wenn sie, wie ein teil von Saxos berichten anderer herkunft ist als die übrigen quellen, häufig auf einer älteren stufe der sagenbildung stehen geblieben sein kann. Ich gehe auf die frage hier nicht von neuem ein, sondern ziehe es vor, zunächst den nachweis zu liefern, dass eine entwicklung wie die oben angegebene den einfluss einer fremden sage nicht ausschliesst, sondern sogar, um zu stande zu kommen, eines solchen bedarf.

Nehmen wir also an, dass die a. a. o. von mir aufgestellte darstellung der entwicklung der Helgisage das richtige trifft. In diesem falle war Helgis tod zwar einerseits mit dem raube der Yrsa, andererseits mit Hǫðbrodds tod in verbindung gebracht worden, aber ein verhältnis Hǫðbrodds zu Yrsa-Sigrún kennt keine der prosaquellen. Ein solches kommt erst in den liedern, die unter dem einfluss der Hildesage stehen, zustande. Ebenso verhält es sich mit Helgis tod. Die prosaquellen wissen allerdings, dass dieser mit dem raube der Yrsa in irgend einer weise zusammenhängt, aber da Yrsa keinen vater hatte, den Helgi töten konnte — er war ja selber ihr vater — wurde er von Aðils, den éine quelle (Saxo) Hǫðbrodds sohn nennt, getötet. Erst in den liedern, die von der Hildesage beeinflusst worden sind, treten ein

vater und ein bruder der frau auf, der seinen vater rächt. Diese beiden gestalten, der nebenbuhler Helgis und der sohn Hǫgnis, der den vater rächt, gehören also zu dem teil der Helgisage, der aus der Hildesage stammt.

Leugnet man einen zusammenhang mit der liebesgeschichte der prosaquellen, oder nimmt man an, dass in diesen höchstens nachklänge der sage, wie sie in den liedern überliefert ist, enthalten sind, so hat das, was eben bemerkt wurde, in demselben oder in noch höherem grade giltigkeit, denn in diesem fall ist nicht eine ältere liebesgeschichte unter dem einfluss der Hildesage umgebildet worden, sondern die ganze liebesgeschichte stammt dann aus der Hildesage oder ist eine weiterbildung von dieser.

Wir können die züge, die aus der Hildesage stammen oder auf einer fortbildung von elementen der Hildesage beruhen, in zwei gruppen teilen, nämlich solchen, die aus anderen versionen der Hildesage bekannt sind, und solchen, die zwar aus diesem materiale entwickelt worden sind, aber noch nicht als elemente der Hildesage erkannt wurden. Zu jener gruppe gehört das hauptthema: Helgi nimmt Sigrún gegen den willen ihres vaters zur frau, und er tötet den vater. Eine interessante übereinstimmung mit Saxo II besteht auch darin, dass Sigrún (H. Hu. II, 15) behauptet, sie habe Helgi geliebt, ehe sie ihn gesehen hatte. Diese züge sind ohne weiteres der Hildesage zuzuweisen.

Die zweite gruppe bilden Helgis nebenbuhler und Hǫgnis sohn, der den vater rächt. Dass diese züge sich weder aus der liebesgeschichte, wie sie die prosaquellen erzählen, noch aus ferner abliegenden quellen wie die Sigurd- oder die Wolfdietrichdichtung erklären lassen, hat sich schon ergeben. Sie sind aus dem aus der Hildesage stammenden materiale ganz folgerichtig entwickelt. Der nebenbuhler ist aus dem raub, der sohn, der den vater rächt, aus dem tode des vaters entwickelt. Es erhebt sich nur die chronologische frage: ist das vor oder nach der beeinflussung der Helgisage durch die Hildesage geschehen? Im ersteren fall muss man sagen: auch der nebenbuhler und der rächer stammen aus der Hildesage. Im zweiten fall müsste man sie, obgleich als eine ausschliessliche consequenz der Hildesage, doch als gestalten der Helgisage betrachten. A priori ist das eine so gut möglich wie das andere. Die antwort auf die frage kann auch die Helgisage allein nicht geben. Doch gibt es ein mittel, ihr näher zu treten. Wie der raub des mädchens und die tötung des vaters als aus der Hildesage aufgenommen dadurch erwiesen werden, dass diese dinge in bekannten fassungen dieser sage widerkehren, so würden auch der

nebenbuhler und der sohn, der den vater rächt, durch eine version der Hildesage, die dieselben gestalten enthielt, als gestalten der Hildesage, die also älter als die beeinflussung der Helgisage durch die Hildesage wären, erwiesen werden. Solche versionen nun sind tatsächlich vorhanden; wir werden sie §§ 8. 11 ausführlich besprechen. Hier müssen wir die tatsache vorwegnehmen, um zu unserem schon angedeuteten schluss zu gelangen.

Versuchen wir jetzt zu bestimmen, welche entwicklungsstufe die Hildesage erreicht hatte, als jene version, der wir in der Helgisage begegnen, sich von ihr abzweigte. Dass SH 2 erreicht war, geht daraus hervor, dass die starke liebe des jungen paares die ursache der verwicklungen ist. Es wurde schon bemerkt, dass die strophe der H Hu II, die von Sigrúns liebe, noch ehe sie Helgi gesehen hatte, handelt, in Saxo II fast wörtlich widerkehrt. Nach allem, was wir jetzt wissen, ist gewiss kein grund vorhanden, diesen zusammenhang mit Panzer (s. 173) zu leugnen. Dass dieser zug aus SH 2 stammt, wird auch durch die folgende erwägung bestätigt. Wenn die liebesgeschichte der Helgidichtung mit der der prosaquellen nicht zusammenhängt, so beruht, wie oben gezeigt wurde, die ganze erzählung auf der Hildesage. Besteht aber ein zusammenhang, so muss dieser zug erst recht aus der Hildesage stammen, denn bei Yrsa ist er unmöglich, da Yrsa von Helgi nie gehört hatte, ehe sie ihn sah. Freilich liebt auch Yrsa Helgi sehr; und das kann ein anknüpfungspunkt für die Hildesage gewesen sein, aber die liebe, bevor sie ihn gesehen hatte, sowie der umstand, dass sie ihm freiwillig folgt, sind züge aus SH 2.[1]

Wir fragen weiter, ob die sage das Hjaðningavíg schon aufgenommen hatte. Bei der beantwortung dieser frage muss H. Hu. II, 29 für sich betrachtet werden. Darauf, dass diese strophe in einem andern metrum als die übrigen gedichte ist, lege ich keinen grossen wert, da es nicht feststeht, dass die verbindung mehrerer metra in einem gedichte absolut verpönt war. Aber das, worauf es ankommt, ist, dass die strophe wenigstens davon, dass Sigrún die toten erweckt, nichts weiss. Wenn die erklärung von [illegible] in Sigrúns worten: *Lifna munðu* [illegible] *þér i faðmi fela*: als 'saubern' das richtige trifft, so enthält die strophe allerdings eine reminiscenz an das Hjaðningavíg, und zwar an eine weit

1) Dass solche [illegible] begegnet, lässt sich gegen den zusammenhang [illegible] [illegible] da diese liebe nicht ein [illegible] erzählungen zufällig auftrate, sondern [illegible] zug für zug entsprechen.

fortgeschrittene form dieses motivs, in der Hildr die toten erweckt, also wenigstens SH 4, aber sie überliefert diese reminiscenz als einen teil der Hildesage, keineswegs als einen integrierenden bestandteil der Helgisage. Sigrún sagt dann, dass sie unter einer gewissen bedingung die toten erwecken würde, aber sie tut es nicht, und sie sagt es in ihrer antwort darauf, dass Helgi sie der Hildr verglichen hat. Die strophe enthält demnach — vorausgesetzt, dass *kjósa* hier 'zaubern' bedeutet — eine anspielung auf die Hildesage, die dieser dichter als eine andere sage betrachtet; sie kann uns also nicht darüber belehren, welches stadium der Hildesage unsere sage selber repräsentiert. Diese anspielung kann ihren grund in einem mehr oder weniger klaren bewusstsein haben, dass im grunde der stoff beider sagen derselbe ist, aber sie erklärt sich doch eher aus der ähnlichkeit der beiden erzählungen, die zwar in ihrem gemeinsamen ursprunge wurzelt, dessen der dichter jedoch sich nicht bewusst gewesen zu sein braucht.

Übrigens scheint es mir doch sehr zweifelhaft, ob die übersetzung 'zaubern' für *kjósa* die richtige ist. *Kjósa* kánn diese bedeutung haben, aber diese bedeutung ist die seltnere. Und welcher sinn käme dabei heraus? Dass Sigrún zaubern kann, wird nirgends gesagt, noch besteht ein grund, das zu vermuten; wie kann sie also sagen: 'ich würde die toten widererwecken, wenn ich trotzdem in deinen armen liegen könnte'? Wenn noch dastände: 'ich würde wünschen, sie zu erwecken' usw., so wäre das verständlich. Wenn aber *kjósa* 'zaubern' ist, so kommt der begriff des wünschens nicht zum ausdruck. Sigrún weiss, dass, wenn die toten auferständen, sie nicht in Helgis armen liegen würde, und darum wünscht sie auch nicht, dass sie auferstehen. Also bedeutet *kjósa* 'wünschen' und Sigrún sagt: 'ich würde wünschen, dass sie noch (oder wider) lebten, wenn nicht die einzige bedingung, unter der das denkbar wäre, für mich schlimmer wäre als ihr tod'. Wenn wir die stelle so verstehen, so enthält nur z. 2.: *Hildr hefr þú oss verit* eine schwache anspielung auf die Hildesage; über das Hjaðningaél sagt die strophe in diesem fall nichts aus.

Wollen wir wissen, ob das Hjaðningaél aufgenommen war, als die überlieferung der Helgisage sich abzweigte, so müssen wir den blick auf den schluss der erzählung richten. Eine kühne kritik würde in Helgis durch Sigrúns tränen bewirkter widerkehr eine reminiscenz daran erblicken und diesen zug mit Saxos bericht, dass Hildr aus liebe zu ihrem gemahl die toten auferweckt, verbinden. Aber weiter als bis zu einer vermutung würde man auf diesem wege nicht gelangen. Und dem steht ein wichtiges moment, das in umgekehrter richtung weist,

gegenüber. Das Hjaðningaél setzt voraus, dass beide helden, schwiegervater und schwiegersohn, in dem gewaltigen kampfe das leben einbüssen. Aber in der Helgisage fällt nur der schwiegervater; der schwiegersohn wird erst später durch seinen schwager getötet. Nun wird das eine änderung sein. Aber diese änderung war leichter ins werk zu setzen, wenn das Hjaðningaél nicht angehängt war, als im umgekehrten fall. Jedesfalls müsste bei dieser neuerung jede erinnerung daran entfernt worden sein. Aber wozu soll man denn annehmen, dass es in der quelle vorhanden war? Als eine zutat haben wir es § 2 erkannt. Stossen wir also auf eine überlieferung ohne Hjaðningaél, so ist die natürlichste erklärung dafür die, dass sie es nicht verloren, sondern es niemals gekannt hat. Diese erklärung, die schon aus allgemeinen gründen die wahrscheinlichste ist, wird ferner durch andere versionen der sage, in denen gleichfalls der vater fällt oder wenigstens besiegt wird, der räuber aber siegt, und wo wie in der Helgisage kein Hjaðningaél folgt, bestätigt (§§ 8 fgg.).

Eine reminiscenz an eine darstellung des heftigen kampfes, dessen blinde wut zu der vorstellung von dem Hjaðningaél führte, kann aber die mitteilung HHu II, 27 sein, Starkaðs rumpf habe noch gekämpft, nachdem der kopf davon abgetrennt war (vgl. oben s. 7).[1]

Wir gelangen zu dem schlusse, dass die version der Hildesage, die in die Helgisage aufgenommen war, direct von SH2 stammt. Die stufe SH3 war noch nicht erreicht. Sigrúns walkürennatur lässt sich also Hilds walkürennatur nicht gleichsetzen. Es sind auch wichtige unterschiede vorhanden. Hilds walkürennatur entwickelt sich, wie § 2 gezeigt wurde, aus ihrem verhältnis zum Hjaðningavíg, die der Sigrún aus ihrem verhältnis zu Helgi. Sigrún ist Helgis walküre wie Sváva die des Helgi Hjorvarðsson. Hildr hingegen wird zur walküre pur sang, die aus lust am kampfe die kämpfer aufstachelt.

Die erzählung von Helgis rückkehr aus dem grabe wird jünger sein. Ich gehe hier nicht auf ihre verwandtschaftsverhältnisse ein; nur ihre stellung innerhalb der Helgisage interessiert uns in diesem zusammenhang. Darüber lässt sich sagen, dass sie eine folge von Sigrúns klagen ist, die ihrerseits an Helgis tod anknüpfen. Es ist nun wol

[1] Von Starkaðr wird übrigens in anderen quellen ähnliches berichtet. Der von dem rumpf getrennte kopf beisst sich in das gras fest (Saxo [Holder] s. 274). Das motiv ist übrigens nicht auf Starkaðr, sogar nicht auf das germanische altertum beschränkt. Beispielsweise führe ich eine stelle aus dem Pañcatantra (Bombay 1873, I, [illegible]) an, wo es heisst *[illegible] mastakam vinā samaramukhe nrtyati kabandhah* (oft tanzt der rumpf in der vorderen schlachtreihe, nachdem der kopf abgeschlagen worden ist).

möglich, dass das alles von éinem dichter ersonnen ist, aber der regel nach geht die fortbildung der überlieferung nicht so schnell. Dieser auffassung entspricht es, dass wir unten mit der Helgisage nahe verwandten aber von ihr unabhängigen versionen der sage begegnen werden, die zwar die rache des sohnes an dem mörder des vaters, aber nicht die rückkehr des helden aus dem grabe kennen.

Dass die Helgisage von der zweitägigen dauer des kampfes nichts mehr weiss, fällt bei den änderungen des schlusses nicht auf. Übrigens finden sich eben in allem, was mit den kämpfen zusammenhängt, die meisten reminiscenzen an die alte nicht mit der Hildesage contaminierte Helgisage. Die kampfbeschreibung ist nicht die der Hildesage, sondern die der alten Helgisage.

Ich nenne die in der Helgisage vorliegende recension der Hildesage *H* und versuche, die verschiedenen stufen von *H* in den stammbaum der Hildesage einzureihen. Wir finden folgende reihe:

H 1 = SH 2.

H 2: Der schwiegersohn trägt im kampfe den sieg davon und behält die frau. Ein nebenbuhler des räubers, der gleichfalls erschlagen wird, wird eingeführt.

NB. Diese beiden züge lassen sich als *H* 2a und *H* 2b unterscheiden. Über ihr chronologisches verhältnis, das aus der Helgidichtung nicht klar wird, vgl. § 7.

H 3: Der sohn rächt den vater.

H 4 (wol nicht mehr Hildesage, sondern bloss Helgisage): rückkehr des helden aus dem grabe.

§ 7. Die Walthersage.

In betracht kommen 1. die Walderefragmente, 2. die polnische version, 3. die erzählung der Þiðreks saga, 4. der Waltharius, 5. die mittelhochdeutschen fragmente. Für die frage, die uns beschäftigt, von keinem wert ist das Chronicon Novaliciense, das eine fremde erzählung an Walther knüpft.

Heinzel hat im 117. bande der Wiener sitzungsberichte ausführlich über die Walthersage gehandelt. Das hauptverdienst dieser abhandlung besteht m. e. darin, dass der verfasser die polnische version allgemein zugänglich gemacht hat. Ich mache hier einen dankbaren gebrauch von Heinzels mitteilungen. Aber sowol die interpretation schwieriger stellen wie die allgemeine auffassung der sage scheint mir unter dem banne vorgefasster und unrichtiger voraussetzungen zu stehen. Ich werde im folgenden mehrfach gelegenheit haben, dieses urteil zu rechtfertigen.

Wir fangen mit der besprechung einiger stellen in den Walderefragmenten an.

Heinzel glaubt im gegensatz zu den früheren erklärern, dass das erste fragment worte Hagens enthalte, und dass dieser Walderes freund sei und ihm beistehe. Dass nicht Hildegunde die redende person sein könne, schliesst er aus folgenden erwägungen: I, 12fgg. ist die rede von kämpfen, in denen die person, die hier spricht, Waldere nicht hat fliehen sehen. Das können, so meint Heinzel, nicht früher mitgeteilte kämpfe mit den verfolgern sein. Also sind es andere kämpfe. Aber dann kann Hildegunde nicht dabei zugegen gewesen sein. Also redet ein krieger.

Weshalb nicht kämpfe mit den verfolgern gemeint sein können, ist nicht zu ersehen. Zwar glaubt Heinzel, dass, da Gunther allein übrig sei, nicht kämpfe gegen mehrere gleichzeitige angreifer schon erzählt worden sein können. Aber dass Gunther allein übrig ist, steht nirgends; und auch wenn das der fall wäre, so würde daraus mit nichten folgen, dass Waldere nicht schon gegen eine übermacht gekämpft haben könnte, ja, dass nicht sogar nach einem massenkampfe Hagen und Gunther, nacheinander in einzelkämpfen auftretend, Walderes gefährlichste feinde sein könnten. Es ist auch nicht richtig, dass es dafür kein analogon gebe; in der Ásmundar saga kappabana geschieht dasselbe; der held kämpft zuerst mit éinem widersacher, dann mit zwei, und so fort bis zwölf; dann ist nur Hildebrand übrig, und der kampf mit diesem éinen helden wird der schwerste.

Andererseits liegt auch gar keine nötigung vor, bei dem z. 13 genannten *sweordplega* an kämpfe mit den verfolgern zu denken. Es kann auch von früheren gefechten die rede sein. Hildegunde kann von solchen ausführliche nachricht bekommen oder denselben zugesehen haben, wenn etwa vor den toren einer burg gekämpft wurde, in der sie sich aufhielt. Von jenen kämpfen wissen wir überhaupt nichts, und es ist daher geraten, darüber auch nichts zu behaupten. — Endlich ist auch noch der möglichkeit zu gedenken, dass der dichter nicht an bestimmte gefechte gedacht hat, sondern Hildegunde nur so reden lässt, weil solche worte zur aufmunterung des helden nützlich sein können.

Es bedarf also gewiss besserer argumente, um zu beweisen, dass das erste fragment nicht worte der Hildegunde enthalten könne.

Was Heinzel weiter dagegen anführt, dass Hildegunde rede, ist noch weniger stichhaltig. S. 6 heisst es, es könne von den unmittelbar vorhergehenden kämpfen nicht die rede sein, da Waldere selbst sehr gut wisse, was dabei vorgefallen sei. Wenn das ein grund wäre, wes-

halb es nicht erlaubt sein soll, davon zu reden, so müsste dasselbe für frühere kämpfe Walderes gelten. Oder weiss er etwa nicht, wie er früher gekämpft hat? Und warum nicht Hildegunde, wol aber ein freund ihn *Ætlan ordwiga* nennen kann, ist auch nicht zu verstehen. Entweder ist diese bezeichnung eine ehrenvolle — in diesem falle steht es auch Hildegunde zu, sie anzuwenden — oder sie ist es nicht — dann wird auch ein freund den helden so nicht benennen.

Aber dafür, dass die person, die das wort führt, Hildegunde ist, zeugt die besorgnis für Walderes leben, die z. 19 zu worte kommt, obgleich sie im übrigen ihn anfeuert, was mit dieser besorgnis nicht in widerspruch ist, da im vorliegenden fall seine rettung ganz von seiner kampftüchtigkeit abhängt. Ferner z. 25 die worte *tó eoce unc* 'uns beiden zur hilfe'. Der dual ist sehr schlecht am platze, wenn eine dritte person, die doch nur eine nebenperson sein kann, redet. Denn dass Hildegunde zugegen ist, muss man doch wol annehmen. Endlich fällt auch das zeugnis aller übrigen überlieferungen, die auf Walthers seite allein Hildegunde, keinen fremden helfer kennen, ins gewicht.

Dass die person, die in dem fragmente das wort führt, unter keinen umständen Hagen sein kann, scheint mir sonnenklar. Dagegen zeugen alle überlieferungen, nicht nur der Walthersage, die, wo Hagen und Gunther zusammen auftreten, ohne ausnahme die beiden helden auf dieselbe seite, niemals einander gegenüberstellen. Ferner ist zu erwägen, dass wenn das fragment worte Hagens enthielte, aus den eben angeführten worten I, 25 hervorgehen würde, dass er von anfang an öffentlich auf Walderes seite gegen Gunther und die seinen gekämpft hätte. Aber dem widersprechen II, 14 fgg. aufs deutlichste. Wie könnte Gunther glauben, Hagen habe mit Waldere gekämpft und ihn kampfunfähig gemacht, wenn er Waldere und Hagen zusammen angegriffen hätte? Freilich stellt Heinzel sich Hagen im widerspruch mit seiner auffassung von I, 25 als einen überläufer vor. Aber wenn Gunther Hagen in den kampf gesandt hat, wie muss er es sich dann erklären, dass dieser nicht zu ihm zurückkehrt? Er konnte wenigstens daraus den schluss ziehen, dass Hagen Waldere nicht oder nicht völlig besiegt hatte, und er wird sich selbst nicht zum kampfe angeschickt haben, bevor er wenigstens vernommen hatte, was aus Hagen geworden war.

Auch Heinzels interpretation von II, 14 fgg.: *hwæt, ðu huru wéndest, wine Burgenda, þæt me Hagenan hand hilde gefremede and getwæmde féðewiges* (so ist statt *féðewigges* zu lesen), kann ich keineswegs beipflichten. Das soll bedeuten: 'er hat mich nicht einmal bekämpft'.

Was geschehen ist, steht in diesen worten gar nicht; es steht nur da, was nach Walderes vermutung Gunther glaubt, dass geschehen sei. Er glaubt, Hagen habe mit Waldere gekämpft und ihn zum weiteren kampfe unfähig gemacht. Dass es nur die letzten worte *(and getwæmde féðewiges)* sind, auf die es ankommt, und die Waldere verneint, geht aus dem was unmittelbar folgt, so klar wie möglich hervor: *feta, gyf ðu dyrre, æt þus heaðuwérigan háre byrnan*, 'hole dir, wenn du es wagst, die brünne des (wie du glaubst) durch den kampf erschöpften mannes'. Also leugnet Waldere, dass er nicht im stande sein sollte, sich gegen Gunther zu wehren. Die copulative verbindung *and getwæmde* kann also nur als eine consecutive verstanden werden, und Waldere meint: 'du glaubst, der kampf mit Hagen, den wir eben ausgefochten haben, habe mich erschöpft'. — Davon, dass Hagen Waldere besiegt haben sollte (Müllenhoff u. a.), ist gar nicht die rede, und auch Gunther hat das nicht geglaubt, wie Heinzel annimmt, sondern Gunther hat gehofft, die besiegung Walderes werde nach dem kampfe mit Hagen für ihn ein leichtes sein[1].

Was Heinzel zu seiner hypothese, Hagen stehe auf Walderes seite, verführt hat, sind, wenn wir vorläufig von seinen sagenhistorischen voraussetzungen absehen, die stellen, die von dem schwerte Mimming handeln. Wenn Hagen ein überläufer ist, so kann er das schwert mitgebracht haben; so erklärt Heinzel es, dass Gunther glaubt, es liege wolverwahrt in einer kiste in seinem hause, während es tatsächlich sich in Walderes hand befindet. Aber auch das ist eine hypothese, die die meinung, Hagen sei im ersten fragment der redende, nicht stützen kann, sondern der stütze dieses fragmentes dringend bedürfen würde, wenn die andere annahme bewiesen wäre. Die geschichte des schwertes aber lässt sich auf eine andere weise weit einfacher erklären (s. unten s. 55).

I, 19. II, 13 *metod, gripe* verstehe ich mit Heinzel als 'tod' und 'kostbarkeit' (an. *gripr*).

II, 22b—24: *heo* (der harnisch) *bið fáh wið mé, þonne . . . unmægas eft ongynnað, mécum gemétað, swá ge mé dydon.* Z. 23 bedeutet nicht: 'wenn ich ihn noch lange im kampf gegen fremde tragen muss' (Heinzel s. 11). Denn 1. ist *eft* nicht 'lange', sondern 'von neuem'. 2. die bedeutung von *unmægas* lässt sich durch einen hinweis auf das adjectivum *unmæge* nicht bestimmen. Denn *un-* mit einem adjectiv

1) Eine reminiscenz daran, die das alter der Walderestelle verbürgt, findet sich Waltharius 722, wo Gunther nach der besiegung Sabramunds sagt, man müsse Walther sofort wider angreifen und nicht abwarten, dass er zu atem komme *(aggrediamur eum nec respirare sinamus, donec deficiens lassescat).*

componiert bedeutet nicht notwendig dasselbe wie in der zusammensetzung mit dem correspondierenden substantiv, vgl. 'unmensch' mit 'unmenschlich', 'untat' mit 'untätig'; *un-* aber in *unmægas* z. 23 ist stark betont. 3. die übersetzung 'gegen fremde' ist sehr dürftig. Wenn Gunther und Hagen fremde sind, so braucht Waldere das nicht zu betonen; zwischen feinden ist das das natürliche verhältnis. Hingegen hat Waldere sehr viel grund, auf eine verwandtschaft, wenn eine solche bestehen sollte, den nachdruck zu legen und die *mægas,* die ihn angreifen, als böse verwandte (*unmægas)* zu bezeichnen. Und *ongynnað, mécum gemétað* bedeutet nicht 'ich muss kämpfen', sondern: '(die bösen verwandten) greifen mich an'. Nur so versteht man auch *swá ge mé dydon,* was ein heftiger vorwurf ist, wenn Gunther und Hagen Walderes verwandte sind, im entgegengesetzten falle aber eine müssige bemerkung. Wir müssen also schliessen, dass wenigstens der text für diese verwandtschaft spricht; ob die sagengeschichte sie bestätigt, wird sich unten ergeben.

Über I, 6 *Ætlan ordwiga* s. unten.

Dass die Walthersage eine variante oder eine widerholung der Hildesage ist, haben schon mehrere forscher vermutet (s. die litteratur bei Sijmons, Heldensage[2] 705). Panzer leugnet es, ohne sich auf eine widerlegung einzulassen. Heinzel hingegen hat seine abweichende ansicht ausführlich begründet. Leider kann ich mir nichts davon aneignen. Folgende einwendungen mögen an dieser stelle genügen. Heinzel geht von seiner identificierung Hagens mit Aëtius als von einer bewiesenen tatsache aus. Diese identificierung aber ist, soviel ich weiss, von niemand acceptiert worden, und auch ich muss sie ablehnen. Zur begründung dieser ansicht verweise ich auf meine Untersuchungen über die Nibelungensage. Ferner nimmt Heinzel als ausgemacht an, dass die flucht des jungen paares von anfang an von dem Hunnenlande ausgeht. Aber die quellen stimmen in diesem punkte nicht überein; die polnische version bietet bestimmt andere angaben, und wie der dichter der Walderefragmente sich die sache vorstellte, lässt sich nicht ohne weiteres entscheiden; hier bedarf es also einer näheren untersuchung. Die historischen anknüpfungen Heinzels sind schwach und wenig überzeugend. Er führt eine reihe von ereignissen an, die mit einzelheiten der Walthersage eine entfernte ähnlichkeit haben, aber nicht nur wird ein einziger zug der Walthersage mit mehreren verschiedenen berichten der geschichte verglichen, sondern Heinzel versäumt es auch, zu erklären, wie die verschiedenen sagenzüge sich zu einer zusammenhängen-

den erzählung verbunden haben. Die einzelnen ereignisse aber, die für constituierende elemente der Walthersage erklärt werden, sind solche, die jeden augenblick geschehen können (der römische kaiser weigert sich, dem Attila goldene gefässe und einen wechsler auszuliefern; Attila wünscht für seinen secretär die hand einer frau, diese aber wird von einem oströmischen officier entführt; in demselben jahre wird dem Hunnenkönige eine gefangene — verheiratete — frau entführt usw.); menschlich sind solche begebenheiten; an und für sich steht nichts der möglichkeit im wege, dass ein solches ereignis eine sage oder eine dichtung von einer entführung hervorgerufen habe, aber ein grund, gerade in einem dieser vorfälle den historischen hintergrund der Walthersage zu suchen, ist nicht zu ersehen. Heinzel selber führt s. 67 eine reihe parallelen an, die unserer erzählung weit näher stehen als die historischen begebenheiten, aus denen er die sage abzuleiten versucht.

Die geschichte der Walthersage muss in erster linie aus den quellen selbst abgelesen werden. Ihr gegenseitiges verhältnis ist zu bestimmen; erst dann kann es sich ergeben, was alt ist und was jede quelle selbständig hinzugefügt hat. Die beste gewähr aber hat das, worüber alle quellen einig sind. Das beweist schon, dass die verfolgung durch Hagen, die überall, auch in den quellen, die die verfolgung von dem Hunnenlande ausgehen lassen, entweder direct erzählt wird oder noch durchblickt, von weit grösserer bedeutung ist, als Walthers verhältnis zu Attila. Die fragestellung sollte demnach nicht lauten: 'wie kommt es, dass zuerst die Hunnen, später die Burgunden die verfolger sind?' — denn 'zuerst' und 'später' beruhen auf einer anticipierung, sondern: 'wie kommt es, dass Hagen dem entflohenen paare bald vom Hunnenlande, bald von Worms aus nachsetzt?'

Während nun die geschichte des Hunnenreiches nur einzelne sehr unsichere punkte der vergleichung darbietet, besteht neben der Walthersage eine andere sage, mit der sie in ihrer ganzen structur sowie in vielen einzelheiten sehr nahe übereinstimmt. Die ältesten quellen der beiden sagen (Walthersage und Hildesage) stammen aus nahe beieinander gelegenen gegenden, während das Hunnenland der geschichte weit abliegt. Der zusammenhang ist so augenscheinlich, dass auch Heinzel sich genötigt sieht, eine starke secundäre beeinflussung der Walthersage durch die Hildesage anzuerkennen; als ausgangspunkt für jene will er von dieser nur darum nichts wissen, weil er den supponierten zusammenhang mit jenen historischen datis nicht aufgeben kann. Wir haben also guten grund, die frage, ob die Walthersage aus der Hildesage abgeleitet werden kann und muss, von neuem ernsthaft zu prüfen.

Doch hat noch eine weitere erwägung Heinzel davon abgehalten, die identität der beiden sagen anzuerkennen. Die Walthersage ist nach ihm rein menschlich, während er, darin der alten auffassung huldigend, die Hildesage für mythisch ansieht. Hier repräsentiert Heinzel ein übergangsstadium. Die alte schule suchte in der Hildesage einen mythus, und sie sträubte sich auch nicht, die Walthersage für eine weiterbildung der 'mythischen' Hildesage zu erklären. Heinzel fällt das rein menschliche an der Walthersage auf; er entschliesst sich zur trennung dieser sage von jener. Die heutige forschung tut einen weiteren schritt: sie gelangt zu der einsicht, dass das, was an der Hildesage mythisch ist, jüngere zutaten einer bestimmten gruppe von versionen sind, und sie verbindet die beiden sagen von neuem miteinander — diesmal auf der menschlichen seite.

Allerdings wird in dieser letzten behauptung das resultat der folgenden seiten vorweggenommen. Wir machen die probe nach der folgenden methode. Es wird zu untersuchen sein, ob sich aus in den quellen der Walthersage erhaltenen zügen eine bekannte redaction der Hildesage zusammenstellen lässt, und ferner, ob, wenn man von der auf diese weise construierten urform ausgeht, die weitere entwicklung der sage, wie sie in den einzelnen quellen vorliegt, sich natürlich und einfach erklären lässt. Die mittelhochdeutschen fragmente werden zu der untersuchung nur wenig beisteuern können, sie kommen am besten am schluss dieses abschnittes zur sprache.

1. Hagen ist ein könig der Franken. Dass er ein Franke ist, bezeugt der Waltharius, ebenso die Þiðreks saga, die ihn von dem Nibelungenfürsten nicht unterscheidet. Als könig wird er in der erhaltenen überlieferung der Walthersage nicht mehr genannt. Das hat darin seinen grund, dass die deutschen quellen hier wie in der Nibelungensage Gunther zum könige erheben. Es wird sich aber unten zeigen, dass der angelsächsische dichter Hagen noch als den könig aufgefasst zu haben scheint. Einen deutlichen hinweis auf seine ursprüngliche stellung enthält der folgende zug.

2. Die frau, die später geraubt wird, ist seine tochter. Die polnische version weiss noch, dass Helgunda eine fränkische königstochter ist. Und Walther schilt Hagen und Gunther 'böse verwandten' *(unmægas)*, s. oben s. 46 fg. 'Verwandt' sind sie ihm nur infolge seines verhältnisses zu Hildegunde.

3. Walther tritt auf. Wie und wo er Hildegunde zuerst zu gesicht bekommt, geht aus der überlieferung nicht mit völliger sicherheit hervor; die begegnung in der gefangenschaft (Waltharius und ÞS) beruht auf

einer umbildung; die entsprechende stelle des Waldere ist verloren. Die polnische version erzählt jedoch von einem aufenthalte Walthers am hofe des vaters, und das wird ein alter zug sein, obgleich die darstellung im einzelnen verwirrt ist.

4. Von dem ersten augenblicke an, wo Hildegunde Walther erblickt, liebt sie ihn über alle welt (ÞS)[1]. Statt dessen findet der Waltharius heraus, sie sei ihm früher verlobt gewesen.

5. Walther entführt Hildegunde.

6. Die älteren quellen sind darüber einig, dass die jungen leute schätze mit sich führen. Direct findet sich diese aussage nicht nur in der Þiðreks saga und im Waltharius, sondern auch eine stelle des Waldere, die oben schon berührt wurde, lässt sich daraus verstehen. Zu den kostbarkeiten, die Hildegunde mit sich führt, gehört das schwert, das sie im ersten fragment Waldere darbietet als ersatz für das schwert, das er im kampfe mit Hagen zerbrochen hat[2]. Das neue schwert ist besser als das verlorene *(máðma cyst);* nach I, 2—3 ist es Mimming[3]. Wenn Hildegunde dann sagt: *ðý* (damit) *ðu Gúðhere scealt béot forbígan, ðæs ðe he ðis beaduwe ongan mid unryhte ærest sécan. forsóc he ðám swurde and þám syncfatum, béaga menigo,* so ist es ferner klar, dass auch hier von Mimming, nicht, wie Heinzel glaubt, von diesem oder jenem unbekannten schwerte, oder gar von Walthers eigener zerbrochener klinge die rede ist. *forsóc* aber bedeutet hier 'er hat verloren', -- dadurch, dass Hildegunde es ihm entwendet hat. Hier finden wir nun auch die schätze und die menge der ringe, die Gunther zu-

1) C. 242. *Þa var ec .iiii. vetra gomul, er ec sa þic et fyrsta sinni, ok unna ec þer þegar sva mikit, at engum lut i verolldu meira. oc fara vil ec með þer, þangat er þu villt.* -- Kürzer sagt c. 241: *Þessir enir ungu menn unnaz mikit.*

2) Nur so lässt sich die stelle verstehen. Wenn Hildegunde sagt: *ne murn ðu for ði mece,* so muss er ein schwert verloren haben, und zwar in dem unmittelbar vorhergehenden kampfe, dieser aber ist nach II, 14 der kampf mit Hagen. Der Waltharius bewahrt daran 1381 eine reminiscenz: auch hier zerbricht das schwert in dem kampf mit Hagen, woran Heinzel stillschweigend vorübergeht. Dass es aber Hildegunde ist, die ihm ein neues schwert verschafft, weiss das lateinische gedicht nicht mehr.

3) Dieser name und die mitteilung, dass es *Welandes geweorc* ist, zeugen für bekanntschaft mit der sage von Welands erziehung bei zwergen. Im gegebenen zusammenhang sollen die namen nur die treffliche qualität des schwertes illustrieren; dass es ein besonderes verhängnis dieses schwertes gewesen sei, gestohlen zu werden, wie Heinzel glaubt, lässt sich nicht beweisen und hat auf keinen fall für unsere sage bedeutung, da der raub des schwertes hier mit dem der übrigen schätze zusammenhängt und also einen ganz anderen ursprung hat. Für das alter dieser mitteilungen spricht eine reminiscenz im Waltharius; hier ist (v. 965) Walthers brünne Welands arbeit.

gleich mit dem schwerte verloren hat. Diese stelle aber beweist unwiderleglich, was schon sub 2 ausgeführt wurde, dass die flucht tatsächlich von dem orte ausgeht, wo Hagen und Gunther wohnen. Dabei wurden Gunthers schätze mitgenommen.

Die entwendung der schätze aber findet sich auch in einzelnen versionen der Hildesage, namentlich in ÞH, wo Heðinn ein schiff geraubt hat.

7. Unmittelbar nach der entführung setzt Hagen dem räuber nach. Sehr klar ist das in der Þiðreks saga, wo Hagen nicht den vorüberziehenden auflauert, sondern von dem orte auszieht, den die entflohenen verlassen haben. Aber nach dem oben ausgeführten ist das auch die vorstellung des Waldere gewesen. Denn Waldere ist ja von Hagens wohnort entflohen. Das geht hervor 1. aus der bezeichnung *unmægas* (s. sub 2), 2. daraus das Hildegunde Gunthers schätze entwendet hat (s. sub 6), 3. aus der bezeichnung *Ætlan ordwíga* I, 6. Waldere ist also nicht eine geisel, sondern ein kämpfer Attilas[1]; man muss annehmen, dass nach der darstellung dieser quelle seine heimat bei Attila ist. Also entführt er Hildegunde aus dem lande Hagens und Gunthers nach Attilas land. Auf diesem wege wird er von Hagen und Gunther eingeholt.

Dem entspricht, dass die polnische version noch weiss, dass die flucht und die verfolgung vom Rhein aus in östlicher richtung gehen. Der verfolger ist hier nicht mehr der vater (vgl. unten), aber noch findet der kampf am Rhein, das heisst in der nähe des ortes, von wo die flucht ausgegangen ist, statt.

8. Die verfolger holen die entflohenen ein, während sie ausruhen. So noch im Waltharius. Die erzählung der Þiðreks saga hat den zug, wenn er alt ist — vgl. die ruhe in der Hildesage — verloren; in der polnischen version lässt sich der durch die begegnung mit einem fährmann veranlasste aufenthalt vergleichen; die stelle ist im Waldere nicht erhalten.

9. Ehe der kampf anhebt, wird Walther aufgefordert, das mädchen (und die schätze, Waltharius) herauszugeben. So im Waltharius und in der polnischen version. Die stelle im Waldere ist verloren. Wenn er dazu bereit ist, wird er das leben behalten (Waltharius).[2]

1) Als ein zeugnis für die weitere verbreitung dieser auffassung lässt sich die von Heinzel s. 68 citierte stelle der Chanson de Roland anführen, wo Walther *Gautier de l'Hum, de Hums* genannt wird. Auch hier ist Walther ein Hunne.

2) Im Waltharius (618 vgl. 662) bietet Walther dem verfolger gold. Das lässt sich dem gleichen berichte bei Snorri vergleichen. Wenn ein zusammenhang besteht,

10. Anfang des kampfes.

11. Hildegundes anblick kräftigt die kämpfer. So in der polnischen version. Man hat darin eine reminiscenz an Hilds walkürennatur gesehen. Wenn der zug alt ist, so ist diese annahme sehr bedenklich, da die vorstellung von walküren, wie sie die altnordische poesie kennt, gewiss jünger ist als die anfänge der Walthersage. Man hat hier die wahl zwischen zwei auffassungen. Entweder ist dieser zug der polnischen version aus einer erneuten beeinflussung durch die nordische form der Hildesage (SH 4) zu erklären, oder man hat es hier mit dem ersten anfang einer vorstellung zu tun, die im norden zu Hilds walkürennatur geführt hat. Das ist namentlich im hinblick auf die Walderefragmente, wo Hildegunde ihren geliebten anfeuert, das wahrscheinlichste. Denn zwischen dem zug der fragmente und der polnischen version wird ein zusammenhang bestehen. Darin ist nichts übernatürliches. Eine frau, die freiwillig einem krieger gefolgt ist, wird, wenn sie ihn in gefahr sieht, ihn anfeuern, und dass ihr anblick ihn belebt, ist auch selbstredend. Die polnische version übertreibt die sache und lässt auch den nebenbuhler gekräftigt werden. Heldenmütige frauen kennt das altertum im überfluss. Aber hier konnte die umbildung zu einer walküre einsetzen, namentlich wenn im stoffe andere data zu einer solchen umbildung vorhanden waren. Der zug bei Eckehart, dass sie in der nacht singt, ist fernzuhalten; es existiert auch kein grund, diesen sang für ein zauberlied zu erklären, das dazu dient, tote zu erwecken.

12. Zwei tage währt der kampf. In der nacht ruhen die ermüdeten aus. So noch, mit neuer deutung, im Waltharius. Und auch die saga enthält eine deutliche reminiscenz daran, wo Hagen in der nacht sich dem lager der ruhenden naht, um sie anzugreifen, aber zurückgeschlagen wird. Also wie in SH und Saxo II.

13. Walther geht als sieger aus dem kampfe hervor. In der polnischen version erschlägt er seinen gegner; in der Þiðrekssaga

so ist der zug sehr alt, ja älter als der raub der schätze; das gold soll als sühne für den raub des mädchens dienen. Der Waltharius macht daraus, dass Walther aus freundlichkeit einen teil des goldes, das er aus dem Hunnenlande mit sich führt, geben will. Ohne grund erklärt Heinzel (s. 94) diese übereinstimmung für zufällig.

Wie bei Snorri werden die unterhandlungen vor beginn des kampfes geführt. Nur der Waltharius kennt auch ein gespräch — aber keine unterhandlungen — am anfang des zweiten tages. Das lässt sich kaum den unterhandlungen bei Saxo II (vgl. s. 27) vergleichen. Die widerholten reden im Waltharius während und zwischen den einzelkämpfen gehören zur ausstattung und haben mit dem versöhnungsversuch nichts gemein.

entkommt Hǫgni nur mit genauer not und mit schmach bedeckt. Der Waltharius redet zwar von einer versöhnung, aber zuvor hat Walther doch alle begleiter Gunthers und Hagens getötet, und dass er der sieger ist, geht auch daraus hervor, dass er die frau und die schätze behält. Über den grund, dass in der saga und im Waltharius Hagen resp. Hagen und Gunther am leben bleiben s. unten s. 59.

14. Das Hjaðningavíg hat man in dem zweitägigen kampfe des Waltharius widerfinden wollen. Diese ansicht ist deshalb unrichtig, weil der zweitägige kampf in der Hildesage älter als das Hjaðningavíg ist, wie § 2 ausführlich gezeigt wurde, vgl. sub 12. Wenn der sub 11 besprochene zug so zu erklären wäre, dass Hildr die toten erweckt, so würde das zugleich ein zeugnis für das Hjaðningavíg sein; aber wir haben gefunden, dass auch von einer totenerweckung nicht die rede ist. Den endgiltigen beweis aber, dass das Hjaðningavíg in der unserer überlieferung zu grunde liegenden form der Hildesage noch nicht vorhanden war, liefert der sub 13 besprochene umstand, dass Walther den sieg davonträgt. Das Hjaðningavíg gehört zu einer sagenform, in der beide helden fallen. Unsere sage zeigt sich durch ihren ausgang als eine nahe verwandte derjenigen form, die auch in die Helgisage aufgenommen ist. Auch dort findet sich kein Hjaðningavíg.

15. Nach beendigung des kampfes (im Waltharius nach dem friedensschlusse) setzen Walther und Hildegunde die reise fort. Das folgt direct aus Walthers sieg.

Diese sage ist in unveränderter gestalt in keiner quelle erhalten. Aber soweit wir aus den Walderefragmenten auf den inhalt des ganzen zu schliessen vermögen, stand dieses gedicht noch auf einer sehr altertümlichen stufe.

Wir haben nun zunächst das verwandtschaftsverhältnis unserer sage zu den verschiedenen fassungen der Hildesage zu bestimmen. Diese arbeit ist jetzt eine leichte. Es ergibt sich, dass die sage die stufen SH 1 und SH 2 durchschritten hatte. Die ehe mit Hildr war zu einer entführung geworden, aus der die feindschaft mit ihrem vater erklärt wurde, und die entführung hatte in der leidenschaftlichen liebe des paares ihre erklärung gefunden. Die stufe SH 3 (Hjaðningavíg) hingegen war nicht erreicht.

Zusammen mit der version, die in die Helgisage ausmündet, hatte die spätere Walthersage sich von dem hauptstamme abgezweigt; zusammen hatten diese beiden zweige die neuerung eingeführt, dass nicht beide helden fallen, sondern dass der schwiegersohn den sieg davonträgt. Also stammt die Walthersage von der oben s. 42 als $H2$a bezeichneten
[illegible]ie stufe $H2$b hingegen, die einen nebenbuhler einführt,

war ebensowenig erreicht wie *H*3, die den vater von dem sohne gerächt werden lässt[1]. Der nebenbuhler der polnischen version vertritt den vater, der hier nicht handelnd eingreift, die übrigen versionen wissen von einem nebenbuhler nichts. Diese verwandtschaftsverhältnisse lassen sich vorläufig in folgendem stammbaum festlegen:

```
                                     H (= Saxo I)
                                     |
                                     SH 1
                                     |
                  H1        =        SH 2
                  |                  |
                  H2a                SH 3      =      ÞH 1
         ____________                |                |
         |        |                  |                |
Walthersage       H2b     Saxo II = SH 4              ÞH 2
                  |                  |                |
                  H3                 SH 5             ÞH 3
                  |                  |                |
                  H4                 SH 6             ÞH 4
             (Helgisage)      (Ragnarsdrápa      (Sǫrla þáttr)
                               und Snorri)
```

Welches sind die ursachen der bedeutenden änderungen, die die Walthersage in den verschiedenen vorliegenden versionen erfahren hat? Die meisten lassen sich auf éine sehr natürliche aber zugleich sehr eingreifende neuerung zurückführen.

Hagen, Hilds vater, wurde als mit dem Nibelung Hagen identisch aufgefasst. Diese auffassung war in gewisser hinsicht richtig; ursprünglich ist es ein und dieselbe gestalt (§ 17). Aber diese identität war doch zu der zeit, als die neue identificierung stattfand, lange vergessen; beide sagen hatten sich unabhängig voneinander entwickelt. Die neue identificierung kann nicht mehr auf grund einer früheren einheit der sagen zustande gekommen sein, denn es war kaum noch irgend welche ähnlichkeit vorhanden. Dass die identificierung stattgefunden hat, ergibt sich aus der tatsache, dass die sage Hagen im Frankenlande localisiert und dass noch in der polnischen version Helgunda eine französische, d. h. fränkische prinzessin ist. Ob damals Hagen und Gunther schon miteinander verbunden waren, kann man nicht wissen; in diesem falle wurde zugleich mit der auffassung Hagens als einer mit dem Nibelungen identischen figur auch Gunther aufgenommen. Im entgegengesetzten fall ist Gunther zugleich in die Walthersage und in die Nibelungensage

1) Eine neuerung der Walthersage scheint hingegen die weise zu sein, in der der dichter sich positiv auf die seite des räubers stellt. Auch in der Helgisage ist seine sympathie auf dieser seite, aber erst in der Walthersage heisst es, er habe recht; Gúðhere sucht den kampf *med unryhte*. Ebenso ist die vorstellung des Waltharius, obgleich hier durch die starke hervorhebung von Hagens heldentum die sympathie wider einigermassen über beide parteien verteilt erscheint.

aufgenommen (Untersuchungen über die Nibelungensage II, 191). In beiden fällen ist das resultat dasselbe: am anfang unserer überlieferung stehen Hagen und Gunther zusammen Walther gegenüber.

Aus der Nibelungensage wissen wir, dass die niederdeutsche tradition anfänglich die verbindung zwischen Gunther und Hagen so zustande brachte, dass Gunther zu einem Frankenkönig wurde; die beiden könige sind brüder (Untersuchungen über die Nibelungensage II, 128. 137). Auch die Walthersage steht, was den ersten punkt anbelangt, noch auf diesem standpunkte; sogar Eckeharts bearbeitung nennt Gunther und Hagen Franken[1]. Dass sie brüder sind, weiss Eckehart nicht mehr; dieser dichter repräsentiert eine mehr historisierende — nicht historische (!) — auffassung ihres verhältnisses, indem Gunther, obgleich er ein Franke genannt wird, doch nach Worms versetzt und allein könig genannt wird, während Hagen sich ihm unterordnen muss. Dass Hagen 'von Troye' ist, weiss Eckehart noch, aber wie im Nibelungenliede, wo der name entstellt worden ist, ist Troja (Francorum), die alte hauptstadt des Nibelungenfürsten, zum sitz eines vasallen geworden. Es sind aber gute gründe zu der annahme vorhanden, dass der Waldere hierin noch auf dem alten standpunkt stand. Denn wenn das erste fragment von der verwandtschaft Walthers mit seinen verfolgern redet, so kann das natürlich nur bedeuten, dass Hagen, nicht Gunther, Hildegundes vater ist. Aber wenn Hagen und Gunther zusammen Walther verfolgen, um Hagens tochter zurückzubekommen, so kann der dichter sich schwerlich Hagen als einen vasallen, Gunther als den einzigen könig vorgestellt haben. Dem entspricht nun, dass Waldere im plurale von *unmægas* redet. Hagen und Gunther sind demnach brüder, beide regieren, und daraus erklärt es sich auch wol, dass Hildegunde schätze mitgenommen hat, die Gunther gehören (*forsóc hé* [d. i. *Gúðhere*] *ðám swurde and ðám sincfatum,* vgl. oben s. 50). Dadurch wendet der dichter oder eine schon ältere tradition zugleich den vorwurf von Hildegunde ab, dass sie ihren vater bestiehlt (die alte Hildesage schrieb, sofern sie einen raub von schätzen mitteilte, denselben dem Heðinn zu). So wird die vorstellung die, dass Hagen die tochter, Gunther die schätze genommen werden. Hagen bezweckt also mit seiner verfolgung, die tochter, Gunther, die schätze zurückzugewinnen. Daraus wird die jüngere bei Eckehart belegte vorstellung, dass es Gunther darum zu tun ist, Walther zu berauben. Aus habsucht setzt er dem vorüberziehenden helden nach[2].

1) Es verdient beachtung, dass die sage die jüngeren Gêrnôt und Gîselher noch nicht kennt.

2) Doch gibt noch bei Eckehart (z. 517) Gunther zu erkennen, er wolle Walther, die 'gestohlenen' schätze abnehmen. Einen sinn hat diese sittliche ent-

Welches ist nun im Waldere das gegenseitige verhältnis der könige? Nach dem vorhergehenden wird man erwarten, dass sie gemeinsam regieren. Aus dem umstande, dass die gestohlenen schätze dem Gunther gehören, darf man kaum schliessen, dass ihm die oberherrschaft zukam. Denn dem steht gegenüber, dass die prinzessin Hagens tochter ist; dadurch dass Gunther der besitzer der schätze ist, sind nur die rollen verteilt. Es gibt aber eine stelle, die, wie mir scheint, mit sicherheit auf ein entgegengesetztes verhältnis schliessen lässt. I, 29 folgen auf Hildegundes bemerkung, dass Gúðhere das schwert und die schätze verloren hat, diese worte: *nu sceal béaga léas hworfan from ðisse hilde, hláfurd sécan, ealdne éðel, oððe hér ǽr swefan.* Also: Gunther wird die schätze nicht zurückerlangen; ohne diese wird er zurückkehren, oder er wird hier im kampfe umkommen. Was bedeutet aber *hláfurd sécan?* Eine umschreibung für sterben ('gott aufsuchen') kann es nicht sein, denn der ausdruck wird durch *ealdne éðel* variiert, und der begriff 'sterben' folgt nachher als gegensatz. Also ist der *hláfurd* der weltliche herr, und daraus folgt, dass Gúðhere nicht das oberhaupt der Franken ist. Als solches ist demnach Hagen anzuerkennen; Gúðhere ist wol ein jüngerer bruder, der, obgleich mächtig und reich, doch Hagen untergeordnet ist[1].

Diese verhältnisse sind, wie es sich versteht, im Waltharius umgekehrt. Ob es damit zusammenhängt, dass die reihenfolge der kämpfe gleichfalls geändert ist, ist eine frage für sich. Im Waldere kämpft zuerst Hagen, dann Gúðhere; im Waltharius greifen Gunther und Hagen am zweiten tage Walther vereint an. Hagen führt den ersten streich, aber auch den letzten, entscheidenden. Die frage der reihenfolge ist darum schwer zu beurteilen, weil wir nicht wissen, ob im Waldere andere einzelkämpfe vorausgiengen. Aber die kämpfe mit den königen bilden doch den kern der erzählung; die übrigen einzelkämpfe müssen früher oder später hinzugefügt sein. Die Hildesage weiss davon noch nichts. Hier ist von einem gefecht zwischen zwei heeren die rede. Walther aber ist nur von Hildegunde begleitet. Das bedeutet eine vereinfachung der verhältnisse auf der einen seite. Nun sind zwei

rüstung über Walthers diebstahl bei einem zweiten räuber, der nun seinerseits Walther bestehlen will, nicht mehr. — Freilich behauptet Gunther, der schatz habe einmal Gibich gehört und sei von diesem an Etzel abgetreten worden (vgl. z. 11—33).

1) Vielleicht ist es eine reminiscenz an dieses verhältnis, wenn der Waltharius, obgleich er schon Hagen zu einem vasallen macht, noch weiss, dass er älter als Gunther ist (z. 29 fgg.).

dinge möglich. Entweder fand dieselbe vereinfachung auch auf der anderen seite statt; in diesem fall setzte Hagen allein, später Hagen in gesellschaft Gunthers dem räuber nach. Die übrigen helden sind dann zugesetzt. Oder die vereinfachung auf dieser seite bestand darin, dass die zahl der verfolger auf zwölf beschränkt wurde. Die begleiter repräsentieren dann die alte heeresmacht. In diesem fall ist jedoch ihre individualisierung eine spätere neuerung. Das ist bei weitem das wahrscheinlichste[1]. In der ältesten form der Walthersage wird also Hagen Walther mit elf oder zwölf genossen angegriffen haben, aber nur der kampf mit Hagen, später auch der mit Gunther, wurde hervorgehoben. Die richtigkeit dieser auffassung wird des weitern durch die Þiðreks saga bewiesen, wo von den elf genossen keiner genannt wird; es wird nur erzählt, dass die elfe umkommen und dass Hagen sich durch die flucht rettet. Da es sich unten zeigen wird, dass die saga und der Waltharius einander genetisch näher stehen als eine dieser überlieferungen dem Waldere, so müssen wir in vollständigem gegensatz zu Heinzel schliessen, dass die vorstellung der saga, die im gegebenen fall die ursprüngliche ist, auch die des Waldere war. Im Waldere hat also der held auch gegen eine übermacht gekämpft, aber nur der kampf mit Hagen — und mit Gunther — wurde ausführlich erzählt.

Nun wissen wir aus der geschichte der sage, dass auch der kampf mit Gunther eine jüngere zutat, wenn auch älter als die individualisierung der elf genossen ist. Es ist durchaus natürlich, dass diesem kampf auch in der erzählung eine spätere stelle zugewiesen wurde. Hagen setzt dem räuber seiner tochter nach; er wird nicht mit dem angriff gezaudert haben, bis Gunther ihm zuvorkam. Als aber später die übrigen helden individualisiert wurden, wurden ihre kämpfe an den anfang gesetzt, da die kämpfe mit den königen die entscheidenden, also die letzten sein mussten.

Der Waldere erklärt den zug, dass Gúðhere zuletzt kämpft, aus seiner feigheit; er hoffte, Hagen werde Waldere so übel zurichten, dass der sieg für ihn, Gunther, ein leichtes werden dürfe (oben s. 46). Diese erklärung ist älter als der Waldere, denn auch die deutsche tradition

1) Eine andeutung davon, dass Walther es einmal nur mit Hagen und Gunther zu tun gehabt habe, darf man darin, dass er im Waltharius am zweiten tage nur von diesen beiden angegriffen wird, nicht suchen, da der zweitägige kampf aus der alten Hildesage stammt. Auch in der Þiðreks saga überfällt Hagen Walther das zweite mal allein, aus demselben grunde wie im Waltharius, da die übrigen kämpen gefallen sind.

weiss von Gunthers feigheit; sie blickt nicht nur widerholt im Nibelungenlied durch, sondern wird auch im Waltharius stark hervorgehoben.

Wenn nun im Waltharius Gunther nicht mehr nach Hagen kämpft, so kann das nicht damit zusammenhängen, dass er der könig ist. Denn die änderung hat nichts weniger als den zweck, ihn zu ehren. Der letzte kampf ist gerade der ehrenvollste; wenn wir aber glauben wollten, der dichter hätte daran anstoss genommen, dass der könig die reihe schliesst, so müsste er ihn consequenterweise eben an den anfang gestellt haben. Eher hängt die änderung mit der hervorhebung Hagens zusammen: er sträubt sich, an dem kampfe teil zu nehmen, und muss also in der höchsten not durch bitten dazu bewogen werden, und er ist der tüchtigste held, dem es schon deshalb zukommt, den letzten streich zu führen.

Dass die einzelkämpfe mit dem Rosengartenmotiv etwas zu schaffen haben sollten, wie Heinzel annimmt, scheint mir unglaublich. Die einzige übereinstimmung besteht in der zwölfzahl der kämpfer, die überaus häufig vorkommt. Im Rosengarten stehen aber auf jeder seite, im Waltharius nur auf der einen seite, zwölf helden; die zwölf paare im Rg. kämpfen nach im voraus abgemachten bestimmungen; im Waltharius bestimmt Gunther jedesmal die zahl nach seinem eigenen belieben; im Rosengarten wird im scherz, im Waltharius im ernst gekämpft. Die hauptsache aber ist, dass Gunther und Hagen ursprünglich in der Rosengartensage nur unbedeutende nebenpersonen sind; der kampf findet zwischen Dietrichs und Isungs mannen statt, und Gunther und Hagen dienen nur dazu, die zwölfzahl voll zu machen.[1] Wir lassen demnach den Rosengarten bei der untersuchung der Walthersage beiseite.

Wir kehren zu dem verhältnisse der könige zurück. Der Waldere steht, wie oben gezeigt wurde, auf dem standpunkte, den man in der angelsächsischen poesie erwarten konnte. Das gedicht steht darin mit den niederdeutschen quellen auf éiner linie, dass es Hagen und Gunther beide als könige auffasst, ja geht darin noch über dieselben hinaus, dass es Hagen dem Gunther überordnet. Dass die darstellung des Waldere in vielen punkten von der der Þiðrekssaga abweicht, beruht, wie sich noch ergeben wird, keineswegs auf einem räumlichen, sondern auf einem zeitlichen unterschied. Ob die Angelsachsen die sage von dem festlande mitnahmen, lässt sich schwer entscheiden; sie können sie auch im 8. jahrhundert aus Niederdeutschland empfangen haben.

1) Den endgiltigen nachweis, dass die Rosengartensage vollständig auf der erzählung von Dietrichs zug nach Bertangaland beruht, hoffe ich in einem demnächst im Arkiv f. nord. fil. erscheinenden aufsatz zu liefern (Arkiv 24, 103 fgg.).

Die litterarischen verbindungen zwischen Norddeutschland und England in jener periode sind bekannt genug. Und es ist mit rücksicht auf ihre entstehung aus einer fremden sage vorsichtig, den ursprung der Walthersage chronologisch nicht höher hinaufzurücken, als es die data erfordern.

Eine erste folge der vorstellung, dass der Nibelung Hagen, der später im Hunnenlande umkommt, auch derjenige ist, der mit Walther kämpft, und dass er an Gunthers seite streitet, muss gewesen sein, dass der tragische ausgang durch einen friedensschluss ersetzt wurde. Denn man wusste, dass Hagen und Gunther nicht bei dieser, sondern bei einer späteren gelegenheit umkamen. Hagen stirbt also nicht, er wird nur schwer verwundet.[1] Wir müssen diese schlussfolgerung unbedingt in die erste entwicklungsperiode der Walthersage stellen und also schliessen, dass auch der Waldere diesen ausgang gekannt hat. Bestätigt wird er durch den oben s. 56 besprochenen ausdruck *hláfurd sécan.* Denn wenn Hagen der *hláfurd* ist, so bedeutet ein zurückkehren Gúðheres zu ihm, dass er nicht im kampf geblieben ist.

Auch die erste einführung des Hunnenlandes wird auf dem einfluss der Nibelungenpoesie beruhen. Ursprünglich waren das meer und seine gestade der schauplatz der begebenheiten. Aber Troja Francorum liegt tief im lande. Was in der Nibelungensage geschah, ist auch hier geschehen. Alte varianten der Nibelungensage, die Sigmundsage, die Finnsage, kennen eine seereise, ja sogar in den Atlamál geht die fahrt über das meer; seitdem aber Hagen ein Frankenfürst ist, zieht er über land nach dem feindlichen lande. So kommt auch in der Walthersage der feind über land. Und da die tradition im gegensatze zu Hagens land das Hunnenland kannte, wurde der räuber zu einem hunnischen häuptling, zu dem *Ætlan ordwiga.*

So sah die tradition aus, die dem gedichte von Waldere zugrunde liegt, und dass das gedicht darin bedeutende änderungen vornahm, wird sich schwerlich wahrscheinlich machen lassen.

Auf dem festlande setzt sich die beeinflussung durch die Nibelungensage fort. Die nächstfolgende neuerung ist eine änderung in Hagens verhältnis zu Hildegunde. Dass er ihr vater ist, wird nicht

1) Der verlust des auges geht in die Nibelungensage über, wo die einäugigkeit zu einem merkmal Hagens wird. Die vorstellung, dass Gunther ein bein verlor, liess sich mit anderen vorstellungen nicht vereinigen und gieng, wenn sie je verbreitet wider verloren. Aber vielleicht ist das nur eine erfindung Eckeharts quelle.

richtig mehr verstanden; der zug gerät in den hintergrund, um bald völlig zu verschwinden. Aber bei der verfolgung bleibt er die hauptperson, ja im grunde die einzige person von bedeutung. Und noch immer ist Hagen ein Frankenfürst und Hildegunde eine fränkische prinzessin, wenn auch das verhältnis zwischen beiden nicht mehr klar ausgesprochen ist. Von dieser sagenform stammt die polnische version direct.[1] Sie geht davon aus, dass die vaterschaft, die ihre directe quelle nicht mehr nennt, auch nicht besteht, und sie sucht für die verfolgung eine neue motivierung. Hilgunda bleibt eine *regis Francorum filia*, woraus in einer variante eine französische prinzessin wird, Hagen wird zu einem *rex Almanorum*, und dieser ist nicht länger Helgundas vater, sondern ihr verlobter, während der vater zu einer statistenrolle verurteilt wird. Diesen nebenbuhler mit dem nebenbuhler der Helgisage und der deutschen versionen der Hildesage (§ 11) zu identificieren, verbietet der umstand, dass keine andere version der Walthersage von einem nebenbuhler etwas weiss. Die neuerung ist aber interessant, weil sie lehrt, wie leicht in eine geschichte wie diese ein nebenbuhler eingeführt werden konnte, und wie wenig grund vorhanden ist, da, wo wir auf einen solchen stossen, sofort an den einfluss einer fremden überlieferung zu denken.

Von anderen neuerungen der polnischen version erwähne ich Walthers gesang und die lange fortsetzung der geschichte, die nicht mehr zur Walthersage gerechnet werden kann.[2] Wenn jener zug mit Hôrants gesang zusammenhängen sollte, so beruht er doch gewiss auf einer secundären beeinflussung durch die deutsche Hildesage; in der Walthersage steht der zug allzu vereinzelt da, um hier anspruch auf hohes alter erheben zu können. — Der zweitägige kampf ist ferner auf einen zweikampf zwischen Walther und seinem verfolger reduciert, und auch die genossen, die den verfolger begleiten, hat diese tradition verloren.

Auf einem alten standpunkte steht die polnische version darin, dass der ort des kampfes (das Rheinufer) noch in der nähe des ortes

1) Dieses directe verhältnis der polnischen version zu einer redaction, die mehr als éine stufe vor der Þiðreks saga liegt (vgl. s. 61 und die tabelle s. 66) verbietet die von Heinzel s. 88 gut geheissene annahme Nehrings, die polnische redaction sei auf die saga zurückzuführen, und Polen beruhe auf einem missverständnis für Pul in der saga (c. 241).

2) Den stoff dieser fortsetzung bildet, wie bekannt, die Salomonsage (s. Vogts einleitung zu Salman und Morolf s. LXVIII fgg.), die auch für die entwicklung der Hildesage in Deutschland bedeutungsvoll gewesen ist.

liegt, von wo die jungen leute entflohen sind (Frankenland), während der endpunkt der reise weit abliegt (Krakau), und zwar im osten (oben s. 51). Dieser zug muss aus alter überlieferung stammen, und dadurch wird bestätigt, dass das auch die vorstellung des Waldere, der der gemeinsamen quelle noch näher steht, war. Auch noch in der Þiðreks saga liegen der ausgangspunkt der flucht und der ort des kampfes nahe beieinander (s. unten), nur der Waltharius lässt die flucht von dem Hunnenlande ausgehen und dennoch den überfall am Rhein stattfinden.

Die quelle der polnischen version wird wie die des angelsächsischen gedichtes ein sächsisches lied gewesen sein. Daraus erklärt sich die überführung des stoffes nach Polen, und auch die localisierung der sage am Niederrhein bestätigt das.

Die folgende stufe repräsentiert eine redaction, von der die erzählung der Þiðreks saga und auch der Waltharius stammen. Hagen und Gunther bleiben Franken, aber sie siedeln nach Worms über. Das deutet auf eine fränkische bearbeitung. Die bezeichnung der helden als Burgunden, die sich sonst in jüngeren süddeutschen quellen findet (Unters. NS II, 201), bleibt der Walthersage, sogar dem süddeutschen Waltharius fremd. Dass die localisierung der könige in Worms auch für die quelle der saga gilt, geht aus der bezeichnung *Valtari af Vaskasteini* hervor. Diese tradition hatte den kampf nach dem Wasgenwalde verlegt; also war die residenz Hagens und Gunthers nicht am Niederrhein, sondern südlicher, also in Worms.

Auf dieser stufe muss die vorstellung von dem gang der begebenheiten die gewesen sein, dass Walther auf seiner flucht nach dem Hunnenlande von Gunther und Hagen verfolgt und in der nähe der Vogesen eingeholt wurde. Die flucht geht also zunächst in südlicher richtung. Das wird so zu verstehen sein, dass Walther südlich von Worms eine stelle sucht, wo er über den Rhein setzen kann,[1] dass er aber gegen die nachstellungen der feinde im nahen gebirge eine zuflucht sucht.

Eine eigentümlichkeit dieser redaction ist noch, dass der kampf des zweiten tages zu einem zweiten verräterischen überfall wird.

Die folgende stufe repräsentiert die erzählung der Þiðreks saga. Der umstand, dass Hagens verhältnis zu Hildegunde nicht mehr verstanden wurde, hat zu einer völligen umgestaltung der überlieferung geführt. Hildegunde ist eine geraubte prinzessin — das gehörte zu

1) Man vergleiche damit, dass Walther auch in der polnischen version am Rheine eingeholt wird.

der alten tradition. Und Walther war Attilas mann. Wenn er die frau nicht bei Hagen geraubt hatte, musste er sie also bei Attila geraubt haben. Daraus folgte weiter, dass er nicht ein vasall, sondern eine geisel des Hunnenkönigs war[1], der die gelegenheit, zu entfliehen, sucht und benutzt. Das verhältnis des mädchens zu Attila wurde nach dem vorbilde von Walthers verhältnis zu dem könig gestaltet: auch sie lebt nun als geisel am hunnischen hofe.

Aber Hagen als verfolger stand von alters her in der tradition fest; und gleichfalls, dass die verfolgung denselben ausgangspunkt wie die flucht hatte. Denn der zweck der verfolgung war ja, das mädchen und die schätze zurückzugewinnen. Also zieht unser dichter die consequenz, dass auch Hagen am Hunnenhofe verweilt. Wie er dahin gelangt ist, erfahren wir aus dieser quelle nicht. Sein verhältnis zu Attila muss ein freundschaftliches gewesen sein; wie könnte dieser ihn sonst mit der verfolgung des entflohenen paares beauftragen? Am wenigsten kann er selber sich als geisel am hofe aufgehalten haben; er würde in solchem fall doch allzu leicht in die versuchung geraten sein, Walthers beispiel zu folgen und selber davonzulaufen. Das freundschaftliche verhältnis zu Attila bestätigt ÞS c. 375, wo dieser sagt: *hann var með mer um rið, oc ek dubbaðe hann til riddera oc Erka drotning, oc vist var hann þa var vin goðr,* eine stelle, die in das Nibelungenlied (str. 1756) übergegangen ist[2]. Davon, dass Hagen geisel gewesen sei, wie die deutsche strophe erzählt, weiss die quelle der strophe nichts; wenn im NL Attila hinzufügt: *Hagenen sante ich widere,* so sieht das keineswegs wie eine aus einer unabhängigen quelle stammende bemerkung aus, sondern vielmehr wie eine erklärung davon, dass Hagen, der diesmal als gast mit den übrigen fremden am hunnischen hofe eingetroffen ist, früher den hof verlassen hat. Die anspielung auf Hagens gezwungenen aufenthalt am Hunnenhofe hingegen kann aus einer jüngeren quelle der Walthersage stammen; diese quelle aber weiss widerum, wie wir gleich sehen werden, nichts davon, dass Attila Hagen zurücksendet. Auf die bemerkung des NL ist demnach kein grosses gewicht zu legen. Jedesfalls lassen sich in der entwicklung von Hagens aufenthalt an Attilas hofe drei stufen unterscheiden: 1. er hält sich dort auf, ohne dass eine nähere erklärung gegeben wird; 2. er war dort in grosser freundschaft; 3. er war dort als geisel. Die erste stufe ist die unseres liedes, und

1) Zu dieser neuerung kann eine abneigung gegen die vorstellung, dass Walther, dem die heldenrolle zufiel, ein Hunne gewesen sei, mitgewirkt haben.

2) Die bemerkung im Biterolf 770 fg.: *von Etzelen wir nâmen swert, bêde ich unde Hagene* geht wol auf das Nibelungenlied zurück.

das genügt auch völlig dem zwecke, dem dieser aufenthalt dienen sollte. Es war damit erreicht, dass Hagen nun wie von alters her dem entflohenen paar nachsetzen konnte. Die verfolgung geht in der alten weise von statten; die verfolger werden erschlagen; nur Hagen entkommt, wird aber übel zugerichtet. Der preis aber, womit die erhaltung dieser alten vorstellung bezahlt wurde, war, dass Gunther aus der erzählung verschwand. Denn nur Hagen, nicht Gunther war nach dem hunnischen hofe versetzt worden. Daher ist Hagen nun wider, wie in der Hildesage, der einzige führer der dem paare nachsetzenden schar. Ferner findet der kampf nicht mehr auf dem Vaskasteinn statt, sondern, wie sich versteht, näher bei Attilas sitz. Der name Vaskasteinn aber ist in dem beinamen des helden erhalten und bestätigt die frühere localisierung Hagens in Worms.

Wir kommen zu Eckeharts darstellung. Schon eine sehr einfache analyse lehrt, dass diese unmöglich einheitlich sein kann. Ich halte sie für eine combination aus den beiden zuletzt besprochenen versionen. Was soll das heissen, dass erst Hagen geisel bei Attila ist und davonläuft, dass darauf Walther und Hildegunde dasselbe tun, und dass schliesslich Hagen und Gunther zusammen Walther angreifen? Dieser aufenthalt Hagens bei Attila ist so entbehrlich wie störend. Entbehrlich, weil er gar keinen zweck hat; störend, weil Hagen Walther ein beispiel gibt, wodurch diesem die initiative genommen wird, das aber die folge hat, dass Attila auf der hut ist. Wie es den jungen leuten dennoch gelingt, zu entkommen, wird völlig unverständlich. Hagens aufenthalt an Attilas hofe gehört zu der version, die Hagen die entflohenen von Attilas hofe aus verfolgen lässt, der überfall von Worms aus zu jener anderen, die die jungen leute aus Worms fliehen lässt. Es fehlt auch nicht an andeutungen einer zwiefachen flucht und einer zwiefachen verfolgung. Z. 402fgg. wird erzählt, dass Attila dem paare verfolger nachsenden will; da aber niemand das abenteuer zu unternehmen wagt, wird aus der verfolgung nichts. Aber als die flüchtigen beim Wasgenstein angekommen sind und Walther sich zum schlafen niederlegt, bittet er Hildegunde, wache zu halten (504fgg.); als sie nun die Franken herankommen sieht, glaubt sie (543), es seien die Hunnen.

Eckehart hat also für den anfang die fassung benutzt, die in der Þiðreks saga enthalten ist. Daraus entnimmt er 1. dass der ausgangspunkt der flucht das Hunnenland ist, 2. dass Hagen bei Attila war. Dass er eine geisel war, hat Eckehart wol erfunden, obgleich es möglich ist, dass dieser zug in eine jüngere fassung seiner quelle aufgenommen war. Aber dass Hagen davonläuft, ist gewiss eine erfindung

Eckeharts[1], wenigstens wenn man nicht annehmen will, dass die verbindung zweier versionen schon vor Eckehart zustande gekommen war, in welchem fall alles, was hier von Eckehart gesagt wird, von seiner unmittelbaren quelle gelten würde. Hagens flucht hat keinen anderen zweck als den, zu erklären, dass er, obgleich früher an Attilas hofe anwesend, dennoch — nach der zweiten quelle — in Worms ist, als Walther dort vorüberreitet. Das motiv von Walthers flucht wird zu diesem zwecke widerholt. Darauf folgte in der quelle die verfolgung. Da diese nach der zweiten quelle erzählt werden sollte, blieb hier nur der bericht stehen, dass Attila die entflohenen verfolgen zu lassen wünscht, und es wurde neu hinzugefügt, dass die Hunnen diesem wunsch ihres herrschers nicht nachzukommen wagen. Dann geht der dichter zu seiner zweiten quelle über. Die flucht, die schon nach der ersten quelle erzählt worden war, wurde natürlich nicht widerholt, das erste, was mitgeteilt wird, ist der angriff, und dieser findet nun beim Wasgenstein statt, und zwar durch Hagen und Gunther gemeinschaftlich. Da aber Walther nicht mehr aus Worms entflohen ist, werden Hagen und Gunther zu wegelagerern. Doch zeigen sich die alten verhältnisse noch darin, dass Walther und Hildegunde einen überfall erwarten, obgleich Walther mit Hagen befreundet ist, und auch darin, dass Gunther als einen grund, Walther zu berauben, anführt, dieser habe die schätze, die er mit sich führt, gestohlen.

Die geschichte ist ferner nach den vorstellungen, die man sich, wie bekannt, in jenen südlicheren gegenden unter gelehrtem einfluss von dem verhältnis zwischen Gunther und Hagen gebildet hatte, umredigiert. Gunther ist zu dem einzigen könige, Hagen zu einem vasallen geworden. Gunther ist es nun auch, der den anschlag ersinnt; Hagen lässt sich nur mit mühe dazu bewegen, an dem überfall teilzunehmen; er rät sogar davon ab.

So lässt sich schon bei einem gelehrten dichter des zehnten jahrhunderts die zusammenfassung abweichender redactionen, der auch die längeren mittelhochdeutschen epen des zwölften und dreizehnten jahrhunderts vielfach ihre entstehung verdanken, klar beobachten. Es ist die bekannte compilationssucht des mittelalters, welche die wahrheit zu

1) Auch eine freundschaft zwischen Hagen und Walther wird aus ihrem zusammensein bei Attila abstrahiert, und damit wird es denn in zusammenhang gebracht, dass Hagen gegen Walther nicht kämpfen will. Doch scheint die weigerung zu kämpfen etwas älter als diese freundschaft zu sein, denn der hauptgrund dieser weigerung ist doch, dass Hagen an die möglichkeit des sieges nicht glaubt. Allerdings setzt auch dies wol voraus, dass er Walther kennt.

finden glaubt, wenn sie alles mitteilt, was in verschiedenen quellen steht, und das, was fehlt, nach eigenem gutdünken ergänzt, die hier ihren triumph feiert.

Dass die mittelhochdeutschen fragmente für die beurteilung der entwicklung der dichtung von keinem oder geringem wert sein würden, liess sich im voraus erwarten. Das material genügt kaum dazu, uns in den stand zu setzen, ihnen ihren platz in der überlieferung zuzuweisen.

Ich gehe davon aus, dass das, was in den fragmenten steht, auch wirklich zu dem gedichte gehört. Es scheint mir ein hoffnungsloses verfahren Heinzels, hier aus stilistischen gründen noch interpolationen ausscheiden zu wollen. Was weiss man denn von dem stil des gedichtes? Dass z. b. nur éinmal die construction einer strophe in die folgende hinübergeführt wird, ist bei dem geringen umfang dieser bruchstücke doch nicht wunderbar[1]. Wir finden folgende übereinstimmungen mit älteren versionen. Hagen ist bei Attila, als Walther anstalten zu der flucht macht (erstes fragment 2, 1, 8. 2, 2, 9). Also wie in der bekannten fränkischen version. Walther wird von Hunnen verfolgt und besiegt sie (Wiener fragm. I str. 13), wie in der saga. Aber Walthers verhältnis zu Hagen scheint nach dem ersten fragmente ein friedliches oder gar freundschaftliches zu sein. Auch mit den Wormser helden findet eine begegnung statt (Wiener fragm. I, 2 fgg., vgl. auch 18). Diese züge weisen auf Eckeharts dichtung oder deren zweite quelle. Dass diese begegnung eine friedfertige zu sein scheint, kann nur auf einer recht jungen neuerung beruhen. Dasselbe gilt für die an Etzel gerichtete einladung, der hochzeit beizuwohnen (Wiener fragm. II, 16 fgg.).

Das gedicht ist also aus einer neuen compilation hervorgegangen. Als ganzes kann es nicht auf Eckeharts gedicht zurückgehen, da es züge aus Eckeharts erster quelle enthält, die Eckehart selbst nicht mitteilt.

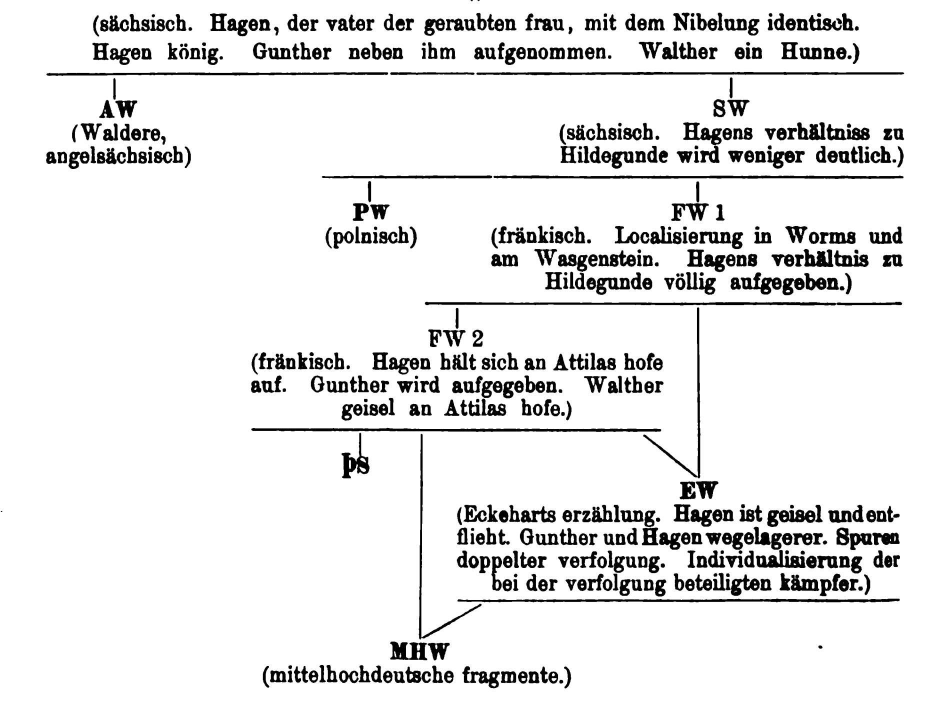
Dass Hagen und Walther zusammen aus dem Hunnenlande aufgebrochen sein sollten, nimmt Heinzel ohne jeden grund an. Über die stelle des Nibelungenliedes (1756) *Hagenen sante ich widere*, aus der Heinzel folgert, dass das in diesem gedichte gestanden haben müsse, s. s. 62.

Dass ein gedicht, das den kampf mit Gunther und Hagen auf dem Wasgenstein erzählte, gegen ende des 12. jahrhunderts bekannt war,

1) Heinzel (s. 17) erklärt aus diesem grunde str. 13 des ersten Wiener fragmentes für interpoliert.

zeigt str. 2344 des Nibelungenliedes, wo Hildebrant sagt: *Nu wer was der ûfme schilde vor dem Waskensteine saz?* Das kann nicht unser gedicht gewesen sein, das freilich einen kampf mit den Hunnen, aber nicht mit Gunther und Hagen kannte. Das mhd. Waltherlied ist auch schwerlich so alt. Aber es ist sehr wol möglich, dass einer der bearbeiter des NL den Waltharius gekannt hat[1]. Die quelle des NL kennt diesen vorwurf Hildebrants nicht; hier wirft Dietrich an der entsprechenden stelle Hagen vor, dass er ein sohn des teufels sei (ÞS c. 391).

Die entwicklung der Walthersage lässt sich in folgendem stammbaum darstellen:



1) Auf derselben stufe wie Eckehart stand auch, so weit wir ersehen können, die darstellung, die dem Biterolfdichter bekannt war. Walther ist an Etzels hofe gewesen — er berichtet darüber ziemlich ausführlich — aber er hat den sieg erfochten *an dem Rîn* (717), also wol über Gunther und Hagen. Eine andere übereinstimmung mit dem Nibelungenliede wurde s. 62 anm. 2 angeführt; hinzuzufügen ist noch, dass Walther (619 u. a.) *von Spânjelant* ist, wie es im NL *von Spâne* heisst.

(Schluss folgt.)

AMSTERDAM. R. C. BOER.

DER OBERDEUTSCHE VIERZEILIGE TOTENTANZTEXT.

In meiner arbeit über den „Ursprung der totentänze" (Halle, Niemeyer 1907)[1] glaube ich nachgewiesen zu haben, dass dem oberdeutschen vierzeiligen totentanztext in 24 paaren, der uns in verschiedenen handschriften und blockbüchern aus der mitte des 15. jahrhunderts überliefert ist, eine weit höhere bedeutung für die geschichte der totentänze zukommt, als man bisher annahm. Aber auch davon abgesehen, dürfte wol der text, der zu dem berühmtesten und kunstgeschichtlich wichtigsten aller totentänze, dem „Tod von Basel", die grundlage bildete, interesse für sich beanspruchen. Mehr als hundert jahre sind es her, seit Docen im Neuen literarischen anzeiger 1806 sp. 412 die anregung gab, den beziehungen zwischen dem Baseler und dem in den handschriften und blockbüchern vertretenen text nachzuforschen. Und bis heute ist diese anregung unbefolgt geblieben. Das muss um so mehr wunder nehmen, als die lösung dieser frage für den ursprung der totentänze vielleicht, für ihre entwicklungsgeschichte sicherlich von grosser wichtigkeit ist. Leider hat man bisher geglaubt, diese frage durch hypothesen umgehen zu können. Die folge davon war, dass diese aufgabe nur immer energischer eine lösung verlangte und dass die lösung nunmehr die lücken der bisherigen totentanzforschung um so greller beleuchtet. Zwar hat Massmann in seinem buche „Die Baseler totentänze" (Stuttgart 1847) einen „urtext" des oberdeutschen totentanzes zum abdruck gebracht, der auf den handschriften fusst, und ihm den Klein-Baseler text mit seinen verschiedenen schösslingen gegenübergestellt. Aber diesem „urtext" liegt keine untersuchung des handschriftenverhältnisses zu grunde, und über die beziehung der handschriften zu den beiden Baseler texten erfahren wir von unsicheren andeutungen, die sich auf einzelfälle beziehen, abgesehen, gleichfalls nichts. So ist also jener „urtext" im letzten grunde ein erzeugnis der willkür des herausgebers, der sich für jede lesart von fall zu fall entscheidet. Und auch alles, was von anderer seite über das verhältnis der texte gesagt worden ist, ist über blosse vermutungen nicht hinausgegangen.

Merkwürdiger weise hat nun gerade Docen, ohne es zu ahnen, die aufgabe, die er stellte, durch den abdruck seines textes im Neuen literarischen anzeiger 1806 unnötig erschwert. Dieser text ist mit einer sorglosigkeit zusammengestellt und abgedruckt, dass man sich

1 Bei der abfassung dieser arbeit lagen mir noch nicht sämtliche handschriften des oberdeutschen vierzeiligen totentanztextes vor. Ich war infolgedessen auf die varianten in Massmanns „Baseler totentänzen" angewiesen. Leider sah ich mich nachher in meinem vertrauen zu ihnen mehrfach getäuscht.

vergebens fragt, ob den herausgeber oder den setzer die grössere schuld trifft. Bald ist die orthographie der handschrift peinlich genau gewahrt, bald ganz regellos und willkürlich geändert. Ohne irgendeine angabe des sachverhalts sind conjecturen des herausgebers eingeflickt. Die folge davon war, dass Massmann bei seiner ausgabe die diesem abdruck zu grunde liegenden handschriften nicht widererkannte und die varianten von Docens text unter dem zeichen M⁴ in seinen kritischen apparat setzte. Ausserdem war Massmann eine wichtige handschrift, Ms. Germ. nr. 109 Berol., unbekannt. Da ferner die lesarten Massmanns so unvollständig und unzuverlässig sind, dass man bei der ersten besten nachprüfung auf fehler stösst, so scheint es nunmehr an der zeit, das verhältnis der texte zueinander genauer zu untersuchen, zumal da es keinem zweifel mehr unterliegen kann, dass damit ein wichtiger beitrag zur geschichte der totentänze geliefert wird.

Der oberdeutsche vierzeilige totentanztext ist in folgenden handschriften resp. blockbüchern enthalten:

1. Codex germ. Monac. nr. 270 bl. 192ᵇ—197ᵇ (M¹).

2. Codex xylogr. Monac. nr. 39 (M²). — Der text, der ursprünglich in holz geschnitten unter den bildern stand, ist schon im 15. jahrhundert fortgeschnitten und durch handschriftlichen text, der neben die bilder geschrieben ist, ersetzt worden. Nur kümmerliche reste, die zum einbinden verwendet worden waren, sind gerettet worden.

3. Codex germ. Monac. nr. 2927 bl. 13ᵃ—15ᵇ (M³). — Die handschrift ist stellenweise fast unleserlich.

4. Codex Palatin. nr. 314 bl. 79ᵃ—80ᵇ (H¹). — Abgedruckt im anhang meiner arbeit „D. u. d. t.“ s. 50 fgg.

5. Codex Palatin nr. 438 bl. 129ᵃ—142ᵃ (H²). — 27 in holz geschnittene tafeln. Die strophen der toten stehen in holz geschnitten über, die der menschen unter den bildern. Reproduciert von Massmann im anhang zu den „Baseler totentänzen“ und von W. L. Schreiber als facsimiledruck.

6. Ms. germ. fol. Berolin. 19 bl. 224—227 (Berl).

Dazu kommt

7. der auf 39 paare erweiterte, im einzelnen vielfach veränderte text des Klein-Baseler (Klingentaler) totentanzes, der uns in einer copie des Baseler bäckermeisters Büchel (Der Todten-Tanz in dem Klingentahl zu Basel. Nach dem Original gezeichnet und an das Licht gestellt von Emanuel Büchel im Jahr 1768 usw., handschriftlich in der Baseler kunstsammlung) erhalten ist. Diesem text kommt für eine reihe von stellen der wert einer handschrift zu (Kl B).

1. Docens text.

Bevor wir uns mit den handschriften selbst befassen, liegt es uns ob, den von Massmann als M^4 bezeichneten abdruck Docens an die richtige stelle zu setzen. Durch eine reihe von irrtümern und fehlgriffen ist es gekommen, dass Massmann in Docens abdruck die widergabe einer verschollenen handschrift sah, die in wirklichkeit niemals existiert hat. Docen lag zunächst die Münchener handschrift M^1 vor. Er ging nun bei dem abdruck so willkürlich vor, dass er die schreibweise der handschrift je nach belieben stehen liess oder änderte und dass er, ohne darauf hinzuweisen, stellen, die er für verderbt hielt, durch conjecturen ersetzte. Er macht selbst kein hehl daraus, dass es ihm auf genauigkeit nicht ankomme. Denn nachdem der erste teil des textes erschienen ist (bis zum mönch), wird er von dem director der kgl. hof- und staatsbibliothek in München frh. v. Aretin auf das blockbuch M^2 aufmerksam gemacht, dessen handschriftlichen text er nun mit dem schon abgedruckten vergleicht (Neuer literarischer anzeiger sp. 393). Er gibt an der hand der zweiten handschrift einige verbesserungsvorschläge an und sagt dann:

„Auch die nachherigen verse bedürfen die nämliche berichtigung, die in dem noch übrigen hier folgenden teile soll beobachtet werden; doch würde die aufzeichnung aller varianten bei der eben nicht grossen wichtigkeit des gegenstandes hier zu weitläufig werden."

Für den ersten teil des abdrucks liegt also nur M^1 zu grunde; die abweichungen von dieser handschrift charakterisieren sich als conjecturen oder versehen Docens.

Einzelne auffällige übereinstimmungen im gegensatz zu den andern handschriften mögen zunächst zeigen, das für den ersten teil des abdrucks die handschrift M^1 vorlag.

	M^1 Docen	Die andern handschriften[1].
Einleit. 14	vrtail	vber al
XI, 1	Ir chaisser	her keyser
VIII, 3. 4	Des miest jr an dessen rayen hussen	Das mûst ir an dem rayen puessen.
	wol her, lant euch ab den toten nit grussen	woll her, lat ewch dy tôten gruessen.
VIII, 7	jm fechten worden chranck	in fechen claydern glancz
X, 6	wol erchant	pechant.

1) Ich gebe hier den text nach M^3, die ja als dritte Münchner handschrift allein für Docen neben M^1 in betracht kommen würde.

Die übereinstimmungen liessen sich beliebig vermehren und bis auf orthographische einzelheiten (vgl. V, 2 dantz) ausdehnen. Da wo Docen im ersten teil des abdrucks von M¹ abweicht, ändert er meist nur allerdings ziemlich willkürlich die schreibung oder verbessert offenbare versehen.

	M¹	Docen.
Einleit. 5	Das ain get hin, das ander her. Durch das erst die frumen hand gewin.	Das ein get her, das ander hin. Durch das erst die frummen hand gewin.
I, 5. 6	. . . . . genant . . . . . auf erd genant	. . . genant . . . . . auf erd erkannt.
	(Die andern handschriften haben: an forcht bekant)	
	Zepter und chron sind vnwert	Zepter und kron, die sind vnwert
	(Die andern handschriften haben: . . sint hie vnwert.)	

Der zweite teil des abdrucks (vom ritter bis zur mutter) ist nun ein gemisch aus M¹ und M², so jedoch, dass der handschrift M² (meist mit unrecht) grösseres vertrauen entgegengebracht wird. Einzelne beispiele sollen das beweisen.

	M¹	Docen	M²
Reihenfolge der gruppen	18. Kaufmann 19. Nonne 20. Bettler 21. Koch		18. Nonne 19. Kaufmann. 20. Koch. 21. Bettler.
XIII, 2	streit		zeyt.
XIV, 2	Süßes gesang	Gemessen (verlesen) gesang	Suessen gesang
XIV, 4	Die verchündet euch des todes wal	die verchundet euch hie des todes val	
XV, 1	Her artzat gebt euch selber rat	Her artzt tuet euch selber gueten rat.	
XVII, 5	. . . Ich solt treiben genugsam vil		Ich solt treiben Juckens (scil. Juchzen, Jauchzen) vil
XIX, 1	Fraw nunn	Fraw mein	
XIX, 4	mit den toten farn	hie an der toten schar	
XX, 5	Ain armer geiler		Ayn armer pettler
XX, 6	Zu ainem fraind was jch niemant eben		XXI, 6 Zu ainem frewnt ist nyemant eben.

Auf diese weise kam dann allerdings ein text zustande, der auch dem rätselhaft erscheinen musste, der die handschriften vor sich hatte. Dazu kommt noch ein merkwürdiges versehen. Der aufsatz Docens in dem Neuen literarischen anzeiger 1806 ist in drei teilen erschienen:

sp. 348 fgg., sp. 393 fgg. und sp. 412 fgg. Der zweite teil enthält vom text selbst nichts, sondern nur den bericht von der zweiten handschrift und die verbesserungen nach ihr. Der dritte teil bringt dann nach einer kurzen bemerkung über das verhältnis des vorliegenden textes zum Gross-Baseler den zweiten teil des abdrucks. Massmann scheint nun den zweiten teil von Docens aufsatz (sp. 393 fgg.) ganz übersehen zu haben. Wäre dem nicht so, so hätte er wol den zweiten teil des abdrucks vorsichtiger benutzt, da er wissen musste, dass er auf grund von M^2 „berichtigt" worden war. Massmann verrät durch keine bemerkung, dass er den zusammenhang kennt. Er sah sich demnach einem texte gegenüber, der in seinem ersten teile enge beziehungen zu M^1 zeigte, ohne doch sich als identisch mit ihm zu erweisen, während der zweite teil bei aller ähnlichkeit mit M^2 in wichtigen fällen übereinstimmung mit M^1 zeigte. Daraus ergab sich ihm der trugschluss M^4, und vielleicht ist gerade daran sein bemühen, in das verwandtschaftsverhältnis der handschriften einzudringen, gescheitert.

2. Die handschrift H^1.

Unter den handschriften unseres textes tritt H^1 bedeutungsvoll schon äusserlich hervor. Sie enthält ausser der ersten und zweiten predigt nur die strophen der menschen. Die anreden der toten fehlen. Ausserdem geht in ihr allein von allen handschriften dem deutschen text eine fast peinlich genau entsprechende lateinische version voraus. Diese auffälligen abweichungen von den anderen texten verlangen die beantwortung mehrfacher fragen. Ich muss hier noch einmal auf einzelnes zurückkommen, was ich schon früher (U. d. t. s. 34 fgg.) berührt habe. Der oberdeutsche totentanztext ist nur rein äusserlich ein dialog. Der tote redet zwar den betreffenden menschen an, aber der mensch erwidert nicht auf die anrede des toten, sondern spricht für sich, ohne sich auf seinen partner zu beziehen. Bitten an den tod, noch zu verziehen und zeit zur besserung zu lassen, wird man in diesen strophen vergebens suchen, während sie in andern totentänzen die regel bilden. Aus dieser eigenart der strophen der menschen ergibt sich nun die merkwürdige tatsache, dass man die eine hälfte des textes, nämlich die anreden der toten, tilgen könnte, ohne dass dadurch die andere hälfte, die strophen der menschen, im geringsten unverständlich oder auch nur unklar würde. Zwischen ihnen fehlt eben ursprünglich jede innere beziehung. Und am schluss wird durch diese tilgung erst der richtige zusammenhang hergestellt. Das kind antwortet ebensowenig wie die menschen der andern gruppe dem toten, sondern redet die

mutter an. Und die mutter ihrerseits nimmt von den worten ihres partners keine notiz, sondern antwortet dem kinde.

Kind.

O we lybe müter meyn,
Ain schwarczer man zeucht mich do hin
Wye wyltu mich also verlân?
Müß ich tanczen vnd kan nit gân.

Mutter.

O Kind, ich wolt dich haben erlost;
So ist empfallen mir der trost.
Der tod hat das für komen
Vnd mich mit dir genomen.

Durch die strophen der beiden toten wird ein neuer zusammenhang nicht nur nicht hergestellt, sondern der ursprüngliche wird sogar zerrissen. Ferner tragen die strophen der menschen einen eigenartigen charakter, der sich stark von dem charakter der entsprechenden strophen anderer totentänze unterscheidet. Sie beginnen fast alle: *„Ich war"* . . *„Ich hab als"* . . ., und dann kommt die standesbezeichnung, deren stereotype betonung umsomehr auffällt, als sie uns ja schon in den strophen der toten angegeben wird. All das zwingt zu der annahme, dass die strophen der menschen ursprünglich allein gestanden haben, dass die strophen der toten erst nachträglich hinzugefügt worden sind. Die strophen der menschen haben ursprünglich offenbar als unterschriften unter einem reigengemälde an stelle der einfachen bezeichnung der dargestellten menschen gestanden. Dadurch wurde in diesen strophen die betonung des standes notwendig, wenn sie sich nicht aus dem inhalt, wie z. b. beim arzt, juristen usw., von selbst ergab. Daher auch die einförmigkeit und inhaltslosigkeit dieser strophen, die ja nur eine etwas weiter ausgeführte paraphrase der standesbezeichnung sein sollten.

Dadurch, dass sich die handschrift H^1 ausdrücklich auf einen zu ihrem text gehörigen Codex albus bezieht, der die totentanzbilder enthielt, wird diese ansicht bestätigt. Leider ist von diesem Codex albus keine spur mehr vorhanden.

Demnach bietet die handschrift H^1 uns also nicht etwa einen durch die willkür eines abschreibers um die hälfte der strophen verkürzten text — eine annahme, die an sich den stempel der unwahrscheinlichkeit tragen würde, da sich schwerlich eine begründung für sie finden würde — sondern sie stellt uns den ursprünglichen zustand des textes vor augen. Diese feststellung ist für die geschichte des

oberdeutschen totentanztextes von entscheidender bedeutung. Nicht nur das handschriftenverhältnis, sondern auch die abhängigkeit des Baseler textes von dem handschriftlichen wird dadurch sofort erklärt. Es fragt sich, ob dieses resultat sich auf anderem wege bestätigt. Die textkritische untersuchung wird die probe für unsere beweisführung sein.

Die handschrift H¹ ist die älteste von den sechs handschriften resp. blockbüchern, die unsern text enthalten (t. a q. 1443). Da jedoch der zeitliche abstand der handschriften, soweit er festzustellen ist, äusserst gering ist, so ist dieser umstand ohne bedeutung. Aber auch an reinheit des textes steht keine andere handschrift ihr gleich. Es findet sich in ihr keine stelle, die auf grund des textes einer anderen handschrift verbessert werden müsste. Und andererseits enthält sie eine reihe von lesarten, die unzweifelhaft die echten sind und die von keiner der anderen handschriften gebracht werden.

Einleitung 7 fg.

H¹: Mit des himels port, die in geöffnt ist.
Das ander die bösen weist
Ab zu der hellischen porten.

Hier ist frühzeitig in v. 7 die umstellung „ist geöffnt“ eingetreten (so M¹ M² M³) und dadurch der reim verwischt worden. Das hat offenbar in H² und Berl zu der änderung der betreffenden stelle anlass gegeben:

Berl: Durch das erst die fromen hand gewin
jn des himels frôiden, do si kumen hin.
Das ander nach den worten
Die bösen wist
ab zu der helschen porten.

H²: Dach des ersten die guten hand gewyn,
Do sie yn den hymmel komen.
Do nemen sie des guten fromen.

Massmanns herstellung:

mit des himels port, die in ist
geöffnt, das ander die bösen wist

ist schon deshalb zu verwerfen, weil sie das einzige beispiel eines stark auffallenden enjambements in den deutschen text bringen würde.

IV, 1 fg.

H¹: Ich han als ain koning geweltiklych
Die welt geregyrt, als rom das reich.

Latein.: *Ut ego rex urbem sic rexi non minus orbem.*

Über die unklare fassung des deutschen textes wird in anderem zusammenhang zu reden sein. Diese stelle ist wol infolge ihrer undurchsichtigkeit von den andern handschriften nur verderbt widergegeben worden.

Berl: Ich hab als ein kunig gewaltiklich
die welt gereieret, das römisch rich.

H[2]: Ich han als ain Chunig gewaltikleich
die welt geregyrt als rayn das reich. (Ebenso M[2] M[3]).

M[1]: Ich han als ain chünig gewalticlich
die welt rengniert vnd das reich.

XI,5 fg.

H[1]: Ich hân vil monnych als ain apt gelert
Streng gezogen vnd wol g e n e r t t.

Latein.: *Ut pater arctaui monachos et optime p a u i.*

M[1] Berl: ... vol gewert.

H[2] M[2] M[3]: ... wool gemert.

XVIII,7.

H[1]: Nu hât d e m tod meyn gâb verschmächt.

Alle andern handschriften: d e r tod.

XIX,5 fg.

H[1]: Ich han in dem closter meyn
Got gedynet aly ain g e w e y l t e s (mhd. *wîlen* = *velare*) nünlein.

Latein.: *In claustro grata seruiui cristo v e l a t a.*

Alle andern handschriften und Kl. B.: g e w e i c h t e s.

Die stellen, wo H[1] im gegensatz zu allen andern handschriften allein die ursprüngliche lesart bietet, sind an zahl gering. Bei dem kleinen umfang des textes kann das nicht wunder nehmen. Und stellt man dazu die tatsache, dass keine andere handschrift auch nur annähernd so reinen text zeigt wie H[1] und dass keine einzige stelle von H[1] auf grund der lesarten der andern verbessert werden kann, so bestätigt sich uns damit das oben auf anderem wege gewonnene resultat, dass die handschrift H[1] uns die ursprünglichste fassung des textes bietet.

Damit sind jedoch noch nicht alle rätsel gelöst, die uns H[1] aufgibt. Bietet diese handschrift die ursprüngliche gestalt des textes, dann gewinnt die frage an interesse, ob der lateinische oder der deutsche text der ältere ist. Auch diese frage ist bisher ununtersucht geblieben. Maßmann (Baseler totentänze s. 122) hält den lateinischen text für die übersetzung des deutschen und sucht dies damit zu begründen, dass die übrigen handschriften das lateinische nicht haben. Da Massmann offenbar H[1] für eine verkürzung des ursprünglichen textes hielt, so erübrigt sich diese an sich schon unverständliche begründung für uns.

Was uns bei dem vergleich beider texte am meisten auffällt, ist die geschicklichkeit, mit der sich der übersetzer seiner aufgabe entledigt hat, mag er nun das deutsche ins lateinische übertragen haben oder umgekehrt. Diese tatsache und die fast peinliche genauigkeit, mit der die übersetzung den text widergibt, erschwert die untersuchung, macht sie jedoch nicht unmöglich. Es finden sich eine reihe inhaltlicher und textkritischer kriterien, die für sich allein vielleicht unbedeutend und zur entscheidung ungenügend erscheinen mögen, die aber in ihrem zusammenhange die tatsache erhärten, dass der lateinische text der ältere, der deutsche eine übersetzung aus ihm ist.

Die erste predigt ist eine mahnung, an das jüngste gericht zu denken. Sie geht aus von den worten, die nach Matthaeus 25,34 und 41 der weltrichter zu den frommen zu seiner rechten und den bösen zu seiner linken sagen wird: „kommet her!“ und „gehet hin!“ In diesen beiden worten Christi liegt das schicksal der menschen nach ihrem tode: ewige freude oder ewige pein. Darum geziemt es sich, an den tod zu denken, der weise und narren in seinem reigen vereint[1]. Die erste predigt schliesst mit den versen:

v. 10 squ. Fistula tartarea vos iungit in una chorea,
qua licet inviti saliunt ut stulti periti,
hec ut pictura docet exemplique figura.

1) Auch die anrede, mit der die predigt beginnt *O vos viventes huius mundi sapientes* — *o diser werlt weysheyt kint* — ist biblischen ursprungs. 1. Korinth. 1,20 spricht Paulus von der *sapientia huius mundi*, die er in gegensatz stellt zu der weisheit gottes. Es liegt also eine leise ironie in dieser anrede. Vielleicht fällt von hier aus licht auf jene merkwürdige berührung des oberdeutschen, des französischen und des lübisch-revalschen textes in dem ersten verse der einleitung. Der französische text beginnt: *O creature raisonable*, der lübisch-revalsche text bringt die wörtliche übersetzung davon: *O redelike creatuer*. Dass eine beziehung zwischen diesem verse und dem entsprechenden lateinischen resp. oberdeutschen bestehen muss, liegt auf der hand. Die hervorragende stelle des verses, der entsprechende inhalt zwingen zu dieser annahme. Freilich zur entscheidung der priorität eines dieser texte reicht der vergleich dieser beiden verse nicht aus. Ich habe die ansicht Seelmanns zurückgewiesen, dass der deutsche text eine ungelenke widergabe des französischen sei und darauf hingewiesen, dass der französische text sehr wol den versuch darstellen kann, die dem übersetzer unklare deutsche lesart frei und doch sinngemäss widerzugeben. Gelingt uns nun der nachweis, dass der lateinische text von H[1] der ursprüngliche ist, dann ist damit Seelmanns behauptung noch schlagender widerlegt, denn dann erklärt sich die ungelenke construction des oberdeutschen textes ohne weiteres aus dem lateinischen. Da aber der lateinische text biblischen ursprungs ist, so dürfte schwerlich an der priorität des oberdeutschen textes zu zweifeln sein, denn diese anrede erscheint in ihrem ironischen gehalt durchaus angemessen, während die anrede in der französischen und niederdeutschen fassung zum mindesten unmotiviert erscheint. Der

V. 21 fgg. Mit seiner hellischen pfeifen schreien
bringt er euch all an einen raien,
dar an die weisen als die narren
gezwungen in den sprüngen farn,
als des gemäldes figuren
sind sy ein ebenbild zu truren.

Der lateinische text von v. 12 ist durchaus klar und schliesst sich angemessen an das vorhergehende an: wie dies gemälde und die bildliche darstellung des abbildes lehrt. Der deutsche text erscheint danach unlogisch, ja sinnlos. Nach ihm wären die „weisen und die narren" ein „ebenbild zu trauern". Offenbar ist der schiefe ausdruck im deutschen dadurch entstanden, dass zwei begriffe des lateinischen textes, nämlich *figura* und *exemplum*, vom übersetzer in anderer wertung gefaßt worden sind, als sie in der vorlage standen. Statt den vers sinngemäss widerzugeben, hat er sich an die drei hervorstechenden worte des verses *pictura exemplum figura* angeklammert und sie in ganz neuer weise combiniert, ohne zu sehen, dass sich dabei der inhalt wesentlich verschob. Der lateinische reim *pictura-figura* bestätigt sich aus dem deutschen text, während der im lateinischen nicht begründete deutsche passus „*zu truren*" in keiner weise sich aus dem zusammenhang mit dem vorhergehenden motiviert und also offenbar flickwort zu gunsten des reimes ist.

Zweite Predigt 6 fgg. Qualiter aut quando venerit, manet in dubitando.
Sic etiam dura noscuntur inde futura
Propter ignotum remanendi locum quoque totum.

9 fgg. Aber wye oder wenn des todes czeytt
Kummen sol, des enwyst ir nit.
Es wirt erkant weh allen hertt[1],
Was yederman dar nach ist beschertt,
Vmb das vnkündig ist die statt,
Wa yderman seyn pleyben hått.

Die lateinische version bedeutet: Wie und wann der tod kommen wird, bleibt ungewiss. Und daher werden auch die künftigen geschicke

abstand aber, der zwischen dem lateinischen *O vos viventes huius mundi sapientes* und dem französischen *o creature raisonable* liegt, würde sich sehr gut durch die zweimalige übersetzung (zuerst ins deutsche, dann ins französische) erklären. — Ich bin weit entfernt davon, in dieser erklärung des zusammenhangs einen sicheren beweis für die priorität des oberdeutschen textes zu sehen. Ich will nur zeigen, dass diese übereinstimmung, wenn aus ihr überhaupt schlüsse gezogen werden dürfen, für die ursprünglichkeit des oberdeutschen textes spricht.

1) In meinem abdruck ist vor „hertt" das kolon zu tilgen. Die damit angedeutete auffassung ist unrichtig (vgl. den lateinischen text; *hertt* = *dura*).

als hart erkannt, weil auch der ort des verbleibens ganz unbekannt ist. — Dadurch, dass im deutschen *„wch allen“* eingefügt ist, und durch die schwerfällige widergabe der lateinischen futura ist der sinn der stelle unverständlich geworden, und erst der vergleich mit dem lateinischen texte bringt licht in den zusammenhang.

I, 1 *Sanctus dicebar, nullum vivendo verebar.*

I, 1 fg. Ich was ain hailiger babst genant,
Die weyl ich lebt an forcht bekant.

Hier erklärt sich die auffällige verbindung *„an forcht bekant“* sehr einfach aus dem lateinischen. Das „bekannt“, das sich so deutlich als flickwort offenbart, ist im lateinischen nicht begründet.

IV, 1 *Ut ego rex urbem, sic rexi non minus orbem.*

IV, 1 fg. Ich han als ain koning gewaltiglych
Die welt geregyrt als rom das reich.

Hier spricht die bekannte zusammenstellung *urbem et orbem* für die priorität des lateinischen textes ebenso wie die unklarheit der deutschen version. Selbstverständlich kann hier nicht von einem vergleich zwischen dem könige und Rom die rede sein in einer zeit, da jener den titel eines römischen königs trägt. Schwerlich aber ist Massmanns erklärung richtig, der hier *rom* als „römischer voget“ deuten will. Offenbar hat der übersetzer in dem bestreben das lateinische wortgetreu widerzugeben, „als rom das reich“ (= wie rom so das reich vgl. 1. predigt v. 23: die weysen alz die narren) als apposition zu „welt“ gefasst. Jedesfalls zeigt sich auch hier deutlich, dass sich das deutsche erst aus dem lateinischen erklärt.

X, 1 *Nobilis imperii comes in mundo reputatus*

X, 1 fg. Ich was in der welt genant
Ain edler gråf, dem reych bekant.

Auch hier haben wir wie I, 1 fg. den reim *genant . . bekant,* der im lateinischen hier wie dort nur durch ein wort motiviert ist. Auffallend ist die auseinanderreissung des officiellen titels *imperii comes* („reichsgraf“), die sich nur aus der übersetzung erklärt.

Vergleicht man die beiden texte nach ihrer metrischen gestaltung, so fällt beim ersten lesen auf, dass der lateinische text äusserst flüssig und gewandt geschrieben ist. Der verfasser meistert den leoninischen vers mit unübertrefflicher sicherheit und eleganz. Nirgends ist eine spur von einem gezwungenen reim zu constatieren. In den ersten 9 versen der ersten predigt haben wir nicht weniger wie 4 emjambements. Diese spielende freiheit, die den reim nicht als fessel empfinden lässt, sondern als willig sich darbietenden schmuck der rede hinnimmt, findet

sich in dem deutschen texte nirgends. Im gegenteil fällt hier oft die mangelhafte öconomie beim bau des reimverses auf. In der regel entsprechen zwei deutsche verse einem lateinischen reimvers. Sehr häufig ist nun zu constatieren, dass der erste deutsche vers fast den ganzen inhalt des lateinischen widergibt, während der zweite deutsche vers nur noch ein einzelnes wort nachholt.

Erste predigt I, 1 — *O vos viventes huius mundi sapientes*
I, 1 fg. — O diser welt weyshayt kint
Alle die noch im leben sint.

I, 2 — *Cordibus apponite duo verba christi: Venite . . .*
I, 3 fg. — Setzt in ewr herz zway wort,
Die von cristo sint gehort.

Zweite predigt 7 — *Sic etiam dura noscuntur inde futura*
11 fg. — Es wirt erkant wch allen hertt,
Was yederman dar nach ist beschertt.
8 — *Propter ignotum remanendi locum quoque totum.*
13 fg. — Vmb das unkündig ist die statt.
Wa yderman sein pleyben håt.
10 fg. — *Ergo peccare desistite, si properare*
Ad finem cupitis optatum; nam bene scitis . . . .
17 fgg. — Dar vmb solt ir von sünden lån,
Wöllt ir zu dem end gån,
Des ir all seytt begirlich.
IV, 2 — *Nunc miser in penis mortis constringor habenis.*
IV, 3 fg. — Nun pin ich mit des todes panden
Verstrickt in seinen handen
IX, 1 — *Presul egregius venerabar hic quasi dijus.*
Ich pin wirdiklich geeret worden,
Die weyl ich lebt in bischofs orden,
XXII, 1 — *Hic in sudore vixi magnoque labore.*
Ich han gehebt vil arbeit groß,
Der schwayfß mir durch die hwt flofß.

So drängt sich häufig der eindruck auf, als würde, nachdem der lateinische text im grossen und ganzen sinngemäss widergegeben ist, vom übersetzer noch einmal nachlese gehalten, damit auch nichts übersehen werde.

Vgl. Erste predigt 6 — *Gaudia vel pene sine fine sunt ibi plene*
12 fgg. — Das ain halb ist gantz fröd beraytt,
Ander halb die peyn ach genczlich
Über al on ende ewiklich.

sine fine ist also in der übersetzung verdoppelt und ausserdem ist „*über al*" als füllsel hinzugesetzt worden. Dass dies „über al" hier als unpassend empfunden wurde, zeigt die lesart von M^3, die es durch

„vrteil“ ersetzt. Und Massman hat diese lesart in seinen „urtext“ eingefügt.

VIII, fg. *Nobilis eduxi, quorum dux ipse reluxi.*
Sed nunc ut adeam cogor cum morte coream.
Ich hân die edlen herren fert
Als ain herrzog geregyrt mit dem schwert:
Nun pin ich in fechen claydern glancz
Gezwngen an des todes tancz.

Hier ist im ersten teile der übersetzung das *reluxi* ohne entsprechung geblieben. Infolgedessen wird es in der zweiten hälfte der strophe ganz äusserlich gedeutet *(in fechen claydern glancz)* widergegeben.

Noch deutlicher tritt die priorität des lateinischen textes zu tage, wenn wir die reime betrachten. Zunächst fällt die menge der flickreime auf, die inhaltlich überflüssig erscheinen und durch den lateinischen text nicht bestätigt werden. Im lateinischen text findet sich dagegen kein einziger flickreim, und auch da, wo die lateinischen reime ungewöhnlich und auffällig erscheinen, werden sie fast ausnahmslos durch den deutschen text beglaubigt.

Vgl. XIII, 1 *Non iuvat appello de mortis ultimo bello.*
Es hilf dehain appelyren nit
Von des todes letzsten streyt.

Aus dem lateinischen reim erklärt sich sofort, wie der dichter zu dem ungewöhnlichen ausdruck *ultimum mortis bellum* gekommen ist.

Umgekehrt finden sich im deutschen text eine reihe von merkwürdigen ausdrücken, die ihren ursprung offenbar der reimnot verdanken.

Erste predigt	7	*spernere vana*
	16	Ir tût wch ab vppiger tâtt.
„	11	*inviti saliunt*
	24	gezwngen in den sprüngen farn.
	I, 1	*nullum vivendo verebar*
	I, 2	an forcht bekant.
	VIII, 2	*reluxi*
	VIII	in fechen claydern glancz
	IX, 1	*presul*
	IX, 2	die weyl ich lebt in bischofs orden.

Noch weit auffälliger tritt die originalität des lateinischen textes hervor, wenn man die reime des einen textes daraufhin prüft, ob sie im andern ihre entsprechung finden. Da zeigt sich denn die merkwürdige tatsache, dass mit wenigen ausnahmen fast alle reimworte des lateinischen textes im deutschen ihre entsprechung in irgend einer form finden, während die deutschen reimworte sich kaum zur hälfte aus dem

lateinischen text belegen lassen. Dieses mag sich zum teil aus der stärkeren begrifflichen gedrungenheit der lateinischen sprache erklären, aber das gegenseitige verhältnis ist doch so sehr verschieden, dass darin allein nicht die lösung des rätsels zu suchen ist. Der lateinische text ist wirkliches dichtwerk, und so sind denn die reimworte auch inhaltlich von grösserem gewicht. Wenn sie also in einer übersetzung ihre entsprechung finden, so ist das nicht wunderbar. Aber auch wo weniger hervorstechende worte den reim bilden helfen, sorgt die fast ängstlich erscheinende peinlichkeit des deutschen übersetzers dafür, dass nichts übergangen wird. Und dieselbe peinlichkeit erklärt andererseits die tatsache, dass die reime des deutschen textes zu einem grossen teile aus dem lateinischen sich nicht belegen lassen. Genauigkeit im inhalt und reinheit des reimes (im weitesten sinne verstanden) wäre eine aufgabe gewesen, der der deutsche übersetzer nicht gewachsen war. Eins musste vernachlässigt werden, und das war naturgemäss der reim.

Wenn sich uns so der lateinische text als der ältere ergibt, so bestätigt sich uns damit die auf verschiedenen wegen gefundene tatsache, dass die handschrift H^1, die allein den lateinischen text enthält, die ursprünglichste form des oberdeutschen totentanzes bietet. Mit diesem resultat würde das interesse an den übrigen handschriften unseres textes erheblich sinken, wenn nicht die beiden Baseler totentänze zu diesem in der engsten beziehung ständen. Es ist darum unsere aufgabe, den übrigen handschriften ihre stellung zueinander anzuweisen und, wenn es möglich ist, den Baseler text in die handschriftenfamilie einzugruppieren.

3. Das handschriftenverhältnis und die Baseler texte.

Da die beiden Baseler totentanztexte die anreden der toten mit der secundären gruppe der handschriften und blockbücher gemein haben, so erübrigt sich die von Seelmann aufgestellte, aber unbegründet gelassene hypothese, dass der text der handschriften ein auszug aus dem Baseler text mit 39 gruppen sei. Denn diese hypothese bedingt ja die andere, dass H^1 eine um die lateinische version erweiterte verkürzung des textes der übrigen handschriften sei. Ich habe (U. d. t. s. 12fgg.) den nachweis geführt, dass die 15 gruppen, die Kl. Basel mehr aufweist, eine neue anschauung des totentanzmotivs zeigen, die mit der ursprünglichen im widerspruch steht, dass sie demnach sich als zusätze charakterisieren. Durch die vorstehende untersuchung begründet sich dieses ergebnis nun von einer andern seite her.

Für die untersuchung des handschriftenverhältnisses kommt von den beiden Baseler texten nur der Klein-Baseler in betracht. Die leider widerholt ohne begründung aufgestellte behauptung, der Gross-Baseler totentanz sei der ältere und ursprünglichere, ist auf grund der bilder von Götte (Holbeins totentanz und seine vorbilder, Strassburg 1897) zurückgewiesen worden. Götte hat den nachweis geführt, dass der Gross-Baseler totentanz fehler in der zeichnung des Klein-Baseler bildes übernommen resp. sie in einer weise verbessert hat, die den ursprünglichen fehler noch deutlich erkennen lässt. Für den text gilt genau das gleiche. Man vergleiche z. b. die folgende stelle:

XX, 5 fg.
Ain armer geylcr hie in leben
Zů ainem frwnd ist nymant eben.

Kl. B. 21, 5 fg.
Ein armmer krupel hie uff erden
Zu einem vrund ist nemant eben.

Gr. B. 20, 5 fg.
Ein armer Krüppel hie auff Erd
Zu einem freundt ist niemand wärt.

In zahlreichen fällen weicht KlB von dem text der handschriften ab. In allen diesen fällen hält sich GrB an KlB oder bringt selbständige wendungen resp. strophen. In keinem falle zeigt sich in GrB eine übereinstimmung mit den handschriften, wo KlB eine solche nicht aufweist (vgl. U. d. t. s. 20 fgg.). Für unsere untersuchung bleibt Gr B als sicherer abkömmling von KlB füglich beiseite. Wol aber sind die mit den handschriften übereinstimmenden stellen von KlB zu befragen.

Directe verwandtschaft in dem sinne, dass eine handschrift die vorlage für eine andere gewesen ist, kann zwischen den uns vorliegenden handschriften nicht existieren. H^2 fehlt z. b. die zweite predigt, M^2 hat abweichende stellung einzelner gruppen, in Berl ist die erste predigt und die strophe des bauern stark verändert. Ebenso machen bei M^1 und M^3 eigentümliche abweichungen, die sie allein haben, die annahme unmöglich, dass sie für eine der andern handschriften als vorlage gedient haben.

Auf grund gemeinsamer abweichungen sondern sich zunächst zwei gruppen H^2 und M^2 einerseits und Y (M^1 M^3 Berl KlB) voneinander ab. Die Gruppe Y gibt sich infolge einer reihe gemeinsamer fehler als einheit. Die andere gruppe ist nicht durch gemeinsame fehler verbunden (von einem sehr zweifelhaften falle XIII, 56 abgesehen). H^2 und M^2 weichen im gegenteil wider voneinander stark ab. Das verbindende

zwischen ihnen ist nur der gemeinsame gegensatz zu der gruppe Y. Es ist deshalb möglich, dass sie trotz ihres nicht besonders reinen textes direct auf die erste handschrift, die den um die strophen der toten erweiterten text hatte (X), zurückgehen. Dadurch würden sich auch einige kleinere berührungen von M^2 mit der gruppe Y erklären.

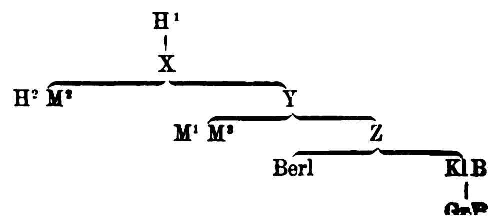
	H^2, M^2	Y
XVII, 7 fg.	{ betrügt / lügt } wie H^1	betringt (KlB bezwingt) / clingt
XVI, 2	{ pflegen an H^2 / pflegan M^2 }	pflegen
XIX, 3	scapular	schapelern (scapliern M^3)
XXI, 4	einstreichen	{ durchstreichen M^1 M^3 Berl) / duck strichen KlB
XXI, 7	nie gefinden	doch . . . nit finden
XXIV, 3	disen tanz	den tanz
XXIII, 1	{ hie H^2 / ye M^2 }	*fehlt*

Von der gruppe Y sondert sich durch gemeinsame abweichungen die gruppe Z aus (Berl und KlB), die nach Basel hinweist. Ob zwischen Z und M^1 noch ein näherer zusammenhang besteht, muss dahingestellt bleiben. Die übereinstimmungen der handschriften M und Z im gegensatz zu M^3 sind für eine solche entscheidung nicht ausreichend. (Vgl. XI, 6 *gewert* [*gemert* M^3], XIV, 2 *sues gesang* [*suessen Gesanc* M^3], VI,3 *das lat vallen* [*das* fehlt M^3]).

Die scheidung zwischen M^1 und M^3 einerseits und Z (Berl KlB) andererseits begründet sich durch die folgenden varianten:

	M^1 M^3 H^2 M^2	Z
I, 4	den tantz hoffieren	zo dem tanz füren
IV, 8	verstrickt in seinen handen	ser verstricket in sinen handen
VIII, 4	lat euch die toten grüssen	lust euch die toten zu grüssen
XIV, 3	meiner pfeifen schal	der pfiffen schal
XVI, 1	man	degen

Wenn wir also die erste handschrift, die den um die anreden der toten erweiterten text bietet, mit X bezeichnen, so ergibt sich folgender stammbaum der handschriftenfamilie:



Ob ausser den angenommenen noch weitere zwischenglieder vorhanden gewesen sind, lässt sich nicht sagen, ist aber auch für uns ohne interesse, da sich damit für die stelle, an die wir KlB setzen mussten, nichts ändert. Die handschrift Berl weist auf Basel hin. Sie enthält am schluss ein blatt mit dem wappen von Basel. Ein schutzengel steht hinter dem wappenschild, das von zwei basilisken (mit hahnenkämmen geschmückte vögel, die in schlangenleiber auslaufen) getragen wird. Über dem ganzen steht die inschrift:

basellischgus du giftiger wurm vnd bőser fasel
nu heb den schilt der wirdigen stat basel.

Die vorlage von KlB kann diese handschrift jedoch nicht gewesen sein, da Berl an einigen stellen erheblich von dem ursprünglichen texte abweicht, während KlB mit den andern handschriften geht. Ausserdem enthält Berl keine bilder, von dem prediger am schluss des totentanzes abgesehen. Die verwandtschaft der bilder von KlB und H^2 zwingt jedoch zu der annahme, dass dem Baseler maler eine bilderhandschrift zur vorlage gedient hat.

Für die textgestaltung ergibt sich aus dem vorstehenden zunächst, dass H^1 für die beiden predigten und die strophen der menschen die grundlage bilden muss. Auch da, wo die andern handschriften ansprechendere lesarten zu bieten scheinen, zeigt sich bei näherem zusehen, dass H^1 den ursprünglichsten text bietet (vgl. II. predigt 6: *ist benennt*). Für die übrigen strophen sind zunächst H^2 und M^2 zu befragen, aber da gerade ihr text im einzelnen sehr unzuverlässig ist, sind sie nur da von entscheidender bedeutung, wo sie übereinstimmen. In praxi ergibt sich trotz der zahlreichen varianten für die herausschälung des richtigen textes kaum eine schwierigkeit, weil dieser in den meisten fällen deutlich durchschimmert. Die schreibung ist einheitlich gestaltet, aber nur in der weise modernisiert, dass sich jede schreibart des textes aus den handschriften belegen lässt.

Der toten tanz.
Der erst prediger.
O diser welt weisheit kind,
Alle die noch im leben sind,
Setzt in euer herz zwei wort,
Die von Cristo sind gehort.
Das ein: Get her! das ander: Get hin! 5
Durch das erst die frumen hand gewin.

Überschrift. Der toten tantz *Berl* Das ist der toten tantz · vnd ist das die erst predig M^1 Der erst prediger $H^1 M^3$ Der prediger hie vor M^2 *Überschrift fehlt* H^2. 1 O *fehlt* M^2 aller diser welt M^1 dis werlt weyse kint M^3 2 alle *fehlt* M^1 5 das eyne komet her H^2 get hin das ander her M^1 das [illegible] M^3 6 dach H^2.

Mit des himels port, die in geöffnt ist.
Das ander die bösen weist
Ab zu der hellischen porten.
10 Also wirt in den worten
Gegeben ein sollich underscheid,
Das einhalb ist ganz freud bereit,
Anderhalb die pein ach genzlich
Überal on ende ewiglich.
15 Darumb ich euch getreulich rat,
Ir tut euch ab üppiger tat,
Wan die zeit ist kurz an disem leben,
Darnach wird ach und we gegeben
Durch den zwifachen tod,
20 Der über niemand erbermd hat.
Mit seiner hellischen pfeifen schreien
Bringt er euch all an einen reien,
Daran die weisen als die narren
Gezwungen in den sprüngen faren,
Als des gemeldes figuren 25
Sind sie ein ebenbild zu truren.

I. Der tod.

Her pabst, merkt auf der pfeifen ton,
Ir sullet darnach springen schon,
Es hilft darfür kein dispensieren,
Der tod will euch den tanz hofieren.

Der pabst.

Ich was ein heiliger pabst genant, 5
Die weil ich lebt, on forcht bekant.
Nu wird ich gefürt frevelich
Zu dem tod. Ich wer mich üppiglich.

II. Der tod.

Her keiser, euch hilft nit das schwert,
Zepter und krone sind hie unwert.
Ich han euch an die hand genomen,
Ir müst an meinen reien komen.

7 ist geöffent $M^1 M^2 M^3$ jn des himels frőiden do si kumen hin *Berl* do sie yn den hymmel komen, do nemen sie des guten fromen H^2 8 ab weist M^3 das ander nach den worten die bősen wist *Berl* das ander die bőzen weizet yn pein der hellen dy ouch ewig wirt seyn H^2 9—13 *fehlt* H^2 10 in disen worten *Berl* 11 geben *Berl* 12 das ander halb ist frőd beraitt M^1 das ein wort ist gantz in frőid bereit *Berl* 13 das ander wort leid vnd pin on end *Berl* ain halb die pein als gentzlich M^1 auch gentzleich $M^2 M^3$ 14 *fehlt Berl* vrteil on end M^1 15 getreulich *fehlt* M^3 gütlich M^1 16 ir *fehlt Berl* $H^2 M^1 M^3$ 17 wenn *Berl* $H^2 M^1$ in disem leben *Berl* $H^2 M^1 M^2 M^3$ M^2 *stellt* 17. 18 *hinter* 20 18 darnach ist M^3 19 durch den czwefechegen tod H^2 durch den zweiffaltigen rat M^1 durch den zwifachen rat M^2 durch den czwifachen tat M^3 20 chain erbarmung M^2 über die bősen niemant kain erbermd hat *Berl* der die oppigen brengit yn not H^2 dar über auch niemant chain erpermd hant M^1 dar vmb niemant kain erbermd hat M^3 21 geschraien M^2 wenne mit seyner pfeyfen geschrey H^2 der helschen pfiffen schriyen *Berl* 22 all *fehlt* M^3 pint er euch M^1 sie alle an seynen reyn H^2 die Bringet vns all *Berl* 23fg. doran dy weyzen czu den sprungen mit den toren werden gecwungen H^2 gezwungen in disen sprüngen műsen varen *Berl* 25 dises tantzes *Berl* dezis gemeldis H^2 gewelds M^1 geldes M^2 26 sie *fehlt Berl* H^2 hie $M^1 M^3$ ew hie M^2 zu allem trauren M^1.

I. *Die überschriften fehlen in* H^2; *in* H^1 *nur lateinische überschriften* das spricht der tod das spricht der paubst *usw.* M^1 der tod spricht czem pabst der pabst spricht *usw.* M^3 1 nu merckent *Berl* an der pfeiffen M^2 meyner pawken don H^2 *(auf dem dazu gehörigen holzschnitt trägt der tote des papstes eine pauke, die in KlB durch einen totenkopf ersetzt ist)* 2 hie springen $H^2 M^3$ 3 Ir dorfet keyns dyspensiren H^2 tispatieren *Berl* disputieren M^1 Aispēferē *KlB* 4 an den tantz füeren *Berl* zo dem tantz furen *KlB* 6 ich lept auff erd genant M^1.

II. 1 ir chaisser M^1 2 zepter noch Coron M^2 hie *fehlt* wert H^2 3 bey der hand H^2 4 rainen M^2.

Der keiser.

5 Ich kund das reich in hoher eren
Mit streit und fechten wol gemeren,
Nu hat der tod überwunden mich,
Das ich bin weder keiser noch menschen gleich.

III. Der tod.

Ich tanze euch vor, frau keiserin.
Springt mir nach, der rei ist mein.
Die sperbrecher sind von euch gewichen
Der tod hat euch allein erschlichen.

Die keiserin.

5 Wollust hett mein stolzer leib,
Do ich lebt als eines keisers weib.
Nun hat mich der tod zu schanden bracht,
Das mir kein freud ist mer erdacht.

IV. Der tod.

Her kunig, euer gewalt hat ein end.
Ich wil euch füren bei der hend
An diser schwarzer bruder tanz,
Da gibt euch der tod einen kranz.

Der kunig.

5 Ich han als ein kunig gewaltiglich
Die welt geregiert als rom das reich.
Nun bin ich mit todes banden
Verstrickt in seinen handen.

V. Der tod.

Springet auf mit euerm roten hut,
Her kardinal, der tanz ist gut.
Ir habt gesegnet wol die leien,
Ir müsst nun mit den toten reien.

Der kardinal.

Ich was mit pabstlicher wal 5
der heiligen kirchen kardinal.
Nun bin ich darzu gezwungen gar,
Das ich tanz an des todes schar.

VI. Der tod.

Her patriarch, nu lat euch lingen,
Ir müst mit mir den reien springen.
Das zwifache kreuz lat fallen.
Der tod wil mit euch schallen.

Der patriarch.

Ich han das zwifach kreuz getragen 5
Als ein patriarch bei meinen tagen.
Nun wil der tod mich zwingen
Mit seinen gesellen zu springen.

VII. Der tod.

Seit ir in hoher wird gesessen,
Erzbischof, des ist gar vergessen.
Euch kan gehelfen weder kreuz noch pfaffen.
Ir müst auch tanzen mit disen affen.

5 in hochen eren *Berl* M^1 M^2 M^3 6 streiten M^1 M^2 M^3 st(r)iten *KlB* wol geweren *Berl* ich han das reich in hoch er mit streiten vnd fechten wol gewort M^2 8 noch einem menschen *Berl* pin geleich M^1.

III. 2 nun springt M^1 der rat H^2 der tantz M^3 *KlB* 3 sperberbrecher M^1 sperp'cher M^3 von *fehlt* M^2 entwichen M^2 6 leb M^1 des chaisers M^1 8 me ist M^1 yst nw H^2 frund H^2.

IV. 1 ein *fehlt* M^3 pey der hant M^3 bey den henden H^2 3 Ze diser M^2 In diser M^3 dissen swartzen M^1 swarczen H^2 4 des M^1 5 das rômisch rich *Berl* als reyn das rich H^2 M^2 M^3 vnd das reich M^1 mit des todes *Berl* H^2 M^1 M^2 M^3 ser verstricket *Berl* verstrickt ser *KlB* pestreckt M^3 Nw pin ich mit des todes handen verstricket vnd *(übergeschrieben!)* mit seinen panden M^2.

V. 4 vnd must H^2 nu *fehlt* M^1 M^2 auch mit M^1 Nu mûst ir M^3 mit dem tode H^2 an den rayen M^2 5 mit der pabstlichen wal M^3 7 zwungen M^1 M^3 bezwungen M^2 8 tanzen mûs *Berl* mues tanczen M^2 der todes schar M^2.

VI. 1 gelingen M^1 M^2 singen H^2 *KlB* 3 das lat *Berl* M^1 4 der tod der wil mit uch ietz schallen *Berl* der tod wil ewres leybes walten M^3 (*vgl.* XI, 4) 6 mich der tod *Berl* H^2 M^1 des bezwingen *Berl* 7 und mit M^2.

1 er gesessen M^3 2 her ertzbischof *Berl* das *Berl* M^1 nw vertanczen ouch H^2 mit den affen M^1.

Der erzbischof.

5 Ich trug in hoher wirdigkeit
Das kreuz vor der pfafheit,
Als ein erzbischof das tragen sol
Nun gen ich an der toten zol.

VIII. Der tod

Habt ir mit frauen ie hoch gesprungen,
Stolzer herzog, oder wol gesungen,
Das müst ir an disem reien büssen.
Wol her, lat euch die toten grüssen.

Der herzog.

5 Ich han die edeln herren wert
Als ein herzog geregiert mit dem schwert.
Nun bin ich in fechen kleidern glanz
Gezwungen an des todes tanz.

IX. Der tod.

Euer wird und er hat sich verkert,
Her bischof weis und wol gelert;
Ich wil euch an den reien ziechen,
Da ir dem tod nit mügt entfliechen.

Der bischof.

5 Ich bin wirdiglich geeret worden,
Die weil ich lebt in bischofs orden.
Nu ziechen mich die ungeschaffen
Zu dem tanz als einen affen.

X. Der tod.

Her graf, heist euch den keiser helfen.
Ich bring euch hie zu wilden welfen,
Mit den müst ir tanzen bejagen.
Der tod will euch des nit vertragen.

Der graf.

5 Ich was in der welt genant
Ein edler graf, dem reich bekant.
Nun bin ich von dem tod gefelt
Und hie an seinen tanz gestelt.

XI. Der tod.

Tanzt mir nach, her gugel weit,
Wie wol das ir ein apt seit,
Ir müst des todes regel halten,
Der wil eures leibes walten.

Der apt.

5 Ich han vil münch als ein apt gelert,
Streng gezogen und wol genert.
Nun wird ich selber hie gezwungen,
Mit des todes regel gedrungen.

XII. Der tod.

Her ritter, ir seid angeschriben,
Dar ir ritterschaft nu müst treiben
Mit dem tod und seinen knechten.
Euch hilft weder schimpf noch fechten.

5 mit hoer wirdikeit H^2 6 vor aller pfafheit *Berl* 8 das todes zal M^1 nu so gang ich an der toten zol *Berl* deser toten H^2.

VIII. 1 ie mit *Berl* nu mit M^1 hie mit *KlB* 2 wol gelungen *KlB* (ist euch wol g'lungen *GrB*) 3 des M^1 dem rayen M^3 an dem mal (*verbessert aus* mue) hie M^2 an dessen rayen hussen M^1 4 ab den toten nit grussen M^1 wie lust uch hie diser toten grůssen *Berl* lust uch die tote zo grussen *KlB* 5 fort H^1 7 wechen M^3 reichen M^2 leynen H^2 jm fechten worden chranck M^1 8 betwungen H^2 den toten M^3.

IX. 1 er vnd wirde M^3 4 ir türft holt nimer von mir slichen M^2 8 tod *Berl* M^1 M^2 M^3 *KlB* (H^1 *lat.* morti).

X. 2 ich peiag M^2 hie *fehlt* M^3 hut zů wilden welfen *Berl* zu ewn̄ welfen M^3 3 tantzen jagen *Berl* H^2 tantzen vnd jagen M^1 M^2 BAitzen vnd jagen *KlB* mit denen ir müst H^2 M^1 M^3 4 euchs nit M^1 6 dem reich wol erchant M^1 wol bechant M^2 7 geuelt M^2 8 jn seinen tancz H^2 M^2 M^3 gezelt *Berl* H^2 M^1 M^2 M^3 *KlB* vnd vnd *Berl* hie *fehlt* M^3.

XI. 1 nu tantz *Berl* tantz M^1 2 wie wol ir nu *Berl* 4 er wil M^3 *KlB* der tod wil M^2 *Überschrift:* der münch spricht M^1 6 gar strenge dirczogen H^2 erzogen M^3 gemert H^2 M^2 M^3 gewert M^1 *Berl* 8 und mit *Berl* H^2 M^1 M^3 vnd pin mit M^2.

XII. 1 auch angeschriben M^2 2 das ir nu rittterschaft M^1 H^2 da mit ir ritterschaft M^2 wan ir nu die ritterschaft *Berl* 3 vnd mit M^1 4 oder vechten M^2 stirmen noch fechten *KlB*.

Der ritter.

5 Ich han als ein strenger ritter gut
Der welt gedient in hohem mut.
Nun bin ich wider ritters orden
An disen tanz gezwungen worden.

XIII. Der tod.

Die urteil ist also gegeben,
Das ir lenger nit solt leben,
Her jurist, das tut des todes kraft,
Müget ir, so beweist eure meisterschaft.

Der jurist.

5 Es hilft kein appellieren nit
Von des todes letzstem strit.
Er überwint mit seinem geschlecht
Das weltlich und das geistlich recht.

XIV. Der tod.

Her korpfaff, habt ir gesungen vor
Süssen gesang in euerm kor,
So merket auf meiner pfeifen schal,
Die verkündet euch des todes fal.

Der korher.

5 Ich han als ein korher frei
Gesungen manch lieblich melodei.
Des todes pfeif stet dem nit gleich;
Sie hat gar ser erschrecket mich.

XV. Der tod.

Her arzat, tut euch selber rat
Mit euer meisterlichen tat.
Ich für euch zu des todes gesellen,
Die mit euch hie tanzen wellen.

Der arzat.

Ich han mit meinem harn schauen 5
Gesund gemacht man und frauen.
Wer wil mich nun machen gesund?
Ich bin zu tode wund.

XVI. Der tod.

Komet her, ir edler man,
Ir müst der sterke pflegen an
Mit dem tod, der niemands schont.
Ligt ir im ob, euch wirt gelont.

Der edelman.

Ich han manchen man erschreckt, 5
Der wol mit harnisch was bedeckt.
Nun erschreckt mich hie der tod
Und bringt mich in die jungste not.

XVII. Der tod.

Edelfrau tanzt nach euerm sinn,
Bis die pfeif rechten ton gewinn.
Sie hat der frauen vor vil betrogen,
Die all der tod hat hingezogen.

5 als *fehlt KlB* 7 ich *fehlt* H^1 8 mit disen M^2 bezwungen M^1.

XIII. 1 das ortil H^2 2 nit lenger *Berl* M^3 4 so *fehlt* M^1 bewert M^1 M^2 M^3 5 kein appelliren czu dessir czeit H^2 6 für des *Berl* leczten zeytt M^2 hilft vor todis harten streyth H^2 8 das geistlich vnd das weltlich recht *Berl* H^2 M^1 M^2 M^3.

XIV. 2 sus gesang *Berl KlB* Süsses gesang M^1 3 vf der pfiffen schal *Berl KlB* 4 euch hie M^3 wal M^1 6 loblich M^2 7 pfeiffen M^3 vngeleich M^3 8 so ser H^2 *Berl* M^1 M^2 M^3 *KlB*.

XV. *Überschrift:* tůmher *Berl* 1 gept euch selber gueten rat M^2 2 mit ewr maysterschaft M^3 4 hie mit euch M^1 mit uch all *Berl* hie *fehlt* M^3 5 harm M^2 7 nu machen mich *Berl* H^2 M^1 M^2 nun mich machen M^3 8 czu deme tode H^2 M^3 wan ich bin zů dem tode *Berl* jn den tod M^1 verwunt M^1 M^2.

XVI. 1 tegen *Berl KlB* 2 pflegan M^2 an *fehlt Berl* M^1 M^3 *KlB* eur sterkin M^1 M^3 ietz der Sterke *Berl* Ir moisen he manheit pflegen *KlB* 4 legit ir nw oben H^2 vnd ligent ir im ob *Berl* ligt ir im ob M^1 vnd euch mit ainem solichen schimpf lont M^2 Ir ligt ve (?) im ob M^3 Seligent vch wurtht gelont *KlB* 6 mit harnasch wol M^3 der wol was H^2 7 hie *fehlt* M^1 nu hat bezwungen mich der tod *Berl* 8 yn die engistliche not H^2 an die jungste not M^1.

[XVII.] 1 nu tantzent *Berl* bas H^2 bis das *Berl* gewint M^1 *KlB* H^2 *Überschrift:* Die fraw spricht M^1 Das edelweib M^2.

Die edelfrau.

5 Ich solt treiben juchzens vil,
Sech ich vor mir der freuden spil.
Des todes pfeife mich betrügt,
Dis tanzgesang hie fälschlich lügt.

XVIII. Der tod.

Her kaufmann, was hilft euer erwerben?
Die zeit ist hie, das ir müst sterben.
Der tod nimt weder miet noch gaben.
Tanzt mir nach, er wil euch haben.

Der kaufmann.

5 Ich het mich zu leben versorget wol,
Das kisten und kasten waren vol.
Nun hat dem tod mein gab verschmacht
Und mich um leib und gut bracht.

XIX. Der tod.

Frau nonne, ir dunket euch subtil,
Dester gerner ich mit euch tanzen wil.
Werfet von euch den scapular.
Ir müst hie mit den toten farn.

Die nonne.

Ich han in dem kloster mein 5
Got gedient als ein geweiltes nünlein.
Was hilft mich nun mein beten,
Ich muss des todes reien treten.

XX. Der tod.

Hink heran an deiner krücken.
Dein ding, das wil sich gelücken.
Dich haben die lebentigen nit für gut,
Der tod dir besunder gnade tut.

Der krüpel.

Ein armer geiler hie im leben 5
Zu einem freund ist niemant eben,
Aber der tod wil sein freund sein.
Er nimt in mit dem reichen hin.

XXI. Der tod.

Koch, du kanst gut pfeffer machen.
Hupf auf, ich wil dich wol besachen!
Die vorn an dem reien schleichen,
Den mustn pfeffer einstreichen.

5 Juckens M^2 Juchiczen H^2 genugsam M^3 7 mich also *Berl* betringt (*vgl. v. 3*) *Berl* M^1 M^2 bezwingt (aus betvingt?) *KlB* 8 sin tantz vnd gesang *Berl* der tanczgesang H^2 des tanz gesang M^1 M^3 klingt *Berl* M^1 M^3 *KlB*.

XVIII. M^2 *setzt den kaufmann hinter die klosterfrau.* — 1 gewerben *Berl* M^3 gewerb M^1 gewerbe M^2 2 das *fehlt* M^1 3 gut noch gaben H^2 M^3 4 dantz mir noch ich will dich haben *Berl* *Überschrift:* Der reichmann spricht M^1 6 das schrein vnd kasten H^2 das chasten vnd chisten M^2 dy kisten M^3 7 der tod *Berl* H^2 M^1 M^2 M^3 8 und hat mich *Berl* M^1 M^2 von lieb vnd uon gut M^1 vmb leib vnd leben M^3.

XIX. 1 fraw mein M^2 gar subtil M^2 2 dezen reyen ich H^2 3 das scapular M^2 den *fehlt* M^1 schapelern *Berl* M^1 den scapliern M^3 4 hin mit M^1 mit mir vnd den *Berl* hie an der toten schar M^2 *Überschrift:* die nun spricht M^1 die chlösterfraw M^2 dye nunn M^3 kloster nun *Berl* 5. 6 Ich han in dem closter mein Got dienet M^1 geweichtes *Berl* H^2 M^1 M^2 M^3 *KlB* 7 mich *fehlt* M^3 an des todes M^1.

XX. M^2 *setzt den krüpel hinter den koch* 1 nu hinck her mit *Berl* her nach M^3 2 das *fehlt* M^1 dir gelucken *Berl* 3 leptigen M^3 lebenden H^2 4 sunder gnade *Berl* *Überschrift:* krupel *Berl* der steltzer spricht M^1 der petlär M^2 der chrüpel spricht M^3 5 Ayn armer pettler in dem leben M^2 6 was ich niemant eben M^1 ist niemant geben M^3 7 mein fraind M^1 8 mit den reichen *Berl* M^2 M^3 mit den rechten M^1 den armen mit dem reichen H^2 Und wil in (ich *übergeschrieben* mich?) nemmen mit dem reichen hin (ein *übergeschrieben*) M^3.

XXI. 1 gueter M^2 gute pfeffirlyn H^2 2 hoppe off H^2 wol *fehlt* H^2 M^1 M^3 wol besaichen *KlB* 3 die da vornen *Berl* 4 den pfeffer M^1 M^3 *KlB* den saltu pfeffirlyn H^2 den mûst jn den don pfeffer M^1 durchstrichen *Berl* M^1 M^2 *vgl.* duck strichen *KlB*.

Der koch.

5 Ich han erlert vil pfeffersäck
Und gemacht das süss geschleck
Und kunt des köstleins doch nit finden,
Dar mit ich den tod möcht überwinden.

XXII. Der tod.

Bäuerlein mit deinen schuhen grob,
Rusch her, du must erwerben lob.
An disem tanz dahinden
Da wil der tod dich finden.

Der bauer.

5 Ich han gehabt vil arbeit gross,
Der schweiss mir durch die haut floss.
Noch wolt ich gern dem tod empfliehen,
So han ich des gelücks nit hie.

XXIII. Der tod.

Kreuch her, du must hie tanzen lern.
Wein oder lach, ich hor dich gern
Hettest du den dutten in dem mund,
Es hulf dich nit an diser stund.

Das kind.

5 O we, liebe muter mein,
Ein schwarzer man zeucht mich dahin.
Wie wiltu mich also verlan?
Muss ich tanzen und kan nit gan?

XXIV. Der tod.

Nun schweigt und lat euer kriegen.
Lauft dem kind nach mit der wiegen.
Ir müst alle beide an disen tanz.
Frau, lacht, so wird der schimpf ganz.

Die muter.

O kind, ich wolt dich haben erlost 5
So ist empfallen mir der trost.
Der tod hat das für komen
Und mich mit dir genommen.

Der prediger hie her nach.

O ir tödlichen menschen all,
Die der falschen welt wolt wolgefallen,
Bedenkt, wie das ende sei,
Und merkt, was künftig ist dabei.
Zu dem ersten gehört wie und wenn, 5
Das letzt ist zwiefaltig benennt,
Wa die stat zu bleiben ist.
Der tod euch allen das end beweist.
Aber wie oder wenn des todes zeit
Komen sol, des enwist ir nit, 10

6 viel sůss geschlek *Berl* M^1 M^3 manch süsse gelecke H^2 7 vnd kan M^3 das chöstlein M^3 *Berl (KlB?)* doch *fehlt* H^2 M^2 vnd kond doch *Berl* M^1 M^2 *(KlB?)* nye fynden H^3 nie gefinden M^3 . . . . kudich des kostlyns *(zeile vorn verstümmelt)* H^2.

XXII. 2 rawsche H^2 räsch M^2 4 wil dich der tot 1—4 *ganz abweichend in Berl:* purlin mit grosen schůchen do hinden (zů̂r *übergeschrieben*) mag ich nit erwinden. du must mit disen an den tantz. erst so ist der reig gantz. *Überschrift:* das pewerlein M^3 6 durch min antlit flos *Berl* 7 nun wolt ich M^1 8 so můs ich an disen tantz ziechen *Berl* 5—8 in H^2 *fast ganz im druck verstümmelt.*

XXIII. 1 nu chreuch M^2 her an H^2 hie *fehlt Berl* M^1 M^3 *KlB* ye M^2 2 ich han M^1 3 vnd hetest *Berl* 4 es hilft H^2 5 Awe H^2 7 nun wiltu M^1 nw vorlan H^2 8 nun můss *Berl* H^2 M^1 M^2 noch nicht gan *Berl* H^2 M^2.

XXIV. 3 alle *fehlt* M^2 M^3 jetz baide M^3 an den tantz *Berl* M^1 M^3 4 nu lachent *Berl* 6 nw ist H^2 8 vnd hat *Berl* M^1 M^2 vnd hat mich vnd dich M^2 hin genumen *Berl* M^2.

Die zweite predigt fehlt in H^2 *Überschrift:* das ist die ander predig M^1 dy ander predig M^3 *Überschrift fehlt in Berl* 1 torlichen *Berl* 2 der bösen *Berl* die *fehlt* M^1 M^2 M^3 wolt *fehlt* M^1 M^2 M^3 wolgefalle M^1 M^2 wolgefallen *fehlt* M^3 3 gedenkt *Berl* M^1 M^2 M^3 5 vnd nicht was M^3 kunftig si *Berl* 6 ich zwifaltig benenn M^1 M^2 M^3 ich uch zwifeltig benenn *Berl* 7 die sint M^2 wan hie stat sein beleiben nicht M^1 8 end *fehlt* M^1 9. 10 aber wie vnd wan die zeit des todes kumen Sol das wissen wir nit *Berl* 10 das M^1 M^2 M^3 [illegible] t ir M^1 M^2.

Es wirt erkant euch allen hert,
Was jederman dar nach ist beschert,
Umb das unkündig ist die stat,
Wa jederman sein bleiben hat.
15 Das alles wirt an den werken hangen,
Die in diser welt sind begangen.
Dar umb solt ir von sünden lan,
Wolt ir zu dem ende gan,
Des ir alle seid begirlich,
20 Und ist darzu wissentlich,
Das der himel wird den frumen,
In das feur die bösen kumen.

Die dritte predig.*)

O mensch, sich wie du tust,
Wann in der erd du faulen must.
Du warst nie so hoch oder so weis,
Du must werden der würm speis.
5 Gedenk, du must manchen schönen tag
Ligen und faulen in dem grab.
Und niemand nit weiss von dir.
O armer mensch, wes warten wir?
Wir wissen weder zeit noch stund,
10 Morgen tot, heut gesunt.
Niemant weiss seins lebens frist
Als lang, als ein kleines weilen ist.
Wir warten des, das niemand sicht,
das uns herz und leben zerbricht.
15 O mensch ker von sünden und ruf an
Mariam, die dir helfen kan.
Geb got dein sel, der dir sie gab,
So machstu an dem jungsten tag
Vor got frölich erstan,
20 Wiltu von sünden lan.
Das helf mir Maria, dein werter nam,
Wan dich rufen alle sünder an.

Der tod spricht.

O mensch, sich an mich.
Was du bist, das was ich.
25 Auch sich, wie recht jämerlich
Die würm beissen umb mein fleisch.
Sich mein freund kriegen umb das gut.
Sie enruchen, wie mein arme sel tut.

Der lateinische text von H¹.

Der erst prediger.

O vos viventes huius mundi sapientes,
Cordibus apponite duo verba Christi: Venite!
Nec non et: Ite! Per primum ianua vitae
Iustis erit nota, sed per aliud quoque porta
Inferi monstratur: sic res diversificatur.
Gaudia vel pene sine fine sunt ibi plene.
Hinc voce sana nos hortor spernere vana.
Tempus namque breve vivendi, postea vae vae
Mors geminata parit, sua nulli vis quoque parcit.
Fistula tartarea vos iungit in una chorea,
Qua licet inviti saliunt ut stulti periti.
Haec ut pictura docet exemplique figura.

11 bekant *Berl* es wirt nicht erchant allen heren M^1 12 jemant M^1 M^3 das ist weschert M^3 13 wan das M^3 vnkünt M^1 M^3 14 da jederman M^1 15 in den werken M^1 wie alles an den werken wird hangen *Berl* 16 gegangen M^1 17 von den sünden M^2 welcher zu M^1 19 das ir sint all *Berl* alle zeit M^1 20 das wissenlich *Berl* wol wissentleich M^1 M^2 M^3 20 vnd jn das hellisch fewer M^2.

*) *Die „dritte predigt" ist nur in M^3 erhalten. In derselben hs. stehen hinter der zweiten predigt noch 6 verse, die fast ganz unleserlich geworden sind. Sie beginnen:* O werlt des tancz hat niemant zeit oder zil Und nyemant ways wenn der pfeiffer auf pfeiffen wil.

14 hercze leben zerpricht.

Item alius doctor depictus predicando in opposita parte de contemptu mundi.

O vos mortales, perversi mundi sodales,
Finem pensate que futura considerate,
Qualibus ad primum tempusque requiritur imum.
Pro loco duplatur, ubi fines perpetuatur.
Mors horrenda nimis est cunctorum quoque finis.
Qualiter aut quando venerit, manet in dubitando.
Sic etiam dura noscuntur inde futura
Propter ignotum remanendi locum quoque totum.
Pendet a factis in isto mundo peractis.
Ergo peccare desistite, si properare
Ad finem cupitis optatum, nam bene scitis,
Quod caelum dignis locus est, sed fit malis ignis.

I. Papa.

Sanctus dicebar, nullum vivendo verebar.
Frivole nunc ducor ad mortem, vane reluctor.

II. Caesar.

Culmen imperii vincendo magnificavi,
Morte sum victus, non caesar, non homo dictus.

III. Caesarissa.

Deliciis usa vivens ut caesaris uxor,
Morte confusa nullis modo gaudiis utor.

IV. Rex.

Ut ego rex urbem, sic rexi non minus orbem.
Nunc miser in penis mortis constringor habenis.

V. Cardinalis.

Ecclesiae gratus fui per papam piliatus;
Mortis protervam nunc stringor adire catervam.

VI. Patriarcha.

Duplici signatus cruce sum patriarcha vocatus,
Et mortis dirae cogor consortes adire.

VII. Archiepiscopus.

Doctrina fultis hoc signum praetuli multis,
Metropolitanus nunc cum vanis ego vanus.

VIII. Dux.

Nobiles eduxi, quorum dux ipse reluxi,
Sed nunc ut adeam cogor cum morte choream.

IX. Episcopus.

Praesul egregius venerabar hic quasi diius.
Heu nunc distorti praesumunt me dare morti.

X. Comes.

Nobilis imperii comes in mundo reputatus.
Morte nunc perii corisantibus associatus.

XI. Abbas.

Ut pater arctavi monachos et optime pavi,
Nunc egomet stringor et mortis regula cingor.

XII. Miles.

Strenuus in armis deduxi gaudia carnis.
Contra iura mea ducor in ista chorea.

XIII. Iurista.

Non iuvat appello de mortis ultimo bello;
Succumbunt iura legesque sub ista figura.

XIV. Canonicus.

In choro cantavi melodias, quas adamavi.
Discrepat iste sonus et mortis fistula tonus.

XV. Medicus.

Curavi multos iuvenes mediocres adultos.
Quis modo me curat? Mihi mors contraria iurat.

XVI. Nobilis.

Armis consortes in vita terrui fortes;
Nunc mortis terror me terret, ultimus error.

XVII. Nobilissa.

Plaudere deberem, si ludicra vitae viderem,
Fistula me fallit mortis, quae dissona psallit.

XVIII. Mercator seu cives.

Vivere speravi thesauros elaboravi,
Munera mors spernit, ab amicis me que secernit.

XIX. Monialis.

In claustro grata servivi Christo velata.
Quid valet orare, me mors iubet hic corisare.

XX. Mendicus.

Pauper mendicus viventi turpis amicus
Morti carus erit, illum cum divite quaerit.

XXI. Cocus.

Ferrula condita quamvis in mundo paravi.
Raptus a vita mortem minime superavi.

XXII. Rusticus.

Hic in sudore vixi magnoque labore;
Non minus a morte fugio contraria sorte.

XXIII. Puer in cunabulo.

O cara mater, me vir a te trahit ater,
Debeo saltare, qui nunquam scivi meare.

XXIV. Mater.

O fili care, quae te volui liberare,
Morte praeventa saliendo sumque retenta.

BURG BEI MAGDEBURG. WILHELM FEHSE.

Bericht über die verhandlungen der germanistischen section der 49. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Basel.

Die erste sitzung der germanistischen (4.) section der versammlung deutscher philologen und schulmänner fand dienstags, den 24. september 1907, nachmittags $2^1/_2$ uhr im concertsaale der musikschule statt. Prof. dr. John Meier-Basel, als erster obmann des vorbereitenden ausschusses, begrüsst die anwesenden mitglieder und gedenkt hierauf der männer, die der deutschen sprachforschung seit der letzten tagung entrissen wurden, vorab Moritz Heynes, der von 1870—1883 als nachfolger Wilhelm Wackernagels erfolgreich in Basel wirkte. Die section erhebt sich zur ehrung der verstorbenen von den sitzen.

Prof. dr. Ernst Martin-Strassburg beantragt, die beiden obmänner des vorbereitenden ausschusses prof. dr. John Meier-Basel und prof. dr. Albert Gessler-Basel zu vorsitzenden der section zu ernennen, was die versammlung beschliesst. Die schriftführung übernehmen nach dem vorschlage der obmänner dr. Ernst Jenny-Basel und dr. Emil Geiger-Wohlen.

Der erste vorsitzende teilt mit, dass die herren prof. dr. Edward Schröder-Marburg und prof. dr. Roman Wörner-Freiburg i. Br. am erscheinen verhindert seien, was die streichung der beiden vorträge „Die ältesten münzbezeichnungen der Germanen" (Schröder) und „Zur kunstlehre des jungen Goethe: die notwendige unwahrheit der form" (Wörner) zur folge hat.

Die reihe der vorträge eröffnet prof. dr. Andreas Heusler-Berlin. Er spricht über: „Metrischen stil in stabreimender und endreimender zeit." Die kernfrage der versforschung: wie sprechen wir die verse? kommt in den schriftlichen abhandlungen nicht immer zu ihrem rechte; mündliche vorträge der verschiedenen metrischen standpunkte böten eine weit bessere grundlage zur beurteilung. Der vortragende will an drei verschiedenen metrischen stilen der deutschen versgeschichte das kennzeichnende formgefühl aufzeigen.

Der „jambisch-trochäische" stil bedeutet dem rhythmus der prosa gegenüber ausgleichung und herabsetzung der natürlichen contraste. Die empfindung des gleichbleibenden von vers zu vers ist hier besonders stark. Der lateinisch-romanische versbau, der diesem princip seit alters folgte, hat schon im 9. jahrhundert auf den deutschen reimvers eingewirkt. Aber es entstand zunächst keine copie, sondern eine charakteristische metrische familie, die in der mitte stehen blieb zwischen dem *exúltet cáelum láudibús* und der ältern germanischen form: dem altdeutschen vers (füllungsfreier viertakter).

Eine vergleichung von knittelversen Goethes und Hartmanns von Aue mit jambisch-trochäischen versen zeigt die verschiedenheit der sprachstilisierung der beiden familien: hier strebt die sprache nach einer schmeidigung der contraste, dort wird der prosarhythmus nach seiten der steigerung stilisiert, und die zeitlichen gegensätze verstärkt. Man lese z. b. die zeile: und dieses herz fühlt wider jugendlich einmal als prosa, dann in alternierenden rhythmen, endlich als füllungsfreien viertakter, um den unterschied klar zu hören.

Was diesen zweiten stil vom ersten abhebt, eben diese eigenschaften, in erhöhtem grade genommen, zeichnen den dritten stil, den altgermanischen aus. Wie in diesem ein eigenes formgefühl waltet, ist gut zu verdeutlichen an sprichwörtern wie: Wenn der wéi'n niedersìtzt, so schwimmen die wórtè empór; der mén'sch dén'kt, Gó'tt lén'kt. Der viergliedrige „altdeutsche vers" ist schmieg-

samer als der zweigliedrige altgermanische; an vier stellen kann er einen vollen nachdrucksgipfel aufnehmen. Die eigentliche marke des altgermanischen versstiles ist die schroffe rangabstufung, die höchst ungleiche aufteilung der versdauer an die einzelnen silben; sie kommt namentlich in den überlängen des ersten verstaktes zur geltung: stá'tt und stunde heissen den dièb stehlen (cf. ahd. hina miti Deotrîhhe). Der stabreim selbst, der nicht ein aufgeklebter zierat ist, sondern ein gipfelbildner, stärkt diese herrische zeitliche contrastierung. Die gesteigerte, erregte sprache der episch-hymnischen dichtung, aber auch der scharfe nachdruck der spruchpoesie kommen erst bei dieser rhythmisierung wahrhaft zum ausdruck. Der häufige logisch-syntaktische gleichlauf heischt diese gliederung; so bringt z. b. die priamelstrophe Háv. 81: At | kveldi skal | dag leyfa, | konu, er | brend er, | mæki, er | reyndr er, | mey, er | gefin er, | ís, er | yfir komr, | ǫl, er drukkit er diesen altgermanischen rhythmenstil unserm gefühle mit einer unmittelbaren selbstverständlichkeit nahe.

Der vortragende bringt mit Vǫluspástrophen die getragen-sangbare art, mit Heliandzeilen die rhetorisch bewegte art des epischen masses zu gehör. Das Hildebrandslied steht in der mitte. Trotz seinen formfreiheiten ist dieser deutsche dichter ein besonders ausdrucksvoller rhythmiker: mehrere verse (z. b. hwer sîn fater wâri) bringen den besondern sinn ihrer stelle zu schlagender wirkung und sind zugleich typisch für den gegensatz zwischen altgermanischem und altdeutschem versstile. Der meisterhafte vortrag ausgewählter teile des gedichtes brachte die stimmungsvolle abwechslung und den wolklang dieser mächtigen rhythmen zu voller wirkung. — Eine discussion fand nicht statt.

Hierauf erhält prof. dr. Alois Brandl-Berlin das wort zu seinem vortrage über „die Gotensage bei den Angelsachsen“. Es sind gründe persönlicher und wissenschaftlicher natur, die den vortragenden zur behandlung des themas drängen. Persönlich nämlich ist ihm der sagenkreis Dietrichs von Bern von jugend auf vertraut, und er möchte ihn deshalb ungern in der englischen litteratur missen, wissenschaftlich aber hält er die gegen den bestand der sage vorgebrachten argumente nicht für stichhaltig. Er begründet seinen standpunkt durch eine kritik der abhandlung von prof. dr. Binz: Zeugnisse zur germanischen sage in England (Paul, Braune Beiträge bd. 20, 141 fgg.), der namentlich das fehlen altenglischer eigennamen, die dem gotischen sagenkreise entnommen sind, für einen beweis der geringen verbreitung dieser sagen in England hält. Dem gegenüber macht der vortragende durch den hinweis auf das ähnliche verhalten der namengebung gegen andere nachweislich weitverbreitete sagen geltend, dass die eigennamen überhaupt kein wesentliches kriterium für die feststellung der verbreitung einer sage sein können. Wol darf man aus dem häufigen vorkommen eines namens schliessen, dass der sagenkreis, dem er angehört, grosse popularität geniesst, andererseits aber ist das fehlen der namen kein stichhaltiger beweis für das fehlen des betreffenden stoffes in irgend einem gebiete. Ob ein name populär wird oder nicht, muss noch durch andere gründe als nur die volkstümlichkeit der quelle bedingt sein, da z. b. auch Hengest und Horsa nur spärlich in der englischen namengebung sich vorfinden. Ferner ergibt die kritische durchsicht der alt- und mittelenglischen litteratur eine ganze anzahl belege dafür, dass tatsächlich die kenntnis der Gotensage vorausgesetzt werden muss. Ja, der umstand, dass diese meist nur als knappe andeutungen auftreten, scheint darauf hinzuweisen, dass die sage allgemein bekannt sein musste, weil sonst derartige anspielungen nicht verstanden worden wären. Endlich führt der vortragende einige neue oder anders

aufgefasste zeugnisse an, die als weitere beweise für eine grössere verbreitung der Gotensage bei den Angelsachsen dienen können. So wird in Aelfreds Boëthiusübersetzung Dietrich als ein Amelunge bezeichnet, in Deors klage Dietrichs härte getadelt; ferner finden sich in einem mittelenglischen Wace-fragment, sowie in Walther Maps Nugae curialium züge der Gotensage vor.

Auf grund der mitgeteilten erwägungen und belege schliesst der vortragende, dass die Gotensage auch bei den Angelsachsen wie bei allen Germanen im mittelpunkte der heldenüberlieferung stand und in der hauptsache bereits mit den heidnischen eroberern im 6. jahrhundert über den kanal gelangte. Für eine weite verbreitung sprechen die zeitlich grosse ausdehnung der einzelnen zeugnisse und ihr auftreten an verschiedenen orten und bei verschiedenen volksschichten, ferner auch der umstand, dass sich die verfasser jeweilen mit aphoristischen andeutungen begnügen.

Aus dieser sachlage ergibt sich aber auch einiges licht für den zustand der Gotensage auf dem festlande in jener zeit. Die gestalt Dietrichs von Bern, der 526 starb, muss bereits wenige jahrzehnte nach seinem tode ins übermenschliche gesteigert und mit dem keim zu jenen drachen- und elbengeschichten ausgestattet worden sein, mit denen sie im 15. jahrhundert im Heldenbuch erscheint.

An den vortrag knüpft sich eine lebhafte discussion. Während einige redner den vortrag prof. Brandls in einzelheiten ergänzen, erklärt prof. Binz-Basel, dass er heute manches anders fassen würde als vor 12 jahren. Er legte damals auf das vorher nicht beachtete kriterium der eigennamen vielleicht etwas zu viel gewicht, glaubt aber doch noch, dass die Gotensage, deren existenz bei den Angelsachsen angesichts der litterarischen zeugnisse nicht zu bestreiten ist, sich nicht der gleichen beliebtheit erfreute, wie auf dem continent, wo sie im mittelpunkt der ganzen heldensage steht. — Nach einem kurzen schlussworte prof. Brandls wird die sitzung geschlossen.

Die zweite sitzung fand Mittwoch, den 25. september, vormittags statt und zwar gemeinsam mit der romanistischen section, die der vorsitzende, prof. dr. Albert Gessler-Basel, begrüsste.

Hierauf besprach prof. dr. Carl Voretzsch-Tübingen: „Die neuern forschungen über die deutschen Rolandsbilder". Die deutschen Rolandstandbilder, die sich in einer anzahl niederdeutscher städte befinden, locken den philologen zur genauern betrachtung, bieten aber ihrem wesen nach nicht ein philologisches, sondern ein rechtshistorisches problem dar. So haben sich denn vor allem juristen und historiker, ausserdem noch mythologen und nur vereinzelt philologen mit der lösung beschäftigt. Der redner gibt nun eine knappe zusammenfassung der bisherigen forschung.

Erst der archivrat Georg Sello stellte die forschung über die Rolandbilder auf festen boden. Sein Rolandkatalog (1890) sichtet das material und scheidet alle bildwerke, die den namen zu unrecht tragen, aus. Nach ihm sind die Rolandbilder ursprünglich königsbilder, speziell bilder des städtegründers Otto I., die besonders unter litterarischen einflüssen den namen Roland nach dem paladin Karls des grossen erhielten. R. Schröder dagegen vertritt die ansicht, dass die statuen an die stelle ehemaliger marktkreuze getreten sind, also symbole der marktberechtigung darstellen. Eine ähnliche symbolwandlung vertritt F. Keutgen, nur hält er die statuen für sogenannte Gerichtsrolande, die an stelle der die stadtgerichtsbarkeit anzeigenden friedekreuze getreten sind. Noch weiter geht der rechtshistoriker Rietschl, der die figuren

selbst als ursprünglich ansicht, als verkörperung der dauernden gerichtsherrschaft des fürstlichen stadtherrn über die stadt. Mythologisch deutet die bilder Paul Platen, der darin alte Donarbilder, neuerdings Tiu-Sahsnotbilder erblickt.

In ein völlig neues stadium trat die forschung durch die sogenannte Spielrolandtheorie, gleichzeitig aufgestellt von dem historiker Heldmann und dem germanisten Jostes. Beide leiten den Wahrzeichen-Roland von der im Rolandspiel als ziel dienenden drehfigur ab und führen diese auffällige umwandlung der bedeutung auf die kecke fälschung des Bremer ratsherrn Hemeling zurück, der 1404 den im jahre 1366 verbrannten hölzernen Spielroland durch einen steinernen ersetzen liess und diesen durch den auf den schild aufgezeichneten freiheitsspruch im verein mit fälschung von urkunden und der stadtchronik zum träger städtischer freiheiten machte. Heldmann hält aber das Rolandspiel für eine genaue nachahmung der sterbescene Rolands im epos, während Jostes darin vielmehr das französische quintainespiel erblickt und den namen der spielfigur aus ihrer drehbarkeit (*rotulare-rouler*=rollen) erklärt, der volksetymologisch an Roland angelehnt wurde.

Soweit die bisherige forschung. Tritt man vorurteilslos an die frage heran, so ist wol name und wesen der figur zu trennen, denn das wesentliche sind die standbilder selbst, während der name erst auf späterer übertragung beruhen kann. Allein da selbst die ältesten überlieferungen keinen klaren aufschluss über die bedeutung der statuen geben, bleibt wol nur die wahl zwischen den verschiedenen hypothesen, von denen Sellos auffassung der Rolande als königsbilder und die von Rietschl, Keutgen u. a. vertretene deutung als gerichtssymbole die ansprechendsten sind. Für die letztere spricht vor allem der Sachsenspiegel, dessen richterbilder und vorschriften über die kleidung der richter und schöppen auffällig mit dem typus der Rolandstandbilder übereinstimmen. Gegen die deutung der statuen aus spielfiguren spricht schon der total verschiedene typus, dann aber auch die von Walther Stein nachgewiesene tatsache, dass die Hemelingschen fälschungen erst nach 1419 möglich waren, also zeitlich nicht mit der errichtung des steinernen Rolandes zusammenfallen.

Was nun den namen der Gerichtsrolande betrifft, so liegt hier gewiss eine anspielung auf den epischen Roland vor, schwieriger aber ist die erklärung dieser tatsache, weil handschriften deutscher Rolanddichtungen in Niederdeutschland offenbar nicht so häufig waren, dass sie die popularität des helden zu erklären vermögen. Ebensowenig gibt die namenforschung aufschluss, da der name von haus aus deutsch ist und unabhängig von der litterarischen überlieferung fortgepflanzt wurde. Gegen eine blosse übertragung des namens von den Spielrolanden auf die Wahrzeichen-Rolande spricht der umstand, dass das spiel selbst ursprünglich Roland hiess.

So ist der name der richterfigur noch nicht befriedigend gedeutet. Der vortragende vermutet im anschlusse an die forschungen Sellos, dass die auf Karl den grossen zurückgeführten, 1186 urkundlich bestätigten privilegien der stadt Bremen das mittelglied bildeten. Da die richterfigur stets als symbol städtischer gerichtsfreiheit galt, hielt man sie auch für ein sinnbild jener vorrechte. Es ging nun allerdings aus äussern gründen nicht an, das standbild für dasjenige Karls des grossen zu halten, und so trat sein erster paladin als stellvertreter für ihn ein. So könnte der name vielleicht auf gelehrter oder halbgelehrter deutung beruhen, da die bezeichnung der figur nicht unbedingt popularität voraussetzt.

In seinem schlussworte nach der discussion vertrat prof. Voretzsch nochmals einer abweichenden hypothese dr. Seelmanns-Bonn gegenüber den standpunkt, dass die statue und nicht die säule das wesentliche sei.

Prof. dr. Karl Bohnenberger-Tübingen teilte hierauf in seinem vortrage „Über mundartengrenzen“ die wichtigsten resultate seiner forschungen mit. Die eingehenden wortgeographischen untersuchungen auf dem gebiete des alemannischen haben allgemeine ergebnisse über mundartengrenzen geliefert. Die grenze des alemannischen erscheint gegen nachbarmundarten entweder als einheitliche linie oder als zone, und zwar tritt diese letztere entweder als linienbündel oder als völlige zerstreuung der linien auf. Die ursachen dieses grenzverlaufs lassen sich in weitgehendem masse aufzeigen: grenzlinien wie zonen stimmen zum teil mit heutigen confessionsgrenzen, meist aber mit ehemaligen besitzgrenzen überein. Es besteht also zwischen politischer und sprachlicher grenze ein ursächlicher zusammenhang. Die geschichtlichen grenzen zerfallen nun in zwei gruppen: eine jüngere gruppe aus der zeit des ausgehenden mittelalters, die bis zur auflösung des reiches fortbestand und zum teil noch in der heutigen confessionsgrenze fortlebt, und eine ältere gruppe, bestehend aus den grenzen der herzogtümer (bezw. stämme) und der daraus erwachsenden gebilde. Dabei sind nun die jüngern grenzen der ersten gruppe als die zeitlich näher liegenden von grösserer wirksamkeit; die bedeutung der älteren grenzen liegt darin, dass da, wo sie mit den heutigen politischen grenzen zusammenfallen, die mundartgrenzen verstärkt werden. In andern fällen hat zwar zuerst die alte herzogtumsgrenze als verkehrsgrenze sprachscheidend gewirkt. Mit ihrem erlöschen haben aber benachbarte jüngere besitzgrenzen die sprachgrenze an sich gezogen, gewöhnlich die zunächst liegenden, obschon auch übergang an fernere zu beobachten ist. Immerhin lässt sich feststellen, dass die abweichungen von der alten grenze nicht allzu grosse sind; die heutige grenze der alemannischen mundart folgt im allgemeinen der alten herzogtumsgrenze recht genau. Auch für die innere gliederung einer mundart erweisen sich die jüngern besitzgrenzen als massgebend. Neben den geschichtlichen ursachen wirken an der gestaltung der sprachgrenze auch die natürlichen verkehrshindernisse mit (gebirge, flüsse, wälder usw.); das mass dieser beeinflussung ist aber schwerer zu bestimmen. Proben auf ausseralemannischem gebiet haben volle übereinstimmung mit dieser gesamtlage gezeigt und daher die allgemeine bedeutung der hier gewonnenen ergebnisse gestützt.

Anschliessend an den vortrag wies prof. dr. Louis Gauchat-Zürich auf die förderung hin, welche die mundartenforschung der französischen Schweiz den deutschen untersuchungen verdankt.

Nach der gemeinsamen sitzung tagte die germanistische section noch allein, um die ausführungen von prof. dr. Fridrich Pfaff-Freiburg i. Br. über „Die Tannhäusersage“ anzuhören. Die entwickelte Tannhäusersage ist in den verschiedenen fassungen eines alten volksliedes und in der volkssage vom Venusberg bei Uffhausen im Breisgau überliefert. Den besten text des liedes bietet ein druck von Jobst Gutknecht in Nürnberg aus dem jahre 1515 (Uhland, Volkslieder I, 2, 297). Dieser text, der unter die besten deutschen balladendichtungen zu zählen ist, hat aber ein bedeutend höheres alter als der druck. Neben dieser fassung finden sich im ganzen deutschen sprachgebiete zahlreiche neuere poetische bearbeitungen der sage, die aber alle teils durch auslassungen, teils durch zusätze entstellt sind. Der name des sagenhelden ist verändert oder ganz vergessen, und statt des erlebnisses mit der göttin Venus erwähnen diese lieder nur grosse sünden. Dagegen steht die Romfahrt im vordergrund.

Die sage von Uffhausen erzählt Heinrich Schreiber in seinem Taschenbuch für geschichte und altertum in Süddeutschland (1839). Eine vorhöhe des Schönberges bei Freiburg i. Br, nahe bei Uffhausen, heisst der Venusberg (Fenisberg). Ein ritter

von der nahen Schneeburg zog nach Rom, um lossprechung von seinen schweren sünden zu erlangen. Diese wird vom papste verweigert: eher soll dessen dürrer stab rosen tragen. Der ritter kehrt heim und stürzt sich verzweifelnd in den offenstehenden Venusberg. Nach zwei jahren trägt der stab rosen. Der papst sendet der witwe bericht, man gräbt im berg und findet den ritter tot. Zum saal der Venus ist man aber niemals gelangt. Also auch hier fehlt das vorspiel im Venusberg.

Die vollständige sage zerfällt in drei grundstoffe: 1. erlebnisse Tannhäusers. 2. sage vom Venusberg. 3. legende vom stabwunder.

Der held ist ohne zweifel der minnesinger Tannhäuser, der um die mitte des 13. jahrhunderts dichtete. Seine heimat steht nicht fest, und seine schicksale kennen wir nur aus seinen gedichten. Danach war er ein leichtlebiger geselle, der auf abenteuerlichen reisen das heilige land besuchte, nach Cypern kam und bei Kreta einen schiffbruch erlitt. Die gestalten der antike waren ihm nicht ganz fremd, nennt er doch Venus. Pallas. Medea, Sibylla in seinen liedern: auch der nekromantie will er kundig sein. Warum sich nun die sage vom Venusberg an ihn anschloss, lässt sich nur vermuten. Da er auf Cypern, dem heiligtum der Venus, war, kann er wol eine grotte der Venus besucht haben. Die erzählung seiner abenteuer deutete dann die wundersüchtige zeit um.

Die fahrenden schüler des späteren mittelalters brüsteten sich damit, sie hätten im Venusberg die schwarze kunst gelernt. Solcher Venusberge und Feneslöcher, in denen die weisse frau wohnt und die Fenesleute (zwerge), gibt es in Deutschland viele, der echte aber, der Sibyllenberg, liegt in Italien bei Norcia im herzogtum Spoleto. Von ihm berichten manche schriftsteller, vor allem Antoine de la Salle (geb. 1387) in seinem „Salade“, einer erziehungsschrift für Johann von Anjou, den sohn könig Renés. Er hat den zauberberg selbst besucht und ein der Tannhäusersage ähnliches abenteuer vernommen. Dass nun in Deutschland der name Venus in der bezeichnung des berges auftritt, hängt damit zusammen, dass hier die antike göttin durch die vagantendichtung früh bekannt wurde. Da Venus aber nach der aussage fahrender schüler zugleich die lehrmeisterin der schwarzkunst ist, lag es nahe, sie der antiken Sibylle, die im berge bei Norcia haust, und mit der weissen frau der deutschen sage, deren anblick dem menschen unglück bringt, gleich zu setzen. So wird der Sibyllenberg in Italien zum Venusberg umgedeutet und mit allen eigenschaften der deutschen zauberberge ausgestattet.

Die strenge des papstes gegen Tannhäuser hat oft verwunderung erregt. Sie ist aber nur ein ausfluss der uralten auffassung, dass der anblick des heiligen dem menschen verderblich sei. Deshalb gilt auch die gemeinschaft mit götterhaften, unterirdischen gewalten für unheilvoll. Tannhäuser hat sich dem elbischen wesen ergeben und ist darum nach menschlicher auffassung verloren. Nur ein göttliches wunder kann ihn retten: das stabwunder. Es ist der ausdruck der göttlichen erwählung, was Aarons priesterwahl und Josephs, des zimmermanns, grünende rute beweisen. So ist der biblische ursprung des wunders ziemlich sicher.

Alle diese bestandteile waren im 14. jahrhundert vorhanden und bekannt. Ihre zusammenfassung ergab die Tannhäusersage, die dann je nach den örtlichen verhältnissen gewisse umdeutungen erfuhr. So war z. b. in Uffhausen i. Br. neben der erzählung von den untaten der Schneeburger die sage verbreitet, es wohne eine weisse frau im berge, die wol die menschen zu sich hineinlocke, aber nicht mehr hinauslasse. Die fertige Tannhäusersage brauchte nur als lied oder erzählung in die gegend zu dringen, um sich mit leichtigkeit hier anspinnen zu können.

In der discussion kamen einige abweichende erklärungen des bergnamens zur sprache. Vor allem wurde auf die an einigen orten auftretende form Venisberg aufmerksam gemacht, welche auch eine deutung nach der stadt Venedig zulasse, spielte diese doch im mittelalter als mittelpunkt des handels auch im norden eine grosse rolle. Diesen abweichenden meinungen gegenüber beharrt prof. Pfaff auf seiner auffassung und verweist dabei auf die bald erscheinende buchausgabe seiner forschungen.

Die dritte sitzung hielt die germanistische section gemeinsam mit der romanistischen und englischen abteilung donnerstag, den 26. september, vormittags ab. Nach einigen einleitenden worten des vorsitzenden prof. dr. Stengel-Greifswald spricht prof. dr. Baist-Freiburg i. Br. über „Arabische beziehungen vor den kreuzzügen.“ Was das mittelalter von den Arabern erlernt hat, ist fast durchweg unabhängig von den kreuzzügen. Vieles ist älter, einiges mit unrecht als arabisch betrachtet worden. Lasurstein, seidenzucht und baumwolle haben die Griechen nach Italien gebracht, daher italienisch bambagia, deutsch wams. Der maschenpanzer ist germanisch alt einheimisch. Das schachspiel kennen die spanischen christen im 10. jahrhundert. Die arabischen wörter im ältern französischen epos kommen aus Spanien, so mesquin, adouber, usw., nur den namen des admirals (Emir) brachten die Griechen. Der vortragende weist die richtigkeit seiner auffassung an der geschichte zahlreicher wörter nach. Vermittlungsstelle war in erster linie die katalanische mark.

Da eine discussion nicht beliebt wird, erteilt der vorsitzende prof. dr. Eduard Wechssler-Marburg das wort zu einem vortrage über „Mystik und minnegesang“. Mannigfach sind die wirkungen, die der erste kreuzzug auf die bevölkerung des abendlandes ausgeübt hat. Der begeisterte entschluss, das grab des herrn zu befreien, steigert das religiöse fühlen der menschen des ausgehenden 11. jahrhunderts, so dass sich das religiöse ideal des gottmenschen in jener zeit seiner verwirklichung nähert. Und doch liegen gerade in diesem drange nach dem osten die anfänge einer künftigen wandlung der lebensanschauungen, denn neue erfahrungen in bis jetzt unbekannten gebieten erweitern den gesichtskreis der kreuzfahrer, vergleiche werden angeregt und führen zur zerstörung mancher illusion. Der mensch tritt aus den engen schranken seiner bisherigen wirkungsstätte in die weite welt hinaus, und während er bis jetzt als knecht der kirche tief von seiner innern abhängigkeit durchdrungen war, regt sich schon am anfange des 12. jahrhunderts der freiheitsdrang des individuums. Dieses erwachen der persönlichkeit hat aber nachhaltige folgen: neben dem kirchlichen ideal der weltflucht entsteht ein neues lebensideal, das der cortesia (kurtoisîe) oder hövescheit. Die ersten regungen dieser neuen anschauung zeigen sich auf altitalienischem culturboden; seine ausbildung aber erhält das neue ideal zuerst in ausgeprägter weise an den südfranzösischen fürstenhöfen. Von hier dringt es dann nach norden vor und ergreift auch die östlich vom Rheine sesshaften völker.

Worin liegt nun das wesen dieses neuen ideals? Es ist ein ergebnis der wanderung sowol, wie der erfahrungen im fremden lande. Das gemeinsame reisen zwingt zu rücksichten und führt so zu einer verfeinerung der umgangsformen. Das neue ideal ist also in seiner wurzel ein wesentlich ästhetisches. Allein das streben nach harmonischer ausbildung der ganzen persönlichkeit ist in seiner wirkung nicht auf das gebiet des rein ästhetischen beschränkt, denn die ausbildung aller fähigkeiten bedingt nicht nur cultur des geistes, sondern auch pflege des körpers, und so

schliesst sich der riss, den das frühe mittelalter zwischen leib und seele immer betonte. Aus dieser ausbildung der ganzen persönlichkeit zur möglichsten vollendung ergibt sich so mit notwendigkeit ein sittlicher grundzug: aus der neuen sitte erspriesst eine neue sittlichkeit, und das ästhetische ideal erhält zugleich ethischen charakter.

Ausdruck findet diese neue weltauffassung nun im minnesang, dem das ideal der kurtoisîe recht eigentlich zu grunde liegt. Wenn der minnesänger das lob seines herrn singt, oder seine herrin als ein vorbild edler weiblichkeit hinstellt, so tut er es stets im hinblick auf das neue ziel. Untermischt wird dessen verherrlichung mit zügen der damals herrschenden gesellschaftlichen ordnung: zur kurtoisîe tritt das lehenswesen ergänzend hinzu, weshalb freigebigkeit und geiz, treue und falschheit als vorzüge bezw. mängel des rechten ritters erscheinen.

Allein aus den weltlichen umgangsformen schöpft der minnesang doch nur eine ader seines reichen bornes, denn mit dem streben nach persönlicher ausbildung regt sich auch die sehnsucht nach persönlichem erleben vor allem der religiösen tatsachen. Ist aber eine zeit tief innerlich erregt, so nimmt dieses erleben gefühlsmässigen charakter an, es wird zur mystischen einfühlung in die gottheit. Dieser mystische zug ist nun dem minnesang im hohen masse eigen, waren doch den minnesängern philosophische probleme überhaupt nie fremd gewesen. Sie waren meist geschulte kleriker, wol unterrichtet im trivium und quadrivium und vielleicht auch der trockenen scholastischen formen überdrüssig. Man sollte nun allerdings eine mystische kirchenlyrik erwarten. Allein eine solche war nicht im sinne der kirche, und das publicum wollte sie nicht hören. So blieb dem troubadour nur das gebiet der weltlichen dichtung, in das er nun seine eigenen anschauungen überträgt. Das zwölfte jahrhundert ist die blütezeit dieser weltlichen lyrik mit mystischem grundzug. Sie wird durch den Marienkult des dreizehnten jahrhunderts abgelöst, der also wesentlich jünger als der minnesang ist.

So ist also nicht das dogma, sondern die mystik die entscheidende religiöse grundlage des minnesangs geworden. 1141 stirbt Hugo von Saint-Victor, 1153 Bernhard von Clairvaux, und um die gleiche zeit singen die bekanntesten troubadours.

Im wesen der mystik, die als ein hinausstreben der seele aus dem endlichen ins unendliche durch die kraft der liebe bezeichnet werden kann, liegt zwar nicht notwendig ein gegensatz zum dogma, denn die mystik ist nur eine methode der gotteserkenntnis; sie will die religiösen wahrheiten auf intuitivem wege erfassen. Allein in diesem persönlichen erleben liegt doch auch schon ein zur loslösung drängendes moment, und dem kirchentreuen Franz von Assisi stehen meister Eckhart und Böhme als abtrünnige gegenüber, wie in diesem zusammenhange auch der Albigenser zu gedenken ist.

Ein gemeinsamer zug eint lyrik und mystik: beide setzen ein tiefes, eigenes erleben voraus. Im mystischen erlebnis liegt so schon viel poetischer gehalt verborgen. Umgekehrt aber wird dort, wo die mystische grundstimmung vorhanden ist, auch das nichtreligiöse erlebnis durch diese richtung beeinflusst werden; der dichter wird seine zustände durch das medium der mystik schauen. Das ist im minnesang der fall. Das mystische liebesgefühl führt zur vergöttlichung der frau, das reale liebesleben erhält einen schwärmerisch-religiösen charakter: es entsteht eine eigenartige höfische religion. Folgende züge lassen sich als wesentliche äusserungen dieser wandlung anführen:

Die liebe des minnesängers ist nicht mehr bloss sinnliche leidenschaft, sondern liebe von seele zu seele. Darin liegt es begründet, dass nicht nur die körperliche schönheit der frau, sondern auch ihre sittlichen vorzüge entscheiden.

Dem mystisch schauenden ist das leben ein traum. Wo er mit ihm in berührung kommt, empfindet er es als last. Darauf geht die empfindsamkeit des minnesängers zurück, der mit tränen nicht sparsam umgeht. Ein schwermütiger klang tönt aus manchem liede.

Der mystischen neigung der dichter verdankt der minnesang seine bedeutung, denn das persönliche erleben hat individuelle gefühlsaussprache zur folge. So tritt der minnesang selbständig neben die objective epische dichtung als ein künstlerischer ausdruck der einzelempfindung. Damit hängt es zusammen, wenn der dichter sich öfter am schlusse nennt. Er bezeugt dadurch, dass er das eigene erleben für wertvoll hält.

Auch in formaler hinsicht wirkt die neue richtung belebend, denn in die zeit des minnesangs fallen die ersten versuche einer psychologischen analyse des persönlichen erlebnisses.

Das wesentliche organ des künstlers wie des mystikers ist das innere auge, der oculus cordis. Nicht auf äussere vorzüge kommt es vor allem an, sondern das herz soll sehen. So spielt in die sehnsucht nach der vollkommenen frau die sehnsucht nach dem göttlichen hinein.

Voraussetzung des mystischen fühlens ist die überzeugung einer höheren einheit, der alle wesen als glieder angehören. Es gilt, über die sinnlichen unterschiede hinweg das gemeinsame band zu erkennen. So glaubt der minnesänger an eine seelenverwandtschaft, an ein übergehen des einen wesens in das andere, ohne dass körperliche nähe nötig ist. Auch wenn die geliebte ferne weilt, lebt er in ihr: er ist „verdacht". Äusserlich zeigt sich dieses aufgehen im andern in seiner befangenheit.

Zielpunkt mystischen fühlens ist so die extase, das heraustreten der seele aus dem endlichen ins unendliche, das aufgehen in gott. Wie dieser auf den religiösen mystiker wirkt die herrin auf den mystisch ergriffenen dichter ein. Der frauendienst wird zum frauencult. So wird der liebesbegriff umgedeutet: der liebe zu gott entspricht hier die liebe zur herrin. Wol herrscht noch äusserliche begriffseinheit, inhaltlich aber zeigt sich hier doch ein tiefer gegensatz zwischen minnesang und kirche, der die angriffe der letztern wol begreiflich macht.

Aber auch hier wird die ästhetische richtung zugleich zur ethischen, denn nach Augustins prädestinationslehre kann nur der gute lieben. In der extase liegt so schon ihre rechtfertigung mit eingeschlossen.

Mannigfach dringen so die anschauungen der mystik in die lyrik ein, und erst die beginnende cultur der renaissance hat eine neue auffassung der persönlichkeit begründet. Als letzter zugleich abschliessender vertreter dieser dichtung erscheint Dante, dessen grosser kunst eine aussöhnung zwischen kirche und poesie dadurch gelingt, dass er den liebesdienst zur allegorie und die liebe zur herrin zum tiefen symbol der gottesliebe umdeutet. — Eine discussion fand nicht statt.

Der vorsitzende erteilt hierauf prof. dr. Ernst Martin-Strassburg das wort. Der redner macht auf den umstand aufmerksam, dass die litterarischen zeugnisse der tiersage fast vollständig gesammelt sind, während die bildlichen darstellungen noch einer sichtung bedürfen. Er bittet daher um gefällige mitteilungen über bilder, sculpturen usw., die stoffe der tiersage zum gegenstand haben, da eine geschichte dieses stoffkreises einer ergänzung durch die erforschung dieser denkmäler bedarf.

Nach dieser gemeinsamen sitzung hörte die germanistische section noch den vortrag des privatdozenten dr. Friedrich Wilhelm-München über „Fabulistische quellenangaben bei mittelhochdeutschen dichtern". Da die arbeit

in erweiterter gestalt demnächst in Paul und Braunes beiträgen erscheint, beschränkt sich der redner auf die mitteilung der wichtigsten resultate seiner forschung. Wolfram von Eschenbach beruft sich Parzival 453, 11 fgg. auf Kyot als seine quelle, der seinerseits wider in Toledo aus dem werke des heiden Flegetanis nachrichten über den heiligen Gral geschöpft haben will. Fasst man diese quellenangaben als blosse fiction, nimmt man also an, Wolfram berufe sich nur zum scheine auf einen gewährsmann, um seinen angaben mehr gewicht zu verleihen, so haftet an dem edlen dichter der makel des betruges. Der vortragende will einen entlastungsbeweis versuchen.

Er geht dabei von der tatsache der bücherauffindung bei grabesöffnungen aus. Gewiss wurden dabei gelegentlich wertvolle manuscripte entdeckt, die hohe preise erzielten. Allein dieser umstand verlockte zu fälschungen, indem man, um den wert eines werkes zu steigern, auffindungsgeschichten fingierte. Es ist in diesem zusammenhange etwa an die fabelhaften bücher des Numa oder an byzantinische memoiren der trojanischen helden zu erinnern. Der gleichen absicht dient es, wenn in heiligen- und mönchslegenden berühmte verfasser als quellen auftreten. Es sollen diese fictionen das vertrauen des lesers erwecken, und man hat deshalb die versicherungen, die verfasser sprächen die lautere wahrheit, nicht mit dem heutigen kritischen massstabe zu messen. Die zahl der solche fingierte angaben enthaltenden prologe und epiloge ist sehr gross. Bahnbrechend für ein derartiges vorgehen war aber im neunten jahrhundert Hinckmar von Reims, der für seine Vita Sancti Remigii wenige gerettete blätter eines verlorenen buches benützt haben will. Die quellenfälschung des altertums wird so auch auf das mittelalter übertragen, und im ganzen abendlande bedienen sich jetzt die hagiographen dieses reclamemittels. Von der geistlichen litteratur aus greifen diese fälschungen auch auf die weltliche über; es wird geradezu brauch, fingierte quellen zu citieren, so dass niemand darin etwas anstössiges erblickt. Im Ortnit A, in den ersten sechs strophen des Wolfdietrich D, im jüngern Titurel, beim Stricker finden wir solche fabelhafte angaben, weshalb Wolframs verhalten durchaus nicht vereinzelt dasteht. Daraus ergeben sich nachstehende schlussfolgerungen:

Die weltliche litteratur des mittelalters folgt dem alten brauche, unwahrscheinliches durch fingierte quellenangaben glaubhaft zu machen. Vermittelt wurden diese fälschungen vor allem durch die spielleute und die hagiographische litteratur. Das mittelalter hielt derartige fictionen für erlaubt. Wolfram von Eschenbach macht keine ausnahme, sondern bedient sich wie seine zeitgenossen dieses mittels, um seine hörer durch fabelhafte angaben von vertrauensmännern zu fesseln. Ein vorwurf darf ihm deswegen nicht gemacht werden, denn er folgt darin nur einem brauche seiner zeit.

Erster verhandlungsgegenstand der 4. (schluss-)sitzung, freitag, den 27. september, war ein bericht von prof. dr. John Meyer-Basel über den stand des deutschen wörterbuches, das nach dem beschluss der philologenversammlung zu Halle (october 1903) bis zur vollendung auf jede tagungsliste der germanistischen section zu setzen ist. Der referent erinnert bei diesem anlasse wider an den tod prof. Moritz Heynes, dessen ableben eine empfindliche lücke in der redaction des wörterbuches hinterlassen hat. Das reichsamt des innern stellte sich deshalb die frage, wie das werk nach diesem verluste weiterzuführen sei und kam zu dem entschlusse, die sache des wörterbuches der preussischen academie der wissenschaften angelegentlich zur för-

derung zu empfehlen. Einer mitteilung prof. dr. Roethes-Berlin zufolge erklärt sich die academie trotz mannigfacher bedenken bereit, aus pietät gegen die brüder Grimm die fortsetzung des wörterbuchs zu unternehmen. Sie hat eine deutsche commission zum studium dieser frage eingesetzt, und der arbeitsplan dieses ausschusses ist an das reichsamt des innern weitergeleitet worden. Gegenwärtig schweben die verhandlungen noch. Prof. Meier hält deshalb dafür, dass die germanistische section unter diesen umständen eine zuwartende stellung einnehmen solle, da eine beschlussfassung erst nach beendigung dieser beratungen möglich sei. Im anschluss an diese mitteilungen entwickelt sich eine lebhafte discussion.

Prof. dr. Kluge-Freiburg i. Br. dankt für die gegebenen aufschlüsse, möchte aber wissen, ob die auf der Hamburger tagung von 1905 beschlossene eingabe an die reichsregierung seinerzeit beantwortet worden sei. Es scheine nicht der fall zu sein, und so erhoffe er von dieser seite wenig förderung. Es wäre wol zu begrüssen, wenn die academie tatkräftig eingriffe, allein auch hier muss sich der redner leider skeptisch verhalten, denn die preussische academie der wissenschaften habe bis jetzt für die deutsche sprache nichts getan. So scheine denn an den leitenden stellen gleichgiltigkeit vorzuherrschen. Unter diesen umständen bleibe den germanisten nur ein weg übrig: der der öffentlichkeit. Man müsse versuchen, das deutsche volk für die sache zu interessieren. Er sei als freund des wörterbuches gekommen und sähe es gerne, wenn die germanisten sich zu der frage aussprächen, und vor allem die anwesenden mitarbeiter des wörterbuches ihrer meinung in dieser angelegenheit ausdruck verliehen.

Prof. dr. Hermann Wunderlich-Berlin beruft sich auf die beschlüsse der versammlung zu Halle, wonach sich die germanistische section nicht nur mit der organisation des wörterbuches, sondern auch mit den leistungen der mitarbeiter zu befassen hat. Diese letzte forderung ist aber leider unerfüllt geblieben. Jeder mitarbeiter des wörterbuches sieht sich nach wie vor ganz auf sich selbst angewiesen, da kein meinungsaustausch über die jeweilen erscheinenden lieferungen entstehen will, der viel zur berichtigung von irrtümern beitragen könnte. Es fehlt so den mitarbeitern an anregung von seiten der fachgenossen. Überhaupt macht der sprechende stets die beobachtung, das überall unklarheit über den charakter des wörterbuches herrscht, und ein referat über die organisation des wörterbuches somit ein dringendes bedürfnis wäre. So allein könnten weitere kreise darüber aufgeklärt werden, dass das wörterbuch wirklich einen wertvollen beitrag zu unserer cultur- und sprachgeschichte bildet. Gebe es doch z. b. noch heute viele rechtslehrer, die achtlos an ihm vorbeigehen, trotzdem es oft ausführlich auf die deutsche rechtsgeschichte eingeht. Ferner sollten die mitarbeiter am wörterbuch jeweilen persönlich zu den versammlungen der germanistischen section eingeladen werden, damit auch öffentlich die gemeinsamkeit der interessen zum ausdruck komme. Was nun den übergang der redaction des wörterbuches an die academie betrifft, so vermag der votant gewisse bedenken nicht zu überwinden. Die academie ist an überlieferte formen und satzungen gebunden und wird diesen gemäss eine oberaufsicht über die mitarbeiter ausüben wollen. Das wörterbuch bedarf aber vor allem freier persönlichkeiten, wenn seine sache zu einem guten ende gedeihen soll. Dann hat die deutsche commission die frage des wörterbuches mit der herstellung eines Thesaurus der deutschen sprache verknüpft. Darin aber erblickt prof. Wunderlich eine grosse gefahr für das wörterbuch, da seine anlage ganz von der eines solchen werkes abweicht, und es zudem nicht ratsam sei, jetzt, da die vollendung des wörterbuches [illegible] seit möglich ist, neuerungen durchzuführen. Endlich müsse auch hier

wider betont werden, dass die verzögerungen vor allem durch die lage der assistenten bedingt seien, deren beständiger wechsel sich als folge der wenig beneidenswerten stellung ergebe.

Prof. dr. Meissner-Königsberg verfasste vor zwei jahren die eingabe an die reichsregierung und gibt zunächst einen zusammenfassenden bericht über den inhalt jenes schreibens (vgl. Zeitschr. 38, 120 fgg.). Er erblickt in dem vorschlage des reichsamtes, die weitere bearbeitung des wörterbuches der academie der wissenschaften zu übergeben, eine folge der Hamburger tagung. Trotzdem er nun prof. Wunderlichs bedenken, der nach jahrelanger, aufopfernder tätigkeit am wörterbuch nicht von oben herab regiert sein will, vollauf begreift, möchte er doch diesen plan nicht ohne weiteres von der hand weisen. Denn einerseits verbürgt die academie concentration und energische leitung, anderseits kann sie doch auf die bisherigen mitarbeiter nicht verzichten und wird deshalb die proff. Wunderlich und v. Bahder wie bisher weiter arbeiten lassen. Auch die befürchtung einer verquickung des wörterbuches mit dem Thesaurus vermag prof. Meissner nicht zu teilen, da nach seinen erkundigungen die abfassung des letzteren noch in weite ferne gerückt ist. Zudem erhofft der sprechende von der academie eine besserstellung der assistenten, deren elend er aus eigener erfahrung genugsam kennt. Er stimmt deshalb dem vorschlage prof. Meiers bei, da er die concentration durch die academie für einen gewinn hält; nur möchte er festgestellt wissen, dass die mitarbeiter wie bisher frei und selbständig bleiben.

Prof. Kluge will ebenfalls keine eingabe im jetzigen zeitpunkte, aber er hält darauf, dass die öffentlichkeit weit mehr am werke interessiert werde, als es bis jetzt geschah. Die geschichte des Schweizerischen idiotikons beweise, wie wertvoll die teilnahme breiterer volksschichten für ein solches werk sei: neben der centralisation ist ihr das rasche fortschreiten des schweizerischen wörterbuches zu verdanken. Die regelmässigen jährlichen berichte der schweizerischen commission üben einen heilsamen zwang auf die leitung aus und verhindern den stillstand. Er stellt deshalb folgenden antrag: „Die sache des deutschen wörterbuches bildet ein hauptinteresse der germanistischen section der versammlung deutscher philologen und schulmänner. Es ist deshalb auf jeder tagung über den stand des werkes bericht zu erstatten“.

Prof. Wunderlich stellt einige ausführungen prof. Meissners richtig. Nach einer amtlichen mitteilung soll das wörterbuch so rasch als möglich fertig gestellt werden, damit die herstellung des Thesaurus begonnen werden kann. Mit prof. Kluge hält er dafür, dass das kräftige einstehen der germanistischen section doch einen gewissen druck auf die leitenden kreise auszuüben vermöge, mit prof. Meissner ist er darin einig, dass auch er einen mittelpunkt des ganzen unternehmens wünscht. Seiner ansicht nach genügt aber eine centrale sammelstelle, die dann von selbst auch einen leitenden einfluss auf die redaction des werkes gewinne.

Prof. dr. John Meier-Basel bedauert, dass prof. Wunderlich keinen vortrag über die organisation des wörterbuches für die diesjährige tagung anmeldete. Nun fehle es an orientierung, da nur die zunächst beteiligten einen einblick in die wirkliche sachlage hätten. Was die eingabe an das reichsamt des innern betreffe, so sei bis jetzt keine antwort eingetroffen. Es stehe der versammlung frei, auf einer solchen zu beharren und in diesem sinne bei der regierung vorstellig zu werden. Dagegen möchte er die section warnen, im jetzigen stadium der verhandlungen mit neuen vorschlägen hervorzutreten. Jede abweichung von der Hamburger eingabe bedinge bestenfalls eine weitere verzögerung. Er unterstützt daher den antrag prof. Kluges,

möchte aber vorläufig von weitern beschlüssen absehen. Nach einer kurzen erwiderung prof. Meissners bringt der vorsitzende prof. dr. Gessler-Basel den antrag prof. Kluges zur abstimmung. Er wird einstimmig angenommen.

Hierauf erstattet prof. John Meier-Basel bericht über die von prof. dr. Witkowski-Leipzig auf der Hamburger tagung angeregte wissenschaftliche ausgabe von Goethes Faust. Laut einer brieflichen mitteilung prof. Witkowskis muss der plan vorläufig aufgeben werden, da von competenter stelle aus zur zeit keine materielle unterstützung zu erwarten ist.

Nach der erledigung dieser geschäftlichen angelegenheiten spricht prof. dr. Renward Brandstetter-Luzern über „Die schicksale der Wuotansage in Luzern“. Neben der geistlichen und weltlichen dichtung Luzerns, deren gipfelpunkt das geistliche drama des sechzehnten jahrhunderts darstellt, läuft eine folkloristische litteratur, deren schätze in den archiven der Urschweiz liegen und noch grösstenteils ungehoben sind. Namentlich für die sagengeschichte ist reiches material vorhanden. und der vortragende will von den vier sagenkreisen, für die quellenmaterial in den archiven liegt (Wuotansage, Pontius-Pilatussage, Rolandsage, Tannhäusersage), den ersten in den hauptrichtungen seines geschichtlichen verhaltens schildern.

Den ausgangspunkt seiner darlegungen bildet eine kurze übersicht über den stand des volksglaubens im alten Luzern in der zweiten hälfte des 16. und am anfange des 17. jahrhunderts. Die wichtigste quelle ist der zum bestand der bürgerbibliothek in Luzern gehörende nachlass (collectaneen) des stadtschreibers Renward Cysat († 1614). Nach seinen zeugnissen waren damals in Luzern die alten volkstraditionen noch äusserst lebendig, und der feingebildete Cysat selbst teilte noch ganz den naiven gespensterglauben seiner zeit. Verdient er deshalb seiner leichtgläubigkeit wegen als historiker wenig lob, so ist er andererseits gerade infolge dieser eigenschaft für volkskundliche dinge ein wertvoller zeuge. Trotzdem von seinem reichen sammelmaterial — er habe, sagt er selbst, „nach und nach durch Uffmerckung vil hundert Articul zuosamenbracht“ — nur ein verhältnismässig geringer teil auf uns gekommen ist, lässt sich doch aus den trümmern Cysats verdienst erkennen; er ist der erste schweizerische sagenforscher gewesen.

Was nun die sage selbst betrifft, so ist festzuhalten, dass Wuotan in Luzern nicht als der erhabene gott der Edda, sondern stets als winddämon auftritt. In stürmischen nächten saust er durch die lüfte oder über den erdboden hin. Er kann allein sein, oder es können ihn die seelen der verstorbenen, die nach altem glauben im winde fortleben, oder auch tiere begleiten. Es kommt auch vor, dass die seelenschar allein umzieht ohne führer. Endlich kann der umzug ein lebhaft erregter sein, eine jagd, ein heertross, oder aber ein ruhiger, friedlicher. So lassen sich die von Cysat überlieferten sagen in folgende drei gruppen einteilen. Die erste gruppe erzählt in mannigfachen varianten die wilde jagd oder den wilden heereszug. Die beziehungen zu den menschen sind feindlich. Schausplatz ist der Pilatus. Die sagen gehen unter dem namen Türst (mhd. türse), was sich inhaltlich mit Wuotan deckt und etwa riese bedeutet: Türstsagen. Die zweite gruppe erzählt gewaltsame entrückungen lebender menschen. Schauplatz ist die Luzerner landschaft. Die sagen gehen unter dem namen Nachtgespenst, ein wort, dessen volkstümlichkeit allerdings in frage steht: Nachtgespenstsagen. Die dritte gruppe erzählt den ruhigen umgang der geister mit musik. Die beziehungen zu den menschen sind freundschaftlich, nur beiläufig werden zornige äusserungen oder gewaltsame entrückungen erwähnt. Schauplatz ist mehrere male die stadt Luzern. Diese sagen gehen trotz ihres friedlichen charakters meist

unter dem namen Wuotisheer, der da und dort volksetymologisch zu Guotisheer (anlehnung an „gut") umgedeutet wurde.

Etwa 150 jahre später erzählt der Luzerner Cappeller in seiner Pilati montis historia (1767) drei sagen, die zum Wuotankreis gehören und zwar zur ersten gruppe. Er hat sie selbständig aus seinem verkehr mit den sennen geschöpft, da er trotz seiner gewissenhaftigkeit in quellenangaben Cysat nicht erwähnt. Ein vergleich zeigt, dass wol einige einzelheiten fehlen, sonst aber übereinstimmung herrscht. Der grund dieser beharrlichkeit liegt im völligen stillstand des politischen lebens im 17. jahrhundert; keinerlei neu zuströmende ideen verdrängten die alten bilder aus dem herzen des volkes.

Ganz anders verhält es sich 100 jahre später. 1862 erscheint in Luzern A. Lütolfs schrift „Sagen, bräuche und legenden aus den fünf orten". Das von ihm mitgeteilte material zeigt eine weitgehende verarmung. Die sagen der zweiten und dritten gruppe sind verklungen bis auf unansehnliche fragmente, und wenn Lütolf noch einen führer des trosses oder der jagd als persönliches, menschenähnliches wesen kennt, so hat die heutige sage auch hier eine einbusse erlitten; denn nun wird der anführer fast ausnahmslos als tier gedacht. Diese verluste finden ihre erklärung in der erschütterung des Luzerner staatswesens durch die ideen der französischen revolution, wie auch durch den einfluss der modernen schulbildung. Und wie die sache vermindert sich auch die nomenclatur. Nachtgespenst, Guotisheer, Sälig volk usw. sind verklungen, Wuotisheer (jetzt Wüetisheer mit anlehnung an wüete-n, wüetig: wut) ist selten geworden, und nur das wort Türst ist heute noch allgemein bekannt. Der sprechende schliesst mit dem vortrag zweier jetzt noch lebenden fassungen und mit einem ausblick in die zukunft. Wie von der Tannhäusersage heute in Luzern nur noch die redensart „s'god wi im Frau-Vrene-Berg" (umdeutung von Venus in verena) zeugnis ablegt, werden wol in absehbarer zeit von der Wuotansage einzig ähnliche kümmerliche reste kunde geben.

In der discussion wurde u. a. auf die form Muotisheer hingewiesen, die prof. Fischer-Tübingen als euphemistisch ansehen will (vgl. auch schwäbisch *Wutach*, schweizerisch *Muota*). Demgegenüber weist prof Brandstetter nach, dass der wechsel von *m* und *w* im anlaut für Luzern lautgesetzliche geltung hat: *w* geht in der heutigen mundart vor *ue* in *m* über. Z. b: *Muest* „Wust", *Muecht* „Wucht", *Muer* „Wuhre, Flusswehr". Dagegen *Wüetisheer*, weil ein *ü* auftritt. *Muetis* und *Wüetis* entsprechen sich also wie *Muest* (Wust) und das adjectiv *wüest*. Der vortrag erscheint in erweiterter gestalt im Geschichtsfreund bd. LXII.

Hierauf erteilte der vorsitzende prof. dr. Ermatinger-Winterthur das wort zu einem vortrage über „Romantisches bei Wieland". Die anfänge der deutschen romantik erblickt der redner im mystischen pietismus des 17. jahrhunderts, denn der gemeinsame zug beider weltauffassungen, der romantik wie der mystik, ist der hang zum unbewussten, irrationalen, das es auf irgend eine weise anschaulich fassbar zu machen gilt. Im mittelpunkt dieser anschauung steht Novalis. Nach ihm ist das romantische das unbewusste; es an die schwelle des bewusstseins zu rücken, ohne dass es den reiz des unbewussten verliert, ist aufgabe der romantischen poesie.

Mit der romantik hat nun Wieland den ausgangspunkt gemein: auch er wurzelt im pietismus. Aber dieser bildet nur den oft völlig gedeckten grundton, denn schon früh drang die aufklärung in sein geistesleben ein. Am nachhaltigsten zeigt sich die mystische stimmung in den schriften vor 1760. Aber auch später war Wielands verhältnis zu der romantischen denkweise nicht stets dasselbe, sondern das jahr 1775

bildet insofern eine scheidelinie, als alle schriften, die zwischen 1760—1775 liegen, das romantische wesen bald heftig tadelnd, bald nur ironisch angreifen, während die nach 1775 erschienenen werke unter dem einfluss des Sturmes und dranges sich um ein tieferes verständnis der romantik bemühen. Da mystik und romantik vor allem des persönlichen erlebnisses bedürfen, sind die lebensschicksale des dichters von nachhaltigem einfluss auf seine kunst; so auch bei Wieland: die liebe zu Sophie Gutermann hat recht eigentlich die romantische stimmung ausgelöst. Das durch sie angeregte lehrgedicht „Die natur der dinge“ enthält manche wichtige ideen der spätern romantik. So erinnert seine evolutionistische metaphysik an Novalis' doppelsystem von natur und geist. Auch Wieland denkt sich die gestirne als beseelte wesen, und ebenso wie Novalis hält er den tod für „eine selbstbesiegung, die . . . . eine neue, leichtere existenz schafft“. Mit Novalis stimmt Wieland auch in der wollust des schmerzes überein, und beiden ist nach dem verluste der geliebten die lüsternheit in der askese gemein. Romantisch ist ferner Wielands vorliebe für den begriff sympathie, den der vortragende auf Plato und Leibniz (prästabilierte harmonie) zurückführt.

Allein nicht nur die hauptrichtungen seines denkens zeigen romantische neigungen, sondern selbst in den einzelheiten herrscht teilweise übereinstimmung. Aufschlüsse höchst lehrreicher art geben in dieser hinsicht einige romane des jungen schwärmers, so vor allem Don Sylvio von Rosalva, Agathon und Peregrinus Proteus. Auf Don Sylvios jagd nach dem blauen schmetterling, dem sinnbild der geliebten, dürfte Ofterdingens streben nach der blauen blume zurückgehen, hat doch Novalis nachweislich Wielands jugendschriften gekannt. Blau war für Wieland die bezeichnung für das wunderbare, unglaubliche, ein sprachgebrauch, der wol in erster linie auf die von Wieland viel benützte französische märchensammlung, die Bibliothèque bleue, zurückzuführen ist.

Die arbeit erscheint in erweiterter fassung in Ilbergs neuen Jahrbüchern für das classische altertum.

Vor schluss der sitzung gelangt prof. John Meier-Basel noch mit dem antrage an die section, es seien künftig die vorbereitenden obmänner ohne weitere bestätigung als definitive vorstände zu betrachten, was einstimmig beschlossen wird.

Mit einigen dankenden abschiedsworten, die von prof. Hermann Fischer-Tübingen erwidert werden, schliesst der vorsitzende die verhandlungen der germanistischen section.

WOHLEN (AARGAU). EMIL GEIGER.

LITTERATUR.

Th. Irmisch, Beiträge zur schwarzburgischen heimatskunde. 2 bde. Sondershausen, F. A. Eupel 1905—06. X, 493 s. und VIII, 427 s. 8 m.

Im sommer 1886 richtete der unvergessliche begründer dieser zeitschrift die anfrage an mich, ob ich nicht die germanistischen, litterarhistorischen und historischen aufsätze meines verstorbenen lehrers Irmisch sammeln, sie so aus der verborgenheit, in die sie der bescheidene verfasser entrückt, hervorziehen und der allgemeinheit zugänglich machen wollte. Er erbot sich für einen verleger zu sorgen und sich mit an der ordnung der arbeiten zu beteiligen. Mit freuden gieng ich auf diese anregung ein, aber infolge einer reihe äusserer umstände kam das geplante unternehmen nicht zustande.

Thilo Irmisch (1816—1879) ist allgemein bekannt als naturforscher geworden; aber seine schüler wussten, dass der berühmte botaniker auch ein vortrefflicher kenner der deutschen sprache, litteratur und geschichte war. Die rührende bescheidenheit, die den trefflichen gelehrten zeit seines lebens ausgezeichnet hat, veranlasste ihn, seine wertvollen, diese gebiete berührenden arbeiten in kleinen localblättern abdrucken zu lassen. So kam es, dass diese seite seiner tätigkeit fast ganz unbekannt blieb. Zacher aber, der so leicht nichts wertvolles übersah und das als wertvoll erkannte in jeder weise zu fördern suchte, waren Irmisch' arbeiten nicht entgangen. Sein wunsch, diese studien allgemein benutzbar zu machen, ist durch Irmisch' leider unterdessen ebenfalls schon dahingerafftem schwiegersohn G. W. Hallensleben erfüllt worden. Wenn nun in dieser zeitschrift auf die beiden stattlichen bände aufmerksam gemacht wird, so geschieht es nicht bloss, weil durch sie ein gedanke Zachers verwirklicht worden ist, sondern auch deshalb, weil diese aufsätze um ihrer selbst willen bekannt zu werden verdienen. Der erste band enthält z. b. eine abhandlung über Albrecht von Halberstadt, die von Irmisch' freunde, Rudolf Hildebrand, angeregt worden ist. Auf grund der genauesten localkenntnis und des urkundlichen materials einerseits wie der litterarhistorischen voraussetzungen andererseits wird hier eine ganz vortreffliche darstellung des gegenstandes gegeben, die kein freund der mittelhochdeutschen dichtung ungelesen lassen sollte. Ausserordentlich wertvoll ist auch die abhandlung über den thüringischen chronisten Paul Jovius, dessen werk Irmisch selbst in der handschrift zuerst aufgefunden hat. Hier ist durch die sorgfältigste aufspürung und erwägung aller in betracht kommenden äusseren und inneren factoren ein musterhaftes biographisch-litterarhistorisches bild gegeben worden. Zahlreiche kleinere arbeiten geben wichtige beiträge zur schwarzburgischen schul- und gelehrtengeschichte, zur culturgeschichte und altertumskunde. Auch die rein historischen arbeiten berühren sich meist mit der litteraturgeschichte, teils indem sie unbekanntes wertvolles briefmaterial aufschliessen (so bd. 1 s. 155 fgg. die ungemein anziehenden schreiben Wilhelms von Oranien, des grossen schweigers, an den grafen Günther XLI von Schwarzburg), oder indem sie ein litterarisches denkmal erläutern und erweitern, so in der abhandlung: „Zur familiengeschichte der gräfin Katharina der heldenmütigen", die uns die gestalt der aus Schillers erzählung: „Herzog Alba bei einem frühstück auf dem schlosse zu Rudolstadt 1547" bekannten tatkräftigen frau unmittelbar vergegenwärtigt. — Auch wichtige einzelheiten werden aufgedeckt, so ist bd. 1 s. 255 anm. 1 in einer 1879 entstandenen und veröffentlichten abhandlung schon auf das zeugnis über den historischen Faust in Prassers Chronicon Waldeccense hingewiesen worden, auf das neuerdings widerum die aufmerksamkeit gelenkt worden ist.

Alle in den beiden bänden vereinigten arbeiten atmen den gleichen geist und tragen die gleichen züge. Wir beobachten einmal die liebevollste versenkung in den stoff, die sorgfältigste berücksichtigung auch des kleinsten, die „andacht zum unbedeutenden". Und wir sehen dann, wie diese einzelnen, so sorgfältig aufgesuchten und behauenen steine wider sich zu einem ganzen zusammenschliessen. Auch das kleinste empfängt seine weihe durch die freude an der vergangenheit des eigenen volkes und das innige heimatsgefühl.

Möchten diese aufsätze, aus denen die liebenswerte, schlichte und edle persönlichkeit ihres verfassers so vernehmlich redet, die verdiente verbreitung finden.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Alexander Bugge, Die wikinger, bilder aus der nordischen vergangenheit. Autorisierte übertragung aus dem norwegischen von dr. phil. Heinz Hungerland. Halle a. S., Max Niemeyer 1906. 282 s. 6 m.

Unzweifelhaft muss man dem übersetzer danken, dass er das buch A. Bugges einem grösseren deutschen leserkreis zugänglich gemacht hat. Das werk ist für ein grösseres publicum berechnet, liest sich angenehm, ist unterhaltend und bietet des wissenswerten gar vieles. Das original (Vikingerne, billeder fra vore forfædres liv) ist 1904 in Christiania erschienen, eine fortsetzung (Anden samling) 1906. Wir haben es hier nur mit dem ersten teil zu tun. Ein abschnitt desselben, *barn og olding*, der also vom kind und greis handelt, ist nicht mit übersetzt worden, er fällt auch etwas aus dem rahmen des übrigen heraus und ist für den nichtfachmann von minderem interesse.

A. Bugge hat die eigenschaft so mancher gelehrter seines stammes: eine weithinschweifende phantasie, die ihn des öfteren veranlasst, den festen boden der tatsachen zu verlassen und auf schwankem grunde luftige gebäude aufzuführen. Dabei fehlt es ihm nicht an dichterischem schwung, der ihn zu stimmungsvollen gemälden begeistert, so wenn er die eigenartige natur Irlands oder der insel Man schildert, oder das erste zusammentreffen nordischer wikinger mit der fremdartigen keltischen cultur. Diese keltische, oder genauer gesagt irische, cultur ist es denn auch, die es ihm angetan hat. In einer reihe von arbeiten ist A. Bugge an die seite seines vaters Sophus getreten und sucht neue waffen zu schmieden im kampfe, der über die frage des einflusses herrscht, den die irische, weiterhin dann überhaupt die westliche, d. h. also insbesondere die karolingische und angelsächsische cultur auf die skandinavische, vor allem die des norwegischen volkes und der ihm entsprossenen colonisten, ausgeübt hat. Er sucht der frage besonders von der culturhistorischen seite beizukommen. Zu den arbeiten dieser art gehört auch die vorliegende, und wie ein roter faden zieht sich die behauptung von dem einfluss der irischen cultur auf die der nordleute durch das buch. Wo nur immer ein gemeinsames motiv, eine ähnlichkeit, und wenn sie auch noch so schwach sei, auftaucht, da unterliegt es keinem zweifel, dass Irland oder der westen die heimat sei. Selten wird die frage erörtert, ob etwa das umgekehrte der fall sein könne, oder ob etwa selbständige entstehung bei verschiedenen völkern oder gemeinsame quelle für beide anzunehmen sei. Man wird also bei den partien des buches, die sich in der angedeuteten richtung bewegen, grosse vorsicht üben müssen, und besonders der laie sei darauf aufmerksam gemacht, dass hier recht vieles der nachprüfung bedarf. Dem gegenüber sei hervorgehoben, dass A. Bugge den ganzen reichen schatz seines wissens vor uns ausbreitet, dass er ein höchst anziehendes, farbenprächtiges bild dieses wol merkwürdigsten zeitabschnitts der geschichte der skandinavischen völker entwirft, in dem diese eine ungeheure kraftentwicklung zeigen, in dem sie mit älteren, reicheren culturen zusammenstossen, in dem alles alte wankt, merkwürdige männer und frauen auf die bühne treten, ein reich bewegtes geistiges leben herrscht, ein neuer glaube allmählich siegreich vordringt und trotzige recken sich dem weissen Christ beugen. Wie kaum einer ist A. Bugge durch seine kenntnis der irischen quellen und gleichzeitige beherrschung der nordischen litteratur geeignet, das leben in den westlichen nordischen colonien zu schildern.

Der erste abschnitt behandelt 'das erste hervortreten der nordischen völker', er ist etwas breit und ausführlich gehalten, erörtert begriffe wie 'familie', 'stamm', 'nation', 'volk', und sucht zuerst die eigenart der Germanen gegenüber anderen indogermanischen völkern zu zeigen. Die Germanen haben sich, so führt der verf. aus,

reineres blut erhalten als andere, früher als andere sind sie aufs hohe meer gefahren, das kalte klima härtete leib und seele ab, nicht kannten sie ummauerte städte und burgen. Es wird dann auf die nordischen nationen eingegangen. Obwol Norweger, Schweden und Dänen sich nicht schwerer untereinander verstehen als der Bayer und der Mecklenburger, machen sie doch drei nationen aus, während diese zu einer gehören, trotzdem bei ihnen auch noch der confessionsunterschied hinzukommt. Gleichwol haben die skandinavischen völker doch das gefühl engster verwandtschaft. Bis in den anfang des 11. jahrhunderts hinein gab es kaum grössere sprachliche unterschiede unter den völkern des nordens, erst von da ab kann man von wirklichen drei hauptsprachen reden. Doch bildeten die nordländer auch damals keine einheit, sondern sie zerfielen in eine grosse anzahl einzelner stämme. Erst allmählich entwickeln sich einige centren. Der älteste staat erwächst an den gestaden des Mälar, es ist der der *Svéar*, der eigentlichen Schweden. In ansprechender und überzeugender weise wird nun geschildert, wie hier im norden, ebenso wie sonst in der geschichte, 'die ebenen mit breiten, schiffbaren strömen die tief aus dem lande kommen', oder 'die ufer grosser seen' es sind, 'die menschen frühzeitig zu völkern und nationen zusammenschliessen'. Solche mittelpunkte im norden sind ausser dem Mälar der Väner und Vätter mit den Gauten, die insel Seeland mit den Dänen. Am spätesten finden wir in Norwegen derartige zusammenschlüsse, und sie sind lockerer als in den andern ländern. Hier sind es besonders die gegenden um den Drontheimsfjord, sowie die um den Christianiafjord, von denen später die einigung ganz Norwegens ausgehen sollte. Was wir von diesen stämmen der frühzeit aus griechischen und römischen schriftstellern wissen, was der Beowulf uns berichtet, das stellt der verfasser geschickt zusammen, weist auf die altberühmten königsgeschlechter hin und zeigt, dass es an kampf und fehde auch in dieser zeit nicht gefehlt hat, wenn auch sein ausspruch (s. 18), dass sie voll von wikingerzügen gewesen, wie der könig Hugleiks nach Frankreich vom jahre 516 einer war, übertrieben sein dürfte. Erst 50 jahre später hören wir wider von einem solchen zug der Dänen, wie B. selbst angibt; es sind nur vereinzelte ereignisse, nur vorspiele der grossen zeit, die kommen sollte.

B. sucht nun unterschiede in den drei nationen festzustellen, die sich schon früh zeigen, in volkscharakter, götterglauben, dichtung und den socialen verhältnissen: der Norweger aristokratisch mit übermächtiger häuptlingsklasse, wild, trotzig, stolz und übermütig, aber doch auch edelsinnig; der Däne, dem südlichen Europa näher stehend, geschliffner und gesitteter, weicher im charakter; von den Schweden wissen wir weniger, sie scheinen 'sowol was charakteranlage als sociale verhältnisse anbelangt, mehr den Norwegern als den Dänen geglichen zu haben.' Das bild wird im grossen und ganzen richtig gezeichnet sein.

Trotz dieser unterschiede, deren sie sich teilweise selbst bewusst waren, fühlten sich die nordischen nationen doch wider als eins, was besonders in stunden der gefahr hervortrat. In den wikingerheeren standen oft mitglieder verschiedener nationen (das beispiel: Rollo, der erste herzog der Normandie, war ein Norweger, der über Dänen herrschte, ist aber höchst zweifelhaft), gemeinsam dienten sie in der leibwache des byzantinischen kaisers. Sowol schwedische wie norwegische bauern murren und und zwingen ihre könige, frieden zu halten, weil sie nicht bei dem stammverwandten volke heeren wollen. Die isländischen skalden ziehen an allen höfen der *dǫnsk tunga* umher und werden kaum als fremde angesehen.

Die deutschen stämme sind zu einer nation zusammengewachsen, als ihre existenz von aussen bedroht war; ein gleiches ist im norden nicht der fall gewesen.

Alle versuche, die skandinavischen völker zusammenzuschweissen, sind gescheitert. 'Die nordischen völker sind nicht eine nation und werden es niemals sein — soviel wir sehen können — niemals werden sie zu einem volke zusammenschmelzen. Aber als freie völker und selbständige individualitäten können sie zusammen wirken und dadurch grosses im dienste des friedens und fortschritts vollbringen; niemals aber werden sie dies vermögen, wenn sie gegen einander stehen' (s. 39). So schliesst der verf., in offenbarem hinblick auf die ereignisse der jüngsten zeit, dies capitel.

Das 2. cap. behandelt 'das weib in der wikingerzeit'. 'Um das culturniveau eines volkes bestimmen zu können, ist nichts so wichtig als die stellung des weibes im gemeinwesen kennen zu lernen' (s. 40). Das ist sicherlich richtig. So ist dies capitel denn wichtig und interessant. Durch Tacitus kennen wir die hohe stellung des weibes bei den Germanen; wir wissen von einer Veleda, wir wissen von priesterinnen bei den Westgoten. Priesterinnen hat auch der Norden gehabt, und die später verachteten *vǫlvur* werden einst eine andere, höhere stellung eingenommen haben. Im allgemeinen aber gehörte die frau ins haus und spielte in alter zeit keine rolle im öffentlichen leben. B. sucht nun die stellung der frau in der ehe zu zeichnen und tut dies gewiss im grossen und ganzen richtig: die ehe war der hauptsache nach convenienzheirat, nach stand und vermögen wurde gefragt, nicht nach gegenseitiger liebe. So ist's auch heute noch vielfach — nicht nur im norden — bei der bäuerlichen aristokratie. Dass das weib, worauf ja auch das wort 'brautkauf' deutet, ursprünglich wirklich vom mann gekauft wurde, ist wol unbestreitbar, und B. zeigt, wie der kauf noch in die anfänge der wikingerzeit hereinragt, dann aber durch die heirat als schenkungsact abgelöst wurde. Und dass die tochter um ihre einwilligung nicht gefragt wurde, ist sicher die regel gewesen. Aber die isländischen sagas wissen doch auch aus jener zeit von so mancher ausnahme zu berichten, die B. nicht erwähnt. Allerdings scheinen die betreffenden mädchen dann oft eine besondere stellung eingenommen zu haben. So freit Hǫskuldr um die schöne Jórunn, des Bjǫrn tochter, die hervorragend klug war *(skǫrungr mikill í vitsmunum)*; der vater, der mit der werbung einverstanden ist, überlässt ihr gleichwol die entscheidung *(veik þó til hennar ráþar)*, Laxdœla c. 9. Ebenso überlässt es Egill Skallagrímsson seiner tochter Þorgerþr, ob sie den Óláfr pá nehmen will 'denn keinem manne ist die möglichkeit gegeben, die Þorgerþr ohne ihren willen zu bekommen', ebd. c. 23. Und der gode Snorri sagt auf die werbung um seine tochter Þórdís, die schön und ansehnlich *(merkilig)* war, sie solle nur den mann heiraten, der ihr wol anstehe. Sie schiebt freilich die entscheidung ihrem vater wider zu, sagt aber doch, dass sie am liebsten den bewerber, Bolli, haben wolle, ebd. c. 70. Als Bjǫrn Hítdœlakappi um die schöne Oddný freit, die auch ein *skǫrungr mikill* war, schiebt gleichfalls ihr vater Þorkell ihr den entschluss zu, und sie nimmt den bewerber, weil sie sich beide schon vorher geliebt hatten, Bjarnar s. Hitd. c. 2. Hier haben wir auch einen der verhältnismässig seltenen fälle, in denen von vorheriger liebe des paares die rede ist. Ebenso wird Hildigunnr Starkadóttir gefragt, ob ihr der bewerber, Hǫskuldr, gefalle. Stolz nennt sie sich selbst von ungewöhnlicher, über die menge emporragender gesinnung *(skapstór)*, und sagt, ihr oheim habe ihr versprochen, sie nur einem goden zu verheiraten, was Hǫskuldr nicht war. Worauf der oheim erwidert, wenn sie den mann nicht haben wolle, wolle er nichts dagegen tun. Sie aber stellt die bedingung, dass man jenem ein godord verschaffe, Njála c. 97. Die berüchtigte Hallgerðr ist unwillig, dass sie bei ihrer ersten verlobung nicht um ihre meinung gefragt worden ist, muss dies also doch wol als ihr recht angesehen haben, ebd. c. 10. Als Dalla, die tochter

des Þorvaldr, erfährt, dass ihr vater dem Ísleifr eine abschlägige antwort gegeben hat, weiss sie den vater umzustimmen, so dass er den abgewiesenen freier zurückruft, Ísleifs þáttr § 10. Und um auch aus Norwegen einen fall anzuführen, so überlässt Óláfr Tryggvason seiner schwester die entscheidung, ob sie die werbung des jarl Rǫgnvaldr von Gautland annehmen will, Flateyiarb. 1, 415.

Man sieht der ausnahmen von der regel sind nicht so wenige.

Hat der verf. somit bezüglich des ursprünglichen kaufes der braut recht, so wird man ihm dagegen nicht zustimmen können, wenn er ausführt, dass wie bei anderen völkern so auch bei den Germanen der kaufehe eine ältere stufe vorangegangen sei, und zwar als rechtliche institution, die raubehe, auf die das wort 'brautlauf' und allerlei hochzeitsbräuche wie die scheinbar gewaltsame entführung der braut u. ä. hinweisen sollen. Dass wir es bei der ja tatsächlich oft vorkommenden raubehe 'nirgends' mit einer 'durch sitte und gesetz anerkannten heiratsform', sondern überall nur mit 'einer vereinzelten, die schranken des rechts durchbrechenden, strafbaren gewalttat' zu tun haben, hat Grosse Die formen der familie und die formen der wirtschaft s. 105fgg. gezeigt. Vgl. auch Spencer, Principles of sociology 1, 623.

B. schildert nun, wie die frauen allmählich, in verschiedenen gegenden zu verschiedener zeit, das recht erhalten, zu erben und grund und boden zu besitzen, was ausnahmsweise aber auch schon früher, wie an beispielen belegt wird, in der wikingerzeit der fall gewesen ist.

Der mann hatte 'hals- und handrecht' über seine gattin; nur auf Island, wo die frau überhaupt früh grössere rechte erreichte, war das recht des mannes in dieser hinsicht beschränkt, und schläge galten des öfteren als scheidungsgrund.

So ändert sich nach und nach die stellung der frau, wir hören von wirklicher liebe; um ihrer selbst willen wird nun auch gelegentlich die frau umworben. Aus der dichtung, wie aus der geschichte werden beispiele in reicher zahl vorgeführt, wir lesen von glühender leidenschaft, von rührender treue bis zum tod. Doch findet das liebeslied wenig eingang, ja auf Island, von dem wir doch proben besitzen, war es sogar gesetzlich verboten. Dass wir aber ausserhalb Islands nichts von liebesliedern wissen, ist nicht ganz richtig. Die norwegischen könige Olaf der heilige und Magnus der gute haben welche gedichtet, vgl. Finnur Jónsson, Litteraturh. 1, 464fg., 467. Auch in Dänemark und Schweden zeigen sich spuren einer höheren auffassung der frau, auf runensteinen und bei Saxo. So kann es nicht wunder nehmen, wenn in dieser zeit sich eine reihe von frauen über das gewöhnliche niveau erheben. Zwar die zeit der schildjungfrauen, die wir auch bei den anderen Germanen antreffen, liegt vor der eigentlichen wikingerzeit und gehört der frühzeit des Germanentums an. In sage und dichtung haben die gestalten der kriegerischen jungfrauen ihre verherrlichung und nachahmung gefunden, sind vorbild der walküren geworden, bei denen menschliches und übermenschliches zusammenfliesst. Wenn 'das rote mädchen', von der ein irisches gedicht des 14. jahrhunderts als anführerin einer wikingerschar erzählt, wirklich gelebt hat, wie B. will, so ist sie doch nur eine verspätete ausnahme gewesen. Auch so gab es genug hervorragende frauen, von denen uns B. eine reihe anschaulich schildert, die eine bedeutsame rolle im öffentlichen leben spielten, als fürstinnen, dichterinnen, ärztinnen, ansiedlerinnen. Mächtig auch entwickeln sich die leidenschaften bei ihnen, wir sehen grosse liebe, auch grossen hass, wir sehen dämonische frauen, die jenseits von gut und böse sind. Besonders Isländerinnen erscheinen als solche. Nicht alle aber scheint mir Bugge richtig beurteilt zu haben, so wenn er bei frauen, wie Hallgerþr und der Guþrún der Laxdœla nur 'kleinliche

ehrbegier und hoffart' sieht, 'in denen man unmöglich den versöhnenden zug höheren strebens entdecken kann'. Ihren zweiten mann hat doch Hallgerþr wirklich geliebt; und ist nicht alles unheil, das Guþrún dem geliebten ihrer jugend zugefügt, aus ihrer grossen liebe zu ihm hervorgegangen? Wirft nicht die bekannte scene, wie sie ihrem sohne auf sein eindringliches fragen, wen sie am meisten geliebt, nach langem zögern antwortet: 'den, an dem ich am schlechtesten gehandelt', einen versöhnenden schimmer auf ihr leben? So bringt auch Brynhild dem geliebten Sigurd den tod. Und wenn nun B. eine anzahl irischer frauen von gleicher gemütsart uns vorführt, sollen wir ihm da wirklich glauben, dass es das keltische blut war, das in vieler Isländer adern rollte, und der einfluss der irischen cultur, die diese frauencharaktere schuf? Hat nicht auch das Merowingerhaus unheimliche, dämonische frauen hervorgebracht? War nicht auch die norwegische Gunnhildr, die mutter der könige, eine solche oder die schwedische Sigríþr stórráþa, die, von könig Óláfr Tryggvason verschmäht, ihn mit unauslöschlichem hass verfolgte und seinen untergang veranlaßte?

Der schluss des capitels, der sich übrigens, ohne dass dies angedeutet wird, nicht im original findet, weist nun auch auf schäden hin, die der stellung der frau in dieser zeit der berührung mit fremden culturen erwuchs: die zunehmende vielweiberei der häuptlinge, die an haremswirtschaft erinnernden verhältnisse der schwedischen Russen, ebenso wie der nordischen häuptlinge in Irland, die kebsenwirtschaft der Norweger, Schweden, Dänen und Isländer. Auch die gewerbsmässige prostitution lernen die Nordleute in England kennen.

Der dritte abschnitt behandelt 'das leben in einer wikingeransiedlung'. Wir erhalten zunächst eine anziehende schilderung Irlands, seiner natur, seiner bewohner und deren cultur. Staatlich wenig entwickelt, in klane zerfallend, die in ewiger fehde miteinander lagen, waren sie roh und sinnlich. Der ackerbau war wenig entwickelt, viehzucht der hauptnahrungszweig. Von südländischer lebhaftigkeit waren sie, von erregter phantasie. Leidenschaftlich hatten sie das christentum ergriffen, glaubensapostel sandten sie aus, ihre anachoreten bevölkerten die schottische inselwelt, ja drangen vor den Norwegern nach Island, hüter der classischen cultur waren sie zu einer zeit allgemeinen verfalls geworden. Aber auch ihre muttersprache pflegten sie eifrig; nicht nur wissenschaftliche arbeiten werden in ihr verfasst, sondern auch 'historische werke, wie jahrbücher, genealogische arbeiten, geschlechtersagas und heldensagen, märchen und gedichte'. Da nun auch die muttersprache mehr als anderswo im Norden auf Island eine pflegestätte fand, so wird flugs geschlossen, dass dies 'wenigstens zum teil der verbindung mit Irland zu danken ist'. Die isländischen häuptlinge sahen, dass die könige und häuptlinge in Irland sich mit sagamännern und kunstskalden umgaben. Nun müsste man eigentlich erwarten, dass angeführt würde, dass die isländischen häuptlinge dies beispiel nachgeahmt hätten; das geschieht nicht und ist auch nicht der fall gewesen. Wol aber hat Harald schönhaar sich mit skalden umgeben, und dass dieser das beispiel der irischen fürsten nachgeahmt habe, halte ich für wenig wahrscheinlich[1]. Und schon vor Harald dichtete Bragi der alte

1) In seiner grossen und wertvollen arbeit, Vesterlandenes indflydelse paa Nordboernes og særlig Nordmændenes ydre kultur, levesæt og samfundsforhold i vikingetiden (Skrift. udg. af vidensk.-selsk. i Christiania 1904, II. hist.-phil. klasse) s. 66 sucht übrigens A. Bugge dem einwand, dass zu jener zeit die verbindung zwischen Norwegern und Iren zu gering für einen solchen einfluss gewesen sei, durch den hinweis zu begegnen, dass schon seit $^{3}/_{4}$ jahrhunderten Norweger in Dublin gewesen und dass Harald selbst nach Man und den Hebriden gekommen sei.

an den höfen der könige. B. weist sodann auf die ähnlichkeit der irischen und isländischen dichtung hin. 'Die kunstdichtung, wie sie sich im 10. jahrhundert auf Island entwickelte, ist sonst im Norden fast unbekannt. Selbst in Norwegen wurde sie nur wenig gepflegt'. Auch hier nimmt er einwirkung von Irland auf Island an. Da ich des irischen nicht mächtig bin, will ich mich hier eines eigenen urteils enthalten. Aber es muss doch hervorgehoben werden, dass man zunächst nicht gut anders kann, als die isländische skaldendichtung einfach als fortsetzung der norwegischen des 9. jahrhunderts anzusehen. Sind doch bei Bragi schon alle elemente derselben vorhanden, und wenn dieser auch der älteste uns bekannte skald ist, so kann er doch unmöglich der erfinder dieser dichtungsart sein, sondern seine dichtungen setzen schon eine längere kunstübung voraus. Es müsste also erst bewiesen werden, dass schon etwa um 800 ein einfluss der irischen dichtung stattgefunden hätte, und zwar auf die norwegische dichtung, was ganz unwahrscheinlich erscheint. Denn wenn auch die berührungen der Nordleute mit der keltischen welt des westens schon seit etwa 700 beginnen, so sind sie doch in diesem jahrhundert verhältnismässig spärlich und sicherlich fast durchweg feindlich gewesen, so dass man sich in diesem zeitraum einen so weitgehenden einfluss auf das geistesleben nur schwer vorstellen kann. B. nimmt auch diesen einfluss erst für später an.

Nach schilderung der irländischen litteratur geht B. nun auf die tatsächlichen berührungen der Nordleute mit dem volke des westens ein. Schon um 700, ja vielleicht noch früher haben Norweger aus dem südwestlichen teile des landes festen fuss auf den Orkneyjar und den Shetlandinseln gefasst. In ihrer begleitung waren wahrscheinlich männer aus Gotland. Dies wird geschlossen aus ornamenten und bildern auf gotländischen runensteinen, die den einfluss keltischer kunst zu verraten scheinen[1]. Die schilderung nun der norwegischen und dänischen eroberungen im westen, hauptsächlich auf Irland, die gründung ihrer herrschaften, besonders des norwegischen königreiches in Dublin, des lebens und treibens in diesen colonien, des verkehrs, der sich zwischen den Irländern und den Nordleuten entwickelte, erst durchaus feindlich, bald aber gelegentlich auch friedlich, der heiraten zwischen den fürstengeschlechtern, des emporblühenden handels, der einführung des nordischen heidentums, ja dessen ausbreitung unter Irländern, aber doch schliesslichen besiegung durch das christentum, alles das ist höchst interessant und lesenswert. Irische gefolgschaftsskalden trafen sich mit isländischen und norwegischen am hofe zu Dublin. Auch die nordische sagaerzählung soll dort geblüht haben. Dort soll der boden gewesen sein für den einfluss der irischen litteratur auf die isländische. Aber eins ist doch verwunderlich. Wenn wirklich dort ein so reges litterarisches leben geherrscht hat, wie kommt es, dass wir von keinem einzigen skalden norwegischer zunge aus Irland wissen? Es hätte sich doch eine einheimische litteratur in norwegischer sprache entwickeln müssen — was Sophus Bugge für die sagalitteratur anführt, ist höchst unsicher — sollte all das verloren sein? Warum haben die Isländer, die uns doch die norwegische litteratur aufbewahrt haben, nichts von dieser irisch-norwegischen erhalten, warum kennt Snorri Sturluson keinen einzigen irisch-norwegischen dichter? Das ist alles doch kaum erklärlich. Und dieser grosse einfluss auf das geistige leben der Norweger soll statt gehabt haben, obwol B. selbst sagt: 'Nirgendwo begegneten sich zwei völker, die so verschieden waren an charakter, cultur und socialen verhältnissen,

1) Wer sich über diese culturströmung genauer unterrichten will, sei auf die ausführliche, durch zahlreiche abbildungen erläuterte darstellung A. Bugges in der erwähnten arbeit Vesterl. indfl. hingewiesen.

wie gerade hier (in Irland). Daher lebten auch die nachkommen der wikinger und Iren jahrhunderte lang seite an seite, ohne miteinander zu verschmelzen und ineinander aufzugehen zu einer zeit, wo in den wikingercolonien in England, Frankreich und Russland nur die sprache dieser länder gesprochen wurde' (s. 141 fg.). Damit lässt sich wol eine gegenseitige beeinflussung in 'friedlichen beschäftigungen', also in materieller cultur, auch in bildender kunst, leicht vereinigen, aber schwer eine so tiefgehende geistige wie sie B. annimmt.

Der 4. abschnitt ist den 'erinnerungen an die wikinger auf der insel Man' gewidmet. Die geschichte dieser insel ist schon deswegen höchst interessant und hat die aufmerksamkeit der forscher schon früher auf sich gezogen, weil hier wie sonst nirgends in alten norwegischen colonien, sich die grundzüge der von den Norwegern gegebenen verfassung bis auf den heutigen tag gehalten haben. Noch heute müssen alle gesetze, um gesetzeskraft auf der insel zu haben, vom Tynwald Hill verkündet werden. Tynwald ist aber nichts anderes als altnordisch *Þingvǫllr* 'die ebene des dings'. Noch heute wird das ding umfriedet, wie in alten tagen. Norweger und Iren sassen auf der insel, die sich früh ihre selbständigkeit errang, teilweise sogar vorort für die Hebriden war. Allerlei verwegenes gesindel aus beiden nationen fand hier unterschlupf, es war ein richtiges seeräubernest. Noch heute findet man spuren der alten Norweger, wie z. B. in personen- und ortsnamen.

Die denkwürdigsten reste aber sind die vielen runensteine 'gleich interessant durch ihre inschriften wie durch ihre bilder. Nur auf Gotland gibt es entsprechendes'. In ihrer form sollen sie den irischen und besonders ostschottischen steinen gleichen, wie sie zur zeit der wikingerzüge üblich waren. 'Sie sind entweder als kreuz zubehauen, oder das kreuz schmückt, was am häufigsten ist, die vorderseite des steines'. In den bandverschlingungen und ornamenten ist unleugbar einfluss der keltischen steinkreuze vorhanden. Während aber diese mit bildern aus der bibel oder dem leben der heiligen geschmückt sind, finden wir nun auf den runensteinen scenen aus der heimischen götterwelt und sage dargestellt. Einige dieser steine sind abgebildet, leider die meisten recht schlecht, wie auch später die aus Gotland, so besonders der auf s. 200 so dass man besser hier zum original greift, in dem die bilder deutlicher sind. Die inschriften sind im jüngeren runenalphabet, und zwar in einem typus, der wie Sophus Bugge nachgewiesen hat, sich widerfindet in Jæderen und Ringerike in Norwegen, in Östergötland, auf Gotland und auf den Orkneyjar, was für alte verbindungen dieser gegenden miteinander spricht. Man dürfte übrigens aus diesem umstand allein noch nicht auf directe beziehungen etwa zwischen Gotland und Schweden zum Westen schliessen; war diese art der schrift von dort nach Norwegen vorgedrungen, konnte sie auch von dort herübergekommen sein. Doch ist hervorzuheben, dass eine inschrift in schwedischer sprache abgefasst ist. Vor die 2. hälfte des 11. jahrhunderts können die steine nicht gesetzt werden, da sie von christen errichtet wurden, und das christentum erst um 1050 allgemein auf der insel angenommen wurde. Wie die namen auf den inschriften bezeugen, hat hier — also wie es scheint, viel stärker als in Irland — eine friedliche vermischung von Nordleuten und Kelten stattgefunden.

Bei der deutung nun der bildlichen darstellung tritt in hervorragendem masse die phantasie A. Bugges, von der ich eingangs gesprochen, zu tage, und auch die des vaters. Denn auf ihn geht ein teil der erklärungen zurück. Manches zwar scheint sicher, wie der die schlange tötende Sigurd auf dem stein von Jurby, nicht so sicher z. b. ist schon die deutung des mit dem wolfe kämpfenden mannes als Odin auf dem stein von Kirk Andreas. A. Olrik z. b., und ich bin geneigt, mich ihm

anzuschliessen, sieht darin den gott Vidarr. Was uns aber weiterhin vom stein von Jurby, vom gehängten Randver mit dem hunds- — oder wie der übersetzer will — wolfskopf, vom adlerköpfigen Odin und Walhǫll erzählt wird, oder von den vogelköpfigen einheriern auf dem stein von Kirk Michael ist doch nicht viel mehr als ein phantasiegebilde.

Der 5. abschnitt trägt den titel 'herdfeuer der cultur in alter zeit'. Wir werden in zeiten geführt, die zum teil vor der wikingerzeit liegen. Am frühesten ragt hervor Leire auf Seeland mit seiner prächtigen königshalle 'Hirsch', die wir aus dem Beowulf kennen, dann ist zu nennen Uppsala, wo das hauptding der Svéar war, die alte handelsstadt im Mälarsee Birka, die im 10. jahrhundert durch wikinger zerstört wurde, worauf sie von Sigtuna, gleichfalls am Mälar gelegen, abgelöst wurde. In Dänemark waren Schleswig und Hedeby die handelsstädte, wo Sachsen, Friesen und Holländer sich trafen. Von grosser wichtigkeit war dann Gotland, hier mündete der handel aus dem osten. In Norwegen fehlt es an solchen einzelnen culturbrennpunkten, doch scheint die gegend um den Christianiafjord früh schon reges leben entwickelt zu haben. Die culturen aller dieser plätze werden geschildert. Freilich muss hier viel erschlossen werden aus runensteinen, grabfunden, münzen u. a., so dass der phantasie hier mannigfacher spielraum gelassen ist. Immerhin folgt man gern B.'s führung.

'Cultur und lebensanschauung der wikinger' heisst der 6. abschnitt. In diesem, wie in dem folgenden letzten, begegnen wir mannigfachen widerholungen aus früheren partien des buches. Gleichwol ist die zusammenfassung nützlich. Auf die veränderungen in sprache, schrift und kunst wird hingewiesen. Aber dass erst die wikingerzeit dem götterglauben das gepräge einer kampfreligion aufgedrückt hat, mag billig bezweifelt werden. Schon vorher haben blutige kämpfe im norden getobt, und den kriegsgott haben die Nordleute schon in frühesten zeiten verehrt. Gegen die schilderung der götter- und heldensagen sowie der lebensanschauung, die in der dichtung wie in den taten der menschen jener zeit sich ausspricht, habe ich wenig einzuwenden. Nur dass ein grosser teil der Eddalieder im Westen entstanden ist, glaube ich nicht. Doch diese streitfrage hier zu erörtern, ist kaum am platz. Auch dass die sagen von Sigurd und Wölund einst gemeingut fast aller germanischen stämme gewesen seien, vermag ich nicht anzunehmen. Und dürfen wir aus dem umstand, dass wir auf Gotland bildliche darstellungen aus götter- und heldensagen haben, nun auch schliessen, dass die Eddalieder dort 'ein reiches und blühendes leben gehabt haben'? Nichts berechtigt uns dazu. Wir können nur sagen, dass die stoffe dort bekannt gewesen sind, und in welchem umfang ist auch noch sehr die frage. Ob diese stoffe auch dichterisch behandelt worden sind, und in welcher form, darüber wissen wir nichts. Und konnte wirklich nur die wikingerzeit Wölund den schmied 'mit der tiefen liebe und dem noch tieferen hass, voll dämonischer wildheit' schaffen? Bot nicht die völkerwanderungszeit, bot nicht die blutbefleckte geschichte des Frankenreichs genug der vorbilder?

Bei schilderung der äusseren cultur ist die Rigsþula in ausgedehntem masse verwendet worden, die B. im westen in keltischer umgebung im anfang des 10. jahrhunderts entstanden sein lässt. Aber bereits der übersetzer weist in einer anmerkung darauf hin, wie zweifelhaft der entstehungsort sei. Ja die neuste auffassung, die von A. Heusler (Herrigs Archiv 116, 270 fgg.) geht sogar dahin, dass das gedicht ein spätes isländisches erzeugnis des 13. jahrhunderts sei. Bevor also heimat, und vor allen dingen alter des gedichts nicht besser festgelegt sind, kann man es für die cultur der wikingerzeit nicht benutzen.

Der letzte abschnitt behandelt 'die lebensanschauung und bildung beim übergange von der wikingerzeit zum mittelalter'. Es ist die zeit des ausgehenden heidentums, des übergangs zum christentum, jene zeit seltsam gemischten glaubens, wo der magre Helgi nach bedarf Christus oder Thor anrief, wo christen heidnische bilder auf kreuze setzten, die zeit, in der unter oberflächlicher christlicher tünche lange noch heidnische anschauungen wucherten. Eine anzahl männer, wie der dichter Egill Skallagrímsson und der christ gewordene skald Hallfreþr, der nur schwer sich von den alten göttern trennt, werden uns als typische vertreter dieser zeit angeführt. Es hätte aber auch der edle Gunnarr von Hlíþarendi nicht übergangen werden dürfen. Wir sehen, wie langsam, recht langsam, die alte wildheit schwindet, wir sehen auch 'einen durchbruch im gefühlsleben', 'einen übergang zu der mehr zärtlichen und innigen auffassung des mittelalters vom weibe (s. 265). Auch das naturgefühl scheint stärker zu werden, besonders ist es das wilde meer, das die dichter zu schildern lernen. Als erste mittelalterliche gestalt von umfassender bildung wird dann der dichter Sighvatr in plastischer schilderung uns dargestellt.

Auf ein paar einzelheiten sei noch mit einigen worten eingegangen.

Als erste nordische völker, die in der geschichte auftreten, nennt B. (s. 8) die Cimbern und die Teutonen. Ist 'nordisch' rein geographisch gebraucht, wird man dagegen nichts einzuwenden haben, soll es aber etwa heissen nordgermanisch im gegensatz zu süd- oder westgermanisch, so ist die sache doch nicht sicher. Bremer z. b. zählt die Cimbern zu den Westgermanen, die irgendwo in Schleswig-Holstein sassen. Doch wird man von jenen unterschieden für diese zeit am besten überhaupt abstand nehmen. Wenn B. s. 17 als beleg dafür, dass die Heruler ein merkwürdiges volk waren, den bericht Prokops anführt, dass sie lediglich, um einmal probeweise ohne könig zu sein, ihren könig getötet hätten, so haben wir es doch wol mit einem später untergelegten grund zu tun. Sie werden schon eine andere veranlassung gehabt haben, vielleicht dieselbe oder eine ähnliche, die jene Schweden hatten, die ihren könig den göttern wegen anhaltenden misswuchses opferten.

Nach s. 58 könnte es scheinen, als wenn die vorstellung, dass der tote eines schiffes bedurfte, um in die unterwelt zu kommen, die allein herrschende gewesen sei. Es ist dies aber nur eine von mehreren arten, wie man den weg zurücklegte. Dass wir auf den goldenen hörnern darstellungen von walküren haben sollen (s. 58), die met in Wallhall einschenken, ist mehr denn zweifelhaft, vgl. Müller, Nord. altert. 2, 159, und die bemerkung (s. 59), dass dies beweise, dass die Nordleute bereits in der zeit der völkerwanderung dem weibe ein leben nach dem tode zuschrieben, ist doch wol überflüssig. Haben sie es vor der völkerwanderung etwa nicht getan? Die grabbeigaben bezeugen dies doch für viel ältere zeit. Höchst zweifelhaft ist (s. 72), ob Auþr hin diúpúþga mit könig Olaf dem weissen von Dublin verheiratet gewesen ist, vgl. Gering zur Eyrb. c. 1, 8. Den satz auf s. 85 verstehe ich nicht: 'Aber eine frau daheim, eine in England, eine in Irland oder Frankreich, das wurde bald zu viel für einen mann, und nach und nach wurde die vielweiberei allgemein in den Wikingerdistricten des ostens und westens.' Der nachsatz widerspricht dem vordersatz, man würde erwarten, wenn die drei oder vier frauen zuviel wurden, dass man zur monogamie zurückkehrte. Ob etwa ein versehen des übersetzers vorliegt, kann ich nicht sagen, da dies stück im original nicht steht. Auf s. 97 wird gesagt, dass der ackerbau nur eine geringe rolle für die Iren spielte, auf s. 141, dass die Iren die Nordleute viel zu lehren hatten, besonders was ackerbau und viehzucht anbetrifft, worin die Iren ihrerseits überaus viel von den Römern in Britannien gelernt

hatten. Was ist nun richtig? Dass der isländische freistaat, wenigstens teilweise, sein vorbild in den wikingercolonien auf den britischen inseln gehabt habe (s. 120), scheint mir sehr unwahrscheinlich. Mit ganz geringen ausnahmen, wie aus den schilderungen B.s selbst hervorgeht, haben diese alle unter häuptlingen gestanden. Die entwicklung auf Island ist eine ganz andere. Hier stiessen die landnahmsmänner auf menschenleeres land, denn die paar irischen anachoreten zählten nicht.

Kaum richtig ist ferner, dass die nachkommen der auf den Hebriden und in Irland getauften landnahmsmänner und die irischen anachoreten den boden für die annahme des christentums auf Island im jahre 1000 vorbereitet hatten. Die nachkommen der ersten christen waren längst ins heidentum zurückgefallen und bewahrten höchstens ein paar abergläubische anschauungen, und die anachoreten scheinen gleich bei ankunft der ersten colonisten oder doch bald nachher das land verlassen zu haben. Jedesfalls haben sie keine wirksamkeit ausgeübt, davon hätten wir sicher kunde. Was s. 160 anm. des verfassers als tatsache ausgesprochen wird, dass nämlich die isländischen goden ihren titel von dänischen und norwegischen wikingerhäuptlingen in England und Irland angenommen haben, ist nichts als eine, noch dazu unwahrscheinliche, vermutung. Die gewöhnliche altwestnord. form (s. 163) ist nicht *kyrkja*, sondern *kirkja*, was auch besser zum manischen *kirk* stimmt.

Die s. 169 erschlossene verszeile auf einem kreuz auf Man 'Ein mensch soll wenig fürchten und schön handeln' mag ja aus der zeit des heidentums stammen und sich den sprüchen der Hávamǫl vergleichen, aber etwas specifisch heidnisches hat sie nicht, und eignet sich deshalb nicht dazu, als beleg für die mischung von heidentum und christentum angeführt zu werden. Mit den bezeichnungen 'ältestes Eddagedicht', als welches die Vǫlundarkviþa angegeben wird (s. 210), sollte man doch vorsichtiger sein und sich damit begnügen, zu sagen 'eins der ältesten'. Es hätte wol angeführt werden können (s. 223), dass auch bei den wikingern der Normandie, obwol sie der hauptmasse nach Dänen waren, Thor die hauptrolle gespielt zu haben, oder zum mindesten doch eine sehr starke verehrung genossen zu haben scheint. Dass namen wie Alfǫðr (s. 223) für Odin nicht notwendig christlicher anschauung entsprungen sein müssen, glaube ich Ark. f. nord. fil. 17, 141 fgg. gezeigt zu haben. Für ein so einfaches bild, wie das vom rückwärtsfliessen der flüsse, um etwas unmögliches zu bezeichnen, das meiner ansicht nach überall entstehen kann, nach quellen zu suchen (s. 265) halte ich für verkehrt. Dass Hallfreþr (s. 272) die Kolfinna zum ehebrecherischen verkehr gezwungen habe, wie B. annimmt, scheint mir aus der erzählung nicht hervorzugehen. Es steht kein wort von zwang da. Unwillig wird Kolfinna nur, als Hallfreþr die schmähverse auf ihren mann dichtet, den sie ganz gern hat. Aber lieber hatte sie doch wol noch den geliebten ihrer jugend.

Eingangs habe ich gesagt, dass Hungerland sich durch seine übersetzung dank verdient hat. Grösser wäre dieser noch, wenn sie sorgfältiger wäre. Auf eine anzahl kleiner druckversehen, die jeder selbst leicht verbessern kann, lege ich kein gewicht. An manchen stellen muss man schon etwas schärfer zusehen, um das richtige zu erkennen. Auf s. 44 ist zweimal Irländer in Isländer zu verbessern; s. 128, 10 'und' in 'nur' zu ändern; s. 231, 29 'persönlich' in 'persönlichste'. Der stil lässt viel zu wünschen übrig. S. 3, 5 fg. 'nationalversammlung, wo die männer zusammenströmen' erinnert an die sprache der Pfalz, ist aber kein gutes hochdeutsch. S. 12 anm. 6 steht 'nur' an falscher stelle: 'diesem gebiet kommt eigentlich nur der name Schweden zu'; gemeint ist: nur diesem gebiet. Auf s. 25 ist in zwei anmerkungen, einer des verfassers und einer des übersetzers, der name Noreen falsch mit accent

auf dem ersten e geschrieben. Dieser fehler findet sich schon im original. Nicht deutsch ist es, zu sagen, ebd. anm. 2, 'Ottar war der erste, der zuerst...' Eine vermischung zweier constructionen findet sich s. 158, 24: (sie werden) in ihrer eigenschaft als gesetzeskundige wegen..! 'Gemahnen' (s. 259, 12fgg.) wird im deutschen mit 'an etwas' construiert, nicht mit 'von etwas'. Augenscheinlich schwebte H. etwas wie 'zeugnis ablegen' vor. Ob man die bewohner der Hebriden 'Hebriden' (s. 132, 31) nennen kann, scheint mir zweifelhaft.. Freilich weiss ich das wort auch nicht recht zu bilden. Verkehrt übersetzt ist *indhav* (s. 14, 17) mit 'binnensee', es muss heissen 'binnenmeer'. Überhaupt schimmert des öfteren das norwegische durch, so dass die übersetzung undeutsch wird, ein paarmal ist auch direct falsch übersetzt. S. 3, 13 ist 'da' (norw. *da*) in 'als' zu ändern; es soll kein ursächliches, sondern ein zeitliches verhältnis ausgedrückt werden. Man kann nicht (s. 7, 16) sagen ,sich einander verstehen' (*forstaa hinanden*). Dass die gesetzgebende versammlung auf Man die gesetze 'stiftet' (s. 155, 31), kann man unmöglich sagen, soll heissen 'die gesetze werden angenommen'. Dän. *endog* heisst nicht 'doch' (s. 188, 26), sondern 'sogar'. 'Dort' (s. 204, 10) für doch (*dog*) ist wol druckfehler. Eine vom asenglauben 'durchsäuerte' dichtung (s. 230, 29fg.; *gjennemsyret*) ist im deutschen wenigstens ein unschönes bild. Ich würde vorschlagen 'durchtränkte'. Bei den hinweisungen auf die anmerkungen herrscht zuweilen ziemliche verwirrung. Eine anm. 4 auf s. 18, auf die s. 27 anm. 2 verwiesen ist, findet sich dort nicht. Ebensowenig wie anm. 3 auf s. 49, auf die s. 61 anm. 2 hindeutet. Überhaupt ist auf dieser seite zwiespalt in den hinweisen im text und der zählung der anmerkungen. Die anm. **) s. 149 gehört auf s. 150 zu zeile 1 hinter 'Hebriden'. Mehr oder minder grosse verwirrung herrscht auch auf den ss. 230. 249. 252. Was den inhalt der von H. herrührenden anmerkungen betrifft, so erklären sie teils den deutschen lesern ferner liegende dinge, teils bringen sie nachweise, die das original nicht hat, zuweilen auch eigene, abweichende ansichten, denen ich vielfach zustimmen kann. Etwas zuviel ist es wol gesagt, wenn s. 26 anm. 1 Egill Skallagrímsson für einen der grössten dichter der weltlitteratur erklärt wird. Auch möchte ich die Njála (s. 44 anm. 1) nicht für die unbedingt grossartigste isländische saga halten. Warum wird s. 156 anm. 1 für die alte dingstätte auf Island die dänische bezeichnung *Thingvalla* gegeben, und nicht lieber die isländische *Þingvellir*? Dass der glaube an die in berge entrückten seelen und ihre verehrung durch die nachkommen (s. 256 anm. 1) auf keltischen einfluss schliessen lässt, scheint mir nicht genügend begründet. Übrigens citiert H. hier sich selbst falsch: es muss nicht heissen Arb. f. nord. fil. XVI, 367, sondern XXI, 387.

HEIDELBERG. B. KAHLE.

Wilser, Ludwig: Die Germanen. Beiträge zur völkerkunde. Thüringische verlagsanstalt, Eisenach und Leipzig s. a. (1904). VI, 447 s. 6 m.

Derselbe: Die herkunft der Baiern, mit anhang: Stammbaum der langobardischen könige. Zur runenkunde. Zwei abhandlungen. Akademischer verlag für kunst und wissenschaft. Leipzig und Wien 1905. 80 s. 1,20 m.

In dem an erster stelle genannten buch sind die zahlreichen seit 25 jahren veröffentlichten äusserungen Wilsers über probleme der prähistorie und der germanischen altertumskunde vereinigt worden. Der vielseitig orientierte verfasser ist bekanntlich nicht im stande, die bei uns philologen und historikern üblichen grundsätze wissenschaftlicher beweisführung anzuerkennen. Seine phantasie überwuchert sein

wissen. Infolgedessen wird niemand sich veranlasst sehen, Wilsers flüchtige feder und die von ihr gezogenen krausen linien zu respectieren. Der schreibselige mann machte neuerdings dann noch den anlauf gegen das Baiernproblem, das er spielend durch die gleichung Lugier = Baiern beseitigt zu haben glaubte. In der runenabhandlung bekommen wir zu hören, wie Wilser über neuere runologische veröffentlichungen denkt. Der refrain lautet auch hier, es sei ihm unbegreiflich, dass man immer noch und immer aufs neue an einem rätsel herumrate, das doch Wilser längst gelöst habe.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Otfrid, der dichter der evangelienharmonie im gewande seiner zeit. Eine litterar- und kulturhistorische studie von **C. Pfeiffer.** Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1905. 134 s. 2,60 m.

Einen wissenschaftlichen zweck verfolgt der verfasser nicht, er 'wendet sich an ein weiteres publicum', um auch bei den 'menschen der neuzeit rein menschliches interesse' für den dichter der evangelienharmonie zu erwecken. Dieses ziel mag er erreicht haben, denn er hat seine studie mit wärme und liebevoller hingabe an den gegenstand geschrieben. Es genügte ihm aber (abgesehen von einer das klosterleben und das christentum jener zeit schildernden einleitung) allein auf grund einer, allerdings sehr reichen, auslese anmutiger oder ergreifender scenen aus Otfrids werke ein bild des dichters zu entwerfen ohne viel darnach zu fragen, ob die gedanken auch von ihm herrühren oder nicht. So erscheint Otfrid fast überall originell, wo er doch fast immer nur nachahmer ist. Die schilderung der prophetin Anna und ihrer witwentreue (I, 16, 5) wird als perle Otfridscher gemütstiefe gepriesen: aber schon der dichter des Heliand äussert die gleichen empfindungen (v. 504), und auch er schon hat zarte worte für die liebe der Maria zu ihrem kinde (Otfr. I, 2, 33, Hel. 378) und weiss die bitterkeit des zweifels, der Josef beschwert, nachzuempfinden (Otfr. I, 8, 9 = Hel. 295); Marienklage und klage der bethlehemitischen frauen vollends sind ganz nach alten motiven gearbeitet. So ist es auch mit der allegorie von der heimkehr der Magier. Wie viele andere scenen ist auch sie ein ausdruck des grundgedankens des evangelienbuchs, der ist: den weg zu zeigen zum himmelreich (vgl. verf. s. 55. 64. 107. 109). Dann aber genügt es nicht zu sagen, Otfrid gestalte hier nur einige trockene moralsätze seiner quelle tief und gemütvoll aus, sondern wir erkennen darin die weltbewegende offenbarung vom himmlischen heimweh, dem *ἔρως* Platons, d. i. 'die ringende sehnsucht der seele nach ihrem überirdischen ursprung' (Windelband), und wir werden mit der seele 'den weg gehen in unser liebes vaterland', wie ihn viel tausendmal schöner Plotinus beschrieben denn Otfrid, und werden uns erinnern, dass auch viele menschen im zeitalter unseres dichters das heimweh kannten und ergreifende worte dafür gefunden haben, wie die angelsächsischen sänger vom wanderer, vom seefahrer, von der ruine, Paulus Diaconus nach seiner stillen klosterzelle und der starre mönch Gotschalk nach der freiheit, und wie in der theologie des mittelalters die welt immer das exilium gewesen ist, in das wir aus dem vaterland des paradieses (ex Paradisi patria) verstossen worden sind. Und widerum, wie bei Platon der *ἔρως* es ist, der die seele zu dem göttlichen leben zurückführt, an dem sie einst teil hatte, so ist es bei Otfrid die christliche *Karitas : minna thiu diura (theist karitas in wara) . . . thi gibitit unsih heim*, Hartm. 129 fg. (verf. s. 55). Das aber eben ist der mittelpunkt der christlichen lehre.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Das Nibelungenlied im auszuge nach dem urtext mit den entsprechenden abschnitten der Wölsungensage erläutert und mit den nötigen hilfsmitteln versehen von **G. Bötticher** und **K. Kinzel.** Sechste verbesserte auflage. (= Denkmäler der älteren deutschen literatur, herausgegeben von dr. G. Bötticher und dr. K. Kinzel I. 3). Halle, Waisenhaus 1903. VIII, 179 ss. 1,40 m.

Die einleitung des für den schulgebrauch bestimmten buches handelt im ersten capitel von der geschichte der deutschen heldensage und des Nibelungenliedes. Die herausgeber stellen sich, was die entstehung des gedichtes angeht, auf Lachmanns standpunkt, ohne näher auf seine liedertheorie einzugehen, aber auch ohne den immerhin hypothetischen character ihrer angaben anzudeuten. Das zweite capitel gibt einen brauchbaren auszug aus der Wölsungensage nach verschiedenen übersetzungen der altnordischen quellen.

Von den 2316 strophen der Lachmannischen ausgabe sind etwa zwei fünftel in einer zweckmässigen auswahl abgedruckt. Übrigens weichen die herausgeber von L's recension in kleinigkeiten ab, die zum teil doch wol druckfehler sind. Ich habe mir folgende stellen angemerkt: 46, 3 *es* : L. richtig *ez* (hier ist, wie die anmerkung zur stelle zeigt, mit absicht geändert); 68, 4 *swanne* : L. *swannen*; 91, 2 *sône* : L. *nune*; 102, 4 *und* : L. *unde* (ebenso 649, 4); 422, 3 *wartend* : L. *wartent*; 506, 2 *lâz* : L. *lâze*; 632, 1 *hiz* : L. *hiez*; 632, 2 *Adrîânes* : L. *Aldrîânes*; 697, 3 *Gunthers* : L. *Guntheres*; 702, 3 *waz ir sô rehte ertrüebet hete ir muot* : L. *waz ir sô rehte swære verrihtet hete ir muot*; 792, 4 *wie* : L. *wan*; 797, 4 *richtet* : L. *richet*; 897, 2 *sît ir miner friunde* : L. *sît ir mir mîner friunde*; 937, 3 *hiewen* : L. *hiuwen*; 944, 3 *huobet* : L. *houbet.*

Auslassungen von einigem umfange sind durch inhaltsangaben ersetzt, und so ist die verbindung überall mit anzuerkennendem geschick hergestellt. Für zwei stellen schlage ich eine kleine änderung vor. S. 134, zeile 1 v. o. wäre statt der Amelungen wol Dietrich allein zu nennen gewesen, s. 138 (mitte) entspricht die angabe, dass Hagen und Gunther dem spielmann Volker ewige freundschaft und dankbarkeit gelobt hätten, doch nicht dem, was die weggelassenen strophen sagen.

Commentar und wörterverzeichnis werden im allgemeinen leisten, was die herausgeber sich davon versprechen, wenn jener auch zuweilen erklärungen, namentlich sachlicher art, bringt, die zum mindesten überflüssig erscheinen. Ich weise nur auf ein paar stellen hin, die ich für entschieden unrichtig oder doch irreführend halte: es sind die anmerkungen zu 29, 4; 115, 2; 140, 3; 141, 1; 215, 2—3.

Den beigegebenen abriss der mhd. laut-, flexions- und verslehre will ich nicht punkt für punkt durchgehen, sondern nur hervorheben, was mir besonders bedenklich erschienen ist. In den bemerkungen zur lautlehre wird recht planlos bald auf das ahd. zurückgegangen, bald wieder nicht. Die beispiele sind hier, wie auch weiterhin, keineswegs alle dem wortschatz des Nibelungenliedes entnommen. Dass *h* vor *t* gleich unserem *ch* gesprochen wird, erfährt der schüler hier, dagegen kein wort über die doppelte geltung des *z*. Nebenbei bemerkt: wäre es nicht in ausgaben, die für die schule bestimmt sind, sehr angebracht, auch im text das zeichen *ȥ* zu verwenden? Das paradigma *geben* für die starke conjugation ist unglücklich gewählt, denn *du gibest, er gibet* kommt in den abgedruckten strophen nirgends vor, dagegen einmal *du gîst*, dreimal *er gît*. Noch bedenklicher ist *sagte* als beispiel für die praeteritalbildung der schwachen verba mit kurzer stammsilbe: vgl. 14, 1 *si sagete*, 675, 3 *geseit*; 676, 4 *verseiter*. Dass einige neutra einen plural auf *-er* bilden, hätte unerwähnt bleiben können; zum wenigsten wäre ein anderes beispiel als das späte *reder*

beizubringen gewesen. S. 168 z. 6 v. o heisst es: Pron. *sich* ist nur als acc. gebraucht; der dativ lautet *im*. Etwa auch im plural? Aber ganz abgesehen von den besprochenen einzelheiten erscheint mir der abriss so dürftig, dass ich ihn in dieser form überhaupt nicht für brauchbar halten kann. Wollen ihn die herausgeber nicht ganz fallen lassen, so werden sie sich zu einer gründlichen umarbeitung entschliessen müssen. Freilich ist mir fraglich, ob sie in diesem falle mit vier seiten auskommen werden.

FRANKFURT A. M. J. SCHMEDES.

Alfred Götze, Die hochdeutschen drucker der reformationszeit. Straßburg, Trübner 1905. XIII, 127 s. 79 tafeln. 10 m.

Das schmuck ausgestattete büchlein will zur bestimmung von drucken der reformationszeit helfen, deren heimat und presse nicht angegeben ist. Wie der verfasser in der einleitung (s. VI) ausführt, sind bei diesen datierungen nach möglichkeit stets drei punkte zu beobachten und genau nachzuprüfen: die typen, die titeleinfassungen und sonstigen zierstücke, die mundart des druckers. So hat auch das buch drei teile. Im ersten werden kurze biographien von 79 druckern gegeben, das wesen ihres verlags angezeigt und die hervorstechendsten eigentümlichkeiten ihrer sprache zusammengestellt. Der zweite teil enthält von 194 titeleinfassungen die beschreibung, die namen der benutzer und angaben über evtl. vorkommende nachschnitte. Im dritten endlich finden wir eine nachbildung von typenbeständen der im 1. teil aufgeführten drucker. Dabei ist die grenze von 1530 wol kaum überschritten worden.

Die bibliographischen vorbemerkungen sollen nach der absicht des verfassers (s. X) keinen neuen stoff zu den lebensbeschreibungen der behandelten personen bringen, sondern nur in dem rahmen der druckbestimmung ist ihr inhalt zu betrachten. Z. b. sollen sie verhüten, dass man einen Lutherdruck einem strengen katholiken zuschreibe, oder eine schrift von 1525 einem manne zuweise, der bereits 1522 gestorben ist. Und unter diesem gesichtspunkt betrachtet genügen die angaben. Ein allgemeiner überblick über die benutzte litteratur wird s. XI gegeben. Aber bei einer ganzen reihe von druckern ist der verf. selbst über dies umschränkte ziel hinausgegangen, indem er die besondere litteratur und die neuesten forschungen anführt.

Anderseits sind einige drucker, die als besitzer von titelbordüren erscheinen, im 1. und 3. teil des buches nicht berücksichtigt. Gewiss sind sie von untergeordneter bedeutung. Zum teil hat ihre ausschaltung aber auch wol ihren grund darin, dass mit angabe der presse versehene texte schwer aufzutreiben waren. Unter den 7 drucken z. b., die A. v. Dommer, Lutherdrucke auf der Hamburger stadtbibliothek, mit gutem recht Martin Landsberg in Leipzig zuweist, trägt keiner ein volles impressum. Auch Weller gibt nur einen, 1068 (s. 455), aus dieser officin an, der den namen des druckers hat. Indessen hätte Landsberg wol mindestens ebenso gut wie Joh. Schwan (nr. 65) verdient, im 3. teil, natürlich unter entsprechendem hinweis, eine stelle zu finden, denn seine grösseren typen weisen einen recht eigenartigen ductus auf. (Mir liegt gerade Panzer 1143 vor).

Auch Johann Loersfeld ist nicht vertreten. Im dritten teil wäre das auch kaum nötig gewesen, da er meistens die Trutebulschen lettern benutzt. Aber wie er unter dem artikel nr. 30 — Trutebul — als nachfolger dieses druckers in Erfurt genannt wird, hätte auch hier auf seine bedeutung für das Marburger druckwesen hingewiesen werden können. Vgl. dazu A. v. Dommer, Die ältesten drucke aus Marburg in Hessen (Marburg 1892) s. 1 fgg.

Zu nr. 13 ist zu bemerken, dass Erlinger allerdings auch deutsche drucke anfertigt; so tragen Panzer 2083 und Weller, Nachtrag (3822) sein volles impressum. Panzer 3103 lässt sich Jacob Fabri in Speyer zuweisen, dessen tätigkeit damit auch für 1526 belegt wäre.

Im zusammenhang mit den biographien sind, wie schon oben erwähnt, kurze zusammenstellungen der sprachlichen eigenarten der drucker gegeben. Sie verfolgen rein praktische zwecke und sind in diesem sinne als wertvoll zu begrüssen.

Die titeleinfassungen sind recht geschickt nach der grösse angeordnet; fast durchweg ist die beschreibung klar und vollständig.

Im folgenden einige ergänzungen und berichtigungen! S. 26 wird von Th. Anshelm gesagt: "titeleinfassungen verwendet er wol nirgends." — Dabei führt der verf. selbst unter nr. 82 eine an. Eine andere trägt z. b. Panzer 1045. Sie besteht aus zwei seiten- und einer oberen schmalen querleiste. In dieser ein gepanzerter knabe, der sich mit einer hand auf einen schild stützt. Hinter ihm eine stilisierte pflanze mit verschiedenen emblemen, unter anderm ein schild. In den zierraten der rechten leiste oben ein engelskopf, in der linken oben eine kurze säule mit herabhängenden quasten, darunter ein bienenkorbähnliches gefäss, unter den sonstigen verzierungen vier kaulquappenähnliche gebilde.

In der beschreibung von nr. 39 ist ein kleiner irrtum: Der rechte engel sucht den wilden mann mit einer schlinge emporzuziehen, die kugelartischocke hängt an einem zweige des baumes. Übrigens wird die einfassung auch als schmuckstück verwandt, so in Weller 1792, wo sie Huttens, und Panzer 1492, wo sie Luthers ganzbild umrahmt. In beiden fällen ist das spruchband ohne inschrift.

Die bordüre 74 trägt zunächst die jahreszahl 1520, z. b. Panzer 1158. Später wird die eine hälfte der 0 weggeschnitten, sodass 1521 entsteht.

Zwischen den nrr. 65 und 77 scheint mir ein unterschied nur in der zusammensetzung aus 4 stücken bei 77 gegen eins bei 65 zu beruhen. Denn abgesehen von der jahreszahl passt die beschreibung von 65 auch durchaus für einen mir vorliegenden druck des Egidius Fellenfürst, Panzer 1291. Die greife der nr. 77 (in 65 'drachen mit bärtigen männerköpfen') kehren in anderer umgebung wider auf der bordüre von Weller 2346. Diese besteht aus 4 stücken, das obere 112 mm lang, 17 mm breit, das untere 112 lang, 19 breit, die mitttleren je 96 lang, 22 breit. Schriftfeld 96 : 69. Oben eine fruchtschale, von der nach rechts und links eine art maiskolben ausgehen, in der unteren leiste die greife. Die seitenleisten haben fast gleiche zeichnungen, schwere, mit reichem blattschmuck versehene säulen, in der mitte jeder eine schalenähnliche ausbuchtung. In diese ragt ein blatt hinein, das in ein gesicht ausläuft. Die linke zeichnung ist schattiert, der grund wagerecht schraffiert. Die ausführung des ganzen roh. Der druck ist von Erlinger; vgl. Heller, Leben Georg E. von Bamberg, 1837, s. 11. — Wie die greife sind auch die seitenleisten nachschnitte Fellenfürstscher zierstücke. Sie finden sich allein auf Weller 2247, einem nach den typen sicher Fellenfürstschen drucke; vgl. jetzt Höfer, Beiträge zu einer geschichte des Coburger buchdrucks, 1906, s. 28 fg.

Die bordüre 141 hat im urschnitt in mehrfach unterschiedener form Nickel Schirlentz. Vgl. v. Dommer, Lutherdrucke, s. 241 fg. orn. 82. Nr. 188 kommt auf drucken mit impressum von Michel Blum in Leipzig vor, z. b. Weller 400.

Das aufsuchen der titeleinfassungen soll ein stichwörterverzeichnis erleichtern. Aber in manchen fällen scheint mir hier die auswahl nicht glücklich. So würde die reissende einfassung 115 weit deutlicher durch 'kinderkonzert' als durch 'flöte' ge-

kennzeichnet werden. Bei nr. 185 weiss ich nicht, ob überhaupt die striche im vordergrunde reisig bedeuten sollen. Jedenfalls ist 'reisig' als stichwort längst nicht scharf genug. 'Christkind' oder 'Jesusknabe' würde m. e. am besten passen. Auch 'mäuler' in nr. 74 ist nicht characteristisch genug. Vielleicht hülfe 'keulenschwinger' nach der rechten oberen figur am ehesten zur auffindung. Nr. 82 hat als stichwort 'schalmei'. Soweit ich nach dem mir vorliegenden druck Weller 1527 erkennen kann, trägt der betreffende knabe einen dudelsack. Allerdings hat auch Dommer, a. a. o., s. 267, orn. 156, die angabe 'schalmei'. Viel treffender erscheint mir ein überhaupt andres stichwort: ,knabenbalgerei'. Bei nr. 79 gebührt dem fruchtkorb der vorrang vor der kugel. Dann dürfte aber nr. 79 wol identisch mit nr. 76 sein.

Bei der betrachtung der bordüren zum zweck von stichwortaufstellungen wird allerdings eine subjective auffassung weiten spielraum haben. So sollen auch diese ausführungen keinen tadel bedeuten. Den wenigen mängeln gegenüber steht als ein verdienst des verf., in vielen fällen durch solche festgelegten characteristica der einfassungen eine knappe, leicht verständliche bezeichnung ermöglicht zu haben. (Z. b. Lotters klausner-, Schönspergers windradbordüre.)

Die gewaltigste arbeit hat der verf. im 3. teil des buches geleistet, wo er typennachbildungen der im 1. abschnitt behandelten drucker aufführt. Er will, dem zweck des werkes entsprechend, typen von drucken geben, auf denen sich der drucker selbst genannt hat (s. V). Indes ist er diesem grundsatz in einigen nachweisbaren fällen nicht treu geblieben. So lässt sich allerdings sicher erschliessen, dass Eberlins von Günzburg 'Bundsgenossen' bei Pamphilus Gengenbach in Basel gedruckt sind, aber ein impressum tragen sie nicht. Trotzdem gibt Götze auf taf. 17 eine zusammenstellung aus typen des 7., 10. und 13. bundsgenossen. Ferner hat er, gestützt auf ausführungen von Freys und Barge (Centralblatt f. bibliothekswesen 21, 312 fg.), geglaubt, eine besondere art von typen (taf. 59, letzte gruppe) Konrad Kerner aus Straßburg zuweisen zu dürfen. Diese frage ist, wie ich an andrer stelle (Flugschriften aus den ersten jahren der reformation, Halle 1906, heft 3, s. 7 fg.) ausgeführt habe, noch nicht entschieden. Es wäre für eine nachprüfung sicher sehr dienlich gewesen, wenn der verf. in einem kurzen verzeichnis im anschluss an Panzer und Weller, die ja das meiste material zusammenstellen, auskunft über die drucke gegeben hätte, denen seine typenbestände entnommen sind. Wenn auch auf vielen tafeln die titel benutzter drucke reproduciert sind, manchmal vermisst man eine nähere angabe doch sehr (z. b. taf. 3, unten, 45, 58.)

Bei der schwierigkeit und den grossen kosten photographischer nachbildung sind die typen auf zinkographischem wege nach federzeichnungen vervielfältigt worden, die der verfasser auf durchsichtiges papier durchgepaust hatte. Es ist klar, dass bei dieser schwierigen reproduction manche feinheit verloren gehen musste, und zumal die kleinen und kleinsten typengattungen sind davon betroffen worden. Aber in den meisten fällen werden doch bei den druckbestimmungen die grösseren typen ausschlaggebend sein, und so lässt sich sehr wol mit dem gebotenen material arbeiten.

Indes bleibt hier noch viel zu ergänzen, denn selbstverständlich hat der verf. nicht den ganzen typenvorrat seiner drucker erschöpfen können. So hat, um nur einige umfassendere beispiele zu nennen, Siegmund Grimm in Weller 2052 typen derselben art, wie sie Götze als charakteristisch für Alex. Weißenhorn (taf. 12) beibringt. (Derselbe druck hat auch eine bei G. nicht verzeichnete titeleinfassung, die sich widerholt auf dem ebenfalls Grimmschen druck Weller 1702). Nickel Schirlentz verwendet in „Eine Pre- | digt, Mart. Lu- | ther, das man kin-

len halten | solle. | Wittemberg. | MDXXX. genau die typen, die der verf. taf. 73, 2. gruppe, Hans Luft zuweist.

In gewisser weise sehe ich in dieser ergänzungsbedürftigkeit des werkes einen vorzug. Es veranlasst infolge derselben zu einer privaten vervollständigung, die viel leichter unternommen wird im anschluss an das gegebene material, als eine nur auf sich beruhende sammlung. Und so glaube ich auch, dass das büchlein gerade dem anfänger auf dem gebiet der druckforschung eine fülle von anregung verschaffen wird.

Gewiss wird gerade von dem 3. teil des werkes derjenige weniger gebrauch machen, der einen reichen vorrat von originalen zum vergleich heranziehen kann; oft wird das rückgreifen auf originale für jeden, der auf diesem gebiete arbeitet, unbedingt nötig sein. Aber in vielen fällen wird das büchlein genügen, wird insbesondere dem eine stütze sein, der mit nur geringem vergleichsmaterial zu wirtschaften gezwungen ist. Und so ist dieser erste versuch, „dem verfahren der druckbestimmung den charakter des zufälligen nach möglichkeit zu nehmen und es, man verzeihe den anspruchsvollen ausdruck, methodisch zu sichern“, mit dank zu begrüssen.

SUHL. W. LUCKE.

Ernst Kayka, Kleist und die romantik. Ein versuch. (Forschungen zur neueren lit.-gesch. hrsg. von F. Muncker. XXXI.) Berlin, A. Duncker 1906. 210 s. 5 m., subscriptionspreis 4,20 m.

Dem eifrigen, aber in welt und litteratur noch gründlich unerfahrenen verf. ist, wie so manchem, die ausdehnung des themas zum verhängnis geworden. Seine these: Kleist gehöre gar nicht zur romantik und sei durch seine originalität völlig unabhängig (vgl. bes. s. 155fg.), wäre in seiner abhandlung sorgfältig durchzuprüfen gewesen — freilich nicht in Ks. advocatorischer weise, die auch für das 'Käthchen' (s. 145) „selbständige unromantisch-kleistische art“, behauptet. Wenn K. widerholt (so s. 18. 93) momente, die man für Kleists beziehungen zur romantik angeführt hat, als 'gemeingut' der zeit nachweist, so war doch eben zu untersuchen, in wie weit der dichter der 'Hermannsschlacht' und in wie weit die romantiker überhaupt zeitgenössischen anschauungen dienen; und wenn die kräftige ausführung romantisch concipierter figuren schon einen dichter aus dem kreis der romantik ausweist, selbst der verf. der 'Kronenwächter' würde nicht dahin gehören. Nichts aber mangelt K. so völlig, als das vermögen, allgemeinere beziehungen zu erfassen. Er will z. b. keineswegs gelten lassen, dass Kleists charakter und leben romantisch heissen dürfen (s 159fg.). Deshalb wird die damalige mode, viel im bett zu bleiben und zu arbeiten (ich erinnre nur noch für später an Mörike, an Prinz Heinrich den jüngeren von Preussen, Moltkes chef in Rom) für Kleist (s. 187) ganz willkürlich erklärt. Oder jeder gedanke an sadismus wird als 'einfach absurd' (s. 189) oder 'heller wahnsinn' (vgl. s. 197) abgewiesen, und deshalb wird auch das peitschenmotiv im 'Käthchen' (s. 196) so gedeutet, als ob dies motiv in der Griseldissage, in der von Bürger bearbeiteten altengl. ballade 'Graf Robert' usw. gar keine analogie hätte. Mit deductionen wie folgende wird gearbeitet: „Für Kleist war sittliche reinheit religionssache; ein aussereheliche geschlechtsverkehr oder gar ehebruch war unmöglich“ (s. 182)! Wie denn überhaupt Kleist als ein mann von unbeugsamer festigkeit dargestellt werden soll (und das vermittelst einer interpretation des wortes 'Lebensplan' s. 25—50, die durch die von K. selbst angezogenen worte widerlegt wird) — er, der nicht umsonst seine gestalten 'verwirrung des gefühls' zittern lässt.

So verwickelt sich K. denn (s. 187 fg.) bei der besprechung des selbstmordes und der todesaufforderung (s. 195) vollends in wirre hypothesen, und vage vermutungen sind es auch, die den ganzen jener these vorgebauten ersten teil des buches erfüllen. Diese unaufhörlich aus den fingern gesogenen betrachtungen über Franz von Kleist (s. 8. 15) und — immerhin viel besser fundiert — über Wunsch' einfluss auf Kleist (s. 16 fg. wird eigentlich Kleists ganze weltanschauung auf ihn zurückgeführt, s. 151 jede beeinflussung abgestritten!); dies unaufhörliche 'zweifellos' (s. 15), 'wer könnte da noch zweifeln' (s. 25), 'es wird also auch' (s. 41), 'es wird wol nicht —' (s. 47), 'L. Wieland wird wol seinen freund auf das Guiskardproblem gebracht haben' (s. 77), 'Wieland wird gebeten haben' (s. 82) usw. usw.; schliesslich die bekräftigung dieser ebenso unbeweisbaren als überflüssigen annahmen durch fortwährendes schimpfen auf 'absurde urteile' (s. 112), 'heillose verständnislosigkeit' (s. 146) usw. usw. — all das macht die lectüre höchst unerfreulich und kann leicht die wirklichen vorzüge übersehen lassen.

Diese liegen in einer zwar übertreibenden, im kern aber richtigen contrastierung Kleists mit den romantikern, zu denen er persönlich oder litterarisch in berührung trat, vor allem mit Z. Werner (den K. freilich s. 101 fg. doch zu arg behandelt, aber 'das schmierigsüssliche' ist nicht schlecht gesagt!), zu Adam Müller (s. 109. 121. 136) und Fouqué (s. 126. 141); in hübschen aufdeckungen von motivkeimen (wie s. 9 fg. zur „Deutschen monatsschrift") und mancher brauchbaren berichtigung zu den forschungen R. Steigs (s. 138, Kleists christlicher standpunkt bestritten s. 130) und anderer. Besonders sei noch auf den versuch hingewiesen, Zschokkes 'Alamontade' (s. 72) für das verständnis von Kleists jugend fruchtbar zu machen.

Dagegen muss auch die verwahrlosung des stils gerügt werden, die neuerdings sich oft verletzend gerade in die nähe unserer grossen künstler wagt. Ein gutes deutsch zu schreiben ist für den deutschen litterarhistoriker wichtiger als die ersetzung des wortes 'national' (s. 142) durch 'völkisch'!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

Das fremdwort im Deutschen. Von dr. **Rudolf Kleinpaul.** Dritte, verbesserte auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche verlagshandlung 1905. 152 s. 80 pf. (Sammlung Göschen).

Kleinpauls fremdwörterbüchlein ist flott geschrieben in leichtverständlicher darstellung und übersichtlicher gliederung. Auch ist der verfasser keiner von den grimmigen verdeutschungseiferern. Diesen guten eigenschaften verdankt das werkchen wol, und mit recht, eine dritte auflage. Wer sich aber wissenschaftlich mit dem fremdwort beschäftigen will, muss sich an schwerfälligere hilfsmittel wenden.

HEIDELBERG. GUSTAV EHRISMANN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Beowulf. — Schück, Henrik, Folknamnet Geatas i den fornengelska dikten Beowulf. [Upsala universitets årsskrift 1907, 2.] Upsala, Almqvist & Wiksell 1907. 45 s.

Bruckner, Wilh., Über den *barditus.* Basel 1907. [Sonderabdruck aus der Festschrift zur 49. versammlung deutscher philologen und schulmänner.] 15 s.

Ebernand von Erfurt. — Priest, G. M., E. v. E., zu seinem leben und wirken. Jena, Anton Kämpfe 1907. 102 s.

Edda Sæmundar. — Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von Hugo Gering. 3. auflage. [Bibl. der ältesten deutschen literatur-denkmäler. VIII.] Paderborn, F. Schöningh 1907. XII, 229 s. 5,40 m.

Edda Snorra Sturlusonar Finnur Jónsson bjó til prentunar. Reykjavík, Sigurður Kristjánsson 1907. VIII. 429 s. 2,50 kr.

Falk, H. S. und **Torp, Alf,** Norwegisch-dänisches etymologisches wörterbuch. Mit unterstützung der verfasser fortgeführte deutsche bearbeitung von Herm. Davidsen. Lief. 1: A—blege. Heidelberg, Carl Winter 1907. [Das werk ist auf etwa 75 bogen berechnet, die in monatlichen lieferungen von je 5 bogen zur ausgabe kommen. Preis der lieferung 1,50 m.]

Gebhardt, Aug., Grammatik der Nürnberger mundart. Unter mitwirkung von Otto Bremer. [Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten. VII.] Leipzig, Breitkopf & Härtel 1907. XVI, 392 s. 12 m.

Greff, Joachim. — Buchwald, Reinhard, J. G., untersuchungen über die anfänge des renaissancedramas in Sachsen. Leipzig, R. Voigtländer 1907. [Probefahrten.. hrg. von Alb. Köster. 11.] X, 89 s. 3,60 m.

Greif, Martin. — Kosch, Wilhelm, Martin Greif in seinen werken. Leipzig, C. F. Amelang 1907. VIII, 174 s. 2,50 m.

Hebbel. — Frenkel, Joach., Fr. Hebbels verhältnis zur religion. [Hebbel-forschungen hrg. von R. M. Werner und W. Bloch-Wunschmann. II.] Berlin, B. Behr 1907. VI, 103 s. 2,50 m.

Heinrich von Hesler, Apokalypse, aus der Danziger handschrift herausg. von Karl Helm. [Deutsche texte des mittelalters herausg. von der kgl. preuss. akademie der wissenschaften. VIII.] Berlin, Weidmann 1907. XX, 415 s. u. 2 taff. 12 m.

Heinzel, Richard, Kleine schriften herausg. von M. H. Jellinek und C. v. Kraus. Heidelberg, Carl Winter 1907. VIII, 456 s. 12 m.

Hille, Curt, Die deutsche komödie unter der einwirkung des Aristophanes. [Breslauer beiträge zur lit.-gesch. 12.] Leipzig, Quelle u. Meyer 1907. VI, 180 s. 5,75 m.

Jónsson, Finnur, Den islandske litteraturs historie tilligemed den oldnorske. København, Gad 1907. (VIII), 453 s. 7 kr.

Kleist, Heinr. von. — Roetteken, H., Heinr. v. Kleist. [Wissenschaft und bildung hrg. von Paul Herre. 22.] Leipzig, Quelle u. Meyer 1907. IV, 148 s. geb. 1,25 m.

Leopold, Max, Die vorsilbe *ver-* und ihre geschichte. [Germanist. abhandlungen . . hrg. von Fr. Vogt. 27.] Breslau, M. & H. Marcus 1907. VIII, 286 s. 10 m.

Leyen, Friedr. v. d., Einführung in das gotische. [Handbuch des deutschen unterrichts an höheren schulen hrg. von Ad. Matthias. II, 1.] München, C. H. Beck 1908. X, 181 s. 3,20.

Mauthner, Fritz, Die sprache. [Die gesellschaft herausg. von Martin Buber. IX.] Frankfurt a. M., Rütten u. Löning o. j. 120 s. cart. 1,50 m.

Nicolaus von Jeroschin. — Ziesemer, Walther, Nicolaus von Jeroschin und seine quelle. [Berliner beiträge zur german. und roman. philologie. XXXI.] Berlin, E. Ebering 1907. VIII, 158 s. 4,50 m.

Odoaker. — Imelmann, Rud., Zeugnisse zur altenglischen Odoakerdichtung. Berlin, Springer 1907. 47 s. und 1 taf. 2 m.

Olrik, Axel, Nordisk aandsliv i vikingetid og tidlig middelalder. Københ. og Krist., Gyldendal 1907. 110 s.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. **Häfte 34: Dam — darwinism.** Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Pehrsson) 1907. sp. 225 — 384. 1,50 kr. — Häfte 35: Betacka — beträda. 1907. sp. 1921 — 2080. 1,50 kr.

Platen. — Richter, Konr., Bemerkungen zu Platens reimen. 1. heft. Bukarest [Berlin, Mayer & Müller] 1907. (II), 48 s. 1,25 m.

Peetzsch, Albert, Studien zur frühromantischen politik und geschichtsauffassung. [Beiträge zur kultur- und universalgeschichte hrg. von Karl Lamprecht. III.] Leipzig, Voigtländer 1907. VIII, 113 s. 3,60 m.

Probst, Peter, Dramatische werke, eingel. und herausg. von Emil Kreisler. [Neudrucke deutscher lit. werke des 16. und 17. jhrs., nr. 219 — 221.] Halle, Niemeyer 1907. XVIII, 141 s. 1,80 m.

Schiller. — Bartels, Rud., Zu Schillers: Das ideal und das leben. Halle, Waisenhaus 1907. 46 s. 1 m.

Sütterlin, Ludw., Die deutsche sprache der gegenwart. 2. aufl. Leipzig, Voigtländer 1907. XXVIII, 451 s. u. 2 taff. 7 m.

Tilo von Kulm, Gedicht von siben ingesigeln, aus der Königsberger handschrift herausg. von Karl Kochendörffer. [Deutsche texte des mittelalters herausg. von der kgl. preuss. akademie der wissensch. IX.] Berlin, Weidmann 1907. XII, 110 s. und 2 taff. 3,60 m.

Tschersig, Hubert, Das gasel in der deutschen dichtung und das gasel bei Platen. [Breslauer beiträge zur lit.-gesch. 11.] Leipzig, Quelle u. Meyer 1907. XII, 229 s. 8 m.

Wackenroder. — Dessauer, Ernst, Wackenroders 'Herzensergiessungen eines kunstliebenden klosterbruders' in ihrem verhältnis zu Vasari. Eine lit.-histor. untersuchung. Berlin, Alex. Duncker 1907. 60 s. 1 m.

Walther von der Vogelweide. — Die gedichte W's v. d. V. 7. ausgabe von Karl Lachmann, besorgt von Carl v. Kraus. Berlin, G. Reimer 1907. XXIV, 230 s. 4 m.

Weigand, Fr. L. K., Deutsches wörterbuch. 5. aufl. ... neu bearb. von Karl v. Bahder, Herm. Hirt u. Karl Kant; hrg. von H. Hirt. 1. lieferung. A — beipflichten. Giessen, Alfr. Töpelmann 1907. 192 sp. [Subscriptionspreis für 12 lieferungen von zusammen 150 bogen etwa 19 m.]

Weightman, Jane, The language and dialect of the later old english [anglosaxon] poetry. [Promotionsschrift.] Liverpool, University press. 1907. VIII, 76 s. 4 sh. 6 d.

NACHRICHTEN.

Professor dr. O. F. Walzel in Bern wurde an die technische hochschule in Dresden berufen; in seine stelle tritt der privatdocent dr. Harry Maync aus Marburg.

Der privatdocent dr. Robert Petsch in Heidelberg ist zum ausserordentlichen professor ernannt worden.

Es habilitierten sich für neuere deutsche litteraturgeschichte dr. Eduard Castle in Bern und dr. Spiridion Wukadinović an der deutschen hochschule in Prag.

Professor dr. Edward Schröder in Göttingen wurde zum geheimen regierungsrat ernannt, professor dr. Andreas Heusler in Berlin zum ordentlichen mitgliede der kgl. akademie gewählt.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

SOPHUS BUGGE[1].

(Nach dem manuscript des verfassers aus dem norwegischen übersetzt.)

Als Sophus Bugge am 8. juli 1907 starb, fand ein reiches wissenschaftliches leben seinen abschluss, das mehr als ein halbes jahrhundert umspannte und den schatz unserer erkenntnis durch zahlreiche sichere, z. t. höchst bedeutende ergebnisse bereicherte, aber vielleicht in noch höherem grade durch die anregungen, die von seinen forschungen nach den verschiedensten richtungen ausgiengen, epochemachend geworden ist. Mit wehmut vernahmen die fachgenossen in der nähe und ferne die nachricht von seinem tode. Er selbst sah in jedem mitforscher einen freund, und in freundschaftlicher gesinnung wird man jetzt des heimgegangenen gedenken. Am grössten war der verlust für sein eigenes land, dessen nationale entwicklung er mächtig förderte, und für die nachbarvölker, denen seine wirksamkeit ebenfalls in reichem maße zu gute kam, da er allezeit den norden als sein vaterland im weiteren sinne betrachtete. Am allermeisten wird er jedoch in dem kleinen kreise der angehörigen unserer landesuniversität vermisst werden, die das glück hatten, täglich mit dieser reinen und warmherzigen persönlichkeit zu verkehren und von seiner anregenden belehrung nutzen zu ziehen. Ein herzlicher dank sei daher das erste wort in diesen zeilen, die wir dem andenken Sophus Bugges, des grossen forschers und trefflichen mannes, weihen.

Elseus Sophus Bugge wurde zu Larvik, in der alten, an historischen erinnerungen reichen landschaft Vestfold, am 5. januar 1833 geboren. Sein vater war der kaufmann Alexander Bugge, der kurze

1) Ein vollständiges verzeichnis von Sophus Bugges gedruckten schriften ist von mir gegeben worden in den *Sproglige og historiske Afhandlinger viede Sophus Bugges Minde* (Christ. 1908) s. 285 – 94. In dem vorliegenden nekrolog sind seine sämtlichen wissenschaftlichen arbeiten aufgeführt. Dagegen ist in der regel nicht rücksicht genommen auf die referate über seine vielen vorträge in der gesellschaft der wissenschaften zu Christiania, selbst wenn diese kurz von sonst nicht veröffentlichten resultaten seiner forschung berichten. Auch die zahlreichen beiträge, die B. ohne überschrift oder titel zu den schriften anderer gelehrter beisteuerte, sind hier in der regel übergangen.

zeit offizier gewesen war; seine mutter war eine tochter des predigers J. F. Sartz. Bugge wurde sehr früh für das studium bestimmt; er meinte sich zu erinnern, daß er bereits in seinem 8. jahre mit dem lateinlernen begann.

„In meinen schuljahren", erzählt Bugge selbst in den von ihm angefangenen 'Kindheitserinnerungen'[1], „wurden die freistunden und sommerferien vielfach dazu benutzt, im lande herumzuwandern und eins oder das andere nach der natur zu zeichnen. Damit verband sich bald das interesse für die überbleibsel aus der vorzeit und dem altertum. Ich zeichnete die inschriften aus den zeiten der dänischen könige nach, die in der nähe des schulhofes in den fels eingehauen waren; später grabhügel, bautasteine u. ähnliches . . . Ich habe niemals gehört, dass irgend jemand aus meiner familie sich mit dem beschäftigt hat, was das hauptstudium meines lebens wurde. Ebensowenig bin ich mir bewusst, dass ich durch eine von einem lehrer oder schulkameraden empfangene anregung darauf geführt worden bin. Es tauchte unwillkürlich in mir auf und erfüllte allmählich mehr und mehr meine gedanken." „In einem von meinen letzten schuljahren erwarb ich zufällig Riemers griechisches wörterbuch, worin viele wilde und allzu kühne etymologische combinationen sich finden. Ich erinnere mich, dass ich den ersten abend, den ich in dem buche las, wie im fieber war. Schon während ich auf der schule war, begann ich wörter und ausdrücke aufzuzeichnen, die in und bei Larvik gebräuchlich waren, der gewöhnlichen schriftsprache dagegen nicht angehörten. Vom altnorwegischen hatte ich als schuljunge nicht sonderlich viel gelernt; dagegen war ich in Aalls übersetzung der königsagas gut zu hause. Mein rector lieh mir in den letzten jahren, in denen ich die schule besuchte, verschiedene sprachwissenschaftliche werke, u. a. Buttmanns Lexilogus und Schencks etymologisches lateinisches wörterbuch."

1848 wurde Bugge student, und nun begannen seine studienjahre an der universität Christiania, die bis zum december 1857 sich erstreckten. Von seinen norwegischen lehrern erinnerte er sich in späterer zeit mit besonderer dankbarkeit des historikers und sprachforschers P. A. Munch, 'des mannes mit dem genialen blick im auge', des von der natur so reich ausgestatteten forschers, der 'mit spielender leichtigkeit alle gebiete beherrschte, die er untersuchen musste, um die vorzeit seines volkes aufzuhellen'. Zu Bugges lehrern gehörte ferner Rudolf

1) Diese Erinnerungen wurden nach seinem dictat im jahre 1903 niedergeschrieben und waren ursprünglich nur für seine kinder bestimmt. Sie sind jetzt herausgegeben in der norweg. zeitschrift 'Samtiden' 1907 s. 397—405.

Keyser, 'eine von Munch weit verschiedene natur, weniger umfassend, ruhiger und minder vorwärtsstürmend. Keyser war es, der zuerst das studium unserer alten sprache und der in ihr geschriebenen isländischen und norwegischen litteratur an unserer universität einführte. Durch seine vorlesungen wirkte er bedeutender als Munch. Sie waren sorgfältig ausgearbeitet und wurden in zierlicher form vorgetragen, während Munchs vorlesungen häufig die formlosigkeit der improvisation, zuweilen aber auch deren frische besassen, mit funkelnden lichtblicken dazwischen[1].' Endlich muss von Bugges norwegischen lehrern sein späterer langjähriger freund und college, der gründliche classische philolog L. C. M. Aubert genannt werden.

Wie so viele grosse männer begann Bugge mit wilden, aber grossartigen phantasien. Er warf sich auf die abstrusesten fragen und wollte die grössten aufgaben mit unzureichenden hilfsmitteln lösen. Riemers lexikon veranlasste seine erste abhandlung, eine arbeit über die griechische etymologie, die man ihm abriet drucken zu lassen. Bald aber lernte er Bopps grundlegende werke über vergleichende sprachforschung kennen, und kaum 20 jahre alt konnte er selbst als selbständiger vergleichender sprachforscher auftreten. Jetzt folgte in seinen studentenjahren eine arbeit rasch der andern. In Kuhns zeitschrift (II—VI und VIII) veröffentlichte er in den jahren 1853—1859 zehn aufsätze, von denen die meisten beiträge zur erklärung oskischer und umbrischer sprachformen und inschriften enthielten. 1857 schrieb er ausserdem 'Vermischtes aus der sprache der Zigeuner' (Beiträge zur vergl. sprachforschung I, 139—155). Er beschäftigte sich jedoch auch mit germanischen sprachen, besonders mit dem nordischen. Seine zweite abhandlung in Kuhns zeitschrift (III, 26—34) behandelt 'Altnordische namen' (*-ríðr; Jór- = Jǫfur-;* etymologische erklärung des Odinsnamens *Hroptr*). Im IV. bande (s. 241—256) derselben zeitschrift schrieb er über 'Die formen der geschlechtlosen persönlichen pronomina in den germanischen sprachen' (1855) und in band V ('Althochdeutsch und gotisch', s. 59—61) gibt er eine zusammenstellung 'einiger spracherscheinungen im ahd., die sich nicht aus dem got. herleiten lassen'.

In den genannten — rein sprachlichen — jugendarbeiten erwies sich Bugge bereits als reifer, selbständiger forscher. Seine kenntnisse waren schon damals bedeutend, seine beobachtungsgabe scharf und der scharfsinn und die sicherheit in seinen erklärungen erstaunlich. Die

1) Bugges charakteristik dieser seiner beiden lehrer in einer warm empfundenen gedächtnisrede, in der er kurz vor seinem tode, am 14. mai 1907 das andenken P. A. Munchs feierte (gedruckt in 'Samtiden' 1907, s. 337—46).

arbeiten des jungen studenten über oskische und umbrische inschriften brachten viele wertvolle beiträge zum verständnisse des baues dieser sprachen und zur deutung ihrer denkmäler.

Bugges allererste wissenschaftliche arbeit behandelte jedoch einen stoff aus dem gebiete der norwegischen sprachforschung, und in seiner ganzen studienzeit beschäftigte er sich auch mit der norwegischen sprache und den norwegischen volksüberlieferungen, einem gebiete, auf dem seine wirksamkeit bald von weitreichender bedeutung werden sollte.

In demselben jahre, in dem Bugge die universität bezog, gab der geniale volksschullehrer Ivar Aasen seine grammatik der neunorwegischen mundarten (*'Det norske folkesprogs grammatik'*) heraus, und zwei jahre später (1850) folgte sein wörterbuch (*'Ordbog over det norske folkesprog'*). Diese beiden werke sind für das ganze spätere studium der norwegischen sprache grundlegend geworden. Auf den jungen Bugge machten sie einen gewaltigen eindruck. Kurze zeit, nachdem Aasens wörterbuch erschienen war, sandte er an Langes *Tidsskrift for videnskab og litteratur* eine abhandlung: *Om consonant-overgange i det norske folkesprog*, die 1852 im V. bande dieser zeitschrift (s. 201—216) gedruckt wurde. Besonders bemerkenswert sind bereits in dieser seiner ersten arbeit die ausgedehnten sprachkenntnisse des noch nicht 20jährigen studenten, die ihn in den stand setzen, consonantenübergänge im norwegischen durch zahlreiche analogien aus näher und ferner stehenden sprachen zu beleuchten. Schon hier begegnet uns bei Bugge die erstaunliche befähigung, parallelen für laut- und bedeutungsübergänge zu finden, eine gabe, die wir in seinen späteren arbeiten so oft bewundern müssen.

Ein zeugnis derselben nationalen begeisterung wie Aasens schriften waren die bestrebungen, die seit den vierziger jahren sich das ziel setzen, unsere volksüberlieferungen aufzuzeichnen. 1842—43 gaben P. Chr. Asbjørnsen und Jørgen Moe ihre erste sammlung norwegischer volksmärchen (*Norske folkeeventyr*) heraus, und 1852—53 erschien Landstads reichhaltige sammlung norwegischer volkslieder (*Norske folkeviser*). Dies sind wichtige glieder in der geschichte unserer nationalen widergeburt, nicht minder fruchtbringend für das norwegische geistesleben als für Deutschland die 'Kinder- und hausmärchen' und 'Des knaben wunderhorn'. Auch Bugge wurde von der starken nationalen strömung, die um die mitte des vorigen jahrhunderts einsetzte, fortgerissen. Schon ein jahr nach dem abschlusse der Landstadschen ausgabe der volkslieder behandelte er in Langes *Tidsskrift* (VII, 102—21; 192) das eigentümliche, mit den *Sólarljóð* nahe verwandte norwegische gedicht *Draumekvæe*, von dem mehrere varianten in der abgelegenen

gebirgslandschaft Telemarken aufgezeichnet waren. Ihn ergriff ein brennender eifer alles niederzuschreiben und zu retten, was von alten erinnerungen noch in den gebirgstälern Norwegens im volksmunde lebte. 1856 und 1857 bereiste er mit öffentlicher unterstützung das obere Telemarken und hatte das glück, viele früher unbekannte alte lieder zu sammeln, sowie ursprünglichere und vollständigere oder wesentlich abweichende aufzeichnungen von schon vorher veröffentlichten zu erlangen. 1858 erschien seine wertvolle sammlung von volksliedern (*Gamle norske folkeviser,* Christiania 1858, 156 s.). In dieser ausgabe verfuhr Bugge mit streng philologischer akribie und gab in den anmerkungen wie im glossar viele wichtige, namentlich sprachliche beiträge zur erklärung der lieder. Das buch umfasst jedoch nur einen kleinen teil von Bugges reichhaltigen sammlungen volkstümlicher überlieferungen, von denen noch vieles ungedruckt ist[1].

Im december 1857 schloss Bugge seine universitätsstudien in Christiania ab, und ein jahr darauf erhielt er ein öffentliches stipendium zu einem zweijährigen studienaufenthalt im auslande. Den grössten teil dieser zeit brachte er in Kopenhagen zu, wo er unter Westergaards leitung sanskrit trieb und Madvigs vorlesungen über klassische philologie besuchte. Zu diesem trat Bugge später in ein nahes persönliches verhältnis; er lernte, wie er selbst sagte, von Madvig mehr 'draussen im grünen wald', als zwischen den büchern im studierzimmer. In dem jungen forscher auf dem volkskundlichen gebiete Svend Grundtvig fand Bugge auch bald einen freund, mit dem ihn zahlreiche gemeinsame interessen verbanden. Die zeit, die er als jüngling in Kopenhagen verlebte, bewahrte Bugge stets in dankbarer erinnerung, und er verdankte ihr viel für seine persönliche entwicklung. Mit verschiedenen unterbrechungen studierte er auch (während der Kopenhagener ferien) etwa acht monate in Berlin bei Albrecht Weber (sanskrit, pali, avestisch), dessen lebhaften und anregenden vortrag er besonders schätzte, und bei Moritz Haupt; auch hörte er einzelne vorlesungen von Kiepert. Eine liebe erinnerung an den aufenthalt in Berlin knüpfte sich für Bugge an einen abend, den er zusammen mit seinem lehrer P. A. Munch in dem heim der brüder Grimm zubringen durfte.

Aus briefen, die Bugge von Kopenhagen und Berlin an seinen lehrer, professor Aubert, sandte[2], ersehen wir, dass er vor allem be-

1) In der dänischen zeitschrift *Folke,* bd. I (1859) s. 351—371, hat B. noch als nachlese eine kleinere zahl von volksliedern aus dem oberen Telemarken mitgeteilt.

2) *To ungdomsbreve fra Sophus Bugge*, gedruckt in den *Afhandl. viede Bugges Minde* s. 278—84.

strebt war, sich sichere und umfassende sprachkenntnisse anzueignen, um bei späteren selbständigen forschungen darauf fussen zu können. 'Es ist mir mehr und mehr klar geworden', schreibt er im jahre 1858, 'dass ich um einigermassen gründliche kenntnisse im sanskrit zu erlangen, diese sprache während meines aufenthaltes an den ausländischen universitäten zu meinem hauptstudium machen muss'. Noch im frühling 1860 treibt er beständig bei Westergaard sanskrit. 'Ausserdem höre ich bei dem eben erst angestellten docenten Smith polnisch und litauisch; besonders die altertümliche litauische sprache interessiert mich sehr, und ich hoffe darin tüchtig vorwärts zu kommen. Endlich höre ich bei professor Mehren die anfangsgründe des arabischen. Ich liess mich auch darauf ein, weil arabisch notwendig ist um persisch zu lernen und weil ich ungern aller kenntnisse in den semitischen sprachen bar wäre'. Allmählich aber trat eine nicht ganz unerhebliche änderung seiner studien ein. Bisher beschränkten sich Bugges selbständige arbeiten wesentlich auf zwei gebiete: vergleichende sprachwissenschaft (mit besonderer berücksichtigung der italischen und germanischen sprachen) und norwegische volksüberlieferungen (mit stetem hinblick auf die vergleichende indogermanische mythologie). In Kopenhagen wurde er jedoch mehr und mehr durch die alte isländische und norwegische litteratur gefesselt, besonders durch die götter- und heldenlieder der älteren Edda, die durch manche fäden mit der neuern volksdichtung verbunden waren. So schreibt er 1858 von Berlin aus über die ersten monate seines Kopenhagener aufenthalts: 'Jeden tag sass ich auf den bibliotheken . . Hier durchmusterte ich und copierte zum teil die sammlungen der færöischen lieder, die, wenn man sie mit den unsrigen vergleicht, grosse ausbeute gewähren; auch machte ich mich einigermassen mit den besten handschriften der älteren Edda bekannt, die ich bei dem nächsten aufenthalte daselbst vollständig zu collationieren hoffe; das wird gewiss keine überflüssige arbeit sein'. 1860, als seine studien im auslande ihrem abschlusse nahe waren, schrieb er ferner: 'Jeden tag pflege ich, wenn der zustand meiner augen es zulässt, auf den bibliotheken zu sitzen und isländische handschriften abzuschreiben. Namentlich hoffe ich mit der untersuchung der handschriften der älteren Edda vollständig fertig zu werden. Ich verglich auch einige handschriften derjenigen sagas, die — ohne genügende kritik — in den *Fornaldarsögur* herausgegeben sind, und hätte nicht übel lust, einige davon von neuem zu edieren. Endlich habe ich auch einige neuere sammlungen norwegischer wörter und sprichwörter abgeschrieben. — Zu hause beschäftige ich mich meistens mit altnorwegisch, volksdichtung,

sanskrit und angelsächsisch'. 'Ich hätte gerne . . eine abhandlung (Textkritische bemerkungen zur älteren Edda) an die Gesellschaft der wissenschaften eingesendet. Aber sie passt dort nicht recht hin, da sie eigentlich kein abgeschlossenes ganze bildet, sondern aus zerstreuten bemerkungen besteht. Überdies finde ich immer mehr zu bemerken, je tiefer ich in die ältere Edda eindringe. Wenn ich alle handschriften verglichen habe, werde ich besser imstande sein, meine beiträge mitzuteilen, die, wie ich hoffe, für eine neue ausgabe nicht ohne bedeutung sein werden'.

Kurz vor seiner heimkehr nach Norwegen im jahre 1860 war Bugge durch seine ernennung zum 'stipendiaten (besoldeten docenten) für vergleichende sprachwissenschaft und sanskrit' fest an die universität Christiania geknüpft worden. Es war ihm also damals noch nicht klar, dass seine lebensaufgabe auf dem heimischen boden lag. 1864 meldete er sich zu der durch C. A. Hagbergs tod erledigten professur der nordischen sprachen an der universität Lund. In Christiania hatte man jedoch längst seine seltene und vielseitige begabung erkannt, und um unserem lande einen mann zu sichern, der 'jeder universität zur zierde gereichen würde', richtete die universität eine eingabe an die regierung, dass für Bugge ein besonderer lehrstuhl errichtet werden möge. 1864 wurde er denn auch lector für vergleichende sprachwissenschaft und zwei jahre später rückte er zum professor dieses faches auf, wobei ihm die verpflichtung auferlegt wurde, auch über altnorwegisch zu lesen. Von jetzt ab ist Bugges künftige wirksamkeit fest bestimmt und umgrenzt. Seine lebensarbeit sollte hauptsächlich der nordischen philologie zu gute kommen; gleichzeitig aber setzte er fast ohne unterbrechung bis an sein ende die schon in seinen studentenjahren begonnenen forschungen in der vergleichenden indogermanischen sprachwissenschaft fort, wobei besonders die italischen sprachen, später auch das damit in verbindung gebrachte etruskische und die kleinasiatischen idiome berücksichtigt wurden. Wir wollen zuerst seine arbeiten auf dem gebiete der nordischen philologie bis zum schlusse der siebziger jahre verfolgen, wo seine ansichten über das geistige leben der nordischen wikingerzeit eine entschiedene änderung erfuhren.

In den sechziger jahren sehen wir, wie Bugge in der nordischen philologie die grenzen seiner forschungen immer weiter nach allen richtungen ausdehnt. Überall rodet er neues land, und überall wächst die ausgestreute saat üppig empor. Zwei wissenschaftliche taten ersten ranges gehören diesen jahren an: die herausgabe der älteren Edda und die deutung der urnordischen runeninschriften.

Bereits 1858 hatte Bugge die vorarbeiten für eine neue Eddaausgabe begonnen, und 1860 hatte er, wie schon erwähnt, verschiedene beobachtungen gemacht, die für diese ausgabe von wichtigkeit werden sollten. Noch in demselben jahre hielt er in der Gesellschaft der wissenschaften zu Christiania einen vortrag über 'das verhältnis zwischen Grógaldr und Fjǫlsvinnsmál, beleuchtet durch ihre vergleichung mit dem dänisch-schwedischen volksliede von Sveidal'. Durch diesen vortrag, der in den *Forhandlinger i Videnskabs-selskabet i Christiania* (1860, s. 123—40) gedruckt wurde, schlägt er eine brücke von den volksliedern — mit denen er sich andauernd beschäftigt, wie er u. a. auch wichtige beiträge zu Svend Grundtvigs *Danmarks gamle folkeviser* liefert — zur älteren Edda. Mit hilfe des Sveidal-liedes wies er nämlich nach, dass die beiden gedichte Grógaldr und Fjǫlsvinnsmál ein einheitliches ganze bilden, das nach Bugges vorschlag jetzt allgemein Svipdagsmál genannt wird.

Zwei jahre später (1862) kündigte ein vortrag über die Hálfs saga[1] Bugges ausgabe der *Norröne skrifter af sagnhistorisk indhold* an (heft 1: *Hálfs saga og Nornagests þáttr*, Christ. 1864; heft 2: *Völsunga saga*, 1865; heft 3: *Hervarar saga*, 1873). Die ausgabe dieser sagas machte den alten abdruck in den *Fornaldar sögur* überflüssig. Die zahlreichen wertvollen anmerkungen sprachlichen und sagengeschichtlichen inhalts beweisen, wie gründlich Bugge bereits jetzt in der altnordischen sprache und litteratur zu hause war. Leider blieb das werk unvollendet, da die bereits vollständig niedergeschriebene einleitung bei einem vortrage im 'Philologischen verein', wo Bugge die wesentlichsten ergebnisse daraus mitteilte, verloren gieng.

1867 erschien dann in Christiania die lange vorbereitete ausgabe der älteren Edda: *Norrœn fornkvæði. Islandsk samling af folkelige oldtidsdigte om Nordens guder og heroer, almindelig kaldet Sæmundar Edda hins fróða* (LXXX, 450 s.). Jetzt, nachdem 40 jahre seit der ausgabe dieses buches verflossen sind, sind wir imstande, die arbeit völlig zu beurteilen und zu würdigen. Ihre bedeutung ist von Sijmons in seiner übersicht über die geschichte der Eddaforschung (Die lieder der älteren Edda, einleitung s. CXV fg.) treffend charakterisiert worden. Nachdem er von der 'unsicherheit und unfruchtbarkeit' gesprochen hat, die zu anfang der sechziger jahre auf den eddischen studien lastete, fährt er fort: 'Bugges ausgabe hat nach zwei seiten in der geschichte der Eddaforschung die bedeutung einer erlösenden tat. Einmal gab sie

1) Ein kurzes referat über diesen vortrag findet sich in den *Forhandlinger i Videnskabs-selskabet i Christiania* (1862, s. 40—41).

zum ersten male ein mit der äussersten sorgfalt und vollkommenster sachkenntnis hergestelltes, getreues und vollständiges bild der gesamten handschriftlichen überlieferung . . .' Sie darf 'als die eigentliche editio princeps der Eddalieder bezeichnet werden, die alle früheren editionen mehr oder weniger überflüssig machte und für alle nachfolgenden die gesicherte basis bot. Zweitens aber hat Bugge mehr als irgend ein anderer vor oder nach ihm durch geniale textkritik und durch eine fülle anregender und scharfsinniger bemerkungen in den fussnoten, den 'Tillæg og rettelser' (s. 388—449) und dem nachtrag in den 'Aarböger' von 1869 [s. 243—76] das verständnis der lieder im einzelnen gefördert . . . Bugges ausgabe [wird] in der wissenschaft der germanischen philologie als eine zierde und ein bleibender besitz ihre stelle behaupten'.

Nun gab es noch eine zweite grosse aufgabe auf dem gebiete der nordischen philologie, die lockend vor Bugges augen lag und zu deren lösung er von seinen epigraphischen studien über italische inschriften und seinen sprachvergleichenden arbeiten reiche voraussetzungen mitbrachte. Am anfange des 19. jahrhunderts hatten die sogenannten 'gotischen' (urnordischen) runen beständig wachsende aufmerksamkeit auf sich gezogen, und mit glück war für die endgiltige deutung dieser runen vorgearbeitet worden. Durch die erklärung der inschrift des goldenen hornes von dem dänischen gelehrten Bredsdorff (1838) und besonders durch die scharfsinnigen und methodischen deutungsversuche des Norwegers P. A. Munch (von denen namentlich seine 1857 veröffentlichte erklärung der Tune-inschrift hervorzuheben ist) begann über den inhalt mehrerer urnordischen runeninschriften allmählich ein licht aufzudämmern. Munch war jedoch zu voreilig in den aus seinen deutungen gezogenen schlussfolgerungen über die sprachlichen und ethnographischen verhältnisse des nordens im älteren eisenzeitalter, und nach Munch erfolgte ein rückschritt durch die verfehlten versuche von Dietrich und Stephens. Die aufgabe musste sein, auf Bredsdorffs und Munchs beobachtungen weiter zu bauen, ihre richtigkeit an dem gesamten material zu prüfen und den urnordischen sprachstoff von der germanischen sprachgeschichte aus zu beleuchten.

Im jahre 1865 zog Bugge in einer kurzen notiz über die inschrift des goldenen hornes (*Tidskrift for philologi* V, 317—18) die consequenzen von Munchs beobachtung, dass die rune ᛉ auf den steinen von Tune und Istaby einen *s*-laut oder einen daraus entstandenen *r*-laut
[illegible]ne (Munch hatte 1857 diese rune durch *z* transscribiert). Bugge
[illegible]eweis, dass die rune auch auf dem goldenen horne diesen

lautwert habe, und gelangte dadurch zu der endgiltigen lesung dieser inschrift. Er gab hier auch (mit bezug auf éin wort unter vorbehalt) eine übersetzung der legende des goldenen hornes, die spätere forschungen in allem wesentlichen als die richtige bestätigt haben. Bugge schliesst seine kleine notiz mit den worten: 'Die hier gegebene deutung will ich jetzt nicht näher begründen, ehe wir die vollständige ausgabe der inschriften mit den älteren runen von professor G. Stephens erhalten haben'. Aber 'welche bedeutung diese lesung hatte', sagte ein zeitgenössischer dänischer philolog[1], 'zeigte sich ein paar jahre später auf das deutlichste sowol durch . . . Wimmers wie durch Bugges eigene lesung und deutung einer ganzen reihe von inschriften, die mit den älteren runen geschrieben waren'. In seiner kleinen notiz übersetzt Bugge die inschrift des goldenen hornes in die 'sprache Wulfilas', in 'gewöhnliches altnordisch' und ins 'altenglische'. Hier wird somit indirect die frage aufgeworfen, in welcher sprachform die ältesten runeninschriften des nordens abgefasst sind. Die antwort wurde wenige jahre später unabhängig von einander durch Bugge und den Dänen Ludv. Wimmer gegeben, der mit Bugge die ehre teilt, die neuere runenforschung begründet zu haben.

In die jahre 1867—68 fallen Bugges bahnbrechende deutungen der urnordischen inschriften[2], wodurch die lesung derselben im wesentlichen für immer festgelegt ward. Durch das werk von G. Stephens: *Old northern runic monuments* I. II (Kjøbh. 1866—68) war für die deutung eine grundlage geschaffen, auf der man einigermassen mit sicherheit fussen konnte, und Bugge prüft nun inschrift für inschrift und fügt seinen deutungen allgemeine betrachtungen über die schrift und die sprache an. In einer reihe von erklärungen, in der beurteilung des verhältnisses zwischen dem längeren und dem kürzeren alphabet und in der auffassung der stellung der urnordischen sprache begegnete er sich mit Wimmer, der 1867 seine klare und methodische untersuchung: *De ældste nordiske runeindskrifter* (Aarbøger 1867 s. 1—64) veröffentlichte.

Mit der frage über die sprachliche stellung der urnordischen runeninschriften beschäftigten sich um diese zeit auch der ausgezeichnete dänische sprachforscher Vilh. Thomsen, der 1869 seine für die runenkunde bedeutungsvolle doctordissertation: *Den gotiske sprogklasses indflydelse paa den finske* herausgab, und der zu früh verstorbene dialektforscher K. J. Lyngby. Diese beiden männer schlossen sich der von

1) C. Berg, Tidskr. for phil. X (1872) s. 76 anm. 1.

2) *Bidrag til tydning af de ældste runeindskrifter* I—III (Tidskr. for phil. VII, 211—252, 312—363, VIII, 163—204).

Wimmer und Bugge geltend gemachten auffassung an, dass die im norden gefundenen runeninschriften aus dem älteren eisenzeitalter in einer sprache ('urnordisch') geschrieben seien, von denen die historischen nordischen sprachen abstammten, und brachten — öffentlich und in briefen an Bugge — wichtige tatsachen zur sicherung dieser auffassung bei. Dagegen suchte K. Gíslason eine nähere verwandtschaft zwischen der sprache der ältesten nordischen runeninschriften und dem deutschen nachzuweisen (Aarbøger 1869 s. 35—148). Bugge erwiderte darauf in seiner abhandlung: *Lidt om de ældste nordiske runeindskrifters sproglige stilling* (Aarbøger 1870 s. 187—216), in der er die hauptpunkte des streites scharf beleuchtet und seine eigene meinung siegreich verteidigt.

Im folgenden jahre sandte Bugge eine neue wichtige runologische arbeit in die welt, die scharfsinnigen und methodischen *Bemærkninger om runeindskrifter paa guldbracteater* (Aarbøger 1871 s. 171—226; auch in französischem resumé in den *Mémoires des antiquaires du nord* 1866—71 s. 361—384). Er ist sich der eigentümlichen schwierigkeiten klar bewusst, die mit der deutung der auf den bracteatstempeln eingeschnittenen runenzeichen verbunden sind, da diese häufig nur von anderen bracteaten ohne kenntnis der wortbedeutungen die runenformen mechanisch übertrugen. Später ist er auch bei der deutung anderer runeninschriften oft auf die bracteatinschriften zurückgekommen und hat viele wertvolle neue lesungen und erklärungen geliefert.

Von den siebziger jahren ab bis an seinen tod hat Bugge widerholt einzelne urnordische runeninschriften monographisch behandelt. Alle wichtigeren neuen funde, die in Norwegen gemacht wurden, hat er beschrieben, und von freunden und fachgenossen in Schweden ward er in der regel sofort unterrichtet, wenn in diesem lande, was nicht selten geschah, eine neue urnordische inschrift entdeckt ward, und gebeten sie zu behandeln. Dadurch ward eine lange reihe meisterhafter monographien über urnordische runeninschriften veranlasst, von denen die bis zum jahre 1880 erschienenen schon hier angeführt seien: *Veblungsnæs-indskriften* (Aarbøger 1872 s. 192—196); *To nyfundne norske runeindskrifter fra den ældre jernalder* [Valsfjorden u. Einang] (*Forhandlinger i Vidensk. selsk. i Christiania* 1872 s. 310—332); *Runeindskrift fra Förde* (*Aarsberetning fra Foreningen til norske fortidsmindersmærkers bevaring* 1874 s. 175—179); *En i Norge funden spænde med runeindskrift fra mellemjernalderen af O. Rygh og S. B.* (Aarbøger 1878 s. 59—72).

Jedoch schon ehe Bugge seine lesung und deutung der inschrift des goldenen hornes mitgeteilt hatte, war er als runolog aufgetreten, da

er schon 1864 in der Gesellschaft der wissenschaften zu Christiania einen vortrag über die mit jüngeren runen eingeritzte dróttkvætt-strophe in der kirche zu Vinje gehalten hatte[1]. Auch seine nächste arbeit über inschriften mit den jüngeren runen behandelte ein metrisches denkmal, die interessanten runenverse auf einem holzpflock, der in die kanzel der alten 'stavkirke' zu Aardal in Sogn eingefügt war (*Runeindskrifter fra Aardals kirke i Sogn*, in *Aarsberetning fra Foreningen til norske fortidsmindesmærkers bevaring* 1868—69 s. 30—38). Es ist natürlich, dass inschriften dieser art seine besondere aufmerksamkeit erregten, da er sich in dieser zeit eifrig mit der norrönen dichtung beschäftigte.

Seit 1865 hat Bugge auch verschiedene runologische reisen in Norwegen ausgeführt. In den jahren 1868, 1872 und 1876 bereiste er mit unterstützung der Kgl. schwedischen akademie der wissenschaften Schweden, um die runeninschriften dieses landes zu untersuchen. Einen teil von den ergebnissen dieser reisen hat er in dem reiseberichte niedergelegt (gedruckt in *K. Vitterhets hist. och ant. akad. månadsblad*, dec. 1877 s. 529—536)[2]; sodann in seiner schrift: *Rune-indskriften paa ringen i Forsa kirke i Nordre Helsingland (Christiania universitets festskrift i anledning af Upsala universitets jubilæum 1877)*, worin er die durch ihren inhalt — wir haben es mit dem ältesten rechtsdenkmal des nordens zu tun — wie durch ihre runen gleich merkwürdige inschrift behandelte. Diese letzteren, die sogenannten 'Helsinger' (oder 'stablosen') runen, stehen, wie Bugge nachwies, mit einer anderen gruppe von nordischen runeninschriften in verbindung, die er zuerst eingehend behandelt und deren historische bedeutung er als erster erkannt hat.

Auf dem kirchhofe von Rök in Östergötland befindet sich bekanntlich der stein mit der längsten und merkwürdigsten runeninschrift, die wir kennen; diese hat Bugge verschiedene male untersucht. In keiner anderen von seinen runologischen arbeiten tritt in so hohem grade sein scharfsinn und seine umfassende gelehrsamkeit zu tage, nirgends zeigt er sich so glänzend als meister methodischer untersuchung und deutung, wie in der dieser inschrift gewidmeten abhandlung: *Tolkning af runeindskriften paa Rökstenen i Östergötland (Antiqv. tidskr. för Sverige V, 1—148; 211—215)*. 'Ein ganzes buch in stein' hat Bugge

1) Ein kurzes referat darüber ist mitgeteilt in den *Forhandlinger i Vidensk. selsk. i Christiania* 1864 s. 216—17.

2) Seine kurzen bemerkungen über die schwedischen runeninschriften auf dem marmorlöwen vom Piräus (Månadsblad, juli 1875 s. 98—101) werden weiter unten besprochen werden.

die Rök-inschrift genannt, und dieses buch hat er in der genannten schrift, sowie in einem späteren aufsatze vom jahre 1888 *(Om runeindskrifterne paa Rökstenen i Östergötland og paa Fonnaas-spænden fra Rendalen i Norge, K. Vitterhets hist. och ant. akad. handl. XXXI, III)* klar vor unseren augen ausgebreitet. Der phantastische inhalt der inschrift, die den sagenkönig Theodorich den grossen und die eponymischen heroen norwegischer stämme erwähnt, gab Bugge die veranlassung zu zahlreichen combinationen. In seinem letzten lebensjahre kehrte er noch einmal zu der Rök-inschrift zurück, und er hinterliess die dritte behandlung derselben nahezu vollendet. Dieser aufsatz, in dem er die inschrift im zusammenhange mit der ältesten geschichte des nordens und mit der ältesten norwegisch-isländischen dichtung betrachtet, wird hoffentlich bald auf kosten der Schwedischen akademie erscheinen.

Bugge beschäftigte sich in den siebziger jahren übrigens nicht ausschliesslich mit der deutung nordischer runeninschriften[1]. Auch die frage nach der entstehung und der geschichte der runenschrift hat ihn eine zeitlang stark beschäftigt. 1873 hielt er in der Gesellschaft der wissenschaften in Christiania einen vortrag über den ursprung der runenschrift, über den ein kurzes referat in den *Forhandlinger* (1873 s. 485—487) berichtete. Aber erst in seinen letzten lebensjahren fand Bugge die musse, tiefer auf diese fragen einzugehen.

In die erste hälfte der siebziger jahre fallen sodann zwei arbeiten Bugges über nordische litteratur, auf die besonders aufmerksam gemacht werden muss: *Bemærkninger om den i Skotland fundne latinske Norgeskrönike* (Aarbøger 1873 s. 1—49) und *Biskop Bjarne Kolbeinssön og Snorres Edda* (ebda. 1875 s. 209—246). Beide abhandlungen zeigen, dass Bugge jetzt, ebenso wie Sars und Vigfússon, auf den bedeutenden einfluss aufmerksam geworden ist, den die westlichen gebiete der norrönen cultursphäre, die norwegischen colonien auf den brittischen inseln, im früheren mittelalter auf die entwicklung des geistigen lebens, das in der alten norwegisch-isländischen litteratur sich uns abspiegelt, ausgeübt haben. Bald sollte er in der frage nach der heimat der eddischen gedichte seinen standpunkt wählen. Zunächst liess er jedoch in dem streite über das alter dieser lieder, der nach Jessens anregender abhandlung (Zeitschr. III [1871] s. 1—84) von neuem entbrannt war, seine gewichtige stimme hören, und zwar in einem vortrage auf der

1) Über die unechte inschrift von Ohlershof in Livland teilt B. einige bemerkungen mit in den Verhandlungen der gel. estn. gesellschaft zu Dorpat VIII, 2 (1875) s. 1—8, und im anschluss daran eine 'Übersicht über die runenlitteratur' (ebenda s. 9—13).

Kopenhagener philologen-versammlung von 1876: *Nogle bidrag til det norröne sprogs og den norröne digtnings historie hentede fra verslæren* (Beretning om forhandl. på det 1ste nord. filologmöde 1876, Kbh. 1879, s. 140—146). Er zog hier aus gewissen eigentümlichkeiten in dem metrischen bau der Eddalieder (besonders der im *ljóðaháttr* abgefassten) weitreichende schlüsse auf das alter derselben. 'Wir dürfen sicher annehmen', äusserte Bugge, 'dass kein im *ljóðaháttr* gedichtetes lied älter ist als das 8. jahrhundert'. Sein vortrag lieferte den ersten vollgiltigen beweis dafür, dass die hauptmasse der inhaltlich eng zusammengehörigen Eddalieder nicht ein gemeinsames besitztum des gesamten nordens ist, sondern der wikingerzeit angehört und in westnordischer (nicht in schwedischer oder dänischer) sprache abgefasst wurde.

Bugge ist somit jetzt zu der überzeugung gelangt, dass die Eddalieder erzeugnisse der gärenden wikingerzeit sind, in der die nordischen völker in das volle licht der geschichte treten und dauerndere und tiefer greifende beziehungen mit den europäischen culturvölkern im süden und westen anknüpfen. Und gleichzeitig (im winter 1876/77) beginnt auch eine neue auffassung über den inhalt der eddischen lieder, über die norröne götter- und heldendichtung bei ihm aufzudämmern. Bevor wir jedoch über diese neue phase in Bugges wissenschaftlicher entwicklung und production, die durch seine mythologischen studien eingeleitet wird, berichten, muss noch seine übrige wirksamkeit (mit einschluss der gebiete, die nicht der nordischen philologie angehören) bis zum ausgange der siebziger jahre in kürze besprochen werden.

Während er bereits mit der Eddaausgabe beschäftigt war, schrieb er den aufsatz: *Sjældne ord i norrön skaldskab (Tidskr. f. phil. VI [1865] s. 87—103; 162)*[1]. In den jahren 1870—71 behandelte er nochmals die nordischen pronomina (Tidskr. f. phil. IX, 111—129; 273—74) und erklärte den norwegischen landschaftsnamen *Hálogaland* (Hist. tidsskr. I, 135—140); 1879 veröffentlichte er: *Etymologische beiträge aus dem nordischen* (Bezzenbergers Beitr. III, 97—121) und: *Sproglige oplysninger om ord i gamle nordiske love. I. Svenske ord* (Tidskr. f. filol., n. r. III, 258—275)[2]. Mit angelsächsischer dichtung beschäftigte er

1) Ein paar kleine beiträge zur erklärung skaldischer dichtungen hat er 1871 in [Norsk] Histor. tidsskr. I gegeben: *Om Skæreid i Skiringssal* (s. 385—88) und *Et vers af Torbjörn hornklove om Harald haarfagre* (s. 518—19).

2) Zu erwähnen sind hier ferner die notiz über *Das schwache germanische praeteritum* in Kuhns zeitschr. XXIII (1876) s. 523 und die berichtigung einer stelle der got. bibelübersetzung (Röm. 12, 8) in den Forhandl. i Vidensk. selsk. i Christiania 1875 s. 409.

sich in dieser zeit eingehender und hat die ergebnisse seiner forschung auf diesem gebiete niedergelegt in den beiden abhandlungen: *Spredte iagttagelser vedkommende de oldengelske digte om Beówulf og Walderc* (Tidskr. f. phil. VIII [1868—69] s. 40—78; 287—307) und: *Zum Beowulf* (Zeitschr. IV [1873] s. 192—224], die eine menge von trefflichen bemerkungen und scharfsinnigen conjecturen enthalten. Diese studien hat er auch später fortgesetzt, und die genaue bekanntschaft mit der angelsächsischen dichtung kam ihm in der folge bei seinen untersuchungen über die beziehungen der norrönen poesie zu der englisch-keltischen cultursphäre zu gute. Aus seiner neuen kritischen behandlung der *Hamðismál* (Zeitschr. VII [1876] s. 377—406) ersehen wir, dass er sich mit plänen zu einer neuen Eddaausgabe trug, die jedoch nie verwirklicht wurden.

Auch als classischer philolog und vergleichender sprachforscher war Bugge in den sechziger und siebziger jahren tätig. Als Madvig 1863 eine reihe von conjecturalkritischen aufgaben zu griechischen und lateinischen schriftstellern aufgestellt hatte (Tidskr. f. philol. V, 13 fgg.), sandte Bugge unter der chiffer 'Semibarbarus' lösungen ein, die zugleich mit den von anderen eingelieferten antworten im nächsten hefte (V, 157—160) abgedruckt wurden. Dadurch scheint sein interesse für textkritische behandlung der alten autoren geweckt zu sein. Er veröffentlichte nämlich 1865—67 in derselben zeitschrift (VI, 1—19; VII, 1—37) mehrere wertvolle textkritische und sprachliche bemerkungen zu Plautus, die er später (1870—76) im Philologus (XXX, 636—652; XXXI, 247—262) und in Fleckeisens Neuen jahrbüchern für philologie (CVII, 401—419), sowie in der festschrift für Madvig (Opuscula philologica, Kbh. 1876, s. 153—192) fortsetzte; auch gab er 1873 die *Mostellaria* heraus, begleitet von einer norwegischen übersetzung von Fr. Gjertsen. Als etymolog behandelte er *Altlateinische wörter und wortformen bei Festus und Paulus* (Fleckeisens Jahrb. CV [1872] s. 91—108). Ferner sind hier zu nennen seine etymologischen arbeiten: *Sons, insons* (Curtius' Studien IV [1871] s. 203—207); *Beiträge zur griechischen und lateinischen etymologie* (ebda. s. 323—354); *Zur etymologischen wortforschung* (Kuhns zeitschr. XIX [1870] s. 401—447; XX [1871] s. 1—50) und *Bemerkungen über den ursprung der lateinischen suffixe* clo, culo *usw.* (Kuhns zeitschr. XX [1872] s. 134—147). Zu den altitalischen inschriften kehrte er widerholt zurück, indem er 1874 und 1878 zwei arbeiten unter dem titel: *Altitalische studien* herausgab, die erste in Kuhns zeitschr. XXII (1874) s. 385—466, die zweite als besonderes buch (Christ. 1878). Auch als romanist hat sich Bugge versucht in

den aufsätzen: *Etymologies françaises et romanes* (Romania III [1874] s. 145—163) und *Etymologies romanes* (ebda. IV [1875] s. 348—369), und wurde ungefähr gleichzeitig von den italischen sprachen auf ein nachbargebiet hinüber geführt, dem er später eine so eifrige pflege widmen sollte, das etruskische: er zeigte nämlich den 1. band von Corssens buch 'Über die sprache der Etrusker' in der Jenaer litteraturzeitung an (1875, 17. april s. 285—88) und nahm hier zu der etruskischen frage stellung, aber erst in den achtziger jahren fand er gelegenheit sich eingehender mit den etruskischen inschriften zu beschäftigen. Vorläufig fesselten ihn nämlich ganz andere aufgaben, die seine arbeitskraft völlig in beschlag nahmen.

Am 4. januar 1877 schrieb Bugge aus Kopenhagen, wo er den winter verlebte, an seinen freund und collegen, den archäologen O. Rygh: 'Es gären bei mir vermutungen, die, wenn sie auf dem richtigen wege sich bewegen, wie ich glaube, ein überraschendes licht auf die älteste geschichte der germanischen mythendichtung und heldendichtung werfen werden. Es wird lange dauern, bis sie sich bei mir klären, aber ich werde sie nicht mehr loslassen'. Und zwei monate später (10. märz): 'Beständig schiessen neue combinationen vor mir auf, die eine abenteuerlicher als die andere, ebenso schwierig abzuweisen wie zu beweisen'. Während einer dänischen doctordisputation hatte Bugge über eine auffallende ähnlichkeit zwischen der griechisch-römischen und der nordischen mythologie nachdenken müssen. Der doctorand (Henry Petersen) war auf einen ketzerischen gedanken gekommen und war deswegen von seinen opponenten scharf angegriffen worden. Auch Bugge wies diesen gedanken immer wider von sich ab, aber jedesmal tauchte er aufs neue vor ihm auf. Die frage war angeregt, und die unruhe des forschens trieb ihn beständig weiter.

Bis zu der genannten zeit hatte Bugge eine grosse und vielseitige productivität entwickelt, besonders in den letzten zehn jahren. Aber jetzt tritt plötzlich eine stockung auf allen gebieten ein, die mehrere jahre dauert. 1879 druckt er nur ein paar kleinere aufsätze, und 1880 veröffentlicht er überhaupt nichts. Erst um die mitte der achtziger jahre beginnt er wider über runen, nordische etymologie und etruskisch zu schreiben. In der zwischenzeit ist er, wenn seine gesundheit, die damals etwas geschwächt war, es erlaubte, fast ausschliesslich von seinen forschungen über die nordischen götter- und heldensagen in anspruch genommen. Lange kämpft er zwischen zweifel und glauben. Er legt die arbeit wider und wider bei seite, nimmt sie aber stets wider

auf, und allmählich festigt sich bei ihm die überzeugung, auf dem richtigen wege zu sein. — Schon im winter 1876/77 teilte er seine neuen vermutungen seinem freunde Svend Grundtvig mit, der ihm freilich nicht auf den neuen bahnen zu folgen vermochte, aber doch während des Kopenhagener aufenthalts ihm zuvorkommend mit büchern und notizen aushalf: 'denn', äusserte Grundtvig, 'die wahrheit — wenn es die wahrheit ist — muss zu ihrem rechte kommen.' Der nüchterne und kritische historiker O. Rygh, dem Bugge sich gerne sofort mitteilte, sobald er auf neue forschungswege geriet, scheint sich dagegen — nach Bugges briefen an Rygh aus dem jahre 1877 — im ganzen genommen durchaus nicht abweisend gegen Bugges anschauungen über das geistige leben der wikingerzeit verhalten zu haben. Kurz vorher hatten ja auch u. a. J. Sars, Henry Petersen und E. Jessen den blick weit über die grenzen des nordens schweifen lassen, sowol nach westen wie nach süden, um die strömungen aufzufinden, die in dem götterglauben und der heldendichtung der wikingerzeit zusammenflossen.

Am 31. october 1879 hielt Bugge in der Gesellschaft der wissenschaften zu Christiania seinen aufsehen erregenden vortrag über die entstehung der nordischen götter- und heldensagen: Man habe bisher den blick allzu ausschliesslich auf das gemeingermanische gerichtet. Es dürfe als bewiesen angesehen werden — durch sprache, metrum und inhalt — dass keines der Eddalieder weiter zurückdatiert werden könne als ins 9. jahrhundert. Der reiche inhalt, der uns darin überliefert sei, erwiese sich als ein erzeugnis des mächtigen wogenschlages der wikingerzeit. Eine menge von göttern und riesen trete uns da entgegen, von denen sich bei den Deutschen keine spur finde. Hier habe man eine reiche und eigentümliche nordische entwicklung. Die Eddadichtung sei nordisch, in gleicher weise wie unsere märchen, aber ihr stoff sei in seinen wesentlichsten bestandteilen fremden ursprungs. Die vorwürfe dieser dichtung seien erzählungen gewesen, welche die Nordleute im westen von christen in irischer oder englischer sprache gehört hätten. Aus zwei quellen seien diese erzählungen geschöpft: die eine seien die alten griechisch-römischen götter- und heldensagen, die andere die jüdisch-christlichen legenden und sagenmässigen ausschmückungen der heiligen geschichte. Mit reicher phantasie sei der fremde sagen- und mythenstoff aufgefasst und eine poetisch schaffende kraft habe diese dichtungen geformt, in welchen die ganze strenge lebensanschauung der Nordleute und ihr tiefer sittlicher ernst zum ausdruck komme. Vieles in diesen noch so jungen untersuchungen würden fortgesetzte forschungen vielleicht umstossen und bei seite schieben, aber das ergebnis werde

dennoch bestehen bleiben — viele bausteine könnten fortgerollt werden, ohne jedoch den ganzen grossen bau zum wanken zu bringen[1].

In seinem vortrage konnte Bugge mit genugtuung mitteilen, dass sein landsmann A. Chr. Bang in seiner abhandlung: *Völuspaa og de sibyllinske orakler* (Forhandl. i Vidensk. selsk. i Christiania 1879 nr. 9) in verschiedenen einzelheiten, die den ursprung der norrönen götterlehre beträfe, zu der gleichen ansicht gelangt sei.

1881 sandte Bugge das erste heft seiner *Studier over de nordiske gude- og heltesagns oprindelse, 1ste række* in die welt; ein jahr darauf folgte das 2. heft, und ungefähr gleichzeitig erschien auch die deutsche übersetzung: *Studien über die entstehung der nordischen götter- und heldensagen*, übersetzt von O. Brenner, 1. reihe, heft 1—2 (München 1881—82, s. 1—288). 1889 wurde die 1. reihe der *Studier* abgeschlossen. In diesen[2] sucht Bugge für seine ansicht über den ursprung der norrönen mythologie den beweis zu liefern. Er entfaltet eine erstaunliche gelehrsamkeit und einen scharfsinn und eine combinationsgabe sondergleichen. Es gelingt ihm auch in der regel nachzuweisen, dass eine namenerklärung oder eine herübernahme eines klassisch-mythologischen oder christlichen stoffes möglich ist. Ist damit aber auch die wahrheit gefunden, dasjenige was in dem einzelnen falle allein richtig ist? Man hat Bugge nicht ohne grund vorgeworfen, dass er über das mass hinaus mit norrönen mythologischen namen operiert, in denen er umdeutungen griechisch-römischer und christlicher wörter erblickt: denn leider ist man ja auf dem gebiete der 'volksetymologien' wissenschaftlicher controlle noch entzogen. Bugges betrachtung der mythen und sagen entfernt sich auch in vielen wichtigen punkten von der auffassung dieser volksüberlieferungen, die neuerdings in der religions- und sagengeschichtlichen forschung geltend gemacht worden ist. Man vermisst hier oft bei Bugge principielle erörterungen, durch welche die ihn bestimmenden grundanschauungen sich rechtfertigen liessen. Ferner ist es, im ganzen genommen, für Bugge eigentümlich, dass er in der regel nur von den denkmälern etwas wissen will, deren erhaltung wir gewöhnlich nur einem glücklichen zufalle verdanken. Diese sucht er oft so eng miteinander zu verknüpfen, dass in der kette seiner com-

1) Vgl. das referat über diesen vortrag in *Aftenbladet* (Christiania), 3. nov., nr. 256.

2) Vgl. auch Bugges vortrag auf der 2. nordischen philologenversammlung in Christiania (sommer 1881): *Om enkelte nordiske mythers oprindelse* (Forhandl. paa andet filologmöde 1881, Christ. 1883, s. 218—238) sowie: *Nogle bemærkninger om Sibyllinerne og Völuspá* in [Letterstedtska] Nord. tidskr. IV (1881) s. 163—172.

binationen für die fülle von geistigen erzeugnissen, die uns verloren gegangen sind, aber sicher einmal existiert haben müssen, nirgends ein platz bleibt. Mit der phantasie eines dichters vereinigt Bugge einzelheiten zu einem bilde. Die details entbehren gewöhnlich nicht der festen unterlage, sie werden kritisch zurecht gelegt und die untersuchungen methodisch eingeleitet; aber oft hat er sich eine aufgabe gestellt ohne daran zu denken, dass das material unzureichend ist, um sichere ergebnisse zu ermöglichen. So kann es leicht seiner aufmerksamkeit entgehen, dass er, um ein gesamtbild zu schaffen, um die richtigkeit seiner anschauungen zu erweisen, unbewusst etwas von seinen eigenen subjectiven ideen hinzufügt und dadurch einer willkürlichkeit sich schuldig macht. Bei der abschätzung der argumente berücksichtigt er zuweilen auch mehr ihre zahl als ihren wert. Er unterliegt dabei zu leicht der dem philologen gefährlichen versuchung, durch ein einzelnes, vielleicht nicht einmal richtig erklärtes wort eine idee, einen vorgang oder ein ganzes zeitalter aufhellen zu wollen.

Diese einwendungen, die mit grösserem oder geringerem recht gegen Bugges ganze wissenschaftliche tätigkeit erhoben werden können, sind namentlich bei der beurteilung seiner *Studier over de nordiske gude-og heltesagns oprindelse* geltend gemacht worden. Bugges forschungen auf diesem gebiete haben auch bedenken rein historischer art hervorgerufen, und diesen hat Bugge selbst ein aufmerksameres ohr geliehen. Sie veranlassten ihn zu untersuchungen über chronologie und heimat der mythologischen und sagengeschichtlichen quellen und trugen dazu bei, seinen blick für die entdeckung neuer culturströmungen in der wikingerzeit und noch älteren perioden zu schärfen. Man hat gegen Bugge eingewendet, dass die wikingerzeit allzu kurz gewesen sei, um in dem von ihm behaupteten grade das geistige leben der Nordleute umzugestalten. 793 zeigten sich die wikinger zum ersten male an den englischen küsten — und kaum zwei menschenalter später war die mythologie der wikingerzeit in den dichtungen des skalden Bragi Boddason, die nach der isländischen tradition der ersten hälfte des 9. jahrhunderts angehören, vollständig entwickelt. Bugges bedeutendster gegner, Finnur Jónsson, machte darauf aufmerksam[1], dass der inhalt der ältesten skaldendichtungen Bugges theorien auf das entschiedenste widerspricht. 'Es muss', so äusserte er sich, 'klar und unzweideutig bewiesen werden, dass die ältesten skaldischen gedichte unecht sind, d. h. dem 10. jahrhundert oder einer noch späteren zeit entstammen', — 'aber

1) Arkiv f. nord. filol. VI (1890) s. 121—155; IX (1893) s. 1—22.

dies', fügt er hinzu, 'ist meiner meinung nach unmöglich'. Vorher hatte Bugge seine meinung über das alter der ältesten skaldengedichte nur als eine unbewiesene behauptung ausgesprochen in dem gegen Mogk (Beitr. XII, 383—392) gerichteten aufsatze: *Der gott Bragi in den norrönen gedichten* (ebda. XIII, 187—201), woselbst er äussert: 'Die ansicht, dass die dem Bragi Boddason beigelegten verse der ersten hälfte des 9. jahrhunderts angehören, ist mit der entwicklungsgeschichte der norwegisch-isländischen sprache, poesie und mythologie unvereinbar. Diese verse sind vielmehr in dem 10. jahrhundert verfasst'. Jetzt aber suchte er, um Finnur Jónssons forderung nachzukommen, seine ansicht über Bragis gedichte (und das Ynglingatal) zu beweisen in den *Bidrag til den ældste skaldedigtnings historie* (Christ. 1894). Sein buch veranlasste dann Finnur Jónsson zu einer erwiderung: *De ældste skjalde og deres kvad* (Aarbøger 1895 s. 271—359), worin die glaubwürdigkeit der isländischen tradition aufs neue energisch verfochten wurde.

So gaben Bugges *Studier* den anlass zu einer fruchtbaren — sachlich geführten — discussion über die ältesten skaldendichtungen. Er hielt bis zuletzt an der meinung fest, dass sowol Bragis gedichte wie das Ynglingatal 'unecht' seien und aus dem 10. jahrhundert stammten, obgleich diese meinung bei den fachgenossen nur wenig zustimmung fand.

Eine fortsetzung der *Studier* bilden die abhandlungen: *Iduns æbler* (Arkiv V [1888] s. 1—45) und *Sagnet om hvorledes Sigvat Tordssön blev skald* (ebda. XIII [1897] s. 209—211), sowie die *Mindre bidrag til nordisk mythologi og sagnhistorie. I. Finngálkn* (Aarbøger 1895 s. 123—138), in denen Bugge widerum westliche einflüsse auf die mythologischen und sagenhistorischen vorstellungen nachzuweisen suchte.

Von grösserer bedeutung wurde jedoch die beständig fortgesetzte vertiefung in die alte dichtung, besonders in die Eddalieder, die durch Bugges mythologische studien veranlasst wurde. So veröffentlichte er 1883—86 *Bemærkninger til norröne digte (Hyndluljóð* und *Rígsþula; Rettelser til Sæmundar Edda efter haandskrift; Sendibítr; En Þórðr Sjáreksson tillagt halvstrophe)* im Arkiv I, 249—265; 305—313; II, 116—123; III, 96; 335—38; und 1902 *Nogle steder i Eddadigtene* (ebda. XIX, 1—18). Über den isländischen dichter Kormakr, der nach Bugges ansicht sehr stark von irischen einwirkungen beeinflusst war, schrieb Bugge, veranlasst durch Th. Möbius' ausgabe der Kormaks saga die an feinen bemerkungen und scharfsinnigen textbesserungen reiche abhandlung *Om versene i Kormaks saga* (Aarb. 1889 s. 1—88). Endlich sind hier noch zu erwähnen die wichtigen beiträge zur geschichte der nordischen heldendichtung in Bugges aufsätzen: *Oplysninger om*

Nordens oldtid hos Jordanes I. Rosomonorum gens (Arkiv I [1882] s. 1—21) und: *Erpr og Eitill* (Vidensk. selsk. skrifter 1898, II nr. 5).

Die frage nach der heimat der Eddalieder ist der leitende gedanke in Bugges *Studier over de nordiske gude-og heltesagns oprindelse. Anden række (Helge-digtene i den ældre Edda, deres hjem og forbindelser)* Kbh. 1896, 355 s., einem buche, das zu seinen merkwürdigsten und am meisten charakteristischen schriften gehört, da er sich hier zugleich in seiner stärke — und in seiner schwäche offenbart[1]. Er führt uns an den nordischen hof des königs Sigtryggr in Dublin, wo wir einem westnorwegischen dichter begegnen, der zwischen Iren, Angelsachsen und den in Northumberland ansässigen Dänen herumgeschweift ist, sich von der dichtung dieser völker hat befruchten lassen und aus den sagenstoffen der verschiedenen länder das prachtvolle erste lied von Helgi Hundingsbani zusammenschmiedete, in dem der kräftige pulsschlag der wikingerzeit hörbar klopft. Bugge hat den alten dichter leibhaftig vor sich gesehen, und der eindruck war so gewaltig, dass er für ihn zur wirklichkeit wurde. Von den Engländern übernahmen die Norweger und Dänen die sagen von den Vǫlsungen, die auf die Helgisagen einfluss übten. Durch die Dänen in Northumberland lernten die Norweger eine dänische dichtung von dem Skjoldungenkönige Helgi Halfdanarson kennen, der in den zeiten der völkerwanderung die südgrenze der Dänen siegreich gegen die 'kriegerischen Barden' verteidigte. Hier eröffnet uns Bugge einen weiten ausblick in die vorhistorische heldendichtung, zugleich aber auch einen ausblick in das historische mittelalter, wo die milderen stimmungen der volkslieder den düsteren ernst der heroischen poesie ablösen. So arbeitet in *Helgedigtene* der ideenreiche und scharfsinnige sprachforscher hand in hand mit dem verständnisvollen, von dem inhalt der lieder tief ergriffenen, weitschauenden und doch einseitigen sagen- und litteraturhistoriker.

Im schlussabschnitte des werkes äussert Bugge: 'Ich hoffe künftig einmal nachweisen zu können, dass mehrere andere Vǫlsungensagen, die in der Edda und der Vǫlsungasaga überliefert sind, ebenfalls zuerst von den Nordleuten im westen, z. t. nach dem vorbilde angelsächsischer dichtungen geschaffen wurden. Besonders werde ich versuchen den beweis zu führen, dass das älteste norwegische gedicht, das die Vǫlsungensage erwähnt, nämlich das lied von Vǫlundr, nach England weist'. Leider kam Bugge nicht dazu, diese aufgabe völlig zu lösen; teile davon

1) Für die englische übersetzung dieses buches: *The home of the Eddic poems*, Lond. 1899 (Grimm library XI) schrieb Bugge 'a new introduction concerning old norse mythology'.

behandelte er in dem aufsatze: *The Norse lay of Wayland (Vǫlundarkviþa) and its relations to English tradition* (Saga-book of the Viking club II [1901] s. 271—312; *Die heimat der altnordischen lieder von den Welsungen und den Nibelungen* (Beitr. z. gesch. der deutschen spr. u. lit. XXII [1897] s. 115—135, und: *Bidrag til den germanske heltedigtnings historie. I. Begyndelsen af Vǫlsunga saga* (Arkiv XVII [1901] s. 41—53).

In seinen gegenschriften gegen Bugge hat Finnur Jónsson bestimmt behauptet, dass der verkehr der Nordleute mit der keltischen bevölkerung in Irland und Schottland für das geistige leben der wikingerzeit im allgemeinen und für die norröne litteratur im besonderen nur von geringer bedeutung gewesen sei. Der untersuchung dieser frage hat Bugge eine besondere schrift gewidmet: *Norsk sagafortælling og sagaskrivning i Irland.* Hier hat er sich auf das einzelne gebiet der saga beschränkt, eine litteraturgattung, die Island mit Irland gemein hat. Bugges sohn, der historiker Alexander Bugge (der in den letzten jahren seinen vater bei dessen forschungen auf gebieten, wo ihre interessen sich begegneten, behilflich war) hatte auf eine stelle in der irischen sage 'über den kampf der Iren mit den fremden', in der von den 'historikern der fremden' gesprochen wird, aufmerksam gemacht und die vermutung aufgestellt, dass der irische chronist eine in norwegischer sprache abgefasste und niedergeschriebene erzählung der saga von der Brian-schlacht (1014) gekannt habe. Diese beobachtungen bildeten den ausgangspunkt für Bugges untersuchungen, von denen der noch nicht abgeschlossene abschnitt: *Braavalla-slaget og Brians-slaget*[1] besonders bemerkenswert ist. — Als Bugge starb, waren von dem genannten werke 2 hefte (s. 1—160) als beilagen zu [Norsk] Histor. tidsskrift (1901 und 1903) erschienen; und binnen kurzem wird auch das schlussheft vorliegen, das Alex. Bugge aus den hinterlassenen papieren seines vaters zusammengestellt hat.

Dass Bugge bei seinen untersuchungen über die entstehung der nordischen götter- und heldensagen seinen blick so einseitig nach westen richtete, könnte selbst unter der voraussetzung, dass die wikingerzeit, wie er behauptete, früher als allgemein angenommen wird, begonnen

1) Die *Populær-videnskabelige foredrag, efterladte arbeider af Sophus Bugge* (Christiania 1907) enthalten zwei vorträge: *Braavalla-slaget* und *Nordboerne i Irland*, die Bugge 1901 in Schweden hatte halten wollen. Auch die abhandlung: *Nyere forskninger om Irlands gamle aandskultur og digtning i dens forhold til Norden* ist hier wider abgedruckt (sie erschien zuerst in Christ. vidensk. selsk. forhandl. 1891 s. 21—38).

habe, verwunderung erregen. Die archäologen wussten ja von römischen antiquitäten aus dem älteren eisenzeitalter zu erzählen, die auf dem boden Skandinaviens gefunden waren, und lateinische wörter sind von den germanischen völkern in menge aufgenommen; sogar in den nicht sehr umfangreichen urnordischen runeninschriften hat Bugge geglaubt 2 lateinische lehnwörter nachweisen zu können, und die runenschrift selbst ist nach der übereinstimmenden meinung aller von süden her gekommen. Müssen wir da nicht erwarten, dass auch das geistige leben des Nordens — cultus, mythen und sagendichtung — starke beeinflussung aus dem süden erlitten habe? Bugges einseitigkeit — und dass es eine gewisse einseitigkeit war, räumte er in den späteren jahren selber ein — ist gegenwärtig leicht zu verstehen. Er musste, als seine neuen ideen gegen schluss der siebziger jahre sich bildeten, auf zwei fronten kämpfen: gegen diejenigen, die in den uns überlieferten Eddaliedern noch der wikingerzeit vorausliegende erzeugnisse sahen, und gegen die, welche zugleich behaupteten, dass der inhalt dieser gedichte nordischer (oder gar germanischer) gemeinbesitz sei. Es glückte ihm zu beweisen, dass die Eddalieder in der überlieferten form tatsächlich aus der wikingerzeit stammten — und so war es kein wunder, dass er dahin geführt wurde, allzu einseitig zu betonen, dass auch ihr inhalt erst beim auftreten der Nordleute als historische völker sich gestaltet habe.

Bugges forschungen über den ursprung der eddischen mythologie griffen tief ein in verschiedene gebiete der nordischen philologie. Seine revolutionären gedanken forderten zum kampfe auf; in den werkstätten der einzelnen forscher wurden waffen gegen ihn geschmiedet, und bald war der streit im gange. Dieser wurde von Bugge selbst ehrlich und ritterlich geführt — was man leider nicht von allen seinen gegnern sagen kann[1]. In seinem eigenen lande fanden seine theorien allgemeine zustimmung in den wissenschaftlichen kreisen, ebenso in Schweden, wo er infolge an ihn ergangener einladung an der universität Uppsala vorträge über die norröne mythologie hielt; aber die grosse menge hier zu lande schrie auf über den 'landesverräter', der sich an den heiligtümern der nation vergriffen habe. Alle aber werden jetzt zugeben, dass Bugges theorien 'durch den historischen geist, der seine grundanschauung beseelt' (Moltke Moe[2]) von dem höchsten wissenschaft-

[1) Es geht aber doch nicht an, diese deswegen völlig zu ignorieren. Namentlich durften die scharfen angriffe Müllenhoffs (im 5. bde. der Deutschen altertumskunde), deren ton man allerdings nur bedauern kann, m. e. nicht unerwähnt bleiben, weil durch sie Bugges theorien in ihren grundfesten erschüttert wurden. H. G.]

2) Sophus Bugge og mytegranskningarne hans. Av Moltke Moe. (Norske folkeskrifter 6.) Christ. 1903.

lichen werte sind. Er ist der erste, der die norröne mythen- und sagenforschung auf festen historischen boden stellt, indem er die frage aufwirft: wann in der geschichtlichen entwicklung der nordischen völker ist der götterglaube der Eddalieder entstanden? Für ihn lag vor nunmehr fast einem menschenalter die antwort am nächsten: er ist das erzeugnis der wikingerzeit. Jetzt werden wir, wie Bugge selbst in den späteren jahren, etwas anders antworten, dank den erfahrungen, die durch Bugges *Studier* und die forschungen, zu denen sie den anstoss gaben, gewonnen sind. Und in der jüngsten geschichte Norwegens — wir dürfen auch sagen: des Nordens — werden Bugges *Studier* als ein bedeutungsvolles glied in dem übergange von der romantik zum realismus anerkannt, da sie für das historische bewusstsein die notwendigkeit einer wechselwirkung zwischen dem ererbten heimischen und dem neuen fremden klar erwiesen haben.

Wir werden noch einmal auf Bugges mythologische forschungen zurückkommen müssen. Für diese und vielleicht in noch höherem grade für seine runologischen studien wurde es von wichtigkeit, dass er veranlasst wurde sich in die etruskische frage und die vielen anderen fragen, die er damit in verbindung brachte, zu vertiefen.

Auch in den achtziger jahren und später setzte Bugge seine vielseitige productive tätigkeit als sprachforscher fort[1]. Namentlich sind seine nordischen etymologien scharfsinnig und treffend. Dagegen haben einzelne seiner arbeiten über die lautlehre allgemeine zustimmung nicht gefunden, so seine umfangreichen *Etymologischen studien über germanische lautverschiebung* I—III (Beitr. XII [1887] s. 399—430; XIII [1887] s. 167—187; 311—339), in denen er nachzuweisen versuchte,

1) *Blandede sproghistoriske bidrag I—II* (Arkiv II [1884—85] s. 207—53, 287—89, 350—55); *Svensk ordforskning* (ebda. IV [1887] s. 115—40); *Zur altgermanischen sprachgeschichte. Germanisch* ug *aus* uw (Beitr. XIII [1888] s. 504—15); *Etymologische beiträge* (Bezzenbergers Beitr. XIV [1888] s. 57—79); *Vocalverkürzung im altnordischen* (Beitr. XV [1891] s. 391—401); *Ord og ordoplysninger efter optegnelser af S. B.* (Norsk ordbog af Hans Ross, Chra. 1895, s. 985—97); *Oldnorske sammensætninger paa*-nautr (Sproglig-historiske studier tilegnede C. R. Unger, Kra. 1896, s. 12—29); *Germanische etymologien* (Beitr. XXI [1896] s. 421—28); *Bemærkninger af S. B.* (Ordbog över Det gamle norske sprog af J. Fritzner, 2. udg. Kra. 1896, s. 1101—10); *Det oldislandske elliptiske udtryk* sólsetra, sólsetrum (Arkiv XVI s. 200—202); *Oldnorske sammensætninger paa*-nautr. *Nye bemærkninger* (ebda. XXI [1905] s. 261—74); *Nogle ord med* þ *af förgermansk* gw *i fremlyd* (ebda. XXII [1905] s. 127—32). — *Beiträge zur etymologischen erläuterung der albanesischen sprache* (Bezzenbergers Beiträge XVIII [1892] s. 161—201).

dass das Vernersche gesetz auch im anlaut gewirkt habe[1], und seine bemerkungen über die *i*-epenthese im germanischen in den *Beiträgen zur vorgermanischen lautgeschichte I. Zur erläuterung des germanischen* ai (Beitr. XXIV [1899] s. 425—463).

In der nordischen etymologie war es besonders ein gebiet, das Bugge mit besonderer vorliebe pflegte, das studium der norwegischen ortsnamen. 1878 wurde durch königliche resolution ein ausschuss zur revision der schreibweise der eingetragenen norwegischen hofnamen eingesetzt und zum mitgliede dieses ausschusses neben Oluf Rygh und Johan Fritzner auch Bugge ernannt. Die aufgabe des ausschusses bestand im wesentlichen darin, die traditionelle orthographie unserer hofnamen auf grund der gegenwärtigen aussprache und der älteren schreibweise zu prüfen. Mit Rygh zusammen sammelte Bugge material über die aussprache der norwegischen hofnamen in der volkssprache. Bugge war zwar nicht phonetiker von fach, aber sein ohr war seit der studentenzeit, in der er bei den bauern in Telemarken herumschweifte, um lieder und sagen aufzuzeichnen, daran gewöhnt, in grossen zügen die laute der norwegischen mundarten correct aufzufassen, und seine sicheren kenntnisse in der norwegischen sprachgeschichte setzten ihn in den stand, bei der fixierung der gesprochenen wörter das festzuhalten, was in dem gegebenen falle das wichtigste war, dasjenige, was für die ermittelung der ursprünglichen altnorwegischen formen von bedeutung war. Der bedeutendste teil der von diesem ausschusse zu leistenden arbeit wurde jedoch von Rygh ausgeführt, der es übernahm alle quellenschriften aus dem mittelalter und eine auswahl solcher urkunden aus der neueren zeit durchzusehen, in denen norwegische hofnamen erwähnt werden. Die ergebnisse wurden in dem für die norwegische ortsnamenforschung grundlegenden werke mitgeteilt: *Norske gaardnavne. Oplysninger samlede til brug ved matrikelens revision udgivne med tilföiede forklaringer af O. Rygh*, das auf staatliche veranlassung 1897 zu erscheinen begann.

Bugge wurde niemals müde die verdienste seines freundes Rygh um die norwegische ortsnamenforschung hervorzuheben. Vor Rygh hatte bereits P. A. Munch, der verfasser von *Historisk-geografisk beskrivelse over kongeriget Norge i middelalderen* (Moss 1848), sich verschiedentlich mit norwegischen ortsnamen beschäftigt und manchen kühnen streifzug auf das gebiet der vorhistorischen namengebung unternommen. Aber Rygh ist der erste, der die ortsnamen unseres landes

[1) Dieser beweis ist m. e. erbracht, es sei denn, dass man die etymologische identität begrifflich identischer wörter, die sich nach Bugges theorie vereinigen lassen, (z. b. ags. *sót* und ahd. *ruoz*) leugnen wollte. H. G.]

systematisch durchforscht hat. Er fand sich zwischen den tausenden von namen, die höfe und ortschaften, seen und flüsse, meerbusen, inseln und berge führen, schnell zurecht, er ordnete sie nach dem wortschatz, den sie enthalten, und lernte schnell ältere und jüngere schichten zu unterscheiden und trat schliesslich mit seiner arbeit vor die öffentlichkeit, indem er uns die besiedlungsgeschichte des landes gab, 'Norwegens *landnámabók*', wie Bugge in so treffender weise sein werk benannte.

Während dieser arbeit stand Bugge treu seinem freunde zur seite, und Rygh konnte bei der erklärung der norwegischen ortsnamen beständig sich der förderung erfreuen, die durch Bugges seltene etymologische combinationsgabe ihm zu teil ward. Rygh war der unermüdliche detailforscher, der scharfe und nüchterne kritiker, der gewissenhaft die einzelheiten zu einem bilde zusammenstellte; Bugge war der mann der phantasievollen combinationen, für den eine einzelheit ein ganzes fertiges bild aufrollen konnte. Eine quelle reicher freude wurde für ihn das zuverlässige material, das Rygh ihm für seine arbeit bereitgestellt hatte. Die ortsnamen setzten Bugge in stand, verbindungen mit den culturländern in vorhistorischer zeit aufzuspüren und cultstätten der heidnischen götter nachzuweisen. Noch weiter zurück in die vergangenheit wurde er geführt, wenn Rygh geographisch zusammengehörende ortsnamen von demselben wortstamm, aber mit verschiedenen ablautsstufen auffand. In einer gedächtnisrede auf Rygh[1], aus der ein kleiner abschnitt, der auch ausserhalb Norwegens interesse erwecken wird, hier mitgeteilt werden soll, weist er auf die wichtigen schlussfolgerungen hin, die über die besiedelung des landes aus diesen verhältnissen gezogen werden können; aber er findet in den norwegischen ortsnamen nichts, was auf eine nichtnorwegische vorhistorische bevölkerung hinweist:

'Ein hauptergebnis, das uns aus diesem [Ryghs] werke überall entgegentritt, ist das, dass norwegisch sprechende menschen seit undenklichen zeiten hier gewohnt haben. Für phantasien, die von anderer seite ausgesprochen sind, dass uns nämlich in ganzen reihen von westnorwegischen ortsnamen erinnerungen an die ehemalige existenz einer fremdartigen rasse erhalten seien, ist nicht der schatten eines beweises vorhanden.'

'Aus den von Rygh nachgewiesenen beziehungen zwischen fluss- und seenamen lassen sich wichtige schlüsse darüber gewinnen, wie früh Norweger auf diesen flüssen und seen gerudert haben. Wenn er z. b.

1) Abgedruckt in Aftenposten (Christ.) 7. febr. 1900 nr. 98.

uns darauf aufmerksam macht [*Norske gaardnavne I, 395*], dass der fluss *Mors*, nach dem die stadt *Moss* ihren namen hat, durch den see *Mjær*.... fliesst, und dass die beiden namen *Mjær* und *Mors* etymologisch zusammengehören, so ist dies zugleich ein historisches resultat. Denn dieser zusammenhang lehrt uns, dass norwegisch sprechende leute lange vor Christi geburt diesem see und diesem fluss ihre namen gaben. Ebenso können wir mit hilfe derselben methode beweisen, dass zahlreiche ortsnamen unseres landes aus jenen fernen zeiten und von dem volke stammen, dessen nachkommen die heute lebenden Norweger sind.'

O. Rygh konnte von den hofnamen der 17 norwegischen ämter, für die er so reichhaltige sammlungen angelegt hatte, nur noch etwa den vierten teil selber bearbeiten. Aber nach seinem tode (1899) wurde die herausgabe der *Norske gaardnavne* von seinem bruder Karl Rygh in verbindung mit A. Kjær und Amund B. Larsen fortgesetzt, und zwar unter beständiger mitwirkung von Bugge. Die 6 bände, die nach Ryghs tode erschienen sind, wurden sämtlich von Bugge durchgesehen, der eine menge wertvoller etymologischer bemerkungen hinzugefügt hat. Es zeugt von seinem warmen interesse für die ortsnamen, dass er noch zu der zeit, da sein sehvermögen so erheblich geschwächt war, jeden bogen der *Norske gaardnavne* sich vorlesen liess, bevor derselbe in die druckerei gieng. Ebenso hat er für das posthume werk Ryghs: *Norske elvenavne* (Christ. 1904) einen wertvollen beitrag geliefert.

Auch in mehreren eigenen abhandlungen hat Bugge die erklärung nordischer ortsnamen bedeutend gefördert. Sein aufsatz über Hálogaland ist bereits erwähnt. In seinen *Bidrag til nordiske navnes historie* (Arkiv VI [1890] s. 225—245) hat er u. a. die dänischen inselnamen Sjælland und Anholt behandelt[1]; in band VII [1891] s. 262—64 derselben zeitschrift schrieb er *Om forandring af genus i norske stedsnavne*, und in band XX [1904] s. 333—58 die scharfsinnigen *Bidrag til forklaring af norske stedsnavne*, worin er mit hilfe datierbarer lautübergänge ortsnamen aus vorhistorischer zeit zeitlich zu bestimmen versucht. Seine letzte arbeit über nordische orts- (und auch personen-) namen ist der aufsatz: *Foranskudt* s, *især i navne* (Arkiv XXI [1904] s. 143—160).

Sehr bedeutend waren auch Bugges kenntnisse auf dem gebiete der nordischen personennamen, und sowol in seinen runologischen und mythologisch-sagenhistorischen arbeiten wie in besonderen abhand-

1) Verfehlt ist seine etymologische erklärung des volksnamens Dänen (Arkiv V [1888] s. 125—131. — Ein brief über die nordischen völkernamen bei Jordanes an L. Fr. Läffler (der daran seine eigenen bemerkungen anknüpfte) ist nach Bugges tod in der schwedischen zeitschrift *Fornvännen* (1907 s. 98—101) veröffentlicht worden.

lungen hat er zahlreiche beiträge zur erklärung dieser namen geliefert. Schon in seiner studentenzeit begann er eine sammlung alter westnordischer personennamen anzulegen, und aus dieser zeit stammt auch sein bereits erwähnter aufsatz: *Altnordische namen* im 3. bande von Kuhns zeitschrift. Aus späterer zeit sind hier zu erwähnen seine bemerkungen über *Oldsvenske navne i Rusland* (Arkiv II [1884] s. 164—171), die durch Vilh. Thomsens bahnbrechendes werk über die gründung des russischen reiches veranlasst waren, und seine erklärung der männlichen namen auf *-þjófr* [= ags. *þéow*] in den oben bereits besprochenen *Bidrag* (Arkiv VI), worin er wider seine blicke nach westen richtet und in jenen namen 'sprechende zeugen für die verbindung der Nordleute mit dem westen' findet.

Die achtziger jahre hindurch und bis an seinen tod setzte Bugge auch seine runologischen studien fort. Eine reihe von monographien über einzelne urnordische inschriften wurde durch neue runenfunde in Norwegen und Schweden veranlasst[1]. Die hauptarbeit aus dieser zeit ist jedoch seine grosse ausgabe: *Norges indskrifter med de ældre runer*, von der 1891 das erste heft ausgegeben und 1903 der erste band (458 seiten) abgeschlossen wurde. Als herausgeber von runeninschriften war Bugge von äusserster gewissenhaftigkeit. Immer und immer wider kehrte er zu den originalen zurück und lebte sich, so zu sagen, in jeden runenstrich und jede ritze hinein, sodass seine beschreibungen der inschriften mustergiltig zu nennen sind. Einen treuen helfer hatte er bei dieser beschäftigung mit den norwegischen runeninschriften in Oluf Rygh, dessen name auch auf diesem gebiete mit dem Bugges unzertrennlich verbunden ist. — In dieser ausgabe hat Bugge die ergebnisse lebenslänglichen eingehenden studiums der urnordischen inschriften niedergelegt. Sämtliche norwegischen inschriften mit den älteren runen (gegen 50) sind hier ausführlich beschrieben und erklärt, und an die deutungen knüpfen sich oft lange erörterungen epigraphischen, sprachlichen, mythologischen und ethnologischen inhalts.

Mitunter sind ganze lange abhandlungen eingeschoben. So behandelte er in einem excurse den lautwert der rune ᛇ und bekam dadurch gelegenheit, auch altdeutsche und angelsächsische runeninschriften

1) *Runestenen fra Strand i Ryfylke* (Aarb. 1884 s. 81—96); *Runestenen fra Opedal i Hardanger* (Arkiv VIII [1891] s. 1—33); *Fyrunga-indskriften I—III* (ebda. XIII [1897] s. 317—359; XV [1898] s. 142—151; XXII [1905] s. 1—23); *Runeindskriften paa en guldmedaljon funden i Svarteborgs sogn, Bohuslen* (Svenska fornminnesföreningens tidskr. XI [1900] s. 109—113); *En nyfunnen gotlandsk runesten* (ebda. s. 114—124); *Flistad-indskriften* (Arkiv XVIII [1901] s. 1—16).

eingehend zu behandeln, deren erklärung er durch zahlreiche scharfsinnige und oft schlagende bemerkungen förderte. In einem anderen excurse suchte er mit glück vermittelst des wortvorrats des gotländischen dialekts den nachweis zu führen, dass Gotland in vorhistorischer zeit eine gotische bevölkerung gehabt habe.

Leider war es Bugge nicht vergönnt, seine runenausgabe abgeschlossen zu sehen, obwol er in den letzten jahren oft lange zeit ausschliesslich mit dieser arbeit sich beschäftigte. Das erste heft des 2. bandes erschien 1906; hier teilte er teils einzelne neue inschriften mit, teils gab er zahlreiche 'nachträge und berichtigungen' zu den früher herausgegebenen. Über den einleitungsband zu der runenausgabe: *Runeskriftens oprindelse og ældste historie,* von dem er nur das 1. heft vollenden konnte, wird im folgenden noch zu handeln sein.

Über seine ersten beiträge zur deutung der urnordischen runeninschriften (1867) schrieb Bugge im folgenden jahre (Tidskr. f. philol. VIII, 353) in einer antwort auf E. Jessens kritik: 'Ich räume bereitwillig ein, dass ich in meinem versuche nicht immer vorsichtig genug gewesen bin, dass ich nicht genügend hervorgehoben habe, was bewiesen und was nicht bewiesen ist (und dies wird wol leider in der zukunft nicht besser werden, denn es passiert mir oft, wenn ich mich mit unsicheren vermutungen hervorwage, dass ich es versäume, diese deutlich als solche zu bezeichnen).' Es wurde tatsächlich, um Bugges worte zu widerholen, 'in der zukunft nicht besser'. Ausser vielen sicheren resultaten, die für immer unverrückbar stehn bleiben werden, enthalten Bugges runologische arbeiten zahlreiche lockere hypothesen und einfälle, die er häufig durch neue und wider neue ersetzt. Dies konnte aber nicht anders sein auf einem gebiete, auf dem das vorhandene material so überaus dürftig ist, wenn man, wie Bugge, nach dem oft von ihm geäusserten grundsatze handelte: 'Eine methodisch durchdachte deutung ist besser als gar keine.' Bugges fachgenossen werden ihm sicherlich sämtlich für die vielen impulse dankbar sein, die er auch durch seine gewagtesten vermutungen ausgestreut hat.

Auch eine menge von inschriften mit den jüngeren runen hat Bugge in den letzten 30 jahren untersucht und gedeutet. Über die inschrift auf dem marmorlöwen vom Piraeus, der jetzt vor dem arsenal in Venedig steht, schrieb er, wie erwähnt, 1875 eine kurze notiz, in der er nachwies, dass diese inschrift, die frühere forscher mit dem norwegischen wäringerhäuptling und späteren könige Haraldr Sigurðarson in beziehung gesetzt hatten, von einem Schweden, wahrscheinlich aus Uppland, um die mitte des 11. jahrhunderts eingehauen ist. 1897 war

Bugge selbst in Venedig und untersuchte die inschrift auf dem löwen, und nach seiner rückkehr hielt er einen vortrag[1] darüber, worin er mitteilen konnte, dass es ihm geglückt sei, sie in allem wesentlichen zu deuten. Andere schwedische denkmäler behandelte er in der grossen arbeit über die metrischen runeninschriften Schwedens: *Runverser* (Antiqvar. tidskr. för Sverige X, 1 [1891], 442 s.), die er zusammen mit Erik Brate herausgab. Ferner sind hier zu nennen die abhandlungen: *Bronsspänne med runinskrift funnet vid Skabersjö i Skåne* (Svenska fornminnesfören. tidskr. X [1897] s. 17—29), in gemeinschaft mit B. Salin herausgegeben; *Runeindskrift paa en stol fra Lillhärdal* (ebda. s. 30—37); *Ölands runeindskrifter* (Aarb. 1900 s. 1—15) und *Bemærkninger til det gammel-norske runedigt* (Småstykker udg. af Samfund til udgivelse af gammel nord. lit. nr. 4 [Kbhvn 1885] s. 103—113).[2]

Es war von der norwegischen commission zur herausgabe der historischen quellen *(Den norske historiske kildeskriftkommission)*, auf deren kosten auch *Norges indskrifter med de ældre runer* herausgegeben werden, geplant, dass Bugge im verein mit O. Rygh auch die veröffentlichung einer 2. serie von *Norges indskrifter (Anden afdeling: Norges indskrifter med de yngre runer)* besorgen solle, und wichtige vorarbeiten für diese ausgabe waren von den beiden männern bereits ausgeführt. Im runenarchiv der archäologischen sammlung der universität hat Bugge deutungen von einer grossen anzahl unserer jüngeren runeninschriften niedergelegt, die für den künftigen herausgeber dieser inschriften von grossem nutzen sein werden. Bugge selber erlebte jedoch nur das erscheinen von zwei dieser inschriften. 1902 kam das 1. heft der 2. serie heraus, in welchem er eine nur in abschrift erhaltene inschrift behandelte: *Hönen-runerne fra Ringerike* (mit französischem resumé), die nach Bugge von einem norwegischen zuge nach Vínland (Nordamerika) im anfange des 11. jahrhunderts berichtet, und 1906 das 2. heft: *Runerne paa en sölvring fra Senjen.* Schon vorher hatte Bugge (im verein mit K. Rygh) eine weitere inschrift herausgegeben: *Et benstykke med runeskrift fundet i Trondhjem* (Det Kongl. norske vidensk. selsk. skrifter 1901 nr. 4).

Mit vorliebe behandelte Bugge runeninschriften, aus deren inhalt oder schrift historische schlussfolgerungen zu gewinnen waren. Die

1) *Piræus-löven i Venedig og dens indskrifter* (Populær-videnskabelige foredrag s. 98—109).

2) In einem briefe an die Berliner gesellschaft für anthropologie (Verhandl. 1899 s. 80—81: *Germanen auf Kreta*) hat Bugge die unechtheit einer auf Kreta gefundenen runeninschrift bewiesen.

Hönen-runen interessierten ihn daher in hohem grade, weil sie nach seiner meinung die entdeckung von Nordamerika durch die Norweger bezeugten. Aber auch der charakter der schrift, die auf diesem denkmal benutzt war, war von historischer bedeutung, da es derselbe schrifttypus ist, der auch auf dem Rökstein sich findet. Dieser schrifttypus hatte sich nach Bugge in der wikingerzeit von den südschwedischen landschaften an der Ostsee nach westen ausgebreitet. Nicht bloss in Norwegen, sondern auch auf der insel Man findet man inschriften mit einem nahe verwandten typus, und diese wurden von Bugge in einem besonderen artikel behandelt: *Nordiske runeindskrifter og billeder paa mindesmærker paa øen Man* (Aarb. 1899 s. 229—262). Die denkmäler von Man (zum andenken an verstorbene errichtete steinkreuze) interessierten Bugge auch durch ihre bildlichen darstellungen, in denen er belege für den götterglauben der Nordleute in der wikingerzeit fand, und die genannte abhandlung wird daher, ebenso wie *En olddansk runeoptegnelse i England* (ebda. s. 263—272), wo er bekanntschaft mit dem inhalt der *Þrymskviþa* bei den Dänen in England nachweisen will, ein wichtiges glied in Bugges forschungen über den ursprung des nordischen geisteslebens und über die culturströmungen in der wikingerzeit.

Wir haben jetzt (wenn wir die besprechung von Bugges studien über den ursprung der runenschrift und über eine einzelne kleine schrift über nordische mythologie vorläufig noch aussetzen) nur noch über eine anzahl zerstreuter arbeiten germanistischen und sprachwissenschaftlichen inhalts zu berichten. An erster stelle sind hier seine studien über die volkslieder zu erwähnen, die hauptsächlich den neunziger jahren angehören, nachdem er auf diesem gebiete in seinem jüngeren collegen, professor Moltke Moe, einen würdigen mitarbeiter gefunden hatte.[1] Ferner seine Beowulfstudien[2], ein aufsatz mythisch-sagengeschichtlichen inhalts[3] und seine *Bemærkninger til Östnordiska och latinska*

1) *Bidrag til den nordiske balladedigtnings historie. I. Marsk Stig. II. Holofernes* (Det phil.-hist. samfunds mindeskrift, Kjöbenhavn 1879, s. 64—93); *Harpens kraft* (Arkiv VII [1890] s. 97—141; forfattet under medvirkning af Moltke Moe); *Kongssonen av Norigsland. En folkevise fra Telemarken ved S. B. og Moltke Moe* (Norge II, Kra. 1895, s. 197—212); *Den danske vise om Gralver kongens sön i sit forhold til Wolfdietrich-sagnet* (Arkiv XII [1895] s. 1—30); *Torsvisen i sin norske form udgivet . . . af S. B. og Moltke Moe* (Festskrift til hs. maj. kong Oscar II. ved regjerings-jubilæt den 18. Sept. 1897. II. D. 5. Kra. 1897. 124 s.).

2) *Studien über das Beowulfepos* (Beitr. XII [1886—87] s. 1—112, 360—75); *Sagnet om röveren ved Gråsten og en episode i det angelsaksiske digt om Beowulf* (Dania I [1891] s. 233—36).

3) *Mythiske sagn om Halvdan Svarte og Harald Haarfagre* (Arkiv XVI [1899] s. 1—37).

medeltids-ordspråk (Arkiv X [1894] s. 82—114). Endlich die nekrologe auf C. R. Unger (ebda. XV [1898] s. 94—99 und Gustav Storm (ebda. XIX [1903] s. 377—384).

Erst als Bugge nach der ausgabe der 2 ersten hefte seiner *Studier* die hände einigermassen frei bekommen hatte (1881—82), konnte er sich wider ernstlich einem gebiete zuwenden, das schon lange sein interesse in anspruch genommen hatte, der rätselhaften etruskischen sprache, auf die in der mitte der siebziger jahre Corssen die aufmerksamkeit gelenkt hatte. Der etruskischen sprache hat Bugge viel von seiner zeit und kraft gewidmet[1] — allzu viel, meint sein college und mitarbeiter auf diesem felde, professor A. Torp; denn die etruskischen inschriften haben seinem scharfsinne getrotzt, wie sie dem seiner vorgänger getrotzt haben. Im gegensatze zu der verbreitetsten auffassung hat Bugge fortwährend — unter wechselnden gesichtspunkten — an dem indogermanischen charakter der sprache festgehalten. Zuerst nahm er an, dass sie mit den italischen sprachen oder mit diesen und dem griechischen am nächsten verwandt sei, und von diesem standpunkte aus gibt er in seinen *Beiträgen zur erforschung der etruskischen sprache I—III* eine menge von worterklärungen und inschriftdeutungen. Diese alle musste er gänzlich aufgeben, als er später zu der meinung kam, dass die sprache dem armenischen nahe stehe. In dem aufsatze *Etruskisch und armenisch* deutet er eine ganze menge von etruskischen wörtern und grammatischen formen durch vergleichung mit dieser sprache. Seine zusammenstellungen sind oft bestechend, aber man muss beachten, dass die bedeutung der etruskischen wörter oft gänzlich unbekannt und von Bugge nur aus dem zusammenhange erschlossen ist. Überdies hat Bugge kein auge dafür gehabt, dass die ähnlichkeit, die er herausbekommt, allzu gross ist. Wäre sie wirklich, was einzelne wörter anbetrifft, so unverkennbar, so wäre es unmöglich, dass die masse der wörter uns völlig unverständlich bliebe. Die sprache könnte dann nicht so undurchsichtig sein, wie sie es tatsächlich ist. Bei dieser meinung ist jedoch Bugge bis an seinen tod stehen geblieben[2]. In den letzten

1) *Beiträge zur erforschung der etruskischen sprache I.* (Etruskische forschungen h. 4, Stuttgart 1883), *II—III* (Bezzenbergers beiträge X, XI 1885—86); *Der ursprung der Etrusker durch zwei lemnische inschriften erläutert* (Chra. Vid-Selsk.-forhandl. 1886. No. 6); *Etruskisch und armenisch. Sprachvergleichende forschungen. 1. reihe* (Universitäts-programm. Chra. 1890).

2) A. Torp in seiner gedächtnisrede auf Bugge in der Gesellsch. der wissensch. zu Christiania, abgedruckt in Morgenbladet (Christ.) 12. oct. 1907 nr. 580.

jahren beschäftigte Bugge sich viel mit etruskisch und den sprachen, die er damit in verbindung brachte: armenisch[1], lykisch, hetitisch (der sprache der landschaft Arzawa[2]) und der vorhistorischen sprache Griechenlands ('pelasgisch'). Diese sprachen hielt Bugge für eine besondere gruppe der indogermanischen familie, die er die 'anatolische' nannte.

Im frühjahr 1902 wurde Bugges sehvermögen so sehr geschwächt, dass er auf ärztlichen befehl weder lesen noch schreiben durfte. Dies war für ihn ein harter schlag. Wenn er in dieser zeit an seine wissenschaftliche arbeit dachte, war er, wie er selbst äusserte, darüber am meisten betrübt, dass es ihm schwer fallen würde ein werk zum abschluss zu bringen, das ihn viele jahre hindurch stark in anspruch genommen hatte: die sprachlichen verhältnisse in Kleinasien und dem vorhistorischen Griechenland.

Schon 1892 hatte Bugge in der Gesellschaft der wissenschaften zu Christiania einen vortrag gehalten: *Om sproglig sammenhæng mellem navne, der kjendes fra Troja, og armenisk*[3]. Am schlusse der neunziger jahre begann er die sprachlichen verhältnisse in Kleinasien zu untersuchen, nachdem Paul Kretschmer 1896 seine 'Einleitung in die geschichte der griechischen sprache' herausgegeben hatte. Dieses buch gab den eigentlichen anlass zu Bugges *Lykischen studien I. II* (Vidensk. selsk. skrifter 1897, II nr. 7 und 1901, II nr. 4)[4]. Kretschmer hatte zu beweisen versucht, teils dass die alten kleinasiatischen sprachen mit einander verwandt waren, teils dass die hauptmasse derselben von den sprachen der Phryger und Bithynier gänzlich verschieden und nicht indogermanisch waren. 'Nach meiner ansicht', äussert Bugge, 'hat er das erstere durch eine sorgfältige und lehrreiche erörterung erwiesen, das letztere dagegen nicht. Nach meiner ansicht . . . waren die genannten kleinasiatischen sprachen sämtlich indogermanisch und standen dem armenischen näher als irgend einer anderen in ausführlichen denkmälern erhaltenen indogermanischen sprache.' Der hervorragende und

1) *Beiträge zur etymologischen erläuterung der armenischen sprache* (Chra. Vid.-selsk. forhandl. 1889, Nr. 4); zwei aufsätze mit gleichem titel in Kuhns zeitschrift XXXII [1891] og Indogerm. forsch. I (1892); *Armen. magil* (Zeitschrift für armenische philologie I¹, 1902).

2) Vgl. B.s *Bemerkungen zu den Arzawa-briefen* (*Die zwei Arzawa-briefe. Die ältesten urkunden in indogermanischer sprache von J. A. Knudtzon. Mit bemerkungen von Sophus Bugge und Alf Torp*, Leipzig 1902, s. 57—107).

3) Vidensk. selsk. forhandl. 1892 s. 23.

4) Seine übrigen arbeiten über lykisch sind: *Zur Xanthos-stele* (Festschrift für Otto Benndorf, Wien 1898) und: *Einige zahlwörter im lykischen* (Indogerm. X [1899]).

vielseitige dänische sprachforscher Holger Pedersen hat sich im wesentlichen an Bugge angeschlossen, und auch in Deutschland scheint jetzt Bugges meinung durchzudringen, dass das lykische eine indogermanische sprache ist.

Charakteristisch für Bugges 'anatolische' studien ist der kleine aufsatz über *Olympos*, der in der festschrift für Kern (Album-Kern [Leiden 1903] s. 105—107) gedruckt ist. Er sucht hier su beweisen, dass der bergname *Olympos*, der auch in appellativischer verwendung vorzukommen scheint, ein nicht-griechisches ('anatolisches') wort mit der bedeutung 'bergrücken' ist, nahe verwandt mit armen. *ołn*, pl. *ołunkh* 'rückgrat, rücken'. 'Der hier behandelte name', so schliesst Bugge seinen aufsatz, 'bildet ein einzelnes glied einer langen reihe von griechischen orts- und personennamen, aus denen ich folgere, dass in Griechenland einst kleinasiatische stämme wohnten, die anatolische, mit dem armenischen verwandte sprachen oder dialekte redeten und auf die cultur der Griechen einen durchgreifenden einfluss übten'. Ein ganzes jahr (1905—06) war Bugge kurz vor seinem tode fast ausschliesslich mit sprachlichen studien über den ursprung der antiken cultur beschäftigt. Hierbei hatte er an professor A. Torp eine unentbehrliche stütze. Hoffentlich wird noch verschiedenes von seinen 'anatolischen' studien herausgegeben werden können. Leider hat er sein grosses werk: *Ungriechische elemente im griechischen* nicht mehr vollenden können, in dem er 'zahlreiche spuren von der sprache und cultur dieser völker in griechischen orts- und personennamen, mythen und mythischen namen, bezeichnungen von gerätschaften, pflanzen usw. nachzuweisen suchte, ein werk, das vielleicht in vielen einzelheiten fehlgreift, so glänzend und scharfsinnig die vermutungen oft auch sind, das aber jedesfalls, wenn es jetzt nach seinem tode herauskommt, ausserordentlich anregend wirken und viele neue ausblicke eröffnen wird' (A. Torp).

Während seiner armenischen studien war Bugge auch darauf aufmerksam geworden, dass mehrere wörter in der gotischen bibelübersetzung, die in den übrigen germanischen sprachen keine entsprechungen finden und bisher noch nicht in befriedigender weise etymologisch erklärt waren, sich als lehnworte aus dem armenischen deuten liessen. Über diese wörter handelte er in der interessanten abhandlung: *Über den einfluss der armenischen sprache auf die gotische* (Indogermanische forschungen V [1895] s. 168—179. 274).

Ungefähr gleichzeitig entdeckte Bugge, dass die namen der runen häufig in auffallender weise mit den armenischen (und georgischen) buchstabennamen übereinstimmten. Dies führte zu einer durchgreifenden

änderung seiner anschauungen über den ursprung der runenschrift.

In dem vortrage, den er über diese frage 1873 in der Gesellschaft der wissenschaften zu Christiania hielt, hatte er die folgende meinung geltend gemacht: 'Die runen scheinen ein schriftsystem zu sein, das im ersten vorchristlichen jahrhundert bei einem südgermanischen stamme nach der form der römischen schrift gebildet wurde, welche die Germanen von einem der keltischen stämme, die am nordfusse der Alpen wohnten, übernommen haben'. Aber 'es wird noch lange zeit vergehen', so endete Bugges kurzes referat, 'ehe ich meine meinung über den ursprung und die älteste geschichte der runen begründen und näher entwickeln kann . . . da meine untersuchungen von einem abschlusse noch sehr weit entfernt sind'.

Später wurde die frage nach dem ursprung der runenschrift methodisch und mit grosser gründlichkeit von Wimmer behandelt (Aarb. 1874; in neuer bearbeitung unter dem titel: 'Die runenschrift' Berlin 1887). Wimmer nahm Bugges gedanken, dass die Kelten bei der aufnahme der römischen schrift durch die Germanen die vermittler gewesen seien, wider auf, aber er setzte die entstehung der runenschrift in eine etwas spätere zeit und betrachtete das lateinische alphabet als die einzige quelle der runenschrift.

Durch diese auffassung Wimmers, die als 'abschliessend' bezeichnet wurde, fand sich Bugge nicht befriedigt. Aus einer 1893 geschriebenen bemerkung in *Norges indskrifter* (I, 143) sehen wir, dass er zu der erkenntnis gelangt war, dass die runenschrift in ihrer ältesten form bei einem gotischen stamme ausgebildet wurde. Er entwickelte dann seine ansichten ausführlicher in einem aufsehen erregenden vortrage auf der 5. nordischen philologenversammlung in Christiania (1898): 'Das erste germanische volk, das die runen anwendete, waren die Goten im südöstlichen Europa. Von ihnen kam die runenschrift zu den Nordleuten und unabhängig davon auf anderem wege zu den westgermanischen völkern auf dem festlande, von diesen endlich auch zu den Angelsachsen. Der Gote, der den runen ihre namen gab, hatte griechische buchstabennamen gekannt, die ihm ein keltisch redender mann mitgeteilt hatte; denn der name der *b*-rune, *bercna*, ist eine übersetzung des griechischen namens *bēta*, die dadurch veranlasst wurde, dass ein mit *bēta* wesentlich gleichlautendes wort in den keltischen sprachen die bedeutung 'birke' hatte. Die runenschrift stammt z. t. von den lateinischen, z. t. von den griechischen buchstaben. Sie kam bei den Goten bald nach ihrem zuge nach Kleinasien im jahre 267 in gebrauch;

gotische runennamen scheinen nämlich umdeutungen fremder buchstabennamen zu sein, welche die Goten durch christliche Galater und armenische gefangene, die sie auf ihrem kleinasiatischen zuge gefangen genommen hatten, kennen lernten.

Ein kurzes referat über diese ansichten hat Bugge in dem vorworte zu Otto von Friesens schrift: *Om runskriftens härkomst* (Upsala 1904) mitgeteilt, in der ebenfalls mit schwerwiegenden gründen die meinung verfochten wird, dass die runen teilweise auf griechische, teilweise auf lateinische buchstaben zurückzuführen sind. O. v. Friesen kam — was die detailfragen betrifft unabhängig — zu wesentlich denselben resultaten, die Bugge in seinem vortrage mitgeteilt hatte. Ein besonderer vorzug der schrift von Friesens ist sein offener blick für die historischen verhältnisse in den ersten jahrhunderten n. Chr.; er stützt sich übrigens im wesentlichen auf Bernhard Salins forschungen in seinem bekannten buche über die tier-ornamentik, durch die wir eine culturströmung kennen lernen, die sich — nach der chronologie der schwedischen archäologen — von etwa 150—350 n. Chr. von den landschaften am Schwarzen meere in nordwestlicher richtung nach den gebieten an der Ostsee und den skandinavischen ländern bewegte.

Seine auffassung über die entstehung der runenschrift begann Bugge 1905 in einer schrift: *Runeskriftens oprindelse og ældste historie* zu entwickeln, die die einleitung zu seiner ausgabe der norwegischen inschriften mit den älteren runen bilden soll. Erst das erste heft (das im wesentlichen nur allgemeine bemerkungen und eine untersuchung über die ältesten, gotischen formen der runennamen enthält) war, als der tod ihn abrief, ausgegeben. Es ist jedoch zu hoffen, dass die arbeit in nicht zu ferner zeit auf grund von Bugges aufzeichnungen zum abschluss gebracht werden kann. Wie aus dem titel ersichtlich ist, war es Bugges absicht, auch die älteste geschichte der runenschrift zu schreiben, in der die wanderungen der Eruler bei ihm eine grosse rolle spielen. Als eine vorarbeit hierzu darf die neue untersuchung der runeninschriften auf goldenen bracteaten betrachtet werden, die er 1906 veröffentlichte: *Bidrag til tolkning af danske og tildels svenske indskrifter med den længere rækkes runer, navnlig paa guldbracteater* (Aarb. 1905 s. 141—328). Auch hier finden sich, wie immer in Bugges arbeiten, viele glänzende einzelheiten zur deutung der inschriften. Wenn er jedoch hier einen verständlichen sinn in vielen inschriften findet, die er in seiner ersten abhandlung über die bracteaten (1871) für sinnlos erklärt hatte, so ist er freilich weiter gegangen, als dass die meisten fachgenossen ihm folgen könnten, und die meinung über die bracteat-inschriften, die

1871 aussprach, dürfte noch in allem wesentlichen bei den gelehrten die herrschende sein.

Die studien über den ursprung der runenschrift bekamen ferner in den späteren jahren auch bedeutung für Bugges auffassung der norrönen mythologie. In der hauptsache hielt er bis an seinen tod an den theorien fest, die er in den Studier verfochten hatte. Aber sein blick war jetzt auch für die verbindungen geöffnet worden, die seit den ältesten zeiten zwischen den Mittelmeerländern und Nordeuropa bestanden haben. In der kleinen schrift: *Fricco, Frigg und Priapos* (Christ. vidensk. selsk. forhandl. 1904 nr. 3) suchte er zu beweisen, dass der phallische Freyscultus in vorhistorischer zeit von der vorgriechischen verehrung des Priapos ausgegangen war. In seinen vorlesungen betonte er in den letzten jahren, dass sagen und mythen, die wir aus der norrönen dichtung kennen, in der zeit der völkerwanderung von den südlichen germanischen völkern übernommen sein könnten; wie früher Eugen Mogk nannte auch er die Eruler als die möglichen vermittler.

Mitten aus seiner rastlosen arbeit heraus wurde Bugge abgerufen, während zahlreiche neue fragen sich ihm aufdrängten. Es ist tief zu beklagen, dass ihm nicht mehr vergönnt ward, die neuen gedanken zu gestalten, die in ihm gärten, besonders die vermutungen über culturеinwirkungen von süden her in den zeiten der völkerwanderung und noch früheren perioden. Wir hätten von ihm arbeiten erwarten dürfen, die nicht weniger bedeutungsvoll geworden wären als seine mythologischen studien am anfange der achtziger jahre. Gerne hätten wir ihn auch selber teilnehmen sehen an der sonderung des heimischen erbes und der fremden sagen- und mythenstoffe, die zu verschiedener zeit von süden und von westen her zum Norden gelangt sind.

Bugges wissenschaftliche tätigkeit umspannt die lange zeit von 55 jahren. Wir haben sein productives schaffen im einzelnen kennen gelernt und dabei sowol den entwicklungsgang seiner studien angedeutet wie auch die hervorragende bedeutung seiner forschungen gewürdigt. Hervorzuheben sind besonders seine Eddaausgabe, die deutung der urnordischen runeninschriften und seine mythologischen *Studier;* vielleicht wird einmal das urteil der nachwelt auch seinen ‚anatolischen' forschungen denselben platz in der ersten reihe anweisen.

hinblick auf die lange reihe von abhandlungen und büchern, nterliess, wird man unwillkürlich fragen: Geht éin leitender

gedanke, éin alles beherrschendes streben durch sie alle hindurch oder ist es nur der name des verfassers, der sie verbindet?

Es kann nicht geleugnet werden, dass verschiedenes in Bugges forschungen gänzlich isoliert dasteht. Nicht wenige von seinen arbeiten sind nur dadurch veranlasst, dass ein rätselvoller stoff, auf den er aufmerksam geworden war, ihn anlockte. Wir müssen uns hierbei jedoch daran erinnern, dass es für Bugge so zu sagen eine naturnotwendigkeit war, häufig die objecte seiner forschung zu wechseln, was sein glänzendes gedächtnis ihm gestattete. Er liebte es, gleichzeitig mehrere eisen im feuer zu haben, und in seinen letzten jahren, als sein sehvermögen geschwächt war und er nicht mehr lesen und nur mit grosser mühe schreiben konnte, beklagte er es schmerzlich, dass er dazu nicht mehr im stande war.

Und doch kann kein zweifel darüber bestehen, dass Bugge bei der mehrzahl seiner arbeiten — mehr oder minder bewusst — éinem leitenden gedanken folgte und sich zu einer gesamtanschauung von der geschichte der geistigen erzeugnisse der menschheit emporzuringen suchte. Detailfragen interessierten Bugge an und für sich wenig. Er betrachtete sie stets als glieder eines grösseren ganzen. Aus metrischen einzelheiten zog er z. b. schlüsse über das alter der Eddalieder; ein name konnte ein streiflicht über ganze jahrhunderte werfen; die wechselnden formen einer rune konnten ihn in stand setzen, den fahrten der wikinger von land zu land zu folgen. Das centrale in Bugges wissenschaftlicher begabung war seine dichterische phantasie. Diese machte sich im laufe der jahre immer mehr geltend; sie konnte ihn auf abwege führen, aber er verlor doch selten den boden unter den füssen. Denn Bugge war zugleich im besitze einer sicher fundierten gelehrsamkeit, eines scharfen kritischen blickes und einer methodischen begabung, die mehr angeboren als durch ausbildung entwickelt war; die unruhe und leichte beweglichkeit seiner gedanken verschafften ihm einen reichtum von erklärungsmöglichkeiten, unter denen er wählen konnte; dazu kam dann seine merkwürdige fähigkeit, den springenden punkt in einer frage zu erfassen, und endlich die treffsicherheit in der combination, die dem genie eigentümlich ist.

Bugge liebte es, sich von einer frage in die andere zu stürzen, die anscheinend mit der ersten gar nicht in verbindung stand. Aber für ihn, auf den fragen aus den entferntesten gebieten, die sein wissen beherrschte, einstürmten, und dem eine phantasievolle combinationsgabe überall wege und ähnlichkeiten offenbarte, war das etwas anderes. 1896 formte er in den schlussworten seines buches über die

lieder seine gesamtanschauung von der ältesten geschichte seines vaterlandes in die geistvollen sätze und fragen:

'Ich möchte die nordischen colonien auf den brittischen inseln das Äolien des Nordens nennen.

Island war das Ionien des Nordens. Dort wurde der Herodot des Nordens geboren.

Ein Attika hat das nordische altertum nie besessen.

Warum wurde Norwegen nicht das Attika des Nordens? Etwa deswegen nicht, weil der Norden nicht seine Perserkriege hatte?'

Es ist kein zufall, dass sein nächstes grösseres werk (1897) die Lykischen studien waren, die an die anfänge der europäischen cultur streiften.

Die entstehung der cultur der wikingerzeit und der ursprung der antiken cultur waren für Bugge parallele fragen, die sich gegenseitig erhellten. Die grossen umschwungsperioden in der geschichte der völker war dasjenige, was ihn fesselte. Er war nicht blind für das ruhige, langsame wachstum der culturkeime in dem heimischen erdboden — seine jugend fiel ja in die romantische periode der vergleichenden sprach- und mythenforschung — und sich hierin zu vertiefen, übte sicherlich zu zeiten auf Bugges stimmungsvolles gemüt anziehungskraft genug. Aber erst dann war er ganz er selbst, wenn er die zeiten im leben der völker, in dem reichsten leben seines eigenen volkes mit durchleben durfte, in denen die culturströmung breit und mächtig von strand zu strand sich wälzte. Dann wird er tief von seinem gegenstande ergriffen und der dichter und der forscher sind in ihm untrennbar verbunden. Von kleinen detailfragen, die ein altes gedicht hervorruft, erhebt er sich zu weiten ausblicken über die verhältnisse des geistigen lebens im Norden: 'Das bild, mit dem das lied von Vǫlundr beginnt, weist uns in ein land, in dem eines tages von süden her nach sturm und wogendrang plötzlich und überraschend der sommer bei dem sohne des nordens einkehrt mit licht und wärme, mit duftendem blumengerank auf grünen wiesen, mit dem brausenden flügelschlag der vogelschwärme über den freigewordenen gewässern, mit dem vollen pulsschlage des lebens. Dies bild an dem eingange zu der halle unserer alten heroischen dichtung weist rückwärts auf die bedeutung, die die wikingerzeit für uns hat. Diese zeit war für unser volk der erste grosse frühjahrsanbruch'. Und soweit sein wissen sich erstreckte, schufen seine phantasievollen combinationen leben; gestalten dämmerten empor, bekamen form und farbe und traten auf den schauplatz der geschichte. Es war handlung, spannende handlung in Bugges dramen.

Weiter und weiter wollte er schauen über die geschicke der völker. Er arbeitete mit begeisterung, dieser *ποιητὴς ἐνθουσιάζων*, und keine mühe war dann für ihn zu gross. Als älterer mann erwarb er sich noch gründliche kenntnisse in den keltischen sprachen und im armenischen, als seine studien dies notwendig machten. In den letzten jahren seines lebens arbeitete er rastlos und beinahe gleichzeitig an der 'Entstehung der runenschrift', der Rök-inschrift und dem 'anatolischen' problem. Er war ein gigant in seinem streben, der einen berg auf den andern türmte, um zu weiten ausblicken zu gelangen. Und er starb glücklich mitten in seinem streben, in dem festen glauben an seine wissenschaft, der er gewissenhaft und selbstvergessen sein leben geweiht hatte.

Wir verweilen aber lieber noch bei dem menschen Bugge. Er war ein wahrhaft edler mensch, von lauterem charakter, wahr und offen in all seinem tun, warmherzig und treu, mild gegen andere, aber strenge in den anforderungen an sich selber. Er war herzlich und entgegenkommend gegen alle; im umgang mit menschen sah er nur auf den persönlichen wert des betreffenden. In seiner dankbarkeit konnte er rührend sein; er erwartete so wenig von anderen, er, der selber so willig gab und an dem wol und wehe anderer teil nahm.

Bugge war bescheiden und ohne eitelkeit. Er erhielt zahlreiche auszeichnungen, aber er selbst suchte nicht die ehre. Mehr als éinmal setzte er sein ansehen aufs spiel, indem er kühne hypothesen aufstellte, von den er wusste, dass sie verfehlt sein konnten, die aber vielleicht die möglichkeit boten, anderen zu sicheren ergebnissen zu verhelfen. Als motto auf zwei seiner bücher setzte er Jacob Grimms worte: 'Man darf mitten unter dem greifen nach der neuen frucht auch den mut des fehlens haben'.

Ebenso kühn und angriffslustig wie Bugge in seiner forschung war, ebenso zurückhaltend und bescheiden war er in seinem äusseren auftreten. Er hatte eine scheu davor, sich selbst, wenn auch nur im engsten kreise, zum mittelpunkte zu machen. Dennoch war er, wo er sich zeigte, durch die macht seiner starken persönlichkeit und die würde, die ihn niemals verliess, der häuptling, zu dem alle emporschauten.

Öffentlich trat er nicht häufig auf. Wenn er in einem seltenen falle es als seine pflicht ansah, das wort zu ergreifen, konnte er mit dem ganzen gewicht seiner persönlichkeit, mit seiner ganzen warmen beredsamkeit sich in den kampf stürzen. Dann konnte seine mahnende stimme sich bis zum pathos erheben, aber sie konnte auch gedämpft

von einer bescheidenen, scherzhaft ironischen, aber niemals boshaften laune zeugnis ablegen.

Am besten werden Bugges zahlreiche schüler — zu denen nicht wenige Schweden und einzelne Dänen gehören — ihn als forscher und als mensch in seinen vorlesungen kennen gelernt haben.

Bugge war ein ausgezeichneter docent. Während seiner langen wirksamkeit an der universität hat er fast alle disciplinen innerhalb seines eigentlichen faches, der nordischen philologie, behandelt, aber ausserdem las er noch über gotisch, angelsächsisch (Bēowulf), germanische sprachgeschichte, Plautus, italische sprachen und sanskrit. Namentlich ist die erklärung der eddischen gedichte allen seinen zuhörern unvergesslich. Mit seiner schönen klangvollen stimme trug er die alten lieder strophe für strophe vor und knüpfte seine erklärungen daran an, die ebenso leichtverständlich für den anfänger, wie für die weiter vorgeschrittenen inhaltreich und anregend waren. Man empfieng den starken eindruck, dass er selber von der freude an der einfachen schönheit der alten litteratur erfüllt war und es als ein stilles glück empfand, über leben und dichten ferner zeiten licht verbreiten zu können. Die gesichte, zugleich die eines forschers und eines dichters, die vor seinem inneren blicke aufstiegen, konnten seinen worten glut verleihen und in den herzen der zuhörer begeisterung entzünden. Aber sein warmes herz konnte auch erzittern bei seinen worten, und in solchen augenblicken lernten die schüler ihren grossen lehrer lieben und hochschätzen. Es ruhte eine feststimmung über dem hörsaale, wenn Bugge sprach. Alles kleinliche tagesgezänk musste aus seinen vorlesungen verbannt sein. 'Bugge machte die universität zu einem heiligtum für uns', schrieb einer seiner schüler nach seinem tode.

Bugge war nicht blind für die begrenztheit seiner begabung und seine einseitigkeit, und daher ist er auch niemals bestrebt gewesen, 'schule zu machen'. Er freute sich im gegenteil, wenn seine schüler ihre eigenen wege gingen, und er ermunterte sie, sich mit dem standpunkt seiner gegner vertraut zu machen. In seinen vorlesungen hat er sogar oft mit nachdruck davor gewarnt, auf seine unsicheren vermutungen zu bauen.

Bugge, dessen blick beständig auf neue fragen und neue aufgaben gerichtet war, fühlte sich immer zu den jungen hingezogen, die einmal die arbeit aufnehmen sollten, wenn die reihen der alten sich lichteten. Er hegte ein warmes interesse für die jungen, am meisten vielleicht für die allerjüngsten. Er selber bewahrte seine jugendliche frische bis ans ende. Sein niemals ruhender und empfän

nahm eindrücke von allen richtungen auf, auch aus dem lager der jüngsten. Bezeichnend ist die begeisterung und das verständnis, das er Karl Verners berühmter abhandlung entgegenbrachte. Verner schreibt selbst hierüber in einem briefe an seinen vater von der Kopenhagener philologenversammlung des jahres 1876[1]: „Der tüchtigste sprachforscher hier im Norden ist ein professor Bugge aus Christiania; er war so entzückt über meine abhandlung, dass er schon am nächsten tage, nachdem sie nach Christiania gelangt war, an der universität vorlesungen darüber hielt; hier unten in Kopenhagen äusserte er zu jedem einzelnen, dass meine entdeckung 'eine beispiellose entdeckung' sei." Diese worte Verners sind so recht geeignet, Bugge zu charakterisieren, wie er im kreise der fachgenossen sich bewegt und mit der unmittelbarkeit, die ihm eigen war und die aller herzen gewann, über das, was ihn im augenblicke beschäftigte, sich äusserte, mochten es eigene funde oder die wissenschaftlichen siege von anderen sein. Er freute sich innerlich über die forschungen anderer. Alles was er las oder hörte, nahm er mit eifer auf und schritt kühn vorwärts, wenn andere stehen bleiben mussten. Niemals hat ihn persönlicher unwille gehindert, den standpunkt eines gegners zu verstehen. Er war strenge gegen sich selbst und konnte scharf und unerbittlich sich selber widerlegen, wenn er zu richtigerer erkenntnis gelangt war. Sein urteil über andere war mild; er beschränkte sich gern auf bemerkungen, wie die: 'das ist ein autor, von dem ich wenig gelernt habe'. Er steht da als ein herrliches beispiel, wie ein forscher nicht bloss menschlich, sondern auch in seiner wissenschaft sich bereichert und zu grösseren höhen emporsteigt, wenn er verständnisvoll und nachsichtig gegen andere sich erweist.

Es ist mit recht von Bugge gesagt worden, dass er mit vorliebe solchen problemen und aufgaben sich zuwandte, an denen andere sich versucht hatten, ohne sie bewältigen zu können. Auf die urnordischen runeninschriften fiel durch seine forschungen das helle tageslicht, wo es vor ihm nur gedämmert hatte. Viele von seinen arbeiten, und darunter einige der wichtigsten, verdanken ihre entstehung geradezu fremden impulsen. 1886 wurde seine auffassung der etruskischen frage wesentlich umgestaltet. Die veranlassung dazu gab ein brief von Vilh. Thomsen, in dem dieser über die verwandtschaftlichen beziehungen der etruskischen sprache sich also äusserte: '[Ich bin] keineswegs davon überzeugt, dass eine nähere verwandtschaft mit den italischen sprachen besteht, und würde weit eher an das armenische oder etwas ähnliches denken'. Hierzu erklärt Bugge selbst: 'Die hier geäusserte vermutung

1) K. Verner, Afhandlinger og breve s. XLIII.

von einer speciellen verwandtschaft des etruskischen mit dem armenischen wirkte auf mich, als ich dieselbe las, augenblicklich ein; die wahrheit dieser annahme wurde mir sogleich einleuchtend'[1].

Ebenso oft aber erfasste ihn plötzlich ein gedanke ohne nachweisliche beeinflussung von aussen her. Und war ein gedanke erst erweckt, so verfehlte derselbe nicht einen unauslöschlichen eindruck zu hinterlassen, mochte er auch wider und wider als unwahrscheinlich ihn abweisen. Er tauchte beständig wider auf und veranlasste die verschiedenartigsten combinationen, je nachdem seine arbeit mit den jahren wechselte und das material, mit dem seine gedanken sich beschäftigten, sich verschob. Und der gedanke gewann gestalt und farbe, er brannte sich in seine dichterseele ein, und der stoff, den er in der regel schon im voraus beherrschte oder den er mit seinem unglaublichen spürsinn zusammen brachte, gruppierte sich von selbst. Bugge erzählte, dass er selber 'in schrecken geriet', als er die einwirkungen der westlichen culturländer auf die nordische mythologie entdeckte, wodurch sein nervensystem eine starke affection erlitt. Stets gieng Bugge mit begeisterung an eine neue arbeit; der silberhaarige greis konnte mit der optimistischen unerschrockenheit und unerfahrenheit eines jünglings ein grosses werk nach dem andern in seinen kühnen plänen und gedanken aufrichten. 'Woran ich auch denken mag, stets finde ich etwas neues', mit derartigen worten konnte in solchen augenblicken seine stille freude zum ausdruck kommen.

Bugge war ein wirklicher dichter. Im familienkreise und im kreise seiner freunde konnte er formvollendete, bilderreiche und gedankenvolle dichtungen schreiben. Er hatte sinn für musik und malerei, und in seinen jungen tagen hat er fleissig gezeichnet. Sein kunstsinn hat sich auch in seinem durchsichtigen und doch auch malerischen prosastil deutlich offenbart.

Bugge war auch nicht bloss der für die wissenschaft warm interessierte und fleissige forscher. Seine vaterlandsliebe äusserte sich in der schönsten weise dadurch, dass er dem arbeitenden volke auf allen gebieten eine innerliche teilnahme entgegenbrachte, und er empfand eine lebhafte genugtuung darüber, dass er in seinem langen leben gelegenheit gehabt hatte, mit leuten aus allen ständen und gesellschaftsklassen in berührung zu kommen. In seinen *Barndomserindringer* sagt er selbst: 'Es kommt mir in meinen alten tagen so vor, als hätte ich eine genauere und vollkommenere kenntnis unseres volkes, weil ich in meiner jugend so viele menschen gekannt habe, die anderen lebens-

1) Vom verfasser des nekrologs gesperrt.

stellungen angehörten als die, die die meinige ward'. Diese liebe zu der menschlichen tätigkeit auf allen gebieten, die er in seinem ausgedehnten umgangskreise reichlich nähren konnte, bewahrte er sein ganzes leben hindurch. Er war sich auch der gefahr bewusst, die einem kleinen volke dadurch droht, dass die geistige cultur die materielle in schatten stellt. Als er in seiner rede an die norwegischen studenten, die an seinem 70. geburtstage ihm ihre huldigung darbrachten, ihnen warm ans herz legte, den 'zusammenhalt im Norden' zu wahren, wies er bestimmt darauf hin, wie wünschenswert ein zusammenschluss der männer des praktischen lebens sei.

Im übrigen trat Bugge, wie schon erwähnt, nicht oft öffentlich auf; es geschah nur, wenn irgend eine angelegenheit ihn besonders lebhaft bewegte. So nahm er auch 1899 das wort zu dem norwegischen sprachstreite, indem er die sprachform *(rigsmaalet)* verteidigte, in der das norwegische geistesleben seinen vollendetsten ausdruck gefunden habe[1]. An der politik nahm er nicht öffentlich teil, aber er war sich wol bewusst, dass auch die stille arbeit des fleissigen forschers ein vermittelndes band zwischen den völkern sein könne und solle:

'Es ist die grosse aufgabe des mannes der wissenschaft, die nationalen schranken zu durchbrechen, die völker einander zu nähern und dazu beizutragen, dass einmal in der fernen zukunft, so Gott will, ein sicherer friedenszustand zwischen den nationen bestehe!

Aber der mann der wissenschaft muss zugleich seine pflicht, seine freude und seinen lohn darin finden, nach kräften die entwicklung des volkes zu fördern, dem er durch geschlecht und geburt angehört, bei seinem eigenen volke licht zu verbreiten. Und von keinem gilt dies mehr als von dem erforscher der nationalen geschichte.'[2]

Bugges jugend fiel in eine zeit, als der gedanke an die zusammengehörigkeit der nordischen völker lebendig war. Er konnte in seinen alten tagen aussprechen: 'Ich habe zunächst und vor allem mit dem gedanken an mein geliebtes vaterland gearbeitet, aber mit dem bewusstsein, dass ich, wenn ich etwas ausrichten könnte, zugleich für den ganzen Norden arbeitete.' Bei Bugge, dem impulsiven, warmherzigen manne der tat, setzte sich der skandinavistische gedanke in tätigkeit um. Er nahm teil an der gründung des *Arkiv for nordisk filologi* und gehörte zum redactionscomité dieser zeitschrift sowol wie zu dem von *Nordisk tidsskrift for filologi.* Er gehörte auch zu den begründern der

1) Bugges reden: *Om sprogstriden* und *Om samhold i Norden* sind abgedruckt in den *Populær-videnskabelige foredrag.*

2) *Populær-videnskabelige foredrag* s. 134.

nordischen philologenversammlungen. Von diesen her wird man Bugges gedenken als eines der stärksten glieder, die die philologen des Nordens zu einer geistigen kette vereinten, und es war nach der auflösung der union im jahre 1905 nicht minder stark als zuvor.

Bugges tätigkeit war vornehmlichst dem Norden gewidmet, und auf heimischem boden erreichte er als forscher die höchsten ziele. Die meisten jahre seines an äusseren begebenheiten armen lebens verbrachte er in Christiania. Nach dem studienaufenthalt in Berlin und Kopenhagen hatte er den plan auch England zu besuchen, wo sein vater seine ausbildung empfangen hatte. Es wurde aber nichts daraus, da er bald darauf (1869) sich verheiratete. Seine frau war Karen Sophie Schreiner (eine schwester des klassischen philologen, rectors E. Schreiner), die er 10 jahre überlebte. Nur ein paar kurze reisen haben Bugge über die grenzen des Nordens hinausgeführt; die längste unternahm er 1897, wo er Italien besuchte und starke eindrücke von volk und land von dort heimbrachte.

Bugge besass ein starkes und lebendiges naturgefühl. Aus dem süden sandte er begeisterte, farbenprächtige briefe nach hause. Mit der natur seines landes war er innig verwachsen. Wenn der frühling kam, sehnte er sich hinaus nach dem fichtenwalde und der birkenhalde, und um Johannis pflegte er die hauptstadt zu verlassen und den gebirgsort (Tönset in Österdalen) aufzusuchen, wo er eine reihe von jahren hindurch seinen sommeraufenthalt nahm. So auch im letzten sommer. Anscheinend munter und frisch reiste er ende juni von Christiania ab und setzte auf dem lande seine arbeit über den Rökstein fort, die er beinahe zum abschluss brachte. Noch am 29. juni schrieb er an einen jüngeren mitarbeiter: 'Beständig erwachen bei mir neue vermutungen über . . . die Rökinschrift'. Aber in der folgenden nacht ward er von einem hirnschlage getroffen, der nach verlauf einer woche den tod herbeiführte. Mit wilden feld- und gebirgsblumen geschmückt langte sein sarg in Christiania an, wo er auf kosten des staates beigesetzt wurde — die höchste ehre, die unser land einem grossen sohne erweisen kann.

Bugges name wird in seinem vaterlande und überall, wo man die denkmäler nordischen geisteslebens erforscht, niemals vergessen werden, seine werke werden noch für lange zeiten ihren einfluss auf nachkommende geschlechter ausüben. Wir, die wir ihn kannten und ihm nahe standen, werden ihm für immer ein treues und dankbares andenken bewahren. *Fáir verða nú*
fœddir þeim betri.

CHRISTIANIA. MAGNUS OLSEN.

DAS RUNENDENKMAL VON BRITSUM IN FRIESLAND[1].

Der gegenstand, dessen runen hier behandelt werden sollen, wurde im februar 1906 gefunden und kam im märz 1906 in das friesische museum zu Leeuwarden.

Er wurde in der grossen Terp zu Britsum 7 kilometer nördlich von Leeuwarden, ca. 15 fuss tief in der erde gefunden, 'dicht bij den weg voor de woning van den terpbaas'; ungefähr 50 schritte im nw. des kirchturms von Britsum. Es ist ein hölzernes stäbchen, 12,5 cm lang. Dies stäbchen ist viereckig wie ein balken, es hat zwei breite und zwei schmale seiten. Auf den beiden breiten seiten sind runen eingeritzt. Von der inschrift der einen seite (II) fehlt rechts ein stück



(auf welchem vielleicht 3 zeichen gestanden haben) wahrscheinlich da, wo das holz vom spaten getroffen und zersplittert worden ist. Sonst ist der gegenstand vollständig erhalten. Die form sämtlicher zeichen

(1) Die vorstehende abhandlung wurde mir in den letzten eigenhändigen zeilen, die ich von Sophus Bugge erhielt (datiert Tönset, 2. juli 1906) — die grossen ungefügen buchstaben verrieten deutlich die traurige abnahme seiner sehkraft — für die Zeitschrift angeboten und selbstverständlich mit herzlichem danke angenommen. Sie ist, wie mir Bugges langjähriger treuer helfer und mitarbeiter, herr universitätsstipendiat Magnus Olsen, mitteilt, gleich nach der auffindung der Britsumer runen im frühling 1906 in deutscher sprache niedergeschrieben worden und im herbst desselben jahres noch durch einige abschliessende berichtigungen und nachträge ergänzt. Nur ein paar kurze notizen auf losen blättern waren nach dem tode des verfassers weiter auszuführen; sie sind von M. Olsen in eckigen klammern dem texte eingefügt. Auch einige verweise (gleichfalls in eckigen klammern) rühren von M. Olsen her. Sonst sind von ihm in dem manuscripte nur solche — ganz unbedeutende — änderungen vorgenommen, die sicher dem wunsche des verfassers entsprochen hätten (so z. b. s. 182 eine berichtigung von Bugges angaben über die anzahl der striche der haupt- und nebenstäbe). Meine eigene tätigkeit beschränkte sich auf die — von Bugge selbst gewünschte — stilistische nachbesserung des deutschen ausdrucks. H. G.]

ist vollständig sicher. Im jahre 1905 wurde auf derselben seite der Terp ein stück eines schiffes gefunden, das so gross als 'een flinke friesche praam' war. Dies schiff lag ca. 60 schritte im nw. des kirchturms. Nur wenige meter trennen die fundorte beider gegenstände voneinander; es fehlt aber ein sicherer beweis dafür, dass eine beziehung zwischen dem schiffe und dem runenstäbchen stattfinde.

Herr dr. jur. P. C. J. A. Boeles, der conservator des Leeuwardener museums, hat die runeninschrift in der schrift: „De Terp te Britsum en de runen-inscriptie (Overgedrukt uit het 'Bulletin van den Nederlandschen Oudheidkundigen Bond')“ herausgegeben. Vgl. ferner Boeles, „Een nieuwe runen-inscriptie, gevonden in Friesland (Overgedrukt uit 'De Nederlandsche Spectator', 1906, Nr. 18)“, woselbst auch (s. 3) ein brief von professor L. Wimmer über die runeninschrift abgedruckt ist. Den sorgfältigen angaben des herrn Boeles verdanke ich die oben widergegebenen mitteilungen. Auch die meinem aufsatze beigefügte zeichnung ist seiner schrift entlehnt.

Boeles und Wimmer heben hervor, dass die runenformen mit denjenigen der magischen inschriften auf dem Kragehuler lanzenschaft (Fünen) und der Lindholmer schlange (Schonen) besondere ähnlichkeiten aufweisen, und sie bezeichnen die Britsumer inschrift als eine magische. Nach Wimmer, dem Boeles beistimmt, haben die runen des stäbchens keine sprachliche bedeutung. Boeles hält es nicht für unwahrscheinlich, dass das holzstäbchen von einem dänischen oder schwedischen manne nach Friesland gebracht worden ist.

Auch mir scheint die Britsumer inschrift magischen inhalt zu haben. Ich halte jedoch, im gegensatz zu Wimmer und Boeles, die inschrift für friesisch und meine, dass die runen sprachliche bedeutung besitzen. Im folgenden versuche ich diese auffassung zu begründen.

Die stäbe der runenzeichen bestehen seltener aus einfachen, häufiger aus mehreren (parallel laufenden) strichen. Darüber wird im folgenden näheres mitgeteilt werden. Wo ich die runen widergebe, wende ich jedoch aus typographischen rücksichten runenzeichen mit einfachen strichen an. Die runen sind die der älteren, längeren reihe.

Diejenigen runen, welche die erste zeile der inschrift bilden, haben die richtung von links nach rechts. Ich bezeichne diese reihe als I. Die runen der seite II haben die richtung von rechts nach links. Bei der widergabe der runen der seite II wende ich aus typographischen rücksichten die runen nach rechts. Obgleich die lesung von I anfangen muss, beginne ich die deutung mit II, weil die lesung und deutung dieser seite leichter ist.

Die zwei letzten runen (II 7—8) sind ᛗᛁ **mi**. Dass dies **mi** ein eigenes wort bildet, ist von vorn herein wahrscheinlich, weil die vorausgehende rune ᛞ **d** ist. In **mi** erkenne ich altfries. *mī* 'mich'. Diese deutung liegt sehr nahe, weil es gewöhnlich ist, dass ein beweglicher gegenstand, der mit einer inschrift versehen ist, in derselben als 'ich' in der ersten person spricht. Ich führe einige beispiele hierfür an. Auf einer in Northumberland gefundenen fibula findet sich die runeninschrift: **gudr[i]d mec worh[t]e ælchfrith mec a[h]** 'Gudrid mich machte; Ælchfrith mich besitzt'. Ein fingerring hat zum teil mit runen die angelsächsische inschrift: **ædred mec ah eanred mec agrof.** Auch in nordischen inschriften. So mit älteren runen auf der fibula von Etelhem, Gotland: **mk mrla wrta** 'mich Marila verfertigte'. Auf einem norwegischen schilde aus dem mittelalter: **kunnar gærþi mik hlhi a mik** 'Gunnarr verfertigte mich; Helgi besitzt mich'. Die letztgenannte inschrift hat, wie wir sehen werden, dieselbe wortfolge wie die Britsumer.

Wenn **mi** 'mich' bedeutet, muss dies 'mich' das object eines vorausgehenden verbs sein.

Dass das vorausgehende wort mit II 2 anfängt, wird durch das vor dieser rune stehende trennungszeichen angedeutet.

II 2 ist ᛒ **b**. II 3 hat die form ᚹ. Dies zeichen findet sich auch II 5 und I 2. Wimmer liest dies zeichen als **k** oder vielleicht als **f**; Boeles als **k**. Ich kann weder der einen noch der andern lesung beistimmen. Wo die runenzeichen der Britsumer inschrift mit den in andern inschriften vorkommenden zeichen wesentlich übereinstimmen, lassen sich die runenverbindungen der Britsumer inschrift geradezu aussprechen. So I 3—13 **niaberetdud** und II 7—8 **mi**. Die vermutung, dass ᚹ **k** oder **f** bezeichne, bildet die einzige grundlage für die annahme, dass die inschrift unaussprechbare runenverbindungen enthalten sollte. Da nun **k** und **f** in den mit den runen der längeren reihe geschriebenen inschriften regelmässig eine andere form als ᚹ haben, so scheint es mir klar, dass ᚹ weder **k** noch **f** bezeichnen kann. Man muss für dies runenzeichen vielmehr eine bedeutung suchen, bei welcher diejenigen verbindungen, in denen es vorkommt, sich aussprechen lassen, d. h. ᚹ muss ein vocalzeichen sein.

II 4 liest Boeles als **u**, Wimmer als **u** oder **r**. Das zeichen ist von der **u**-rune I 12 darin verschieden, dass der seitenstab unten eine schräge richtung nach innen hat. Ich habe daher (unabhängig von Wimmer) für II 4 die lesung als **r**, nicht als **u** angenommen. II 2—6 also **b*r*d**, und nach dem vorher bemerkten muss II 3 und 5, das

ich vorläufig durch ✱ widergegeben habe, ein vocalzeichen sein. Den möglichen ursprung des zeichens II 3 und 5 werde ich erst später besprechen. Allein der sprachliche inhalt der inschrift zeigt uns, dass das zeichen einen *i*-laut oder einen e-laut, der von den durch die runen ᛁ **i** und ᛖ **e** bezeichneten lauten verschieden ist, bezeichnen muss. Ich transscribiere II 3 und 5 durch **i̊**. Vor **mi** lese ich also II 2—6 **bi̊ri̊d**.

Wir haben bereits gesehen, dass in diesem worte ein verbum stecken muss. Ich deute es als präs. 3. pers. sing. indic. 'trägt'. Das **i̊** der ersten silbe ist umlautsvocal. Das schliessende **d** bezeichnet die spirans ð; im altfries. schreibt man *th*. Die entsprechende altfries. form ist *berth* 'trägt'. Die in der inschrift vorkommende form ist ursprünglicher, sowol durch die erhaltung des vocals der zweiten silbe als durch den umlaut der ersten silbe. In beiden hinsichten steht ihr die ags. form *bireþ* nahe.

Vor **bi̊rid** ist ein trennungszeichen, das aus 7 punkten besteht. Davor muss als subject ein personenname, der name des besitzers, am anfang von II gestanden haben, allein davon ist jetzt nur die letzte rune (II 1) ᚾ **n** übrig. Der name hat aus nicht mehr als 5 runen bestanden; allein es ist möglich, dass ihrer weniger waren. Der name hat kein merkmal des nominativs.

Ich lese und deute also II so, indem ich das trennungszeichen zwischen II 1 und 2 nicht widergebe:

✱ ✱ ✱ ✱ n bi̊ri̊d mi

„N. N. trägt mich."

Die endung des personennamens stimmt mit der eigentümlichkeit des altfries. überein; vgl. z. b. *Bern*. Das schliessende *-n* zeigt (wie auch die anderen wortformen der seite II), dass die sprache der inschrift nicht die der urnordischen runeninschriften sein kann.

Durch die inschrift der seite II haben wir die folgenden ergebnisse gewonnen:

1. Die sprache der inschrift ist altfriesisch, nicht nordisch.
2. Die rune ᚹ bezeichnet ein kurzes *i*, das wol einem geschlossenen *e* nahe liegt. Ich transscribiere **i̊**.
3. Die rune II 4 bezeichnet **r**, nicht **u**.

Hiernach transscribiere ich die inschrift I:

þi̊niaberetdud

Als das erste wort von I trennte ich zuerst 1—4 **þi̊ni** ab und deutete dies als acc. sg. m. 'diesen'. Allein dabei erweckt 4 **-i** be-

denken. Denn diese rune bezeichnet in II ein langes *ī*, und die inschrift hat sonst für kurzes *i* eine andere rune. Eine form **þini* für 'diesen' würde ich nicht sicher erklären können. Daher trenne ich jetzt als das erste wort I 1—3 **þin** ab. Dies deute ich als den acc. sg. m. des demonstr. pronomens, 'diesen'. Als altfries. formen finden sich *thin, thine, then, thene.*

II 4 **i** deute ich als ein substantiv im acc. sg. m. *ī* = ags. *íw, éow, éoh* m. 'eibe'.

i 'eibe' muss dann hier das eibene stäbchen bezeichnen. Ebenso bedeutet altnorw. *ýr* 'eibe', allein auch 'bogen' (eigentl. eibener bogen)'; *askr* 'esche', auch 'lanze', 'kleines schiff', 'kleines gefäss' (aus eschenholz).

Als das dritte wort trenne ich I 5 **a** ab. Dies deute ich als *ā* 'immer'. Es entspricht dem ags. *á* 'immer'. Im altfries. wird **ā* durch *nā* 'nimmer' vorausgesetzt.

Als das vierte wort trenne ich I 6—8 **ber** ab. Boeles hat R. 8 als **u** gelesen. Allein die lesung **r** (welche auch Wimmer vorschlägt) scheint mir sowol der runenform als des sinnes wegen gesichert. **ber** deute ich als imperat. 2. pers. sing. 'trage!' II 2—6 **bīrīd** ist das präs. indic. desselben verbums. In runeninschriften wird der leser nicht selten durch einen imperativ angeredet. Z. b. **raþu runaʀ** Brate und Bugge, Runverser nr. 72.

þīn i 'diese eibe (dies eibene stäbchen)' bezeichnet den gegenstand, auf dem die runen geschrieben sind. **þīn i** ist das object des verbs **ber**.

Auf die deutung von **þīn i** als 'diese eibe (dies eibene stäbchen)' war ich gekommen, als ich die holzart des stäbchens noch nicht kannte. Später teilte mir herr dr. Boeles gütigst mit, dass das stäbchen wirklich aus eibenholz ist.

Als das fünfte wort trenne ich I 9—10 **et** ab. **et** ist die altfries. form, welche dem altnord. adv. (und präpos.) *at* entspricht. Ich fasse hier **et** als 'darin', d. h. in dem mit runen beschriebenen eibenen stäbchen. Ungefähr in derselben weise ist ags. *æt* an der folgenden stelle angewendet: *ic nú æt féawum wordum secge* 'ich sage jetzt in wenigen worten', siehe Bosworth-Toller. **et** steht hier als adverb ohne ein davon regiertes wort, wie häufig altnorw. *at*.

Das sechste und letzte wort von I wird von 11—13 gebildet: **dud**. Dies ist wol jedesfalls (wie professor A. Torp meint) eine form, die zu dem germ. verbum 'taugen' gehört.

dud ist wahrscheinlich s. v. a. altfries. *duged* 'tugend'. Für das fehlen des *g* in **dud** 'tugend' vgl. im folgenden **lid** 'liegt', welche

jedoch nicht völlig analog ist. Vgl. auch altsächs. *-hûdig* = *-hugdig*. Man sollte für dies substantiv die form **dugud* erwarten. Auch in den neufries. mundartlichen formen findet sich ein *g*. ,Tugend' ist wol hier als 'wunderbare eigenschaft' aufzufassen, wie z. b. altschwed. *dyghþ* 'übernatürliche kraft' bedeuten kann.

Nach dem vorhergehenden lese ich die inschrift I mit worttrennung folgendermassen: **þiͤn i a ber et dud**. Hierin fehlt ein verbum, dessen subject das substantiv **dud** ist und zu dem das adverb **et** gehört. Dies verbum finde ich auf der einen schmalen seite des stäbchens geschrieben. Hier sind rechts einige zeichen eingeritzt, die nicht zu denjenigen runen der einen breiten seite, die durch den spaten des finders zerstört wurden, gehört haben.

Die zeichen der schmalen seite sind nicht runen. Nach der zeichnung möchte ich vielmehr lateinische buchstaben darin sehen. Ich lese: **LID**, nach rechts gewendet. Diese buchstaben bilden nach meiner vermutung die fortsetzung der inschrift I.

[Auch auf angelsächsischen denkmälern finden sich bisweilen runen und lateinische buchstaben in derselben inschrift oder auf demselben gegenstand (Stephens, Runic monuments I, s. 453, 461). Vgl. auch S. Bugge, Aarböger for nordisk oldkyndighed 1905, s. 252.]

lid deute ich als präs. indic. 3. pers. sing. 'liegt'. Dies wird altfries. *lith* und *ligth* geschrieben. In **lid** bezeichnet das lateinische **D** die spirans ð, die in der inschrift zweimal durch die mit einfachen strichen geschriebene rune **d** bezeichnet ist.

lid 'liegt' ist das verbum zum subjecte **dud**. Es ist hier in übertragener bedeutung angewendet. **et dud lid** 'darin liegt tugend', d. h. darin ist wunderbare kraft enthalten (oder verborgen). Vgl. nhd. 'der fehler liegt aber gewiss nicht an der sache'; 'da liegt's' (um den kernpunkt einer sache zu bezeichnen): Deutsches wtb. VI 1013—14.

þiͤn i a ber et dud LID

Dies denke ich mir so ausgesprochen:

þĭn ī ā bĕr!
ĕt dūđ līð.

Ich übersetze: 'Trage immer diese eibe (d. h. dies stäbchen aus eibenholz)! Darin liegt tugend (d. h. darin ist wunderbare kraft verborgen)'.

Die inschrift besteht aus zwei durch allitteration verbundenen rhythmischen gliedern; das erste ist: *þin ī ā ber*, das zweite *et dūđ līð*. ī und *ā* bilden mit *et* allitteration. Der runenmeister hat, wie es scheint, den schluss des ersten rhythmischen gliedes und den anfang

des zweiten dadurch bezeichnen wollen, dass er **er** und **e** im gegensatz zu den umstehenden runenzeichen mit einfachen strichen schrieb.

Der runenmeister schreibt zugleich das auslautende **d**, das spirantisch ausgesprochen wurde, nur mit einfachen strichen, sowol I 13 als II 6. Dagegen schreibt er die rune **d**, wo sie das anlautende und wol als explosivlaut gesprochene *d* bezeichnet, mit mehreren strichen (die hauptstäbe mit 5 strichen, die mittelstäbe mit 3 strichen).

[Eine ähnliche differenzierung findet sich in der inschrift mit runen der längeren reihe auf einem goldenen brakteaten aus Overhornbæk, Jütland (Stephens nr. 28). Hier hat nach der deutung Magnus Olsens (Aarböger for nordisk oldkyndighed 1907 s. 42 fg.) das zeichen ᚦ, das eine differenzierung von ᚦ ist, den lautwert *þ*, während die rune ᚦ die entsprechende stimmhafte spirans *đ* bezeichnet.]

In keiner anderen inschrift habe ich das runenzeichen ᚹ gefunden, welches in der Britsumer inschrift dreimal vorkommt: I 2, II 3, II 5. Ich habe dasselbe durch **i̊** widergegeben. Es bezeichnet nach meiner vermutung ein kurzes *i*, das einem geschlossenen *e* nahe liegt. Über die entstehung des zeichens kann ich nur vermutungen äussern. Vielleicht ist es eine differenzierung von ᛁ **i**. Der an ᛁ **i** gefügte seitenstrich ist vielleicht von dem mittelstrich oben in ᛖ **e** übertragen. Nach einem ähnlichen prinzipe scheint angelsächs. ᛠ **ea** aus ᛖ **e** und ᚫ **a** gebildet.[1] Ob ᚹ als das runenzeichen für **i̊** ein in Friesland erfundenes und für Friesland eigentümliches runenzeichen gewesen ist, lässt sich für jetzt nicht entscheiden. Ich halte dies aber für wahrscheinlich.

Auch in einer mit den runen der längeren reihe geschriebenen inschrift eines dänischen brakteaten findet sich ein runenzeichen, das einen mittellaut zwischen *i* und *e* bezeichnet; siehe Aarböger 1905 s. 228 fg. Allein dies zeichen hat zu dem zeichen der Britsumer inschrift keine historische beziehung.

Die runenschrift von Britsum hat ausser dem zeichen für **i̊** andere weniger hervortretende eigentümlichkeiten, die sich in den am nächsten verwandten runeninschriften nicht wiederfinden. So die form der **r**-rune; ferner das aus 7 kleinen strichen bestehende trennungszeichen.

Schon früher sind einige runeninschriften in Friesland gefunden worden. Bei Arum in West-Friesland, unweit Harlingen in südöstlicher

1) In **eirilaʀ** in den norwegischen inschriften von Veblungsnes und By bezeichnet **ei** einen kurzen, aus *e* durch den einfluss eines folgenden *i* umgelauteten vocal.

richtung, wurde ein kleines eibenes schwert mit einer inschrift in runen der längeren reihe gefunden. Diese inschrift ist von P. C. J. A. Boeles in '71ste verslag der handelingen van het Friesch genootschap te Leeuwarden' 1898—99 s. 41fgg. herausgegeben worden, später von demselben in De Vrije Fries, XX. 4e reeks, 2e deel, afl. 2. Die Arumer runen sind wol so zu lesen:

ᛖᛞᚨ ⁝ ᛒᚩᛞᚨ
e d a b o d a

Ein kleiner strich, der von der mitte des oberen seitenstriches der letzten rune nach oben geht, ist wol bedeutungslos.

Nicht weit von Harlingen ist ein goldenes medaillon mit inschriften auf beiden seiten gefunden worden. Die inschriften bestehen teils aus lateinischen buchstaben, teils aus runen der älteren reihe. Eine zeichnung dieser runeninschrift findet sich bereits bei Stephens, Runic monuments II s. 554fg., nr. 58. Nach der genauen kopie bei Boeles in seiner letztgenannten abhandlung sind die runen

ᚻᚪᛞᚪ
h a d a (nicht: **hama**).

Die Arumer inschrift und die Harlingener inschrift weichen u. a. dadurch von der Britsumer inschrift ab, dass sie specielle berührungen mit der angelsächsischen runenschrift zeigen. Die Arumer inschrift hat ᚩ **o**, die Harlingener inschrift zweimal ᚪ **a** und die **h**-rune mit zwei mittelstrichen. Die Britsumer inschrift hat das ältere zeichen ᚨ für **a**. Auch in der Arumer inschrift bedeutet ᚨ wahrscheinlich **a**. Die inschriften von Arum und Harlingen sind daher gewiss jünger als die von Britsum.

Die Arumer inschrift enthält vielleicht einen mannesnamen *Ēda-boda*, aus **Audaboda*, der mit dem namen *Autbodo* (Cod. Laur. aus dem 8ten jahrh.) identisch ist. Allein der umstand, dass urgerm. *au* im Altfries. zu *ā* wird, erweckt hiegegen bedenken. Denn es wäre bedenklich, die inschrift, welche **Ēda-boda* enthielte, irgend einer anglischen mundart zuzuweisen. Der name ist daher wol eher als *Ĕdaboda* aufzufassen, dessen vorderglied mit den namen auf *Ed-*, *Id-* bei Förstemann zusammengehört. **eda ⁝ boda** gibt gewiss den besitzer des eibenen schwertes an.

Es ist nicht zufällig, dass das Arumer schwert wie das Britsumer stäbchen aus eibenholz ist. Beide sind amulete. Dafür ist auch die holzart bedeutsam, denn eibenholz schützt vor hexen (E. H. Meyer, Mythologie s. 86).

Die Britsumer inschrift teilt mit der Arumer inschrift einzelne andere übereinstimmungen, die kaum zufällig sind. Die seitenstriche der **b**-rune sind in beiden voneinander getrennt. Beide inschriften haben einmal ein trennungszeichen, das aus vielen kleinen strichen besteht (Britsum aus 7, Arum aus 5).

Das kleine Arumer schwert beweist, das die verbreitung der älteren runen nach Friesland sich nicht nur darauf beschränkte, dass ein einzelner mann, von dem die Britsumer runen herrühren, die kunst, runen einzuritzen, kannte.

Das Britsumer denkmal hat, was die anbringung der runen und die weise, in welcher diese geritzt sind, anbetrifft, viele und specielle übereinstimmungen mit den runendenkmälern aus Kragehul, Fünen (einem lanzenschafte und einem messerhefte); ferner mit der beinernen schlange aus dem Lindholmer moore, Schonen; endlich mit dem beinstücke aus Ödemotland im südwestlichen Norwegen.[1]

Eine wesentliche übereinstimmung des Britsumer denkmals mit den runendenkmälern von Lindholm und Ödemotland besteht darin, dass jenes wie diese ein amulet ist und eben durch die runen zu einem amulete gemacht wird.

Ferner stimmt das Britsumer denkmal mit dem Kragehuler lanzenschaft und mit der Lindholmer schlange darin überein, dass die runen und besonders die hauptstäbe derselben mit mehreren strichen geschrieben sind. In der Britsumer inschrift sind die runen (mit einigen oben genannten ausnahmen) mit mehreren strichen geschrieben: die meisten hauptstäbe mit 5 oder 6, die nebenstäbe zum teil mit wenigeren strichen. Dadurch, dass die runenzeichen mit mehreren strichen geschrieben sind, soll gewiss die magische wirkung der runen verstärkt werden. Auf der Lindholmer schlange haben die runen in der regel 3 striche, auf dem Kragehuler lanzenschaft 2—4, zuweilen auch nur einen. Der beinerne gegenstand von Ödemotland im südlichen Norwegen ist ein amulet, das dem amulete von Lindholm nahe verwandt ist (Norges indskrifter med de ældre runer s. 263 fg.). Auf dem amulete von Ödemotland sind die runen mit 2 oder 3 strichen geschrieben. Diese inschrift, welche eine nachbildung dänischer inschriften ist, stammt wahrscheinlich aus dem ende des 7ten jahrhunderts.

1) Ausgaben dieser denkmäler finden sich u. a. an folgenden stellen: Kragehuler lanzenschaft, Wimmer, Runenschrift, s. 124; Kragehuler messerheft, Stephens, Runic monuments I, s. 317; Lindholm, Stephens I, s. 219; Ödemotland, S. Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer, s. 244.

In der kirche von **Urnes**, Sogn, im westlichen Norwegen ist neuerdings eine runeninschrift gefunden worden, die bei der besprechung der mit mehreren strichen geschriebenen magischen runen aufmerksamkeit verdient. Die inschrift ist auf einem 8eckigen nagel aus kieferholz eingeritzt. Die runen sind von links nach rechts geschrieben. Nach den runenformen vermute ich am ehesten, dass die inschrift aus dem 9. jahrh. stammt und heidnisch ist.

Die Urneser inschrift[1] hat zuerst

ᚢᛁᛁᚢᛘᛁᛦ'
uiiumiʀ

mit einfachen strichen. D. h. „ich weihe (die runen) mir (zum vorteil)." Dann folgen mit doppelten strichen die runen ᛏᛦᚴ: (die dritte rune undeutlich). Endlich der oberteil der nicht vollständig eingeritzten rune ᛘ. Diese runen **tʀk:m** bilden kein vollständig geschriebenes wort: **t** ist wol der anfangsbuchstabe im namen des runenmeisters und **-ʀ** das merkmal des nominativs.

Die anwendung mehrerer runenstriche in magischen inschriften ist also eine sitte, die sich durch viele jahrhunderte und in vielen germanischen landschaften erhalten hat.

Für die zeitbestimmung der Britsumer inschrift muss auf die ähnlichkeiten, welche die runenzeichen derselben mit denen der inschriften von Kragehul und Lindholm besitzen, rücksicht genommen werden. Die Britsumer inschrift muss etwas jünger als die inschrift des Kragehuler lanzenschaftes sein. Wenn diese und die Lindholmer inschrift aus dem anfang des 5. jahrhunderts sind, mag die Britsumer inschrift aus dem 6. jahrh. stammen. Auch in der ausführung der runen hat das Kragehuler messerheft mit dem Britsumer denkmale viele ähnlichkeit. Bei der **b**-rune sind auf dem messerhefte, wie auf dem Britsumer stäbchen (so namentlich in II), die seitenstäbe voneinander entfernt. Die übereinstimmung, dass die runengruppe **aber** sowol auf dem Kragehuler messerhefte als auf dem Britsumer stäbchen (I 5—8) vorkommt, halte ich für zufällig. **aber** gehört in diesen zwei inschriften verschiedenen wörtern an![2]

Die erwähnten übereinstimmungen der Britsumer inschrift mit dänischen runeninschriften können nicht sämtlich zufällig sein, sondern

[1] Diese inschrift behandelt S. Bugge ausführlich in dem jahresberichte ('Aarsberetning') von 'Foreningen til norske fortidsmindesmærkers bevaring' 1907.]

[2] Über die inschrift des Kragehuler messerheftes vgl. S. Bugge, Aarböger 1905, s. 166 fgg.]

müssen auf einen gewissen zusammenhang hinweisen. Ich erkläre dies so: der Friese, der die Britsumer runen eingeritzt hat, übte eine kunst, die auf diejenigen männer, von welchen die Kragehuler und die Lindholmer inschriften herrühren, oder auf männer desselben kreises zurückgeht. Die denkmäler von Kragehul und Lindholm rühren von edeln Erulern her. Die runen des Kragehuler lanzenschaftes und diejenigen der Lindholmer schlange sind wahrscheinlich von demselben manne geschrieben. Diese kunst der erulischen runenmeister ist aus den landschaften am Schwarzen meere nach Dänemark übertragen worden. Die kunst des friesischen runenmeisters von Britsum muss aus dem nordosten übertragen sein.

CHRISTIANIA. SOPHUS BUGGE (†).

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE HILDESAGE.

(Fortsetzung statt schluss.)

§ 8. Die balladen.

Zunächst kommen zwei miteinander nahe verwandte lieder, 'Ribold og Guldborg' und 'Hildebrand og Hilde' in betracht. Auf ihr verhältnis zu der Helgisage hat schon Grundtvig, DGF II, 340 und Ísl. fornkv. I, 129 aufmerksam gemacht; Bugge, Helgedigtene s. 283 fgg. führt den gedanken aus. Dieser zusammenhang ist unverkennbar; allein dass das kein grund ist, sie mit Panzer von unserer betrachtung auszuschliessen, wurde oben gezeigt. Ein verhältnis zu der Helgisage schliesst ein verhältnis zu der Hildesage nicht aus, jenes lässt eher von vorn herein auch dieses vermuten. Nur dann würden die balladen für unsere untersuchung wertlos sein, wenn ihre völlige abhängigkeit von der Helgisage in der überlieferten gestalt, d. h. von den uns bekannten Helgiliedern bewiesen wäre. Wo das nicht der fall ist, können sie zeugnisse für die Hildesage sein, und das wäre sogar auch dann noch möglich, wenn sich eine secundäre beeinflussung durch die Helgilieder nachweisen liesse. Ähnliche complicierte verhältnisse gehören bei den volksliedern nicht zu den seltenheiten. So haben die lieder von Dietrich und seinen helden, die aus einem niederdeutschen gedichte stammen und also ihrem ursprunge nach von der Þiðreks saga unabhängig sind, dennoch im laufe der zeit eine reihe von zügen aus dieser saga aufgenommen [1].

1) Für den nachweis dieses verhältnisses s. Arkiv 24, 139 fgg.

Die grundlage der beiden balladen ist dieselbe. Unterschiede bestehen in der darstellungsweise und in bestimmten teilen des inhalts. 'Hildebrand og Hilde' legt die erzählung der begebenheiten der frau in den mund, in 'Ribold og Guldborg' erzählt der dichter. Das ist natürlicher und einfacher und gewiss auch ursprünglicher; natürlich folgt daraus nicht, dass dieses lied in jeder hinsicht über jenes hinausgeht. Beiden gedichten gemeinsam ist folgende erzählung: Ribold (Hildebrand) entführt Guldborg (Hilde); der vater, — in der Riboldvise auch der bräutigam[1], — setzt dem räuber nach; ihn begleiten die brüder der frau. Ribold-Hildebrand bittet seine geliebte, seinen namen nicht zu nennen, was auch geschehen möge. Es kommt zum kampfe, in dem der entführer alle gegner bis auf den jüngsten bruder erschlägt; dann aber sagt Guldborg-Hilde: 'Ribold (Hildebrand), schone meinen jüngsten bruder.' Durch dieses wort ist der zauber, der den helden schützte, gebrochen, und er empfängt eine tödliche wunde.

Diese erzählung lässt sich vollständig auf die form der Hildesage, die in der Helgidichtung erhalten ist, zurückführen. Kein zug dieser sagenform fehlt dem dänischen liede. Und nicht weniger bedeutsam ist es, dass hier kein einziger zug aus der nicht von der Hildesage beeinflussten Helgisage, wie sie in den prosaquellen vorliegt, begegnet. Ribold-Hildebrand entspricht Heðinn-Helgi, Guldborg-Hilde entspricht Hild-Sigrún, der vater entspricht Hǫgni, der nebenbuhler Hǫðbroddr, wie ihn die poetischen quellen auffassen, der jüngste bruder Dagr. Wir haben es mit der s. 43 als *H* 3 bezeichneten überlieferungsform zu tun[2]. Diese ist, wie sich uns ergeben hat, ein spross von SH 2, und dem entspricht, dass die liebe der jungen leute das treibende motiv ist. Jüngere elemente von SH, — das Hjaðningavíg (SH 3), und was sich weiter daran knüpft, — sind auch nicht vorhanden. Auf selbständiger entwicklung im balladenstil beruht namentlich der zug, dass der jüngste bruder nicht wie in der Helgipoesie frieden erhält und nachher dem

1) Dieser fehlt nur in vereinzelten redactionen.

2) Wenn 'Hildebrand und Hilde' keinen nebenbuhler kennt, so kann man entweder annehmen, dass dieses lied von einer version stammt, die den nebenbuhler noch nicht eingeführt hatte, oder dass das lied einen nebenbuhler verloren hat, was bei der untergeordneten rolle dieser gestalt und der kurzen darstellung unserer lieder leicht möglich ist. Ich halte diese auffassung für die richtige, da die beiden balladen sehr nahe miteinander verwandt sind, und wir unten noch einer etwas ferner abstehenden ballade begegnen werden, die dennoch den nebenbuhler schon kennt. [Im entgegengesetzten fall müsste die s. 43 aufgestellte reihenfolge für die aufnahme neuer motive geändert werden; der sohn, der den vater rächt, wäre dann älter als der nebenbuhler. Denn den sohn kennt auch 'Hildebrand und Hilde.']

sieger, der ihm das leben geschenkt, die treue bricht, sondern dass Ribold-Hildebrand durch zauber hiebfest ist, und dass der zauber durch die nennung des namens — ein mittel gegen unholde — gebrochen wird. Hier muss zwischen der bitte und der anrufung unterschieden werden. Dass die frau ihren geliebten um schonung ihres bruders bittet, auch das wird zwar in anderen quellen nicht mitgeteilt, aber wenn Dagr frieden erhält, so geschieht das doch natürlicherweise in erster linie um der schwester willen, deren teilname an dem schicksal ihrer verwandten übrigens zur genüge aus Sigrúns schmerz über den tod des vaters und der brüder hervorgeht. Also wird schon eine stufe der dichtung, die älter als unsere balladen ist, die bitte der frau für den bruder gekannt haben. Diese bitte wurde durch ihre gewährung verhängnisvoll; die gemeinsame quelle der beiden balladen aber hat das indirecte verhältnis zwischen der bitte und dem tod des entführers zu einem directen verhältnisse gemacht und dem worte selbst eine zauberkraft beigelegt, die es ursprünglich nicht besass. Die balladen und die Helgidichtung weisen zusammen auf eine überlieferungsform zurück, in der die frau, obgleich ihrem geliebten treu ergeben, doch von ihren verwandten nicht lassen konnte[1]. Das ist ein erster schritt auf einem wege, der später zu einer völlig entgegengesetzten auffassung der verhältnisse führt; die frau ist mit gewalt entführt worden und wählt bewusst die partei ihrer verwandten (§ 9 fgg.).

In den bisher besprochenen zügen stimmen die balladen nahezu vollständig miteinander überein. Die fortsetzung der erzählung aber ist in beiden liedern so grundverschieden, dass sie hier unmöglich auf dieselbe quelle zurückgehen können. Das deutet darauf, dass der tod des entführers den schluss der alten vise, die sowol 'Ribold und Guldborg' wie 'Hildebrand und Hilde' zugrunde liegt, bildete. Das ist gar nicht auffällig; was weiter folgt, ist nicht nur hier, sondern auch in der Helgidichtung nur eine weitere consequenz der situation, keineswegs ein unentbehrlicher teil der fabel.

Der schluss der Riboldvise ist mit dem des zweiten Helgiliedes nahe verwandt; es ist sogar nicht unmöglich, dass er auf dieses lied zurückgeht. Wie hier, so wird dort ein totenritt erzählt. Der schwer verwundete Ribold setzt die geliebte zu sich auf das pferd; auf dem

1) Ob ein directer zusammenhang mit Hilds — ursprünglich aufrichtig gemeintem — versöhnungsversuch besteht, bleibt zweifelhaft, da das fehlen dieses versuchs bei Saxo II auf ein jüngeres alter zu deuten scheint (s. 10. 27). Aber jedesfalls zeigt dieser versöhnungsversuch, wie nahe der gedanke lag, die frau sich für vater und brüder interessieren zu lassen.

wege offenbart er ihr, dass er zum tode verwundet ist; er führt sie nach seiner wohnung, wo sie mit ihm stirbt. Ich sehe in diesem ritt eine populäre umbildung davon, dass Helgi zu pferde aus Walhǫll zurückkehrt und darauf Sigrún in seinem grabhügel umarmt. Wenn Sigrún vor schmerz über Helgis tod jung stirbt, so steht Guldborgs tod zusammen mit Ribold nicht weit ab; hier aber kann man fragen, ob nicht die vorstellung der ballade die ursprünglichere ist, und ob Sigrúns sterben vor schmerz nicht eine von dem aberglauben, dass der geschlechtliche verkehr mit einem toten den tod bringt[1], gereinigte auffassung repräsentiert. Wenn in der ballade Ribold seine geliebte dem bruder anbietet, so ist das gewiss ein unter dem einfluss der dichtung von Helgi Hjǫrvarðsson stehender jüngerer auswuchs der überlieferung. Dass der schluss, in welchem drei leichen zu grabe getragen werden, und die einleitung, in der Ribold Guldborg durch seinen gesang gewinnt, aus anderen balladen stammen, hat Olrik in seinem schönen aufsatz über die Riboldvise (Danske studier 1906 s. 175. 177. 193. 201) ausgeführt. In bezug auf den zuletzt genannten zug wird jedoch später noch eine andere erklärung zu erwägen sein. In 'Hildebrand und Hilde' fehlen diese einleitung und dieser ausgang.

Hier ist der bruder, nachdem er den entführer besiegt hat, herr der situation. Er schleppt seine schwester, nachdem er sie an sein pferd gebunden, durch dornen und gestrüpp heim und überlegt nun mit der mutter, wie sie zu bestrafen sei. Das mädchen wird an eine königin verkauft, für die sie arbeiten muss. Sie muss nähen oder sticken; in einigen versionen (s. A B C) wird sie auch geschlagen. Unsere bisherigen erfahrungen berechtigen zu der vermutung, dass dieser ausgang der geschichte keineswegs auf freier erfindung, vielmehr wie der schluss von 'Ribold und Guldborg' auf anlehnung an eine verwandte version der Hildesage, die sich bis zu dieser consequenz entwickelt hatte, beruht. Wenn wir im weiteren verlauf unserer untersuchung auf eine version der Hildesage stossen würden, die entweder auf diesem standpunkte stünde, oder sich von diesem aus weiter entwickelt hätte, so würde dadurch der beweis für die richtigkeit der hier ausgesprochenen vermutung erbracht worden sein. Näheres darüber § 11.

Auf einer jüngeren berührung beruht es gewiss, dass der schluss des liedes von Hildebrand und Hilde in einige versionen der Riboldvise (dST) aufgenommen ist.

Bugge hat (Helgedigtene s. 291 fgg.) auf eine reihe von übereinstimmungen zwischen beiden balladen, namentlich der Riboldvise,

[1] [Das b]ekannteste beispiel ist Goethes 'Braut von Korinth' (H. G.).

und der Walthersage hingewiesen. Wir können der frage, was diese übereinstimmungen für das verwandtschaftsverhältnis zwischen den beiden viser und der Walthersage beweisen, nicht aus dem wege gehen. Unsere analyse der viser hat nämlich zu dem schlusse geführt, dass zwar ein genetisches verhältnis zu der Walthersage besteht, dass aber diese verwandtschaft zeitlich ziemlich hoch hinaufzurücken ist, und dass die viser und die Helgidichtung einander näher stehen als einer dieser beiden überlieferungszweige der Walthersage[1]. Ich werde daher auf die von Bugge besprochenen züge eingehen und bespreche sie in der von Bugge gewählten reihenfolge[2].

1. Ribold ist ein königssohn. So in d A—F sD; in d G H ist er der sohn eines grafen; die übrigen abschriften enthalten keine entsprechende angabe. Also ist der zug in der überlieferung nur spärlich belegt[3]. Übrigens ist es ganz natürlich, dass der held eines volksliedes von hoher geburt ist.

2. Ribold diente dem könige. Nur in d X Ø s. A B. Der zug ist gewiss unursprünglich. Auch in der Waltherdichtung gehört er einem verhältnismässig späten entwicklungsstadium an. In unserer vise aber stammt er aus der — schwedischen — Helmerballade, wo er zu hause ist (s. s. 197).

3. Ribold ist nach Bugge in einer schwedischen, mir nicht bekannten, redaction von jugend an mit dem mädchen verlobt. Das ist mit der fabel der vise in offenbarem widerspruch, und dem entspricht, dass er auch in der überlieferung nicht weiter verbreitet ist. Auch in

1) Die balladen und die Helgisage stammen zusammen von der als *H*3 bezeichneten form, während die gemeinsame quelle von *H*3 und der Walthersage weiter zurück, in der als *H*2a bezeichneten form, die weder die rache durch den sohn noch den nebenbuhler eingeführt hatte, zu suchen ist.

2) Ich habe das mir vorliegende material (Ribold d A-Ø A* B*, s A-D, i A-C, Hildebrand d A-I, s A-C, n A) auf diese und andere fragen hin neu geprüft. Bugge erwähnt nur das vorkommen einzelner züge in zufälligen redactionen.

3) Hildebrand ist der sohn des königs von England. Dass das damit zusammenhängen sollte, dass in der englischen ballade (Earl Brand) das mädchen die tochter des königs von England ist, wie Olrik a. a. o. s. 206 annimmt, erscheint mir zweifelhaft. Dieser zug steht vielmehr damit auf einer linie, dass sie in mehreren dänischen versionen die tochter des Dänenkönigs ist. Das volkslied liebt die localisierung der begebenheiten in der heimat; so ist hier das mädchen die tochter des landesfürsten, während der räuber ein fremder ist. Darum beweist auch Hildebrands herkunft aus England kaum etwas für die heimat des liedes, sondern nur dafür, dass der phantasie des dichters und seines publicums England nahe lag. Es liessen sich daraus eher chronologische als geographische schlüsse ziehen, indem die stelle verbindungen mit England voraussetzt.

der Waltherdichtung ist die verlobung eine junge erfindung, die die flucht erklären soll. Auf einen näheren zusammenhang kann man gewiss auf grund dieses zuges nicht schliessen.

4. Der ritter bittet die dame, ihm nach einem fernen lande, worunter sein vaterland zu verstehen ist, zu folgen. Das ist aber das hauptmotiv der Hildesage, das nur in dem zweiten teil des deutschen gedichtes, wo die freiwillige flucht durch einen raub gegen ihren willen ersetzt worden ist, aber in dem ersten teil dieses gedichtes ebensowenig wie in allen anderen versionen fehlt. Eine besondere ähnlichkeit mit der Walthersage besteht darin nicht. Eher ist zu den am meisten verbreiteten versionen der Walthersage ein gegensatz vorhanden. Denn hier hält auch die dame sich im fremden lande auf, während Ribold wie Heðinn, Helgi und ursprünglich auch Walther seine geliebte aus dem lande des vaters entführt.

5. Der ritter bittet die dame kostbarkeiten mitzunehmen. So freilich nur in d C E K L M T U Z, woraus der zug in 'Hildebrand und Hilde' d A übergegangen ist[1]. Das ist wenigstens eine übereinstimmung mit der Walthersage. Zu den ältesten versionen der Hildesage, wo Heðinn mit Hǫgni befreundet war, gehört dieser zug nicht, aber wie leicht er sich an den raub des mädchens anschliessen konnte, zeigt der Sǫrla þáttr, der erzählt, dass Heðinn dem schwiegervater ein schiff entwendet hat. Immerhin ist es von einiger bedeutung, dass das mädchen selbst die schätze zusammengepackt hat.

6. Dass Ribold und Guldborg auf éinem pferde reiten (so d A D E X; in d C F G H L M Q R S T U Y Z A* s A i A[2] hebt er sie aufs pferd oder — d Q S T U Y Z A* — auf sein pferd; in s C geht er selber daneben), während im Waltharius Walther Hildegunde auf ein pferd hebt[3], hat kaum irgend welche bedeutung. Wichtiger scheint es mir — was Bugge nicht erwähnt — dass überhaupt geritten wird. Die ballade lässt wie die Walthersage die flucht über land gehen, während sowol in der Helgisage wie in der Hildesage der schauplatz der begebenheiten das meer ist. Darin aber spiegeln sich die verhältnisse der zeit und des landes,

1) In 'Earl Brand' weist das mädchen dem liebhaber ein pferd ihres vaters zu. Aber das hängt mit der von ihm aufgeworfenen frage, ob er neben dem pferde, auf dem sie sitzt, gehen solle (vgl. s C), zusammen, und hat daher mit dem raube der schätze kaum etwas zu schaffen.

2) In den meisten fällen ist aus dem text nicht zu ersehen, ob das paar auf éinem oder auf zwei pferden sitzt.

3) Die Walthariusstelle ist also mit der gruppe d C F usw., nicht mit d A D E X zu vergleichen.

wo die dichtung zu hause ist, und ferner die einfachen verhältnisse der ballade wider. Ein ritter, der ganz allein eine dame entführt, wird voraussichtlich zu pferde mit ihr entfliehen, während ein wikingerhäuptling eine flotte oder ein schiff zu seiner disposition hat[1]. Mit den einfachen verhältnissen der ballade hängt es auch zusammen, dass Ribold wie Walther von keinem genossen begleitet ist und also allein gegen eine übermacht kämpfen muss.

7. Dass Ribold aufbricht, während am hofe alle schlafen, wie Walther in Eckeharts gedicht, weiss nur Landstadt 33 (nach Bugge); es ist also ein später zug ohne wert, der aber sehr wol spontan entwickelt sein kann, denn die nacht ist ja die zur flucht geeignete zeit[2].

8. Unterwegs machen die jungen leute halt um auszuruhen. Sie werden dann von den verfolgern überfallen. Über diesen zug ist zunächst zu sagen, dass er für die Walthersage nicht charakteristisch ist, denn er gehört zu der alten Hildesage, von der sowol die Walthersage wie unsere ballade stammen. Über seine ursprünglichkeit in der Riboldvise aber ist zweifel möglich. Er steht in d DKLMNPUVYÆØ s ABC. Die meisten redactionen aber erzählen, dass Guldborg während der fahrt sich umsieht und bemerkt, dass die feinde nahen[3], worauf der held sich zum kampfe rüstet. Hingegen ist der nächtliche überfall in Hildebrand und Hilde ein stehender zug (nächtliche ruhe auf dem wege d A s ABC, überfall im schlafgemach d BG, d CD erzählen ähnlich wie Ribold og Guldborg, dass Hildebrand sich umsieht und die verfolger bemerkt, d EFHI n A kürzen und kommen nicht in betracht). Ich glaube, daraus schliessen zu müssen, dass die ursprüngliche vorstellung der Riboldvise ist, dass Guldborg die verfolger erblickt, dass aber eine reihe von redactionen den nächtlichen überfall aus der Hildebrandvise entlehnt haben[4];

1) In dS kommt Ridebrand über das meer, in iB verfolgt der könig den räuber über see. So passt die localität der erzählung sich stets von neuem den localen vorstellungen an.

2) In Hildebrand und Hilde dF ist der könig *i leding* als das paar entflieht. Auch hier scheint die geringe verbreitung des zuges zu beweisen, dass eine neuerung stattgefunden hat, freilich wol unter dem einfluss der bekanntesten version der Hildesage.

3) So auch Earl Brand. — Die darstellung von iB (12—13), wo Ribold zuerst den vater sieht, und dann erzählt wird, dass Guldborg in einem turm steht, als der vater sich nähert, beruht wol auf einer mischung der beiden vorstellungen.

4) Etwas anders stellt sich Olrik a. a. o. s. 210 die verwandtschaftsverhältnisse dieser gruppe vor. Er glaubt, die gruppe stamme direct von einer älteren form der Hildebrandvise und habe der Riboldvise den namen Ribold entlehnt. Wir treffen also darin zusammen, dass wir beide hier eine mischform annehmen; nur ist nach Olriks ansicht der anteil der Hildebrandsvise an der gruppe grösser als nach der meinigen. Namentlich muss nach Olrik auch die erzählung in der dritten person dieser gruppe

umgekehrt dürfte die darstellung von Hildebrand d CD aus der Riboldvise stammen[1].

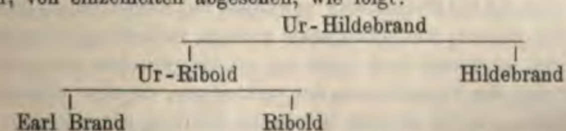
Vergleicht man beide vorstellungen miteinander, so muss man der vise von Hildebrand und Hilde, da sie mit der Hildesage übereinstimmt, die priorität zugestehen[2]. Hier ist der überfall im schlafgemache widerum eine vereinfachung der in d A s ABC erhaltenen ruhe auf dem wege.

9. Anders als mit dem nächtlichen überfall an und für sich verhält es sich mit dem zuge, dass der ritter seinen kopf in den schoss der dame legt, und dass diese ihn weckt. Hier ist wenigstens eine mehr als ganz gewöhnliche übereinstimmung mit Eckeharts gedicht vorhanden. Aber nur ein teil der redactionen, die die ruhe auf dem wege mitteilen, enthalten diesen zug; von den jüngeren versionen der mischgruppe entbehren ihn zwar nur dD sA, aber bei 'Hildebrand und Hilde', woher die nächtliche ruhe stammt, ist der zug nur in sB belegt. Das deutet gewiss auf kein hohes alter. Ob er aus der Walthersage stammt, darf, da er hier nur Eckehart bekannt ist, mit recht angezweifelt werden. Wenigstens ebenso möglich ist es, dass er aus einem anderen zweig der überlieferung, zu dem verwandte erzählungen wie die von Herburt und Hilde in der Þiðreks saga gehören, stammt, und

nicht aus der Riboldvise, wo sie zu hause ist, sondern aus einer verloren gegangenen form der Hildebrandvise stammen. Vgl. noch s. 191 anm. 2.

1) Eine selbständige änderung ist es hier dann, dass nicht die frau sondern der mann sich umsieht und die verfolger erblickt.

2) Nach Olrik a. a. o. s. 210 wäre der nächtliche kampf in der vise nicht ursprünglich sondern in eine ältere form der Hildebrandvise, von der auch ein teil der Riboldüberlieferung stamme (oben s. 190 anm. 3), secundär eingeführt worden. Dazu bestimmt Olrik wol der umstand, dass die englische ballade Earl Brand in diesem punkte auf der seite der Riboldballade steht. Aber von grösserer bedeutung erscheint mir die übereinstimmung der Hildebrandvise mit der alten sage. Denn die übereinstimmung zwischen 'Ribold' und 'Earl Brand' kann eine gemeinsame neuerung sein. Dass diese beiden balladen 'Hildebrand' gegenüber eine gruppe bilden, wird auch durch gemeinsame zusätze, wie den empfang bei Ribolds mutter erwiesen. Ich kann daher Olriks stammbaum, der 'Earl Brand', 'Ribold' und 'Hildebrand' für drei unabhängige sprossformen einer alten Hildebrandvise hält, nicht beistimmen, sondern gruppiere vielmehr, von einzelheiten abgesehen, wie folgt:



Der name Earl Brand, eine entstellung aus Hildebrand, spricht nicht dagegen, da auch nach Olrik Hildebrand die ursprüngliche namensform ist.

dass er von hier einerseits in Eckeharts lateinisches gedicht, anderseits in die jüngere gruppe der Riboldüberlieferung übergegangen ist.

10. Der könig wird von einer person, die den jungen leuten auf dem wege begegnet ist, gewarnt. Das hat mit der entdeckung der flucht im Waltharius, womit Bugge diesen bericht vergleicht, nicht die entfernteste ähnlichkeit. Freilich hier wie dort erfährt der könig, was geschehen ist, aber das war die unumgängliche voraussetzung für das, was folgt; das geschieht auch in der Hildesage; hätte Hǫgni nicht erfahren, dass seine tochter entflohen war, wie konnte er sie dann verfolgen? Aber während in der vise der verräter absichtlich zum könige geht, um ihm zu berichten, was er gesehen hat, und diesen beim weine findet, fragt Attila morgens früh nach Walther und erfährt von diesem, dass er nicht zu finden ist. Dann glaubt der könig, der held werde noch schlafen, bis es sich herausstellt, dass auch Hildegunde nicht da ist. Wo hier die ähnlichkeit zu suchen ist, verstehe ich nicht. Ich vermag in dem verräter der vise nur eine, wenn auch vielleicht unter dem einfluss einer fremden erzählung[1], doch der hauptsache nach aus

1) S. 287 erkennt Bugge nämlich in diesem warner den verräter der Hagbarðssage Blindr enn bǫlvísi, den auch das zweite Helgilied kennt. Wie lässt sich das mit der annahme eines zusammenhangs mit der Walthersage vereinigen? — Übrigens gestehe ich, dass mir auch die identification mit Blindr enn bǫlvísi, oder wenigstens Bugges argumentation dafür, nicht sicher scheint. Sie beruht darauf, dass in der englischen ballade der verräter *auld carl Hood* heisst, während Óðinn häufig einen grossen hut trägt, und Blindr enn bǫlvísi vielfach mit Óðinn identificiert wird. Der umweg, auf dem hier das resultat erreicht wird, scheint mir zu lang und zu unsicher. Das einzige, was für die genannte identität sprechen kann, ist die von Olrik a. a. o. s. 208 angeführte Benedictvise, deren mit dem verräter unserer vise vollständig parallele gestalt in einer norwegischen abschrift (n A) Blindellolvigsen heisst. Aber es ist auch möglich, dass der verräter unserer vise in der norwegischen Benedictvise an den verräter der Hagbarðssage angelehnt ist und dessen namen erhalten hat. Auf jeden fall ist der verräter der Riboldvise verhältnismässig jung; der Hildebrandvise ist er unbekannt, und auch die bekannte scene des zweiten Helgiliedes lässt sich für ein hohes alter des verräters nicht anführen, da Helgis verkleidung mit Sigrúns entführung nichts zu schaffen hat, sondern, wenn die strophen überhaupt zur Helgidichtung gehören, seiner jugendzeit angehört.

Ebensowenig überzeugend scheint mir die zusammenstellung des zuges, dass in dB (hinzuzufügen sind dEFGH) Guldborg gewaffnet mit Ribold reitet, damit, dass Sigrún walküre ist. Der zug ist, wie schon seine geringe verbreitung vermuten lässt, in der ballade nicht echt; er deutet auch nicht auf ein kriegerisches wesen der heldin sondern lässt sich als eine der vielen formen der verkleidung, die eine widererkennung verhindern sollen, erklären. In dI versieht Ribold die Guldborg mit sporen, in dN sA zieht er ihr fremde kleider an, in dKLPQRTUVZÆ wirft er ihr einen mantel um, in dS setzt er ihr seinen hohen hut auf; ein schwert und einen mantel erwähnt sG

der situation entwickelte gestalt zu sehen. Daraus, dass der könig wie natürlich erfuhr, was geschehen war, machte die für die balladen characteristische plastische vorstellungsweise eine person — *rigen grøffue, en trædsker mand, festemand, liden smaadreng* usw., — die dem könig die nachricht bringt.

11. Der ritter fordert die dame auf, sich nicht zu fürchten. Nur in dB. Übrigens ganz natürlich.

12. Der ritter bittet die dame, den zaum des pferdes zu halten. So dCE—IÆ, iC; in sA schlägt sie die bitte ab; eine reminiscenz enthält iA. Der zug ist wenigstens in mehreren redactionen belegt, und die übereinstimmung ist nicht ganz bedeutungslos.

13. Nur in einer jüngeren englischen version[1] (nicht in 'Earl Brand') sucht der ritter, als er angegriffen wird, eine zufluchtsstätte in der nähe eine felsens. Eine sehr natürliche verteidigungsstätte.

14. In 'Earl Brand' kämpft der ritter gleichzeitig immer nur mit éinem angreifer. Aus den skandinavischen versionen lässt sich das auf keinen fall ersehen, wenn es auch mitunter heisst, er habe zuerst so viele, darauf so viele erschlagen. Aber auch die gliederung der kämpfer im Waltharius beruht auf einer neuerung (§ 7)[2]. Im einzelnen besteht auch in der ballade nicht die geringste ähnlichkeit mit den kämpfen im Waltharius. Bugge weist auf die zwölfzahl der verfolger hin und meint, auch in der vise drehe die zahl sich um zwölf. Auch wenn das richtig wäre, würden zweifel gestattet sein; tatsächlich aber sind die zahlen ganz andere[3]. Die voneinander stark abweichenden zahlen, die

'sabel og gehæng' dØ. Derselben vorstellungsreihe gehört es an, dass er sie für seine schwester (schwestertochter) oder seinen bruder ausgibt.

1) Mir nicht zugänglich.

2) Ich leugne nicht die mögliche gleichheit des motivs der einzelkämpfe in 'Earl Brand' und im Waltharius. Aber da 'Earl Brand' in der tradition der ballade hierin ganz allein steht, ist die ursprünglichkeit des zuges nicht anzuerkennen. Und da das motiv auch sonst verbreitet ist, hat man auch keinen grund es dem einfluss des Waltharius (die ältere Walthariussage kennt es nicht) zuzuschreiben.

3) Ribold tötet: oheim, vater, 6 brüder dA; vater, 7 brüder, 11 schwäger dB; vater, 6 brüder, bräutigam, zuletzt noch den 7. bruder, der ihn verwundet hat dC; 7 oheime, bräutigam, vater, 9 brüder dD; 13 brüder, vater, 11 brüder (*sic*) dE; 7 brüder, vater, 4 schwäger dF; her Truid (d. i. der vater) und vater (!), brüder dG; 7 brüder, 4 schwäger, vater dH; 7 ritter, 3 brüder, vater dI; 30 ritter, 7 oheime, vater dK; 11 schwäger, 11 brüder, bräutigam, vater dL; 30 ritter, oheim, vater dM; brüder, 7 brüder (*sic*), noch 7 brüder, vater dN; 15 ritter, 50 reiter, alle brüder, 7 oheime dO; 11 ritter, 7 oheime, vater dP; 4, dann 5, dann den grafen nnd alle, dann 8, dann 9, dann den könig und alle dQR; 500 mann dS; vater, 18 hofmand dT; bräutigam, vater, 11 schwäger, 11 brüder dU; 11 ritter, 7 brüder, vater dV; vater,

in der fussnote angegeben sind, zeigen, dass die zahlen in der vise überhaupt keine andere bedeutung haben als einen kampf wider eine übermacht zu illustrieren. Die einzigen personen, die nahezu überall hervorgehoben werden, sind der vater und die brüder; bisweilen wird der bräutigam hinzugefügt, den ja die einleitung erwähnt, einige male oheime und der graf (d. i. der verräter).

15. In einer norwegischen version[1] versucht Guldborg, nach Bugge, vergebens des ritters wunden zu verbinden. Der zug ist gewiss unecht. Aber es besteht kaum ein grund, ihn damit zusammenzustellen, dass Hildegunde die wunden der kämpen verbindet, was nicht erfolglos ist. Das findet sich übrigens auch in einer version der Hildesage (Kudrun).

Sollen wir aus diesen beobachtungen einen schluss ziehen, so kann er nur so lauten, dass die meisten der von Bugge angeführten übereinstimmungen durchaus zufällig sind. Nur sehr vereinzelte züge haben vielleicht einige bedeutung: dass das mädchen schätze zusammenpackt, dass der ritter sein haupt in den schoss des mädchens legt, dass sie ihn weckt, dass sie den zügel hält. Wenn das nun ursprüngliche züge der ballade wären, so müsste die frage erwogen werden, ob daraus auf ein engeres verhältnis zu der Walthersage zu schliessen sei. Dem gegenüber würden aber die bedeutenden züge, die die ballade gegenüber der Walthersage mit der Helgisage verbindet, wie der tod des räubers durch den bruder der frau, anzuführen sein. Man würde dann schliessen müssen, dass die ballade auf einer contamination zweier einander einmal nahe stehenden versionen der Hildesage, deren eine in die Helgisage ausmündet, während die andere sich zur Walthersage entwickelte, beruhe. Aber nun liegen die dinge so, dass die wenigen züge, die auf ein verhältnis zu der Walthersage deuten könnten, in der ballade nicht ursprünglich sind, sondern nur in einigen, zum teil in ganz wenigen versionen stehen[2]. Darum müssen wir schliessen, dass diese versionen

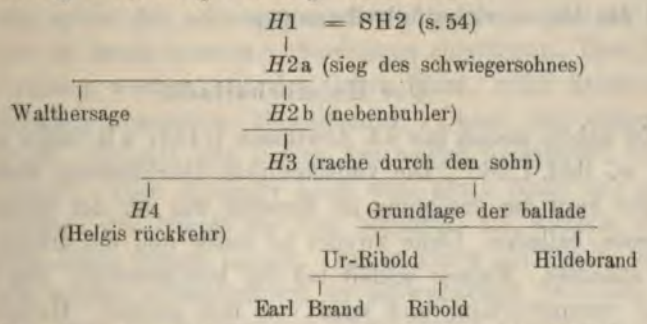
5 brüder dX; 30, 40, 60 mann dY; 500, 500, bruder, 500, vater dZ; 'von der ersten schar', 30 mann, 7 brüder, vater dA*; bruder und viele mannen, vater und viele mannen sA; alle kämpen, den könig sB; 7 brüder, 12000 ritter, vater sC; vater, 11 brüder iA; 40 brüder, vater, mágar iB; lið, könig und mágar iC. — Zählt man zusammen, so kommen die folgenden zahlen heraus: 8. 19. 9. 18. 25. 12. 2+. 12. 11. 38. 24. 32. 15+. 72+. 19. 26+. 500. 35. 19. 6. 130. 1502. 38+. 2+. viele. 12008. 12. 41+. viele.

1) So auch Earl Brand str. 28.

2) Es ist gewiss nicht ohne bedeutung, dass von den 15 oben besprochenen zügen nur drei (4. 10. 12) in der von Olrik a. a. o. s. 196fg. construierten urform der Riboldvise stehen. Von diesen drei sind, wie oben gezeigt wurde, zwei (4. 10) für eine herleitung der vise aus der Walthersage absolut unbrauchbar.

in einer jungen periode, wol im 14. jahrhundert oder noch später[1], diese züge entweder einem liede von Walther oder einem anderen, mit der Walthersage verwandten, liede entlehnt haben. Dieses lied kann ein niederdeutsches volkslied gewesen sein, das auf dem in der Þiðrekssaga mitgeteilten gedichte von Walther beruhte.

Für den ursprung der ballade hat demnach die Walthersage keine bedeutung. Wol stehen beide einander genetisch nahe. Beide stammen von der version *H2* (s. 43), in der der schwiegersohn über den schwiegervater den sieg davonträgt. Aber die ballade hat zusammen mit der Helgisage noch einen weiteren schritt getan: ein nebenbuhler ist eingeführt worden, und der sohn rächt den vater. Also ist das verhältnis der überlieferungen vorläufig wie folgt festzustellen:



Von den alten namen der Hildesage hat wenigstens éine der beiden balladen den namen der frau richtig erhalten. Es liegt gar kein grund vor, diese übereinstimmung mit Panzer (s. 175) für zufällig zu erklären; vielmehr liefert die erhaltene namensform einen besonderen beweis dafür, dass man es auf dieser stufe der überlieferung noch mit der Hildesage zu tun hat. Den namen des vaters hat die ballade vergessen; der könig bleibt, wie in so vielen volksliedern, unbenannt. Der name Hildebrand ist gewiss im anschluss an Hildr eingeführt. Die vise von Hildebrand und Hilde steht also in dieser beziehung auf einer älteren stufe als die Riboldvise. Über die namen Ribold und Guldborg lässt sich nichts sicheres sagen. Guldborg schwebt völlig in der luft; die formen Frydenburg dN, Valborg dP, liten Kerstin sC, Giötha-Lille sD tragen zur erklärung nichts bei; es sind willkürliche änderungen. Etwas anders verhält es sich mit Ribold. Dieser heisst in dNPV sA Hildebrand, Hillebrand, in dO Ildebrand, in dQRS Ridebrand, in dT Rederbrand, in

1) Vgl. Olrik a. a. o. s. 202 fg., der nachweist, dass die strophe, in welcher erzählt wird, dass Ribold ein königssohn war (oben nr. 1) schon aus sprachlichen gründen kaum älter als das 15. jahrhundert sein kann.

sB Redebold, in dU Rigebold, dY Baldrik, dÆ Boldrik, dØ kong Valdemor, sC kung Vallemo. Man könnte zu der annahme versucht sein, der ritter habe auch hier ursprünglich Hildebrand geheissen und die übrigen formen seien übergangsformen, die am ende zu Ribold geführt haben. Dem steht aber gegenüber, dass die redactionen, die Rib(b)old haben, im ganzen die besten sind. Da die vise nun auch sonst in einzelnen redactionen secundäre einwirkungen der vise von Hilde und Hildebrand verrät, liegt die erklärung näher, dass der name Hildebrand in dNPV sA aus der verwandten vise stammt, und dass die übrigen formen, mit ausnahme von der willkürlichen änderung Valdemor, Vallemo[1] compromissformen zwischen Ribold und Hildebrand sind. Der name Ribold bleibt dann wie Guldborg unerklärt. Aber das ist das los so vieler folkevisenamen.

Die Helmerballade.

Zu gebote stehen mir sA Arwidsson I, 155; s.B Geijer och Afzelius I, 264; sC ibid. I, 265. Die vollständigste überlieferung bietet A.

Der kern der erzählung ist derselbe wie der der beiden oben besprochenen balladen. Ohne zweifel ist unser lied ein dritter spross desselben stammes. Helmer schläft bei der königstochter. Der könig zieht ihn zur verantwortung und wird von ihm getötet. Helmer flieht; er begegnet den söhnen des königs, die mit ihm kämpfen; sechs erschlägt er; der siebente erhält frieden, aber er tötet Helmer verräterischerweise.

Eine nähere vergleichung zeigt, dass die beiden früher besprochenen balladen der Helmervise gegenüber eine gruppe bilden mit gemeinsamen abweichungen von dem originale. Auch die Helmervise hat ihre neuerungen. Solche sind es, wenn nicht der held das mädchen entführt und von dem vater und den brüdern verfolgt wird, sondern im palaste des königs das mädchen entehrt[2], dann den könig erschlägt, und erst darauf — allein — sich auf die flucht begibt, wo er dann den brüdern begegnet. Er wird also weder verfolgt noch überfallen. Eine dem verräter der Riboldvise ähnliche gestalt ist schwach entwickelt; '*budet*'

1) Nach Olrik a. a. o. s. 209 gehen Valdemor, Vallemo durch die übergangsformen Bald, Ballemann auf Hildebrand zurück.

2) Möglicherweise besteht ein zusammenhang mit der ähnlichen darstellung in dBG der vise von Hildebrand und Hilde, wo die jungen leute im schlafgemach überfallen werden. Ein solcher liesse sich durch eine secundäre beeinflussung dieser redactionen durch die Helmerballade erklären.

meldet dem könig, dass Helmer seine tochter vergewaltigt. Ein vom vater begünstigter freier fehlt wie in der vise von Hildebrand und Hilde; zur erklärung vgl. s. 185 und anm. 2.

Den kampf und die darauf folgenden ereignisse hat unsere ballade besser als die beiden anderen erhalten. Nicht durch zauberkünste, sondern durch eigene kraft besiegt Helmer den vater und die brüder, und der jüngste bruder verdankt seinen sieg nicht einer unvorsichtigen anrufung des helden durch die frau, sondern er wird besiegt und begnadigt, bricht aber seine treue. Wir können also aus den drei balladen eine überlieferung der Hildesage construieren, die im zweiten Helgiliede noch treu erhalten ist: flucht und verfolgung, tod des vaters, des bräutigams, der brüder, mit ausnahme des jüngsten, dem friede gegeben wird, und der später den schwager verräterischerweise tötet.

Die vise ist ferner in neue verbindungen eingetreten. Dass Helmer dem könig vierzig wochen und drei jahre dient, weiss keine andere aus der Hildesage abgeleitete überlieferung. Dieser zug stammt aus derselben quelle, die auch den namen des helden hergegeben hat, aus der Hjálmarsage[1]. Auch Hjálmarr hatte dem könig lange zeit gedient, als er die tochter des königs zur frau begehrte, ein wunsch, für den er mit seinem leben büssen musste. Es ist kaum ein zufall, dass die Helmerballade nahezu ausschliesslich in schwedischen versionen überliefert ist, wie auch die Hjálmarsage schwedischen ursprunges ist.

Der letzte teil der vise schliesst sich an die Helgidichtung an. Aber auf eine andere weise als Ribold und Guldborg, und das ist ein grund, auch diesen ausgang für eine jüngere zutat zu halten. Es ist nicht der totenritt, sondern Sigrúns begegnung mit dem bruder, die wir hier in selbständiger fortbildung widerfinden. Im zweiten Helgiliede geht Dagr zu Sigrún und teilt ihr zögernd den tod des geliebten mannes mit. In der ballade kommt der bruder gleichfalls zu der frau; allein er prahlt mit seinem sieg und zeigt ihr das haupt des geliebten. Im zweiten Helgiliede antwortet sie auf die mitteilung mit einer verwünschung. Die ballade geht weiter und berichtet, dass sie ihn durchsticht. Dann begräbt sie den geliebten. Eine weitere ausführung dieses motivs fehlt. Die Helmerballade geht also zusammen mit den beiden früher besprochenen liedern auf $H3$ zurück. Secundär hat sie, unabhängig von den beiden anderen, der Helgidichtung den schluss entlehnt, der Hjálmarsage eine motivierung der liebe des jungen paares und den namen des helden.

1) Dass der zug aus unserer ballade in einige versionen der vise von Hildebrand und Hilde übergegangen ist, wurde s. 188 bemerkt.

Die Shetlandsballade.

Hildina, die tochter eines norwegischen königs, wird von einem Orkneyjarl entführt. Der vater setzt dem paar nach; ihn begleitet ein von ihm vorgezogener freier, Hilugi. Ein versöhnungsversuch, auf den der vater einzugehen bereit ist, wird durch den nebenbuhler vereitelt. Im kampfe wird der entführer von dem nebenbuhler erschlagen. Hildina rächt ihren geliebten an dem ihr bestimmten bräutigam; den vater aber, der den frieden gewollt hat, schont sie.

Dass diese erzählung ein zweig der Hildesage ist, lässt sich, wenn man die entwickelung dieser sage genau betrachtet, unmöglich leugnen. Wir wollen versuchen, die in der ballade erreichte entwickelungsstufe der sage zu bestimmen. An die echte Hildesage erinnert zunächst noch der name der heldin; er beweist, dass wir es hier ebensowenig wie bei 'Hildebrand und Hilde' mit einer schon zu der Helgisage gehörenden überlieferung zu tun haben. Dass die stufe SH 2, von der alle bisher besprochenen versionen mit ausnahme von Saxo I stammen, erreicht ist, geht daraus hervor, dass das mädchen dem räuber aus liebe gefolgt ist.

Ein alter zug, der bei Snorri, im Sǫrla þáttr und in der Walthersage widerkehrt, ist der versöhnungsversuch vor dem kampfe. Auf die seite der gruppe *H*, sogar *H* 2 b (die übrigen balladen und die Helgisage) stellt sich ferner unsere ballade durch die einführung des nebenbuhlers. Mit den isländischen traditionen (Snorri und Sǫrla þáttr) hat das lied ferner die localisierung gemein, denn dass der räuber ein Orkneyjarl ist, lässt sich davon, dass Hǫgni Heðinn bei Háey einholt, nicht trennen. Ich glaube nicht, dass dadurch eine nähere verwandtschaft mit diesen versionen bewiesen wird, denn die einführung des nebenbuhlers, die die ballade mit der gruppe *H* 2 b gemein hat, ist doch für die structur der erzählung wichtiger. Man hat für die localisierung die wahl zwischen zwei erklärungen. Entweder kannte schon die version SH 2, von der die ganze gruppe *H* (Helgisage, Walthersage, balladen) stammt, dieses local, und wurde dieses in den übrigen versionen der gruppe *H* durch andere combinationen verdrängt, oder — und das ist schon jetzt das wahrscheinlichste — unsere ballade hat später die localisierung auf den Orkneyjar der ihr nahe verwandten, am meisten verbreiteten version der Hildesage entlehnt. Näheres darüber unten.

Starke abweichungen zeigt der zweite teil der ballade. Zunächst ist ein punkt zu besprechen, der auf eine der gruppe *H* etwas ferner stehende quelle zu deuten scheint. Nicht der räuber, sondern die ver-

folger siegen. Der sieg des räubers aber wurde als ein grundlegender zug der gruppe *H* erkannt. Dass er sogar älter als die einführung des nebenbuhlers ist, beweist die Walthersage, die zwar diesen sieg aber nicht den nebenbuhler kennt. Die Shetlandsballade aber kennt den nebenbuhler und nicht den sieg des räubers. Nun ist es weit wahrscheinlicher, dass die darstellung dieser ballade, nach der der räuber besiegt wird, durch eine neuerung direct aus dem alten kampfe, in dem beide feinde umkommen, entstanden ist, als dass ihr eine form zugrunde liegen sollte, die gerade das umgekehrte, — den sieg des räubers, — erzählte. Man kann nun freilich annehmen, dass der ursprung der ballade in eine zeit zurückgeht, in der die motive noch nicht gefestigt waren; also: eine variante hätte den nebenbuhler eingeführt (so die Shetlandsballade), eine andere den sieg des räubers (Walthersage), aber auch beide motive kämen in verbindung vor (so die Helgisage und die übrigen balladen, wenigstens die Riboldvise). Allein, man müsste dann die version der Helgisage für eine alte combination aus der Walthersage und einer hypothetischen quelle der Shetlandsballade erklären. Bei dem hohen alter der Helgisage und der Walthersage ist das durchaus unwahrscheinlich. Eine weit einfachere erklärung des tatsachenbestandes liegt auf der hand. Für die Shetlandsballade ist es fürwahr nicht notwendig, eine alte einheitliche quelle, von der sonst keine spur nachgewiesen werden kann, anzunehmen. Wir wurden vielmehr schon oben zu dem schlusse geführt, dass sie auf einer combination einer form von *H* 2 b (Helgilieder und die übrigen balladen) und SH 2 oder 3 (Snorri und Sǫrla þáttr) beruhen muss. Aus jener stammt ja der nebenbuhler, aus dieser das local. Jetzt können wir hinzufügen: aus dieser stammte auch der alte schluss, nach dem der sieg nicht dem räuber zufällt. Daraus folgt freilich noch nicht, dass die andere partei siegt, aber das ist so wie so eine neuerung der Shetlandsballade, die auch sonst überaus selbständig zu werke gegangen ist. Sie macht den vater friedfertig und erhebt den nebenbuhler zu dem eigentlichen feinde des räubers; sodann dichtet sie hinzu, dass Hildina ihren geliebten rächt. Dass das alles auf neudichtung beruht, braucht nicht erst erwiesen zu werden. Keine andere überlieferung der Hildesage weiss von diesen dingen auch nur das geringste. Zieht man die junge überlieferung der ballade in betracht, so nimmt das auch gar nicht wunder. Eher fällt die zähigkeit auf, mit der sie in ihrem ersten teil eine reihe alter züge erhalten hat. Inwiefern die erwähnten neuerungen auf dem einfluss fremder sagen beruhen, wird sich schwerlich entscheiden lassen. Die volksdichtung wirft am ende alles durcheinander,

und je jünger die zeit ist, aus der die quellen stammen, desto trüber werden diese selbst. Darum ist es auch so gefährlich, ältere dichtungen aus im 18. jahrhundert zuerst aufgeschriebenen balladen herleiten zu wollen. Den ausgang unserer ballade hat man wol mit dem der Nibelungensage verglichen. Die möglichkeit einer beeinflussung durch Signýs oder eher Guðrúns rache ist nicht ausgeschlossen, aber das ist auch alles, was sich darüber sagen lässt.

Die Shetlandsballade ist demnach eine schwesterballade der drei folkeviser (Ribold; Hildebrand und Hilde; Helmer), die zunächst unter den einfluss der ihr noch nahestehenden norwegisch-isländischen form der Hildesage geraten ist und sich später namentlich in ihrem zweiten teil, vielleicht unter dem einfluss fremder sagen, sehr selbständig entwickelt hat.

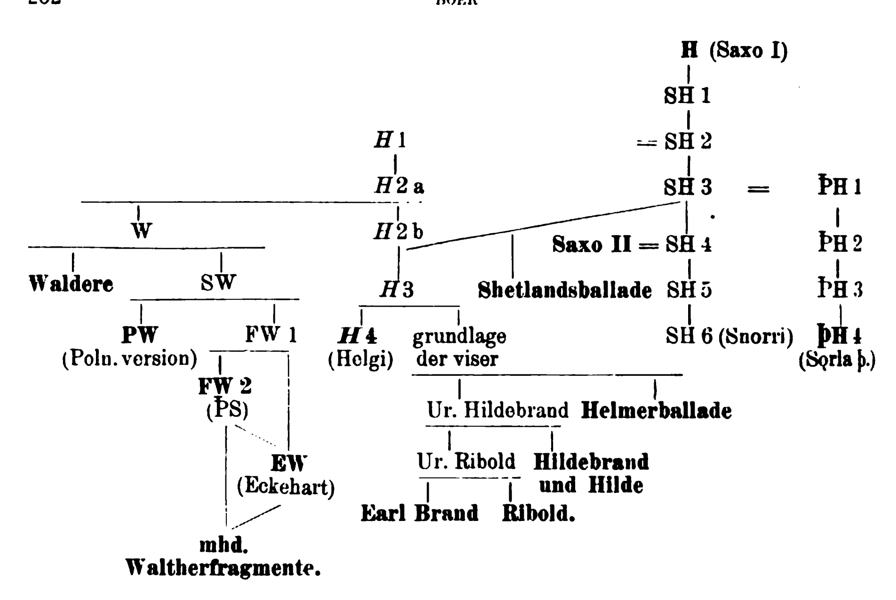
Dass die Shetlandsballade von den brittischen inseln stammt, läßt sich von ihrer localisierung auf den Orkneyjar nicht trennen. Diese aber hängt, wie schon widerholt bemerkt wurde, mit der localisierung der erzählung Snorris und des þáttr auf jenen inseln zusammen. Man kann daraus vielleicht schliessen, dass die formen *H* 2 b und SH 3 zusammen aus Skandinavien nach den brittischen inseln gewandert und dort localisiert worden sind. Eine aus *H* 2 b und SH 3 combinierte form blieb dort erhalten. Ihre isolierung ist dann unter den ursachen ihrer eigentümlichen entwicklung mitzuzählen. Sie verlor den zusammenhang mit ihren nächsten verwandten. Die form SH 3 aber behielt ein grösseres verbreitungsgebiet; wir finden sie in jüngerer entwicklung an mehr als einem orte auf Island und bei Saxo wider. Die form *H* 2 aber verbreitete sich mit anderem namen (Walthersage *H* 2 a) namentlich über Deutschland, gelangte aber von da aus auch nach England, während *H* 2 b am reichsten im skandinavischen Norden blüht. Nach ausweis der englischen version der Riboldballade war sie aber auch in Brittannien bekannt. Und wie wir § 9 fgg. sehen werden, liegt sie der einzigen deutschen bearbeitung des stoffes, die die alten namen bewahrt, der Kûdrûn, zugrunde.

Ehe wir von der Shetlandsballade abschied nehmen, müssen wir uns mit der ansicht Panzers, der sie aus der Helmerballade ableitet und behauptet, der bruder der Helmervise sei in der Shetlandsballade unter dem einfluss der Riboldvise durch einen nebenbuhler ersetzt worden, auseinander setzen. Die absolute willkürlichkeit dieser behauptung ist augenscheinlich. Eine solche entwicklung ist schon deshalb unmöglich, weil dem nebenbuhler in der Riboldballade keine rolle von irgend

welcher bedeutung zufällt. Genannt wird er zwar, aber er ist so sehr eine nebenperson, dass unter zwanzig redactionen, die ihn nennen, es nur vier für der mühe wert erachtet haben, seinen tod mitzuteilen. Das entspricht noch seiner secundären rolle in der überlieferung; er hat überhaupt nichts anderes zu tun als der vom vater gewollte freier zu sein. Dass er in dieser rolle zu der gemeinsamen quelle der vier balladen gehört, wurde s. 185 anm. 2 ausgeführt, und die Helgisage bestätigt es. Die Shetlandsballade hat ihn zur hauptperson entwickelt. In der Riboldvise hingegen, die hier das vorbild abgegeben haben soll, ist es wie in der Helmervise der bruder, der den entführer tötet.

Auch die flucht des paares, die Panzer aus der Riboldvise ableiten will, gehört zu dem alten bestande der überlieferung; sie ist nur in der Helmervise zu einer flucht des helden, den die geliebte nicht begleitet, entstellt. Weshalb muss nun eine vise, die die alte vorstellung bewahrt hat, von einer entstellten form stammen? Von einer ‚heimtückischen' tötung des helden, wovon Panzer s. 178 redet, weiss die Shetlandsballade nichts; in der darstellung des todes des liebhabers steht sie ganz allein, ohne dass die Helmerballade zu ihrer erklärung etwas beisteuerte. Darauf folgt dann die ähnlichkeit, dass der sieger der frau den kopf seines feindes zeigt, — eine bekannte prahlerei, die z. b. in den mordgeschichten der sǫgur widerholt widerkehrt. Wenn hier ein zusammenhang angenommen werden müsste, so wäre noch zu untersuchen, auf welcher seite das prius ist, aber wenn man in betracht zieht, dass die eine ballade auf die Shetlandsinseln, die andere nahezu auf schwedische überlieferung beschränkt ist, so wird man sich davor hüten, auf diesen vereinzelten zug viel zu bauen. Dass die frau den geliebten rächt, ist eine psychologische schlussfolgerung, wie z. b. die, dass der sohn den vater rächt; in dem einen liede rächt sie den liebhaber an dem bruder, in dem anderen an dem bräutigam; in dem einen liede dadurch, dass sie den mörder durchsticht, in dem anderen dadurch, dass sie ihn verbrennt. Zum schluss: wenn die Shetlandsballade weiter nichts wäre als eine combination aus der Helmervise und der Riboldvise, wie erklärt Panzer dann die alten züge, die sie allein bewahrt hat: den raub während der abwesenheit des vaters, den versöhnungsversuch, den namen Hildina, endlich die übereinstimmung mit Snorri und dem Sǫrla þáttr in der localisierung auf den Orkneyjar?

Für die gesamte bisher besprochene überlieferung ergibt sich der folgende stammbaum (vgl. s. 54. 66. 195).



§ 9. Die hauptformen der entführungssage in Kûdrûn.

Die sage, die wir § 2—8 kennen lernten, ist nicht, wie Panzer glaubt, eine von Snorri für einen bestimmten zweck zurechtgelegte erzählung, sondern eine in einer grossen anzahl von varianten weit verbreitete sage, zum teil an Heðins namen, zum teil an andere namen geknüpft, aber so häufig bezeugt und in ihrer entwicklung so durchsichtig, dass über ihren inhalt und ihre älteren formen kein zweifel obwalten kann. Wenn wir nun auf ein zugleich junges und sehr compliciertes gedicht stossen, das anerkanntermassen von fremden stoffen stark beeinflusst worden ist, so ist es gewiss ein methodisches verfahren, nicht aus diesem gedichte einen angeblich alten inhalt nach eigenem gutdünken durch auswahl zusammenzustellen und diesen inhalt den älteren quellen aufzudrängen, sondern zunächst zu untersuchen, ob der inhalt der älteren und zugleich durchsichtigen quellen in diesem jungen gedichte widerzufinden ist. Das wird wenigstens eine berechtigte forderung bleiben, solange man annimmt, dass der stoff hier und dort derselbe ist. Wenn das gelingt, ohne der überlieferung gewalt anzutun, so werden wir das Kûdrûnproblem als gelöst zu betrachten das recht haben.

Die beiden hauptabteilungen von Kûdrûn bezeichne ich als KI und K II; dabei wird von der unserem stoffe fremden einleitung abgesehen. Dass zwischen diesen beiden teilen ein nahes verhältnis besteht, hat man lange gesehen; sogar Panzer, der die ableitung aus

einer entführungssage leugnet, tut das für beide teile und führt seinerseits beide auf éine überlieferung zurück. Die verbreitetste auffassung ist wol die, dass die Kûdrûnsage (K II) eine fortsetzung der Hildesage (K I) sei, die sich im directen anschluss an diese entwickelt aber niemals selbständig existiert habe. Wir wollen die fabel etwas näher betrachten.

Die fabel von K II ist, wenigstens in ihrer ersten hälfte, beim ersten anblick die deutlichere. Während Hetele nicht zu hause ist, kommt Hartmuot und raubt seine tochter. Als der vater das vernimmt, eilt er, von einem von ihm begünstigten bräutigam begleitet, dem räuber nach; er holt ihn beim Wülpensande ein und wird dort erschlagen. Es ist die aus dem vorhergehenden zur genüge bekannte erzählung; der eingang correspondiert mit mehreren skandinavischen versionen, in denen der vater gleichfalls abwesend ist, als die tochter entführt wird; der nebenbuhler entspricht Hǫðbroddr und dem bräutigam der Riboldvise und der Shetlandsballade. Der tod des vaters ist für dieselbe gruppe, die älteste form der Walthersage einbegriffen, charakteristisch.

Weniger einfach als dieser teil von K II ist K I. Die vielen personen, die an dem raubzug teilnehmen, und die eigentümliche vorbereitung des abenteuers deuten auf eine starke und widerholte überarbeitung. Wir müssen aber vorläufig alle nebenpersonen bei seite lassen und uns mit Wate beschäftigen, der bei der entführung die hauptperson ist, der das wagestück vollbringt und den kampf mit dem ihn verfolgenden Hagen leitet. Wenn Wates erstes auftreten an Hagens hof nicht auf moderner ausführung der situation beruht, — worauf man bei einem gedichte wie Kûdrûn stets gefasst sein muss, — so steht der eingang der geschichte auf einem noch altertümlicheren standpunkt als der von K II. Wate kommt nicht in Hagens land, während dieser abwesend ist, sondern er besucht ihn selbst und schliesst mit ihm freundschaft. In einigen einzelheiten kann man züge eines bestimmten zweiges der skandinavischen tradition widerfinden. Der scheinkampf zwischen Wate und Hagen kann nämlich, wenn er überhaupt etwas bedeutet, nur dem dem freundschaftsbündnis vorangehenden wettkampf der helden, von dem der Sǫrla þáttr berichtet, gleich gestellt werden. Die Kûdrûnstelle würde dann beweisen, dass die darstellung des þáttr in diesem punkte nicht so völlig wertlos ist, als man auf grund des mangels eines entsprechenden berichtes in anderen quellen anzunehmen geneigt wäre. Für einen zusammenhang in diesem punkte spricht auch ine andere übereinstimmung mit dem þáttr, nämlich die behand-

lung, die die alte königin erfährt. In dem Þáttr wird sie vor den steven des schiffes gelegt und überfahren, in K I werden alle die personen, die mit Hilde auf das schiff gekommen sind, — und zu diesen gehört ja auch die königin, — ins wasser gestossen[1]. Die auffassung und die ausführung des motivs ist sehr verschieden; der Þáttr erklärt die rohe behandlung der königin secundär aus Heðins geistesverwirrung, K I aus der notwendigkeit, die frauen durch eine list auf das schiff zu locken und sich der mutter zu entledigen. Aber das resultat ist doch auch hier, dass die königin misshandelt auf dem strande liegt, während der räuber mit der tochter davonsegelt[2].

Hagen setzt dem entführer nach und holt ihn bei Wâleis ein, wo es zu einem kampfe kommt. Hier wird die darstellung durch die einführung Heteles, der Wate entgegengereist ist und nun am kampfe teil nimmt, äusserst compliciert. Ich hoffe § 10 den nachweis zu führen, dass diese darstellung durch eine contamination mit einer dritten form der entführungssage entstanden ist. Bis hierher lässt es sich nicht leugnen, dass Wates rolle in der erzählung dieselbe ist, die in der skandinavischen quelle Heðinn zufällt. Und das bleibt so nach Heteles auftreten; auch im kampfe ist Wate die hauptperson. Hier, am entscheidenden punkte findet nun unsere kritik eine stütze an dem einzigen deutschen zeugnisse, das chronologisch weit über Kûdrûn hinausreicht, der bekannten stelle aus Lamprechts Alexander, die in der Strassburger hs. (1830 fgg.) wie folgt lautet:

Von einem volcwîge hôre wir sagen,
der ûf Wulpinwerde geschach,
— dar Hilden vater tôt lach[3], —

1) Freilich sucht der dichter nach seiner gewohnheit diesen zug zu vertuschen, aber der zusammenhang ist doch nicht anders zu verstehen. Str. 445, 3 heisst es: *der alten küneginne schiet man von der meide.* Man ist aber schon auf dem schiffe, denn unmittelbar darauf heisst es 445, 4—446, 2: *ûf sprungen die dâ lâgen. . . . ûf zuhten si die segele, die liute sâhen daz. die si ûz dem scheffe stiezen, der wart vil maneger naz.* Wenn es darauf z. 4 heisst: *der alten küneginne wart nâch ir vil lieben tochter ande*, so sieht es aus, als mache der dichter, der den unhöfischen zug nicht zu entfernen vermochte, einen versuch, die aufmerksamkeit auf ein seelisches motiv, den schmerz der königin über den verlust der tochter, hinzulenken.

2) Über eine berührung von K II mit dem Sǫrla þáttr s. § 12.

3) Eine unrichtige interpunction dieser stelle hat vielfach verwirrung und missverständnis hervorgerufen. So glaubt Wilmanns, Entwicklung der Kûdrûndichtung s. 234, Hildens vater sei eine andere person als Hagene, Hagene und Wate seien im kampfe umgekommen und ferner noch eine dritte person, etwa Hetele, was sich nicht entscheiden lasse, da ein fehler in der überlieferung vorliege. Die

inzwischen Hagenen unde Waten:
der ne mohte sich hi zô niht gegaten.
Herwîch unde Wolfram
ne mohten ime niwit gelîch sîn;
noh nehein man ander:
alsô freilich (l. freislich) was Alexander;

während die Vorauer hs. hat (1321 fgg.):

man saghet von dem sturm,
der ûf Wolfenwerde gescach,
— dâ Hilden vater tôt lach, —
zewisken Hagenen unde Waten;
sone muother herzô nieth katen.
iedoch ne mohte nehein sîn;
noch Herewîch noch Wolfwîn[1]*,*
der der ie gevaht volcwîch,
dem chunige Alexander gelîch.

Wir fragen zunächst, auf welche der beiden in Kûdrûn mitgeteilten kämpfe zwischen dem vater und dem entführer diese stelle geht. Für K I sprechen die namen Hagen und Hilde; für K II könnte die localisierung auf dem Wülpensande zeugen, und mit K II ist auch der tod des vaters in übereinstimmung. Jedesfalls wird man Lamprechts bericht aus dem 12. jahrhundert eher als der wunderlichen combination des jungen gedichts glauben schenken müssen. Sieht man genau zu, so ist die wahl zwischen den beiden möglichen auffassungen nicht schwer. Wenn Lamprecht von K I redet, so ergibt es sich, dass eine ältere tradition auch K I auf dem Wülpenwerde localisiert hatte; Waleis ist dann eine neuerung. Ist bei Lamprecht von K II die rede, so müsste man annehmen, dass auch in K II die namen von vater und tochter einmal Hagen und Hilde waren; Hetele und Kûdrûn sind hier dann neu eingeführt worden. Sehen wir vorläufig von Hetele ab, so ist es eher wahrscheinlich, dass ein ortsname wie Waleis — ein name aus brittischen romanen, der damit zusammenhängt, dass Hagen in Irland wohnt, — in K I neu ist, als dass der name Kûdrûn auf freier erfindung beruhen sollte. Dies ist um so unwahrscheinlicher, als auch eine andere sage, die Nibelungensage, jedoch nur in fassungen, die

auffassung der stelle findet sich schon bei Hoffmann und ist auch von Klee, Z. Hildes. s. 49 ausgesprochen worden.

1) Dass *Wolfwîn* richtig, *Wolfram* ein fehler ist, lehrt der reim in beiden fassungen.

unserem dichter nicht bekannt gewesen sein und also den namen nicht hergegeben haben können, Guðrún in verbindung mit Hagen kennt. Aber auch mit Wate wissen wir, wenn Lamprechts anspielung auf K II gehen sollte, keinen rat. Denn allerdings kennt K II in der vorliegenden fassung Wate, aber in einer dem berichte Lamprechts absolut entgegengesetzten rolle; während er bei Lamprecht der feind Hagens ist, steht er in K II auf der seite des beleidigten vaters. Man versteht nicht, weshalb Wate, wenn er früher in K II der räuber war, später auf die seite des vaters übergegangen sein und als feind des vaters vollständig neuen feinden den platz geräumt haben sollte. Auch ist es nicht zu verstehen, wenn von anfang an sowol K I wie K II die trias Hagen-Wate-Hilde gekannt hätten, aus welchen ursachen K II später die erzählung an ein zweites geschlecht geknüpft und nicht einen einzigen von den alten namen erhalten hatte.

Also redet Lamprecht von K I. Aber dann erfahren wir an dieser stelle nicht nur, dass einmal auch K I auf dem Wülpensande localisiert war, sondern auch, dass der ausgang des kampfes in Kûdrûn eine neuerung erfahren hat. Ursprünglich wurde Hagen auf dem Wülpensande erschlagen[1]; in dem überlieferten gedichte wird friede geschlossen. Über den grund dieser neuerung läßt sich eine vermutung aufstellen. Eine notwendige folge der durchführung der erzählung durch zwei geschlechter ist sie nicht. Denn auch wenn Hagen gefallen war, konnte Hilde wol eine tochter gebären, in deren leben sich die geschichte der mutter widerholte. Man kann hier nun von 'friedfertigen tendenzen des dichters' reden, aber solange die dichter uns nicht besser bekannt sind, ist das doch nur eine phrase, die unsere unkenntnis verhüllen soll. Ich glaube, dass der friedensschluss eine folge davon ist, dass bei der anlage des gedichtes für eine rache für Hagen kein platz mehr vorhanden war. Dass K I diese rache kannte, werden wir § 12 sehen; wo sie fortfallen musste, lag es nahe, zugleich die tat, die gerächt werden musste, zu entfernen. An die stelle von Hagens tod trat eine versöhnung.

Ferner belehrt Lamprecht uns darüber, das Hetele in K I eine fremde gestalt ist. Wenn, wie Kûdrûn erzählt, Wate von anfang an nur ein bote Heteles gewesen wäre und dieser vor der schlacht sein heer mit dem seines dienstmanns vereinigt hätte, so könnte der zweck

1) Also die sagenform der Walthersage, der Helgisage und der balladen, nicht die bei Snorri mitgeteilte, wie Wilmanns auf grund seiner falschen interpunction (oben s. 204 anm. 3) annimmt.

dieser vereinigung doch nur der gewesen sein, zu zeigen, dass Hetele die hauptperson war, und die poetische logik hätte gefordert, dass Hagen von Hetele erschlagen würde. Aber von Hetele weiss Lamprecht nichts; er redet von einem kampfe zwischen Hagen und Wate, und in diesem kampfe wird Hagen erschlagen[1]. Das heer, das Wate noch in Kûdrûn in seinem schiffe verborgen hält, ist dasselbe, wodurch ursprünglich Hildes vater besiegt wurde.

Fragen wir nach dem verhältnis zwischen K I und K II, so hat es sich ergeben, dass beide an demselben orte localisiert waren. Ferner, wenn wir von den namen absehen, dass in dem bisher besprochenen abschnitt der inhalt der beiden erzählungen nicht nur ungefähr, sondern in hauptzügen vollständig derselbe ist. In beiden wird ein mädchen geraubt und der vater, der dem räuber nachsetzt, auf dem Wülpensande von dem entführer erschlagen. Es ist wol klar, dass K II unter solchen umständen nicht als eine fortsetzung sondern als eine sehr nahe variante von K I zu betrachten ist. Es kann aus diesen gründen kaum einem zweifel unterliegen, dass auch in K II der name des vaters einmal Hagen war[2]. Hetele kann auf keinen fall richtig sein. Freilich ist es uns noch nicht klar geworden, woher Hetele in unserem gedichte stammt, aber dass sein name der eines entführers, nicht der des vaters der entführten frau ist, wissen wir doch aus den nordischen quellen. Seine rolle in K II muss demnach auf einer übertragung beruhen.

Was ist nun der grund, dass zwei varianten durch eine genealogische verbindung aneinander gereiht worden sind? Die vollständige identität der erzählungen ist nicht erkannt oder wenigstens nicht anerkannt worden. Der grund dafür wird, wie so häufig, in den namen zu suchen sein.

Für verhältnismässig alt in K II halte ich den namen Kûdrûn. Auch in der Nibelungensage besteht in bezug auf den namen der frau, zu der Hagen in einem verwandtschaftsverhältnisse steht, dasselbe

1) Dass in K I Wate die stelle des liebhabers einnimmt, hat schon W. Meyer, Beitr. 16, 528 richtig gesehen.

2) Directe reminiscenzen daran enthalten drei stellen (1270. 1281. 1486), wo Kûdrûn *dax Hagenen künne* heisst. Namentlich 1486 ist beweiskräftig; Kûdrûn, nach ihrem namen befragt sagt: *ich heize Kudrûn und bin dax Hagenen künne.* Dass sie, um ihre identität anzudeuten, den namen des grossvaters, nicht den des vaters nennen sollte, ist unglaublich. Dem kann man nicht entgegenhalten, dass der grossvater der berühmtere sei, denn erstens trifft das für das vorliegende gedicht nicht zu, und ferner ist zwar Hetele, aber nicht Hagen Herwîg, der die auskunft

schwanken wie hier[1]. Neben (Grím-)hild tritt Guðrún auf. Und das verhältnis ist so, dass die quellen entweder nur Grímhild oder beide frauen kennen, wie den quellen der Hildesage entweder Hild oder beide frauen bekannt sind. In diesem fall ist Grímhild Guðrúns mutter. Aber Hagen ist da, wo nur Grímhild bekannt ist, Grímhilds, wo beide bekannt sind, Guðrúns bruder.

Der name des räubers ist in der alten überlieferung am wenigsten constant. In einer reihe von varianten, die den namen Hagen richtig mitteilen, trägt der räuber verschiedene namen. In der Hildesage begegneten wir schon Heðinn, aber auch Wate, und noch anderen namen werden wir begegnen; in der Walthersage Walther, in der Helgisage Helgi; — aber überall ist der vater Hagen.

Etwas fester als der name des räubers, aber weniger fest als der des vaters ist der name der frau: Hilde, Sigrún, Hildegunde (ein compositum mit Hilde). Es ist demnach gar nicht auffällig, wenn in einer sagenform, wo der vater Hagen hiess, die tochter und der räuber andere namen trugen.

Der name Kûdrûn wird nach dem oben erörterten in K II echt und also in der sage verhältnismässig alt sein.

Wenn nun in K II der räuber einen der in Kûdrûn überlieferten namen trug, — wir nehmen vorläufig an: Hartmuot, — so lauteten die beiden varianten, wie folgt:

K I: Wate raubt Hagens tochter Hilde und besiegt darauf den vater auf dem Wülpensande.

K II: Hartmuot raubt Hagens tochter Kûdrûn und besiegt darauf den vater auf dem Wülpensande.

Für einen dichter, der diese beiden erzählungen kannte und sie zu einer fortlaufenden geschichte verbinden wollte, waren genügende gründe zu einer genealogischen verknüpfung vorhanden. Wenigstens wenn ihm, ähnlich wie den nordischen dichtern der Nibelungenpoesie, eine genealogie bekannt war, nach der Hilde die mutter der Kûdrûn war. In diesem fall konnte er den schluss ziehen, dass Kûdrûn nicht Hagens tochter sondern seine enkelin war. Er fasste also die entführung von Hilde und von Kûdrûn als zwei abenteuer, der mutter und der tochter, auf. So wurde Kûdrûns entführung zu einem abenteuer in der zweiten generation.

Dass nun unser dichter tatsächlich eine genealogie kannte, nach der Hilde Kûdrûns mutter, das verhältnis der beiden frauen zu Hagen

1) Über die ähnlichkeit in diesem punkte mit der Nibelungensage äussert sich schon Klee, Z. Hildesage s. 50 fg. Er glaubt aber, Guðrún sei von anfang an ein beiname der Hildr gewesen.

dagegen schwankend war, darf man weiter aus dem genealogischen resultate, das am ende bei seinen speculationen herauskam, schliessen. Denn nach seiner combination mussten sich die verhältnisse von K I wie folgt gestalten. 1. Hilde ist Hagens tochter. 2. Kûdrûn ist also seine enkelin. Aus K II aber ergab sich 3. Kûdrûn ist Hagens tochter. 4. also ist Hild seine frau. Von diesen vier gliedern konnte er 1. 2. 4 brauchen, während nur 3 bei seite geschoben wurde. Daraus ergab sich:

Hild I ist Hagens frau (nach K II).

Hild II ist Hagens tochter (nach K I).

Kûdrûn ist Hagens enkelin (stammt aus K II, ist unter dem einfluss der verbindung mit K I um eine generation verschoben).

Das ist die genealogie, die in dem überlieferten gedichte vorliegt.

Das gedicht aber macht Hetele zu Kûdrûns vater. Zugleich führt es andere personen ein, unter denen Hôrant eine rolle spielt, die der des entführers sehr ähnlich ist. Wir müssen, ehe wir aus unseren bisherigen resultaten weitere schlüsse ziehen, diese gestalten näher betrachten.

§ 10. Hôrant.

Panzer hat nachzuweisen versucht, dass Hjarrandi, der von Hôrant kaum getrennt werden kann, nur ein anderer name für Heðinn sei, und zwar ein beiname, was so zu verstehen wäre, dass der held in éiner version der sage die beiden namen getragen habe. Panzers beweisführung hat zwar für mich nichts überzeugendes, aber die frage, ob *Herrand der name eines helden unserer erzählung sein kann, verdient meines erachtens ernsthafte erwägung.

Wir müssen damit anfangen, die zeugnisse richtig zu unterscheiden und darauf achten, dass tatsächlich in keiner einzigen quelle Heðinn und Hjarrandi für identisch gelten. Im Norden gilt Hjarrandi unbedingt für Heðins vater. Das ist nicht eine irrtümliche ansicht Snorris, denn der Sǫrla þáttr, der von Snorri ziemlich weit absteht, erzählt dasselbe. Und ebenso die Gǫngu-Hrólfs saga c. 17. Was die kenning *Hjarranda hurð* 'schild' in der Ragnarsdrápa betrifft, so haben wir schon (s. 11 anm. 2) gesehen, dass diese nicht im geringsten dazu berechtigt, Heðinn mit Hjarrandi zu identificieren, und ebensowenig lässt sich ein solcher schluss aus der bekannten stelle in Rǫgnvalds Háttalykill ziehen. Nach éiner strophe raubt Heðinn Hildr, diese reizt die krieger auf, sie kämpfen ohne aufhören. Das ist ein zeugnis für die sagenform der Ragnarsdrápa und Snorris. Ob die folgende strophe sich gleichfalls auf die Hildesage bezieht, das ist min-

destens sehr zweifelhaft. Sie erwähnt als kämpfer Hǫgni und Hjarrandi, dass sie gegeneinander kämpfen, steht nicht da; als dritten kämpfer aber fügt sie einen gewissen Harald hinzu, den keine version der Hildesage kennt. Wenn nun in der Bravallaschlacht neben Heðinn ein Harald genannt wird, so muss man zunächst fragen, ob tatsächlich dieser Harald der von Rǫgnvald genannte und dieser Heðinn der Heðinn der Hildesage ist. Leugnet man diese identität, so kann man mit den namen bei Rǫgnvaldr nichts anfangen; gibt man sie zu, so lässt die erwähnung Haralds bei Rǫgnvaldr eher vermuten, dass die strophe von der Bravallaschlacht als dass sie von der Hildesage handle. Auf keinen fall geht es an, aus diesem nichtssagenden zeugnis abzuleiten, Hjarrandi müsse der held der Hildesage sein. In der Bravallaschlacht begegnen übrigens alle möglichen helden; es ist sehr wol möglich, dass hier in irgend einer version neben Heðinn sein vater Hjarrandi genannt wurde; daraus kann Rǫgnvaldr die verbindung Harald-Hjarrandi entlehnt haben, wenn die strophe überhaupt etwas mehr als eine willkürliche aufzählung von namen ist. Wenn wir erwägen, dass diese strophe für die hypothese, im norden seien Heðinn und Hjarrandi identisch gewesen, die einzige stütze ist, so sieht es für diese theorie bedenklich aus[1].

Daraus folgt nun freilich nicht, dass das genealogische verhältnis zwischen Heðinn und Hjarrandi, das die nordischen quellen kennen, das ursprüngliche ist. Die helden der dichtung haben der regel nach ursprünglich keine genealogie; die vorfahren sind hier meist jünger als die kinder. Bei Saxo wird Heðins vater ebensowenig wie Hǫgnis vater, den auch Snorri nicht kennt, genannt. Es wäre möglich, dass Heðinn und Hjarrandi ursprünglich helden verwandter sagen wären, deren verhältnis zu beurteilen wäre, wie das zwischen Sigurðr und Sigmundr; vgl. auch die auffassung Hagens als eines Hnæflings in der Nibelungensage (Unters. über die NS II, 199). So betrachtet, würden die skandivischen zeugnisse nicht verbieten, Hjarrandi als ursprünglich mit Heðinn identisch aufzufassen, aber dann nicht als einen zweiten namen für éine person in derselben erzählung, sondern als einen doppelgänger Heðins in einer verwandten erzählung. Es kommt nur darauf an, ob die übrigen zeugnisse auf ein solches verhältnis hinweisen. Die skandinavischen zeugnisse widersprechen, wie gesagt, einer solchen auffassung nicht, aber einen beweis, dass sie das richtige trifft, gewähren sie, für sich betrachtet, auch nicht.

1) Es verdient auch beachtung, dass Hjarrandi ein gebräuchlicher mannesname ist, z. b. Grettis s. c. 22.

Die nichtskandinavischen quellen fassen Hjarrandi positiv als einen sänger auf. Wenn das Kûdrûnepos hierfür der einzige zeuge wäre, so läge die erklärung auf der hand, dass dieses amt eine junge erfindung sei, ja, man würde mit recht an jedem zusammenhange zwischen Hjarrandi und Hôrant zweifeln. Aber das zeugnis von Déors klage fällt schwer ins gewicht. Hier ist Heorrenda, dessen name etymologisch vollständig mit Hjarrandi übereinstimmt, der sänger der Heoðeningas. Es ist nun ein leichtes, daraus ohne weiteres zu schliessen, dass Hjarrandi notwendig von anfang an ein sänger gewesen sein müsse (nach Déor und Kûdrûn), dass er von anfang an der entführer von Hagens tochter sein müsse (nach Kûdrûn), dass er von anfang an zu dem geschlechte der Hjaðningar gehört haben müsse (nach der skandinavischen quelle), und also, da ursprünglich doch Heðinn und nicht sein vater Hildr entführt hat, mit Heðinn zu identificieren sei. Aber so einfach ist die sache doch nicht.

Zunächst ist darauf gewicht zu legen, dass die nordischen quellen von dieser sängerschaft nichts wissen. Denn dass in der jungen Herrauðs saga ok Bósa von einem Hjarranda ljóð gesprochen wird, kann doch nicht als ein zeugnis gelten: es kann sehr wol eine reminiscenz an eine erzählung fremden ursprungs sein. Aber auch wenn wir dieses zeugnis mitzählen, so gelangen wir nicht weiter als dahin, dass Hjarrandi ein sänger war, und dass er nach einer jungen hochdeutschen quelle durch seine sangeskunst für seinen herrn eine frau erwarb. Es ist ein allzu eklektisches verfahren, zugleich aus ganz anderen quellen zu schliessen, dass er zu der familie gehörte, und das dann wider so zu interpretieren, dass er nicht Heðins vater sondern Heðinn selbst gewesen sei. Keine quelle, die Hôrants gesangeskunst erwähnt, weiss etwas von seinem genealogischen verhältnisse zu Heðinn.

Den engen zusammenhang zwischen angelsächsischer und deutscher überlieferung lernten wir schon bei der Walthersage kennen. Eine übereinstimmung zwischen diesen quellen beweist noch nichts für die ursprüngliche vorstellung der sage. Da die entwicklung der poesie von den einfachen formen zu den mehr zusammengesetzten fortschreitet, und da die grosse reihe von formen der Hildesage, die wir schon kennen lernten, von einem solchen sang nichts weiss[1], ist es gewiss überaus gewagt, auf grund der stelle in Déors klage Hôrants gesang für ein ursprüngliches element der Hildesage zu erklären.

Fragen wir, ob das motiv des sanges, so wie Kûdrûn es mitteilt, in der Hildesage am platze ist, so muss die antwort lauten: nein.

1) Über ganz vereinzelte ausnahmen (s. 60. 187) vgl.

Schon die verschiedenen entwicklungsphasen der erzählung zeigen, dass es secundär eingeführt sein muss. In der ältesten sagenform, wo Hagen freiwillig dem freunde seine tochter gibt, ist für einen solchen sang überhaupt kein platz. Auch in der zweiten form (SH 1), die den kampf zwischen schwiegervater und schwiegersohn aus dem gewaltsamen raube der tochter erklärt, ist das motiv noch unmöglich. Dann folgt die dritte stufe (SH 2), welche die entführung aus der liebe des jungen paares erklärt. Erst von hier an konnte ein dichter auf den gedanken verfallen, die liebe des mädchens aus einer durch den sang herbeigeführten bezauberung zu erklären. Zu hause ist das motiv auch hier nicht. Seinen platz weist Olrik a. a. o. s. 201 ihm, gewiss nicht ohne grund, in den liedern vom Halewijntypus an. Aus diesem typus sehen wir das motiv in die lieder vom Hildetypus, welche die stufe, wo die leidenschaftliche liebe des jungen paares das treibende motiv ist, erreicht haben, übergehen; denselben sang kennt ja auch die der Kûdrûn so nahe stehende Riboldvise (s. 187). Ähnliches geschah in der polnischen version der Walthersage. Von einem directen zusammenhang in dem sinn, dass der sang in den drei gedichten aus einer gemeinsamen quelle stammen sollte, kann gar nicht die rede sein, — dagegen sprechen schon die übrigen versionen der Walthersage; eher könnte man an eine beeinflussung der polnischen Walthersage durch die Hôrantsage denken. Aber ob man eine solche beeinflussung annimmt oder nicht, die bedeutung der Riboldvise und der polnischen Walthersage für Hôrants gesang liegt darin, dass sie zeigen, wie zugänglich das stadium SH 2 der Hildesage für den gesang als erklärendes motiv ist.

Die natürlichste vorstellung ist nun wol, dass ein held, der solche mittel anwendet, um eine frau zu gewinnen, sie auch für sich gewinnt. Daraus darf man ohne allzu grosse kühnheit schliessen, dass einmal eine überlieferung existiert hat, in der Hôrant, oder Herrand, wie er damals eher hiess, Hilde für sich entführt. Die sage von Heorrenda, wie sie dem dichter von Déors klage bekannt war und wie sie auch einem bearbeiter des deutschen gedichtes noch vorlag, würde dann schon eine längere vorgeschichte haben; sie müsste wol aus einer contamination entstanden sein. In éiner von zwei nahe verwandten fassungen hiess der held Heðinn, woraus später Hetele ward. Das ist die aus den nordischen quellen bekannte fassung. In einer anderen hiess er Herrand. Diese fassung hatte, wie die Riboldvise und die polnische Walthersage, secundär das motiv aufgenommen, dass der held durch seinen gesang die liebe des mädchens gewinnt. Das war auf deutschem — nach dem angelsächsischen zeugnis zu urteilen, norddeutschem —

boden geschehen. Durch eine contamination dieser beiden varianten entstand die vorstellung, dass Herrand für Heðinn durch seinen gesang die braut gewinnt.[1] Ob in dieser combination das motiv, dass durch boten geworben wird, schon von anfang an auftrat, ist eine frage für sich. Das motiv ist in den entführungssagen von unserem typus nicht zu hause (§ 13).

Diese combination muss schon alt sein, denn sie liegt schon in Déors klage vor. Wenn Heorrenda der sänger der Heoðeningas ist, so ist er 1. sänger, 2. unfreier; er nimmt also dieselbe stelle ein wie in Kûdrûn. Die unfreiheit ist eine folge der vorstellung, dass er für Heðinn wirbt.[2] Im skandinavischen Norden war diese verbindung nicht bekannt. Dort wurde das verhältnis Hjarrandis zu Heðinn anders aufgefasst. Der held der einen variante wurde zu dem vater seines doppelgängers.

Die angeführten data sind die einzigen, auf grund derer die frage beurteilt werden kann. Aus den hoffnungslos verwirrten geographischen verhältnissen des mittelhochdeutschen gedichtes lassen sich keine schlüsse ziehen; übrigens liesse sich die verwirrung zwischen Hôrants und Heteles gebieten eben so gut daraus verstehen, dass jener der held einer variante, als dass er mit Hetele identisch sei. Und vor sagenconstructionen, die auf etymologischen erklärungen der namen beruhen, bewahre uns von nun an der himmel. Was hift es denn, zu sagen, dass *heðinn* 'pelzrock' bedeutet und darum notwendig eine bezeichnung des verkleideten Goldener sein müsse, wenn *Heðinn* ein bekannter mannes-

1) Wenn Hôrant str. 406 behauptet, sein herr Hetele singe noch viel schöner als er, so lässt sich daraus natürlich nicht ableiten, dass auch Hetele in einer älteren version der sage ein sänger gewesen sei. Da Hôrant *für seinen herrn* freit, muss er ihm wol alle vollkommenheiten zugestehen, namentlich aber die kunst, wodurch es ihm selber gelungen ist, das mädchen zu berücken.

2) Es lässt sich nicht leugnen, dass theoretisch auch eine andere entwicklung möglich ist. Unsere darstellung geht davon aus, dass die einführung des sanges älter als das botenmotiv ist; sie nimmt ferner eine alte combination aus zwei varianten an. Es liesse sich auch denken, dass Hôrant der einführung des botenmotivs seine entstehung verdankte. Zuerst wäre in die Hildesage ein bote aufgenommen; dieser hätte nach einer jüngeren auffassung durch schönen gesang seinen zweck erreicht. Aber dagegen spricht 1. dass das einem fremden stoffe entlehnte botenmotiv kaum so alt sein kann, dass es schon für eine in Déors klage bezeugte sagenform grundlegend gewesen wäre, 2. dass man dann nicht versteht, wie Hjarrandi im Norden zu Heðins vater werden konnte. Das ist für den helden einer variante gar nicht auffällig, aber bei einer person, die von anfang an eine untergeordnete stellung einnahm, dürfte das nicht so leicht zu erklären sein. So weist auch die nordische überlieferung auf die im texte gegebene lösung des problems.

name ist, sowol als simplex[1] wie in der composition. Wenn es freistehen soll, auf derartigen gründen eine erklärung der sage aufzubauen, was hat man denn der mythologischen schule noch vorzuwerfen, die aus dem namen Hildr auf die walkürennatur der heldin schliesst und aus diesem grunde das Hjaðningavíg für den kern der erzählung erklärt? Entweder verwirft man solche etymologische erklärungsversuche, oder man glaubt an sie. Aber ich kann es nicht methodisch finden, éine namensform für absolut beweiskräftig anzusehen und zugleich die andere als irrelevant abzulehnen.

§ 11. Die hauptformen der entführungssage in Kûdrûn (fortsetzung).

Kehren wir zu Kûdrûn zurück, so ergibt es sich, dass der hauptbearbeiter des gedichtes ein compilator paralleler überlieferungen gewesen ist. Es wurde § 9 gezeigt, dass er zwei varianten, K I und K II, aufeinander folgen liess und dabei ein genealogisches verhältnis herstellte. Wir können nun weiter constatieren, dass in dem als K I bezeichneten abschnitte schon zwei varianten verbunden sind. Wir nennen die neu hinzutretende Hôrantsage K Ib. Die drei varianten lauten:

K I: Wate entführt Hagens tochter Hilde und tötet den ihn verfolgenden vater auf dem Wülpensande.

1) Das zu leugnen ist ein leichtes, wenn man nur dreistweg die zeugnisse für den namen für zeugnisse für die Hildesage erklärt. So leitet Panzer s. 438 aus dem namen von Childeberts des zweiten feldherrn Chedinus ohne weiteres bekanntschaft mit der sage ab. Zu den trägern des namens gehört auch der bruder des Helgi Hjǫrvarðsson. Mit recht leugnet Panzer einen zusammenhang zwischen dieser sage und der Hildesage. Aber willkürlich ist wider der schluss, die sage von Helgi habe den namen Heðinn der Hildesage entlehnt. — Über den inhalt der erzählung ist zu bemerken, dass er von der Hildesage absolut verschieden ist. Heðinn gelobt, nicht die tochter seines freundes, sondern die frau seines bruders zu gewinnen, aber er tut es nicht und er rächt den tod seines bruders. Eine gewisse ähnlichkeit besteht nur in der vorgeschichte, wenn man sie mit der verhältnismässig jungen einleitung der erzählung in Sǫrlaþáttr vergleicht. Sieht man aber genauer zu, so hat auch diese ähnlichkeit nichts zu bedeuten. Das weib, dem Heðinn in der H. Hj. im walde begegnet, ist nicht eine elbin, die denen, mit denen sie in berührung kommt, verderben bringt, sondern eine fylgja in der gestalt einer trǫllkona, die er zurückweist und die eben deshalb ihm verderblich wird. Übrigens scheint hier etwas nicht in ordnung zu sein. Man muss fragen: ist die trǫllkona Heðins oder Helgis fylgja? Wer seine fylgja zurückweist, kommt um. Im ersteren fall würde man also einen für Heðinn tragischen ablauf vermuten. Im zweiten fall liesse Helgis darauf folgender tod vermuten, dass Heðinn die fylgja angenommen hätte. Vielleicht beruht das zurückweisen der fylgja auf einem missverständniss. Auf jeden fall besteht die ähnlichkeit mit dem Sǫrlaþáttr lediglich darin, dass beide helden im walde einem mythischen weiblichen wesen begegnen.

K Ib: Hôrant entführt Hagens tochter Hilde für seinen herrn Hetele.

K II: Hartmuot entführt Hagens tochter Kûdrûn und tötet den ihn verfolgenden vater auf dem Wülpensande.

Daraus macht unser compilator: Wate (K I) und Hôrant (K Ib) entführen zusammen Hagens tochter Hilde (K I und K Ib) für ihren herrn Hetele (K Ib) und kämpfen mit ihm (neuerung für: töten ihn K I) in Waleis (neuerung für Wülpensand K I). Heteles (auf grund von K Ib) und Hildes (auf grund der genealogie Hilde-Kûdrûn) tochter Kûdrûn (K II) wird von Hartmuot entführt, der den ihn verfolgenden vater auf dem Wülpensande tötet (K II).

Wir verstehen jetzt, warum die von Wate entführte frau in Heteles arme gelangt. Es ist die verbindung mit der Hôrantsage, die Wate zu einem dienstmann Heteles gemacht hat. Es sieht nicht danach aus, dass K I und K Ib selbständig miteinander verbunden gewesen waren, ehe die combination mit K II zustande kam. Wenn der Wídsíð Wada unmittelbar hinter Heoden nennt, so darf man daraus einen so weit reichenden schluss nicht ziehen. Ich will gewiss dieses zeugnis nicht beiseite schieben. Wer sich solche freiheit nimmt, ist der willkür seiner phantasie preisgegeben. Aber man darf auch in ein zeugnis nicht mehr hineininterpretieren, als daraus gefolgert werden kann. Wenn Wídsíð die beiden helden zusammen erwähnt, so wird das seinen grund haben. Aber gewiss genügte dazu ein geringer zusammenhang, und der bestand schon darin, dass beide in nahe verwandten sagen in derselben rolle auftraten. Wenn nun noch hinzukam, dass ihre länder nahe beieinander gelegen waren (§ 17), so war wol nicht mehr notwendig, um sie in einem catalogisierenden gedichte hintereinander zu erwähnen, wie ja solche verhältnisse auch zu der herstellung eines genealogischen zusammenhanges genügen. Die annahme, dass die verknüpfung der Watesage und der Hôrant-Hetelesage schon zu der zeit, als der Wídsíð gedichtet wurde, so weit fortgeschritten war, dass Wate wie Hôrant zu einem dienstmann Heteles geworden war, scheint mir überaus gewagt. Dazu kommt, dass noch bei Lamprecht die Watesage ohne Hôrant und Hetele bezeugt ist. Anders verhält es sich mit Hôrants dienstbarkeit. Diese wird ja durch Déors klage bezeugt, und wir sind deshalb wol genötigt, sie für eine frühe epoche anzunehmen.

Das junge alter der verbindung von K I mit K Ib ergibt sich übrigens aus der composition des deutschen gedichtes mit voller sicherheit. Von einer vernünftigen verteilung der rollen, wie sie auf die dauer von selbst entsteht, wenn eine zusammengesetzte erzählung zeit genug hat, sich

zu consolidieren, ist keine spur zu entdecken. Alles steht ganz willkürlich nebeneinander; hier ein stück von K I, da ein teil von K Ib. Die expedition nach Hagens land hat zwei anführer, die niemals zusammenwirken, sondern nacheinander selbständig auftreten, ein jeder, wie es scheint, nach seinem eigenen plane. Damit hängt es zusammen, dass man an Hagens hofe auf sehr verschiedene weise sich benimmt. Wate ist krieger, Hôrant ist sänger. Der plan der entführung scheint einmal auf Hôrants gesangeskunst, ein andermal auf der anwendung offener gewalt aufgebaut zu sein. Am ende behält die gewalt die oberhand.

In dem schiffe sind krieger versteckt. Diese bleiben vorläufig im hintergrund. Ihr führer ist Wate. Bei der entführung treten sie ans tageslicht. Aber das schiff enthält auch waren und leute, die sich für kaufleute ausgeben. Diese stehen weder unter Wates, noch unter Hôrants, sondern unter Fruotes führung. In Hagens land angekommen, erzählen die fremden bald, dass sie aus ihrem lande vertriebene krieger, bald, dass sie kaufleute seien.[1] Während Wate mit Hagen freundschaft schliesst, was ein rest der alten freundschaft sein kann (s. 203), spricht Hôrant selten oder gar nicht mit ihm, sondern er wendet sich direct an die frauen, die er namentlich durch seinen gesang entzückt. Das scheint auf eine version zu deuten, in der Hagen verreist war wie bei Snorri. Wate hingegen kommt in einem offenbar jüngeren auftritt zu den frauen und ergötzt sie durch die enthüllung, dass er von ihnen nichts wissen will. Hôrant entwirft mit den frauen den plan zur der flucht, aber Wate führt ihn aus und wendet sich mit der bitte, die schiffe zu besehen, an Hagen[2], — ein versuch,

1) Vgl. Wilmanns, Entwicklung der Kudrundichtung s. 42, der übrigens aus diesen widersprüchen ganz andere schlüsse zieht. Er glaubt, in éiner redaction seien Wate und Fruote, in einer anderen Wate und Hôrant aufgetreten. Aber nur Wate und Hôrant sind aus älteren quellen bekannt, jener tritt selbständig auf, dieser als Heðins sänger. Fruote ist eine jüngere gestalt, die entweder der fertigen dichtung K I + Ib + II oder éiner der redactionen (I oder Ib) angehören muss. Für letztere alternative spricht, dass schon eine redaction der vise von Hildebrand und Hilde (dE) das kaufmannsmotiv kennt; der verführer gibt sich für einen kaufmann aus, aber er ist der sohn des königs von England. Die redaction, die das kaufmannsmotiv aufgenommen hatte, muss aber Ib gewesen sein, denn in K I ist für dieses motiv, das sich mit der angabe, man sei aus seinem lande vertrieben, im widerspruch befindet, kein platz. Also gehören Hôrant und die kaufleute Ib an; die kaufleute waren in dieser redaction secundär. Über den namen Fruote s. unten.

2) Freilich setzt die s. 204 besprochene schmähliche behandlung der königin wol ursprünglich Hagens abwesenheit voraus; aber auch in K I wird der räuber einen augenblick abgewartet haben, wo Hagen nicht zu hause war. Dass das sich mit der

diese vorstellung mit jener zu verbinden, ist Hôrants entschluss, sich an Hagen zu wenden. Die elemente von K I und K Ib stehen also noch nahezu unvermittelt nebeneinander.

Ob K Ib auch die verfolgung enthielt, oder mit der entführung der dame schloss, lässt sich nicht sicher sagen. Deutliche spuren dieser redaction sind nach der flucht nicht vorhanden. Sobald man von Irland abgesegelt ist, ist Hôrant so gut wie verschwunden. Bei dem folgenden kampfe spielt er gar keine rolle. Str. 488 ist er es freilich, der die feindlichen schiffe zuerst herankommen sieht, aber er bleibt untätig; er meldet nicht einmal, was er gesehen hat; str. 489 lässt Môrunc es durch Îrolt dem Hetele mitteilen. Dann erfährt man von Hôrant nichts mehr; es wird nicht einmal gesagt, dass er am kampfe teilnimmt, was doch sogar von nebenpersonen wie Îrolt erzählt wird; nur 537 wird sein name noch genannt, wo er Hilde zu ihrem vater führt, damit sie dessen wunden verbinde. Unter solchen umständen ist es sehr fraglich, ob auf den doppelten friedensschluss (524. 533) einiger wert zu legen ist, und ob dieser nicht vielmehr eine folge der in dem ganzen epos herrschenden verwirrung und unklarheit ist.

Wenn es demnach sehr unsicher ist, ob die Hôrantsage mehr als die entführung erzählt hat, so ist doch gewiss Heteles teilnahme am kampfe eine folge der aufnahme der Hôrantsage in K I. Die alte Watesage, die, wie die stelle bei Lamprecht lehrt, Hetele überhaupt nicht kannte, kann a fortiori von seiner teilnahme an dem kampfe nichts gewusst haben. Aber Hôrant entführte eine frau für seinen herrn. Wenn nun darauf nach K I ein kampf mit dem vater folgte, so fand der compilator, dass Hetele auch dabei sein musste. Wie er Wate zu einem dienstmann machte, so hat er Hetele seiner braut entgegenreisen und mitkämpfen lassen.

Die beschreibung der schlacht hat überhaupt wenig charakteristisches erhalten. Der alte versöhnungsversuch, den Heðinn macht, ist verloren; — der jüngere durch Hildr war wol noch nicht in die zu grunde liegende tradition eingeführt worden. Natürlich wird viel gekämpft; am ende werden Hagen und Hetele verwundet, eine junge neuerung, wie wir aus der Alexanderstelle ersehen.

Die erzählung ist ferner durch eine reihe neuer personen bereichert. Von diesen wird Fruote auch in einer alten version der sage (Saxo II) genannt. Aber die einzige übereinstimmung besteht in dem

freundschaft zwischen Hagen und Wate wol verträgt, lehrt der Sǫrlaþáttr, mit dessen darstellung der anfang von K I, wie oben gezeigt wurde, grosse ähnlichkeit hat.

namen, die rolle ist absolut verschieden. Frotho ist bei Saxo der könig, der die streitenden parteien vor seinen richterstuhl fordert; Fruote ist in Kûdrûn ein vasall Heteles, der seine brautwerber begleitet. Die aufnahme dieser gestalt lässt sich auch in beiden quellen auf verschiedene weise erklären. Saxo erzählt die dänische königsgeschichte; alles, was er mitteilt, geschieht unter der regierung eines seiner fürsten; es ist also nichts auffälliges darin, dass auch die geschichte von Hǫgni und Heðinn an einen könig geknüpft wird, und dass dieser einen, freilich vergeblichen, versuch macht, in den lauf der ereignisse einzugreifen. In der mittelhochdeutschen dichtung dagegen ist Fruote ein typischer repräsentant dänischen wesens, den man gern erwähnt, wo von Dänemark die rede ist. Dass ihm nun auch in einer erzählung, die sich zum grossen teil in Dänemark abspielt, und in deren mittelpunkt ein dänischer könig steht, eine rolle zuerteilt wurde, nimmt nicht wunder. Chronologisch ist zu bemerken, dass seine aufnahme mit der verbindung K I + I b + II zusammenfallen wird. Denn dadurch wurde Hetele zu einem dänischen könige (§ 12), was für Fruotes aufnahme doch wol eine voraussetzung ist. Er trat nun in die wol etwas ältere (s. 216 anm.) rolle des führers der kaufleute ein, die für den wegen seiner freigebigkeit berühmten sagenkönig trefflich passte. Das ist im epos seine älteste rolle.

(Schluss folgt).

AMSTERDAM. R. C. BOER.

MISCELLEN.

Zu dem Bornholmischen runensteine von Vester-Marie VI.

(Wimmer, De danske runemindesmærker III, 305 fgg.).

In einem kleinen aufsatze über dänische runensteine (Nord. tidsskr. f. filol., 3. r. 15, 148 fgg.) äussert sich Marius Kristensen sehr unzufrieden über ein paar recensenten, die von Wimmers deutung des VI. steines von Vester-Marie nicht befriedigt waren, besonders über den einen (den unterzeichneten), der es gewagt habe, in der inschrift emendationen vorzunehmen, so dass ein anderer sinn herauskomme und 'der schönste teil von Wimmers erklärungsversuche zerstört werde'. Nach dieser einleitung hätte man erwartet, dass Kristensen Wimmers deutung in jedem einzelnen punkte aufrecht erhalten und sie durch neue beweisgründe stützen werde. Statt dessen emendiert auch er und gelangt ebenfalls zu einer von Wimmer abweichenden übersetzung, ohne dass man behaupten könnte, dass seine kritischen bemühungen besonders glücklich seien. Es scheint, dass nach seiner meinung nur Skandinaven das recht haben, eine von Wimmer abweichende meinung zu äussern.

Trotz seiner polemik schliesst er sich mir (ohne mich zu nennen) und Brate darin an, dass er in *trebinu* das part. prt. von *drepa* vermutet, während Wimmer das wort für den genet. eines weiblichen eigennamens *Tré-beina* erklärt hatte. Davon wird man wol endgiltig abstand nehmen müssen. Ich ersehe nämlich (und dies

ist der grund, warum ich auf die Zeitschr. 38, 132 besprochene inschrift noch einmal zurückkomme) aus dem neuesten, eben erschienenen hefte des grossen schwedischen ortsnamenbuches (Ortnamnen i Älvsborgs län X, 201), dass *träbena* in Schweden die bezeichnung einer (hand-)mühle[1] mit hölzernen füssen war, und nach einer solchen mühle, nicht aber nach einer vermeintlichen menschlichen *Trébeina*, sind offenbar die beiden Bornholmischen höfe, die noch heute den namen *Træbenegaard* führen, benannt worden.

1) Derartige handmühlen sind bis in die neuere zeit im norden in gebrauch gewesen, wie man z. b. ein gut erhaltenes und sehr instructives exemplar nebst *lúðr* und *mǫndull* in dem alten schonischen bauernhause, das im garten des kulturhistorischen museums in Lund wider aufgestellt ist, in augenschein nehmen kann. Beiläufig sei bemerkt, dass man unter den in den eddischen liedern (Lokas.; Helgakv. Hund. II; Grottas.) erwähnten mühlen sich selbstverständlich ebenfalls handmühlen vorstellen muss, nicht etwa wasser- oder gar windmühlen, von denen Detter-Heinzel in ihrem Eddacommentar (s. 261) phantasieren. Es ist mir daher auch unmöglich, der von Axel Olrik (Danmarks heltedigtning s. 284) versuchten natursymbolischen deutung der beiden riesenmägde *Fenja* und *Menja*, die er für zwei mühlenbäche erklärt, zuzustimmen; er hat sich zwar nicht verhehlt, dass dieser annahme kulturgeschichtliche bedenken entgegenstehen, sucht aber sich und den leser über den anachronismus hinwegzutäuschen.

KIEL. HUGO GERING.

Zu Zeitschr. 39, 293 fgg.

Bei der correctur meines aufsatzes Zu den Eddaliedern der lücke haben sich mir einige nachträge ergeben, die ich im folgenden vorlege.

S. 294: Dass sich im Alten Sigurdsliede niemals das erste oder vierte viertel des helmings syntaktisch absondere, ist, wie dem leser schon bei flüchtiger nachprüfung auffallen muss, unzutreffend. Es gibt im Brot zeilen, die viel entschiedener auseinanderfallen als *sorg at segja eða svá láta.* Zur entschuldigung dieses versehens kann ich nur auf s. 293 n. 1 verweisen. Der kern der sache wird hierdurch nicht berührt. In meinen Beiträgen zur Eddaforschung, die voraussichtlich im laufe dieses jahres bei Ruhfus in Dortmund erscheinen, sollen die gliederungsverhältnisse des Alten Sig. genauer erörtert werden.

S. 297 unten: Die zweiheit der mörder bezeugen im NL auch die *zwên arn* (13) und *zwei wildiu swîn* (921). Vgl. auch NL 1046, 3.

S. 304 nr. 1: Vgl. Boer, Zeitschr. 37, 342 fg.

S. 311 z. 9 v. o.: Der gedanke — hunderte haben um die schöne jungfrau geworben — sieht ganz nach dem sagaschreiber aus. Eine unwahrscheinliche vermutung bei Boer a. a. o., 467 fg.

S. 312 n. 1: Das Grosse Sigurdslied übersieht Boer a. a. o., 490 (§ 34).

S. 314 z. 11—9 v. u.: Doch s. Boer a. a. o. 450 (die mörder), ferner 449. 457.

S. 315 schluss von III: Derselbe fehler bei Lichtenberger, Nibelungen 180 ('tu m'annonces de très grands forfaits').

S. 326 zu scene 6: c. 29, 55 fg. ~ Sig. sk. 10. 15. Zu scene 7: c. 29, 70 fg. ~ c. 24, 27 fg. und c. 29, 27 fg. ~ c. 41, 24 (Ghv. 16 fg.).

S. 328 zu scene 9: beziehungen zur Sig. sk. werden fein beobachtet von Boer a. a. o. 451 oben.

S. 329: Die beiden scenen, die hier als einzige zutaten des dichters bezeichnet werden, dürften so wenig wie die andern seine freien erfindungen sein. Ich glaube,

wir können nachweisen, wo seine phantasie angeknüpft hat. Die eine scene, die gespräche über Brynhild, scheint umgebildet aus der beratung der brüder im Alten und Kurzen liede. Der hauptauftritt aber, die grosse zwiesprache zwischen Sigurd und Brynhild, ist wol angeregt durch das Erweckungslied (Sigrdrífumál). Auch dort weckt Sigurd eine schlafende, und wir wissen, dass diese Sigrdrifa für unsern dichter identisch mit Brynhild war. Erst durch anlehnung an die scene auf Hindarfjall hat Brynhilds groll gestalt gewonnen, und auch das anbieten des ehebruchs wird von dort stammen, dieses motiv ist ein indirectes zeugnis für den verlorenen schluss des Erweckungsliedes. Übrigens hat der dichter, der Sigrdrifa und Brynhild identificierte, auch die werbungsfabel mit hineinspielen lassen: das nacheinander von Gunnar, Hǫgni und Sigurd (s. 307) ist seinem kerne nach entsprungen aus dem vergeblichen versuch Gunnars, durch die flammen zu reiten, und Sigurds erfolg, c. 27. Dies spricht dafür, dass der flammenritt selbst (s. 324) im Grossen liede anders — wahrscheinlich weit kürzer — dargestellt war als in c. 27. Das fehlen des wunderbaren auftritts wäre dem charakter des denkmals durchaus gemäss. Gleichzeitig haben wir hier eine instanz gegen die zugehörigkeit von c. 27 zum Grossen liede. Letzteres verwertet den werbungsritt der forna (c. 27) ebenso frei wie die fluss-senna (s. 325) und wie die beratung der brüder (s. o.).

BRESLAU. GUSTAV NECKEL.

Zum Willehalm des Ulrich von dem Türlin.

Im besitze des antiquariats von Ludwig Rosenthal in München (Hildegardstr. 16) befindet sich ein ziemlich übel mitgenommenes pergamentblatt, das einer sonst unbekannten handschrift des Willehalm von Ulrich von dem Türlin angehört haben muss. Es hat eine grösse von 33 × 24 cm und ist zweispaltig zu je 42 zeilen beschrieben, mit abwechselnd roten und blauen initialen beim beginn der 31 zeiligen strophen. Die gotische schrift gehört dem 14. jahrhundert an; der lautstand ist ausgeprägt bayrisch. Den inhalt bilden die verse CCLXXV, 7—CCLXXX, 19 des gedichtes (in der ausgabe von S. Singer, Prag 1893, s. 321 fgg.), und zwar in der textredaction, wie sie in der zweiten bearbeitung geschaffen wurde. Als charakteristische belege dafür führe ich nur zwei stellen an, wo das Rosenthalsche fragment mit den handschriften *mo* übereinstimmt; es liest nämlich CCLXXV, 24 *angel* statt *enge* und CCLXXVI, 31 *schaf verlie* statt *schaeper lie*, gesellt sich aber auch an minder bezeichnenden stellen zu der II. untergruppe der II. handschriftengruppe der zweiten bearbeitung des gedichtes (vgl. Singer a. a. o., s. VIII fg.).

MÜNCHEN. ERICH PETZET.

LITTERATUR.

Dr. Albert Fries. Vergleichende studien zu Hebbels fragmenten nebst miscellaneen zu seinen werken und tagebüchern. [Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie, veröffentlicht von dr. Emil Ebering. XXIV. Germanische abteilung nr. 11.] Berlin, E. Ebering 1903. 59 s. 2,40 m.

Der zweck dieser schrift ist, zu prüfen, ob Hebbel, den man gewöhnlich als fremden einflüssen unzugänglich charakterisiert, mit unserer classischen dichtung nicht doch in engerem zusammenhange stehe, als man anzunehmen geneigt ist. Die

belesenheit und der fleiss des verfassers verdienen aufrichtige anerkennung, trotzdem sind die einzelnen resultate der untersuchung oft recht anfechtbar und ihr gesamtergebnis geringfügig. Wer zuviel beweisen will, schiesst leicht übers ziel. Selbstverständlich hat Hebbel sich an den grossen dichtern, welche ihm vorangiengen, entwickelt, er ist in ihrer atmosphäre gereift. In der Wesselburener kirchspielvogtei seinen weg zu den höhen der litteratur im dunkel emportastend, ist er noch ganz in ihrem bann, wenn auch damals schon kein blosser nachahmer. Aber auch später berührt er sich noch vielfach mit ihnen, meist unbewusst, da es ihm nicht darauf ankam, in gleichgiltigen dingen, gewissermassen in komma und punkt, originell zu sein. Selbst einzelne bewusste anlehnungen an sie sind nicht zu leugnen, vor allem in seinen epigrammen. Wer mit Fries alle posten auf die rechnung setzen will, kann sie leicht in die höhe treiben. Wer jedoch vorsichtig zwischen zufälligen anklängen oder übereinstimmungen, die nur ein pedant vermeiden wird, und fällen evidenter beeinflussung unterscheidet, wird sicherlich keinen grund haben, an Kuno Fischers ausspruch irre zu werden, daß Hebbel der einzige unter unseren nachclassikern ist, der „ganz aus eigenen mitteln lebt."

Fries bezeichnet diese studien als eine sammlung von material, als vorläufer eines grösseren werkes über denselben gegenstand. Es wäre dann nur zu wünschen, dass er die grenzlinie, die bei einer solchen arbeit innezuhalten ist, klarer erkennen lernte. Wenn er die zu widerholten malen von ihm selbst geäusserten zweifel an der richtigkeit der jetzigen ergebnisse seiner forschung noch erheblich verstärkt, so kann ein sehr interessantes buch entstehen, das zu unserer kenntnis der fäden, die Hebbel mit anderen dichtern verknüpfen, viel beitragen wird. Von dem bis jetzt vorliegenden kann meines erachtens nur ein kleiner teil als unbedingt feststehend betrachtet werden. Soweit Hebbels dramatische fragmente in frage kommen, mit denen Fries sich in erster linie befasst, so ist ganz klar, dass sein erster ästhetisch ganz wertloser versuch im drama, der ,Mirandola', wie auch der 'Vatermord' (1830. 1832) in der sprache eine ungeschickte karikierung des stiles der Schillerschen jugenddramen verraten. Was Fries hierüber beibringt ist sehr lehrreich, namentlich möchte ich die feinen stilistischen bemerkungen zum 'Mirandola' (s. 22—26) herausheben. Das ist freilich alles mit händen zu greifen, immerhin war es ein verdienst, die einzelnen züge aneinanderzureihen, aus denen ein gesamtbild sich ergibt. Ob nicht vieles, das als bewusste anlehnung bezeichnet ist, besser als aus dem gedanken- und empfindungskreis Schillers dem anfänger unbewusst angeflogen zu bezeichnen wäre, muss dagegen mindestens zweifelhaft erscheinen. Wenn Hebbel ferner getadelt wird, weil er, an Schiller herangebildet, sehr bald nachher strenge kritik an dem meister übte (s. 2), so ist seine wunderbare, mit dem gewöhnlichen massstabe kaum noch zu messende entwicklung ausser acht gelassen; auch ist zu beachten, dass derartige aussprüche, namentlich in den briefen, vom augenblick beeinflusst sind und in späteren aussprüchen ihre ergänzung oder correctur erhalten. (So vergleiche man, was Hebbel über die „Jungfrau von Orleans" an Elise Lensing schreibt, Briefe hgb. von R. M. Werner I, s. 145. 170. 215.) — Manches in den 'Dithmarschern' (1840) erinnert sicherlich an den 'Tell', schon die ähnlichkeit des themas erklärt das, doch sind unter den von Fries angeführten stellen die beiden von ihm durch den druck herausgehobenen die einzigen, bei denen irgendwie von anlehnung geredet werden darf (s. 8). Die Shakespearesche färbung der reden des narren — Fries erinnert mit recht vor allem an den narren im 'Lear' — ist im allgemeinen unleugbar, doch ist es dem verf. schwerlich geglückt, dies in einzelheiten nachzuweisen. Ganz abzuweisen ist die neben-

einanderstellung der reden des Hans Bahr und gewisser worte Hamlets in dem gespräch mit den totengräbern (s. 11). — Dass Hebbel bei seinem Achilles-fragment an Goethes 'Achilleis' dachte, ist durch nichts erwiesen (s. 15). — Lessingschen einfluss in der epigrammatischen zuspitzung des dialogs im 'Mirandola' neben demjenigen Schillers anzunehmen, halte ich für bedenklich. Die von Fries selbst erwähnte angeborene neigung Hebbels zu solcher ausdrucksweise spricht dagegen. Die dort (s. 16/17) angeführten einzelheiten sind alle abzulehnen, glaube ich; vor allem aber ist es mehr als unwahrscheinlich, dass Hebbel im jahre 1830 bereits Lessings 'Emilia Galotti' gekannt haben sollte. Dass Lessings vorbild für die ausbildung der Hebbelschen prosa von nicht zu unterschätzender bedeutung ist, lässt sich noch an der ,Julia' (1847) nachweisen; doch möge andererseits nicht vergessen werden, dass er sich schon im jahre 1838 in München bewusst war, in einer anderen sphäre zu walten, und in einem briefe erklärte, dass Lessing sein meister nicht sein könne noch dürfe (br., hg. von R. M. Werner I, s. 370). Leider missversteht Fries den dichter im innersten kerne, wenn er bei dieser gelegenheit meint, er habe das verstandesmässige in Lessing deshalb so sehr gehasst, weil „der wurm der reflexion an seinem eigenen schaffen nagte." Das widerspricht den tatsachen, dem, was die tagebücher und einwandfreie zeugnisse der freunde über die production Hebbels berichten. — Die übereinstimmungen in der 'Schauspielerin' mit stellen aus dem 'Don Carlos' sind von vornherein klar; die damit beabsichtigte satirische wirkung hätte kräftiger betont werden müssen (s. 9/10). Sehr fein ist der nachweis der beziehungen zwischen Eugenie und Aurelie in Goethes 'Wilhelm Meister' (s. 14). — Dass Hebbel die namen seiner dramatischen personen vielfach entlehnt, kann nicht bestritten werden. Dass der name Mirandola aus dem 'Don Carlos' stammt, ist ebenso klar, wie dass in dem fragment 'Der turmbau zu Babel' die namen Wachtel, Zeisig und Schwalbe aus Körners 'Nachtwächter' herübergenommen sind. Spätere ausführungen über die namen bei Hebbel (s. 34—36) sind dagegen so schlecht begründet, dass der verfasser sie in den 'Berichtigungen' selbst zurücknimmt (s. 59).

An die untersuchungen über die fragmente bei Hebbel in ihren beziehungen zu den classikern reihen sich solche über die fäden, die zwischen den vollendeten werken und den tagebüchern des dichters einerseits, andererseits zwischen ihnen und den classikern hin- und herlaufen. Die beziehungen zwischen den dichtungen und den tagebüchern sind besonders eng und vielseitig. Vieles ist darüber von Werner, anderes von mir in unseren ausgaben der tagebücher zusammengetragen worden, erschöpfend lässt sich dies nur in einem umfangreichen buche behandeln. Fries beschränkt sich auf mehr zufällige hinweisungen (s. 36fg.), die immerhin dankenswert sind. Zwischen den eintragungen in den tagebüchern und ihrer verwendung in Hebbels dichtung liegt übrigens sehr oft ein langer zwischenraum, so dass jeder versuch, chronologische schlüsse aus den daten dieser notizen auf die entstehungszeit von gedichten zu ziehen, haltlos ist (s. 36). Ohne frage ist es ferner sehr lohnend, die aphorismen der tagebücher zu reihen und gruppen zu ordnen, doch darf es keinesfalls so mechanisch geschehen, wie s. 38—40. Von einem einfluss Hegels in dem sich dabei bekundenden 'hange zum kategorisieren' kann nicht die rede sein; mit ihm hat Hebbel sicherlich nichts zu tun, es sei denn, dass sein prosastil durch ihn auf kurze zeit ungünstig beeinflusst wurde. — In dem nachweis der 'widerholungen einzelner motive und wendungen' bietet Fries mancherlei interessantes (s. 33fg.), so z. b. die erklärung der stelle in 'Siegfrieds tod' II, 4, 1057 durch eine parallelstelle aus dem 'Diamant', doch leider auch viel gleichgiltiges und willkürliches. Zu diesem teile

seiner arbeit wähle ich aus der fülle meiner notizen folgende heraus: 1. Sehr fein ist die erläuterung einer auffallenden wendung in dem fragment 'Der dichter' durch ein wort Napoleons bei seiner rückkehr von Elba (s. 37 anm. 1). — 2. Der parallelismus membrorum in dem mit unrecht beanstandeten bau des gedichtes 'Das mädchen im kampfe mit sich selbst' ist Fries nicht aufgegangen. Die zwei letzten strophen variieren und vertiefen nur das in den beiden ersten angeschlagene thema, von einem widerspruch kann garnicht die rede sein (s. 38, anm. 1). — 3. In dem gedicht 'Ein spaziergang in Paris' Byronschen einfluss wittern zu wollen, ist ungerechtfertigt (s. 41). — 4. Dass Hebbels tagebuchkritik über Wielands 'Oberon' (bd. III der Wernerschen ausgabe, s. 3) sich zu Goethes lobrede auf Wieland in der freimaurerloge in bewussten gegensatz stellt, konnte durch den hinweis auf eine stelle in Hebbels aufsatz über den Schiller-Körner-briefwechsel (Werner, bd. XI, s. 185) bekräftigt werden (s. 42). — 5. Zu tagebuch I, s. 281 (ausg. von Werner), war nicht der brief Goethes an Schiller vom 13. august 1897, sondern der an Zelter vom 4. october 1831 heranzuziehen. — 6. Auf s. 43 werden einzelne der nicht gerade seltenen 'ungenauigkeiten' Hebbels gestreift; an einer stelle, in dem citat aus der 'Natürlichen tochter', liegt nur ein druckfehler vor, den Werner in seiner ausgabe auf grund der handschrift besserte.

In dem nachweis der beziehungen zwischen einzelnen stellen der dramen und gedichte Hebbels und ähnlichen stellen bei den classikern geht Fries sicher zu weit. Zu sehr vielen ausführungen, welche ganz übersehen, dass ein dichter des neunzehnten jahrhunderts, der sich unserer hochentwickelten, aber auch vielfach erstarrten sprache bedient, doch nur in seltenen fällen durch die prägung neuer wendungen sich sprachschöpferisch erweisen kann, werden kenner der litteratur den kopf schütteln, fürchte ich. Den einen schriftsteller zum plagiator des andern machen, weil er ähnliche situationen mit ähnlichen oder gar gleichen worten bezeichnet, ist meines erachtens in unseren tagen nicht angängig. Der verfasser hätte wol daran getan, vor veröffentlichung dieser untersuchungen einen passus in Hebbels köstlicher polemik gegen Bodenstedt noch einmal zu lesen, der eine verwandtschaft zwischen einer stelle in Marlows 'Juden von Malta' und Shakespeares 'Romeo und Julia' aufgespürt zu haben glaubte (ed. Werner XII, s. 285). Natürlich kann ich mich hier auf einzelheiten nicht einlassen, es muss genügen, diejenigen von Fries herausgehobenen übereinstimmungen zwischen Hebbel und den classikern zu bezeichnen, d i e a u f b l o s s e m z u f a l l n i c h t b e r u h e n k ö n n e n; es sind deren nicht eben viele. S. 27: 'Die nacht der nächte' (in Schillers 'Klage der Ceres'), zweimal sowol in der 'Genoveva' wie im 'Gyges' verwandt. — S. 28. Das Shakespearsche fair is foul and foul is fair (Macbeth) kehrt wider in den worten der alten Margarethe in 'Genoveva' v. 2750. — S. 30. Der 'gold'ne stuhl des vaters' im 'Gyges' stammt sicherlich aus der 'Iphigenie'. — Ibidem: Das dort erwähnte epigramm VI, s. 457 (Werner) ist nichts als eine umformung von Goethes 73. venetianischem. Um zu zeigen, dass nicht nur vieles zu streichen, sonden auch mancherlei nachzutragen ist, füge ich hinzu, dass das 31. epigramm bei Goethe sich im 2. acte des ‚Michel Angelo' (Annunziata) widerspiegelt und das 60. im ersten litteraturbrief Hebbels (XII, s. 127). Eine reihe anderer zusätze, die ich machen könnte, unterdrücke ich, um die besprechung nicht ungebührlich auszudehnen. — Ibidem: Lessings bekanntes wort in der 'Emilia Galotti' „Wer über gewisse dinge nicht den verstand verliert usw." klingt nach aus den worten der Julia (Werner II, 178, 14). — S. 31. Eine ganz unleugbare übereinstimmung besteht zwischen Hebbels epigramm 'Dichterloos' und Platens 'Schonung und nichtschonung'. Im übrigen ist Fries besonders unglücklich in dem hinweis auf parallelstellen aus Platen. Er hätte bedenken

sollen, dass Hebbel diesen dichter, wie nicht nur aus tagebuchstellen, sondern vor allem aus dem von Werner veröffentlichten aufsatz 'Schöne verse' (XII, s. 245 fg.) hervorgeht, schroff ablehnte. Trotzdem bleibt noch eine andere von ihm erwähnte ähnlichkeit zwischen einer stelle aus Hebbels 'Prolog zu Goethes hundertjähriger geburtstagsfeier' und Platens 'Prolog an Goethe' mindestens sehr auffallend (s. 32, anm. 1). Die zahlreichen anderen parallelen bei Fries beweisen nichts. — S. 43, anm. 3. Selbstverständlich lehnte sich Hebbel in der schlusszeile seines sonetts 'an eine Römerin' an das Mignonlied an. — S. 45. Zum epigramm 'Richtschnur' wird mit recht an Goethes 'Bilde, Künstler, rede nicht' erinnert. — Ibidem: Die möglichkeit der anlehnung in 'Michel Angelo' (A. I) an Goethes 'Künstlers apotheose' ist nicht ganz abzuweisen. — Zu s. 47 fg.: Dass Hebbel sich in seinen epigrammen vielfach an die Xenien anschloss, dass ihm insbesondere Schiller als muster vorschwebte, ist klar. Auch mehr oder weniger unbewusste anlehnungen liegen vor, so in dem epigramm 'An die exacten' an Schillers 'An die astronomen' (48, anm. 1). Auch die bemerkung, dass er gerne, wie Schiller, das epigramm mit einer indirecten frage einleite, ist zutreffend. Als einzige bewusste, schon durch den titel verratene anlehnung bleibt jedoch nur das epigramm Majestas hominis (bei Schiller Majestas populi, übrig, s. 49). Dass pentameter wie 'Und von geschlecht zu geschlecht schlingt sich das heilige band' Schillerisch klingen, kann man zugeben; trotzdem sind sie Hebbels geistiges eigentum. Schon auf s. 44 rügte Fries übrigens mit recht den nicht nur gegen die strenge observanz verstossenden, sondern nicht selten ungelenken bau der Hebbelschen distichen. Das ist charakteristisch für den dichter, dem nicht nur im drama das 'ringen um ausdruck ausdruck war' (Über den stil des dramas, Werner XI, 73). Jedesfalls hielt er eigensinnig an solchen metrischen unebenheiten fest. Der von Fries verspottete vers (s. 44) ist freilich in Werners ausgabe, soweit ich sehe, ohne grund geändert; in C, der ausgabe von 1857, lautet er anders und glatter. — S. 51. Der Heinische ton in dem gedicht 'Horn und flöte' wird mit recht hervorgehoben. — Ibidem: Aufrichtig dankbar bin ich Fries für die erklärung einer mir früher unverständlichen anspielung auf Horaz in dem fragment 'Der dichter'. — S. 52/53. Die verwandtschaft zwischen Hebbels kunstauffassung und der in Schillers ästhetischen schriften ausgesprochenen wird mit nachdruck betont. Hierüber könnte noch vieles nachgetragen werden. Hebbel las diese schriften widerholt mit entzücken, namentlich die 'Briefe über die ästhetische erziehung des menschen' und kannte sie genau. Vieles blieb in ihm haften, doch war er reich genug auch ohne das, jedesfalls sprach er nie etwas aus, das er nicht selbst empfunden und geistig erlebt hätte. Abhängig von Schiller wurde er nie. — S. 59 (berichtigungen): Die anlehnung in dem epigramm 'Lorbeer und perrücke' an Goethes elegie 'Hermann und Dorothea' kann nicht bestritten werden. — Soweit stimme ich zu, alles andere hierher gehörige kann ich nicht unterschreiben.

Das namenregister zu Hebbels tagebüchern (s. 54—58) ist jetzt durch das mustergiltige von Werner seiner ausgabe hinzugefügte register überholt. Zu s. 56 anm. 1 bemerke ich, dass Hebbel Plato, wie aus Werners ausgabe der Tagebücher ersichtlich, in der übersetzung von Ast las. — Aus der fülle der sonstigen randbemerkungen, die ich mir zu dieser schrift machte, möchte ich zum schluss nur noch einiges mitteilen, was mir zweifelhaft zu machen scheint, ob Fries der richtige mann ist, um Hebbel ästhetisch zu beurteilen, was immer eine gewisse wahlverwandtschaft des ästhetischen empfindens voraussetzt. Auf s. 12 anm. 3 bemerkt er, dass der dichter in den 'Fragmenten' seinen personen oft ganz prosaische ausdrücke in den mund

lege, wie z. b. 'lächerlich', 'modell'. Er entschuldigt dies damit, dass wir hier Hebbel gewissermassen im négligé sehen. Dem widerspricht dann freilich später die anm. 3 zu s. 33, wo eine später noch vervollständigte reihe von prosaischen wendungen, namentlich von 'entsetzlich unpoetischen fremdwörtern', mit denen Hebbel seine dichterische diction zu verunzieren pflege, aus seinen vollendeten werken zusammengetragen werden. Darunter begegnen wir ausdrücken wie 'guten tag' (zum überfluss an der betreffenden stelle in 'Herodes und Mariamne' ironisch gebraucht), 'musikant', 'bankett', 'tusch', 'posten', 'kalender' u. a. Warum Hebbel in diesen dingen nicht idealistisch sein wollte, warum er den einfachen sachstil dem auf dem kothurn einherwandelnden 'poetischen' vorzog, ist Fries ebenso unklar geblieben wie R. M. Meyer, der ebenfalls in seiner 'Litteraturgeschichte des 19. jahrhunderts', von einem gelegentlichen abgleiten der Hebbelschen sprache in die prosa redet. Vielleicht ist Fries in diesem punkte von Meyer beeinflusst. Hebbel würde über solche kritiker sicher nur gelächelt haben. — An derselben stelle tadelt Fries die anachronismen bei Hebbel. Dass auch diese beabsichtigt sind, geht aus einer sehr charakteristischen briefstelle hervor (An die prinzessin Wittgenstein, 2. dec. 1858. Briefwechsel, hrg. von Bamberg, II s. 475). — Über die männlichen versschlüsse im 'Moloch' bemerkt der verfasser sehr fein, dass es Hebbel darum zu tun gewesen sei, den eindruck der starrheit in dieser dichtung schon äusserlich zu erwecken, s. 21. Auch auf die ähnlich, doch keineswegs aus demselben grunde zu erklärende erscheinung in der 'Genoveva' verweist er, ohne jedoch näher darauf einzugehen, was im anschluss an eine stelle aus Hebbels brief an Elise vom 13. 12. 1842 (bd. II ed. Werner, s. 159) sehr wol möglich gewesen wäre. Unerklärlich ist ferner, wie er bei v. 476 und 922 des 'Moloch' von der notwendigen elision des *e* reden kann. An der metrischen glätte liess es Hebbel, wenn es ihm auf das charakteristische ankam, gerne fehlen. — Die bemerkungen über die monologe in den dramen sind flach wegen ihrer allgemeinheit. Hebbels technik in dieser beziehung muss sowol aus der entwicklung seiner dramatischen eigenart wie aus der verschiedenheit der stoffe, die er behandelte, erläutert werden. Was Fries über einen angeblichen einfluss Kleists auf Hebbel in diesem punkte vorbringt, schwebt in der luft, s. 31.

Meine ausführliche besprechung wird dem verfasser beweisen, dass ich trotz der bedenken, die ich gegen die von ihm befolgte methode wie gegen seine befähigung zur ästhetischen wertung des von Hebbel geleisteten hege, der fortsetzung seiner studien auf diesem gebiete mit spannung entgegensehe. Etwas mehr kritische vorsicht im einzelnen und etwas weniger voreingenommenheit in der anlegung allgemeiner ästhetischer massstäbe ist ihm meines erachtens allerdings dringend anzuraten.

KIEL. H. KRUMM.

Gustav Brockstedt, Floovent-studien. Untersuchungen zur altfranzösischen epik. Kiel, Cordes 1907. VIII, 164 s. 7 m.[1]

Diese Flooventstudien, hervorgegangen aus einer Kieler doctorarbeit von 1904, zerfallen in zwei teile betitelt 'Die überlieferung' und 'Die sage'.

Im ersten teile wird mit guter litteraturkenntnis das verhältnis des französischen Floovent zu den italienischen fassungen erörtert. Dabei werden vielfach die französischen und die italienischen versionen des Bueve d'Hanstone herangezogen.

1) Seit der einsendung meiner anzeige (sept. 1907) sind folgende besprechungen im druck erschienen: Zeitschr. für rom. ph. XXXII s. 110 (Stimming), Literaturbl. für germ. u. rom. ph. 1908 sp. 19 (Becker), Deutsche literaturztg. 1908 sp. 362 (Voretzsch).

Die italienischen romane Fioravante und Buovo d'Antona haben so viel gemeinsames, dass der eine roman den andern benutzt haben, ja dass beide aus der hand des selben verfassers hervorgegangen sein müssen. Die quelle des Buovo d'Antona ist nicht die anglonormannische, sondern die continentale fassung des französischen Bueve gewesen. Am schlusse seiner erörterungen stellt Brockstedt den inhalt der ursprünglichen Flooventdichtung, also der gemeinsamen quelle der uns erhaltenen fassungen, her.

Dieser erste teil bewegt sich auf wissenschaftlichem boden, seine ergebnisse sind im allgemeinen mit guten gründen gestützt. Doch darf einzelnes angezweifelt werden. So soll der Italiener für den Buovo eine französische handschrift (oder mehrere handschriften) benutzt haben. Ich glaube, dass ein indicium auf mündliche vermittlung hinweist: die ersetzung des französischen namens *Josiane* durch *Drusiana*. Die lautähnlichkeit zwischen *dž* (geschrieben *j*) und *dr* ist aus dem heutigen Englisch bekannt, aber auch sonst anzutreffen. Auch gesprochenes französisches *j* (*dž*) konnte von einem Italiener als *dr* gehört werden, während ein verlesen von geschriebenem *j* als *dr* ganz ausgeschlossen ist.

Im zweiten teile glaubt verf. nachweisen zu können, dass enge beziehungen der Flooventfabel zur Siegfriedsage bestehen, besonders zu der fassung der Siegfriedsage, die allein noch in einer reihe von nordischen quellen erhalten ist und die er daher kurz als Sigurdsage bezeichnet.

Dieser nachweis ist m. e. misslungen. Verf. hat es beim aufsuchen übereinstimmender züge an der nötigen vorsicht fehlen lassen, und ich halte es für meine pflicht, ihm hier wenigstens in kürze zu zeigen, weshalb ich seinen folgerungen nicht zustimmen kann.

Er sagt auf s. 75 (ich setze den absatz cursiv):

„*In der Sigurd-sage wird erzählt, wie der heimatlose held nach manchem abenteuer am hofe Gjukis, des vaters der Gudrun und der beiden brüder Gunnar und Högni, eine freistatt findet; wir hören von seinen mehrfachen begegnungen mit der Brynhild, der tochter Budlis, einer stolzen, einsam in fester burg hausenden fürstin, die er zuletzt für Gunnar, den ältesten der söhne Gjukis, bezwingt; nachdem dann die überwundene Brynhild sich seinetwegen mit der Gudrun tötlich verfeindet hat, wird er von den söhnen Gjukis verräterisch ermordet.*"

Brockstedt fährt fort: „Zug für zug entspricht dieser darstellung die erste hälfte der geschichte des aus der heimat vertriebenen Floovent — die geschichte seiner ankunft und aufnahme in Ausai bei könig Flore, dem vater der Florete und ihrer brüder, Maudarans und Maudaires; seiner begegnungen mit der Maugalie, der einsam in ihrer burg Avenant hausenden, zuletzt von ihm für Flore bezwungenen tochter Galiens, und des nach dem streit der fürstinnen von Flores söhnen an ihm begangenen verrats. Ist nicht könig Flore der Gjuki, Florete die Gudrun der nordischen quellen? Und entspricht nicht ebenso die allein in ferner burg lebende, vom helden bei seinem letzten besuch für einen anderen bezwungene, dann mit Flores tochter in eifersucht zusammenprallende Maugalie der Brynhildsgestalt? Das verräterpaar — Maudarans und Maudaires — den treulosen Gjukisöhnen Gunnar und Högni?

Sigurd erliegt dem gegen ihn gerichteten anschlag. Floovent dagegen rettet, wenn auch für ihn die tat der brüder nicht ohne folgen bleibt, doch jedesfalls das leben. Das ist gewiss ein schwerwiegender unterschied der beiden fabeln."

Also erst soll die Sigurdsage zug für zug einem abschnitt des Floovent entsprechen. Dann aber ist die ermordung Sigurds von den übereinstimmungen auszunehmen. Auszunehmen sind aber auch sämtliche eigennamen, von denen kei-

einziger übereinstimmt. Wir müssen aber auch die allein in ferner burg lebende Maugalie (Margarite) ausnehmen; denn sie ist so wenig allein, dass sie dreissig junge mädchen bei sich hat. Endlich wird sie vom helden nicht für den sohn seines königlichen beschützers gewonnen, auch nicht für diesen, obgleich Brockstedt sich so ausdrückt, sondern Floovent heiratet sie selbst.

Was bei nüchterner betrachtung von übereinstimmendem bestehen bleibt, ist nur dieses: Ein held weilt in der fremde am hofe eines königs. Dieser hat eine tochter, die den helden liebt, und söhne, die ihn hassen. Von da aus unternimmt der held einen zug gegen eine burg, in der eine jungfrau wohnt, die ihn gleichfalls liebt. Er nimmt die burg ein. Alles weitere ist, soviel ich sehe, durch die situation gegeben, oder gehört zu den gemeinplätzen der altfranzösischen epik. Dass zwei damen, die in den selben mann verliebt sind, hierüber in streit geraten, brauchte der Flooventdichter nicht erst aus einer quelle oder überlieferung zu schöpfen. Wenn man genauer zusieht, schwindet zwischen Brynhild und Maugalie jegliche ähnlichkeit.

Da die Brynhildsage im mittelpunkt der beweisführung zu stehen scheint, will ich noch eins anführen. In den Reali di Francia stösst der auf einem unterirdischen gange zur burg der frauen vordringende Fioravante auf eine quelle. Neben dieser ist die eherne statue eines königs, der ein entblösstes schwert in der hand hält, auf einem marmorstein, dessen inschrift besagt, dass nur der beste ritter der welt der statue das schwert abnehmen kann.

Brockstedt bemerkt hierzu (s. 129): „Wen erinnerte die unter einem zauberspruche in scheinbarer bewegungslosigkeit daliegende, bei der berührung des helden aber äusserungen des lebens vollziehende bronzefigur des Fior. nicht an die von Sigurd in den banden einer tiefen verzauberung angetroffene, unter seinen händen aber zum leben erwachende Brynhild? Und weist nicht auch das neben der bronzestatue lagernde „nackte schwert“ (*spada nuda*) auf die Brynhildsage, wo, bei dem zweiten zusammentreffen von held und fürstin, ein „blosses schwert (*sverth nokkvit; Sig. en skamma* str. 4) die auf éinem lager ruhenden scheidet?“

Woraus Brockstedt schliesst, dass die statue nicht steht, sondern liegt, hat er nicht verraten. Der vergleich mit Brynhild ist so weit hergeholt wie möglich, ist gänzlich verfehlt. In der tat gehört das schwert, das nur der beste ritter der welt, d. h. der held des betr. romans, aus einer umklammerung lösen kann, zu den requisiten der Arthurromane und ist aus ihnen entlehnt.

Nicht besser ist was auf s. 130 über das „gestaltentauschmotiv“ der Sigurdsage geäussert wird.

Der verf. schwelgt geradezu in leichtfertigen attributionen: nach s. 155. 159 ist von dem Flooventdichter auch die Krönung Ludwigs, Gormund und Isembart, Huon von Bordeaux usw. verfasst.

Anerkennung verdient seine gelehrsamkeit auf dem gebiete der märchenkunde; doch bedarf auch was er hier vorbringt strenger nachprüfung, an der er selbst es leider hat fehlen lassen.

Seine chronologischen schlussfolgerungen leiden zuweilen darunter, dass er den berühmten codex Marcianus XIII mit dem poeten Ciàmpoli um 1200 ansetzt. Nach dem sachkundigern urteil Guessards ist er erst in der ersten hälfte des XIV. jahrhunderts geschrieben.

HALLE A. S. HERMANN SUCHIER.

Heinrich von Freiberg. Mit einleitungen über stil, sprache, metrik, quellen und die persönlichkeit des dichters. Herausgegeben von dr. Alois Berndt. Gedruckt mit unterstützung der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen. Halle a. S. 1906. 12 m.

In einem ansehnlichen bande vereinigt erscheinen hier die schriften des bedeutsamen nachzüglers der mittelhochdeutschen ritterpoesie Heinrich von Freiberg: die drei in denen er sich selber nennt, Tristan, Die legende vom heiligen kreuze, Die ritterfahrt des Johann von Michelsberg und das gedicht, welches ihm nunmehr sicher zugehört, der schwank vom Schretel und wasserbär. Die ausgabe ist durch langjährige, eingehende und planmässige studien vorbereitet worden, über welche uns die 208 seiten der 'einleitungen' ausführlichen bericht erstatten.

Die texte weichen nicht sehr von den bisherigen drucken ab, weil der Tristan, abgesehen von einem kleinen bruchstücke (Wolfenbüttel, vgl. Zeitschr. f. d. altert. XXXII, 93—95) nur in zwei hss., über deren bewertung auch der erste herausgeber, R. Bechstein, nicht im zweifel war, die andern stücke nur je einmal überliefert sind. Man muss sie genauer nachprüfen und mit den sprachlichen und metrischen untersuchungen des verfassers vergleichen, um zu sehen, dass jede zeile durchgearbeitet und neu hergestellt ist. Die beurteilung der arbeit wird sich daher in erster linie mit den einleitungen zu beschäftigen haben.

Sie sind nicht ganz leicht zu lesen, einmal wegen der masse des stoffes, welcher gleichsam in einem langen corridor magaziniert ist, so dass man immer zu nahe daran steht — darüber nachher — und wegen der umständlichkeit der darstellung: die arbeit hätte sich wol durch eine straffere redaction wirksamer gestalten lassen, z b. der an sich interessante excurs über verschiedene sprach- und wortformen in den hss. *O* und *F*. Man muss sich daher die neu gewonnenen oder gesicherten tatsachen nicht ohne mühe zusammen suchen. Das wichtigste ist folgendes.

1. Der schwank vom Schretel ist nun mit sicherheit als werk Heinrichs anzusehen.

2. Über die lebensverhältnisse Heinrichs und seiner familie erhalten wir genauere angaben, welche geradezu reizen sie in der phantasie auszugestalten, wovor der besonnene verf sich durchaus zu hüten weiss. Man wusste, vor allem auf grund der forschungen von W. Toischer (Mitt. des vereins für geschichte des deutschen in Böhmen 15, 149 fg., vgl. R. Bechstein, Heinr. v. Freiberg s. XXI fg. XXVII fgg.), dass Heinrich zu einer deutschen, bürgerlichen, aus Freiberg in Sachsen stammenden familie gehörte, welche bergwerke auf der herrschaft Deutsch-Brod an der böhmisch-mährischen grenze besass. Diese herrschaft gehörte seit 1251 der familie der Lichtenburger, die aus der Lausitz, als herren von Zittau, stammten. Ein Lichtenburger ist auch Reimund, der vornehme herr, für den Heinr. den Tristan gearbeitet hat. Jetzt erfahren wir, dass die vorfahren Heinrichs nicht von ihrer heimat gleich nach Deutsch-Brod übergesiedelt sind, sondern vorher in angesehener stellung in Leitmeritz gesessen haben. Wahrscheinlich wird gemacht, dass ein *Henricus Curialis*, der als ministerial des Lichtenburgers 1256, 1258, 1261 erwähnt und ein *Henricus de Broda*, der als *miles* des bischofs von Olmütz 1266 genannt wird, unser dichter ist; ebenso dass wir als geburtsort Leitmeritz ansehen dürfen, wo er auch seine lateinische bildung auf der stadtschule erworben haben wird. (Über diese schule näheres s. 199.) Auch die nachrichten über das lange bedeutsame leben Reimunds von Lichtenburg hat der verf. neu durchforscht. Die belege gehen von 1278—1329. Aus v. 56 (mit ebenso viel recht könnte man den wortlaut und den ton der ganzen widmung

v. 53—84 heranziehen) wird geschlossen, dass der Tristan noch in die jüngeren jahre Reimunds gehört, und berechnet, dass er nicht viel später als 1285 begonnen worden ist. Für den Michelsberger ist nichts neues zu finden gewesen. Aus den beiden nachrichten über dessen ritterfahrt nach Frankreich, deren eine sie zwischen 1293 und 1296, die andre sie auf 1297 verlegt, entnimmt der verf. für das gedicht die datierungsgrenzen 1294 und 1300. Die zweite dürfte aus vorsicht zu weit hinausgeschoben sein. Denn mit dem verf. werden wir gedicht und ereignis als zeitlich zusammengehörig auffassen.

3. In metrisch-technischer hinsicht steht die Legende hinter den andern gedichten zurück, das Schretel stimmt mit dem Tristan und der Ritterfahrt darin überein. Zeitlich folgen also: Legende, Tristan, Ritterfahrt, und das Schretel gehört zeitlich zu den beiden letzten.

4. Für den Tristan hat Heinrich keine anderen quellen benutzt als Ulrich von Türheim und Eilhard. Gegen Singer (Zeitschr. 29, 73—87), werden die selbständigen züge bei Heinrich, aus welchen jener auf eine dritte, französische, quelle schloss, als Heinrichs eigene erfindung erklärt (s. 169—177).

Man hätte nur gewünscht, dass auch die beweisführung Singers etwas schärfer aufs korn genommen worden wäre. Nur um das natürliche zu vermeiden, dass Heinrich sich seine geschichte auf grund der bekannten quellen selber zurecht gelegt und ein wenig ausgestaltet hat, müssen hypothetische mittelglieder herangezogen werden, vor allen Chrestiens Tristan, von dessen inhalt wir gar nichts wissen. Es wäre dabei dem verf. sehr zu nutzen gekommen, wenn er schon den 2. band der ausgabe des Tristan von Thomas von Jos. Bédier (Société des Anciens textes français 1905) hätte einsehen können. Er würde nicht mehr von jener vagen 'Berol-version' gesprochen haben, die trotz aller scharfsinnigen und gelehrten untersuchungen vor der einfachen frage: „wie soll man sich das im einzelnen vorstellen?“ immer sich in ein wallendes, nicht still haltendes gebilde auflöste. Geradezu erlösend wirkt der nachweis Bédiers, dass alle litterarischen darstellungen des Tristanstoffes und auch alle anspielungen darauf auf ein, von einem manne verfasstes gedicht zurückgehn. Es ist wie das wort, das man auf der lippe hat und nicht articulieren kann, das hier ausgesprochen wird. Auch Bédier gibt Heinr. nur Eilh. und Ulrich als quellen (s. 287 fg.). Er bekämpft dort eine andere abhandlung, in welcher für Tristans wahnsinn auch eine besondere, Ulrich und Heinrich gemeinsame quelle construiert wird (Lutoslawski, Romania XV, 511). Sehr fein charakterisiert er die äusserlich arithmetische methode, alles was Ulr. und Heinr. mehr als Eilh. haben, einem verlorenen poeten zuzuschreiben. „Man braucht nur noch einen buchstaben mehr dem alphabet zu entnehmen um diesen imaginären dichter zu bezeichnen.“ Merkwürdig ist es dann auch, dass bei solchen constructionen nur x, y, z phantasie haben, nie die uns geschichtlich bekannten personen, deren bücher wir lesen.

In unserm falle waren noch die folgerungen zu erwägen, welche die annahme einer dritten, unbekannten, französischen quelle notwendig machen würde. Heinrich müsste so viel französisch gekonnt haben, dass er ein ganzes buch in dieser sprache nicht nur lesen, nicht nur übersetzen, sondern so frei beherrschen konnte, dass er nach belieben einzelne züge — nebensächlicher art dazu — sich herausfischte. Aber Konrad von Würzburg, der in Strassburg und Basel lebte, konnte das nicht, was dem mann aus Deutsch-Brod eine kleinigkeit war. Es bleibt immer noch die frage offen, wie viel man in Deutschland im 13. jahrhundert französisch hat lesen können, was man überhaupt von der französischen litteratur wusste. Die fabelhaften angaben,

welche sehr angesehene dichter über ihre quellen machen konnten, lassen diese kenntnisse sehr gering erscheinen. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, dass Heinrich behauptet hätte, Thomas von Britanje habe in *lampartischer zungen* gesprochen, wenn er selber französisch gekonnt und französische bücher gelesen hätte. Auch kommen wir bei ihm nicht damit aus, dass wir einen vermittelnden übersetzer annehmen. Denn er wählt ja aus und ändert doch im einzelnen so wenig, dass man noch im 19. jhdt. die herkunft der züge aus einer bestimmten quelle hat vermuten können.

Für die *lampartische zunge* lässt sich zur erklärung vermutungsweise vorschlagen, H. sei in Oberitalien gewesen. Das wälsch, was er persönlich kennt, würde dann lampartisch sein. So würde sich auch die auffällige bezeichnung *potestat* erklären (v. 3284. 3302), welche dem beamten gegeben wird, der Isoldens hinrichtung zu besorgen hat. Das wort findet sich sonst (nach den wbb.) nur bei Thomasin von Zirklaja und Ulrich von Lichtenstein, also dichtern, welche Oberitalien und von dort das wort *potestat* kennen. Stimmt das, so hat Heinr. es angewandt, um seiner erzählung wälsche localfarbe zu geben, um sie quellenechter erscheinen zu lassen. Die vermutung des verf., welcher aus v. 11 der Ritterf. schliesst, Heinr. sei in *vremden landen* gewesen, würde dadurch bestimmtere form gewinnen.

Mit diesen litteraturgeschichtlichen ergebnissen ist der inhalt der einleitungen noch nicht erschöpft. Es steckt eine umfassende, gründliche und gewissenhafte arbeit darin; kein grammatiker, metriker oder herausgeber von mhd. texten darf sie übersehen. Was ihnen aber im ganzen fehlt, drückt schon der mit bedacht gewählte plural 'einleitungen' aus. Eine 'einleitung' wäre besser gewesen, und wenn der verf. sich bescheidet, einen anfang und keinen abschluss gegeben zu haben, so möchte man doch wünschen, dass ein gewisser abschluss erstrebt worden wäre, so nämlich, wie ihn der ort, an dem diese untersuchungen abgedruckt sind, verlangt. Die texte sind nicht bloss für mhd. specialphilologen gedruckt. Was für jede ausgabe mhd. denkmäler gilt, hat hier noch eine besondere bedeutung, weil diese eine materielle unterstützung darum erhalten hat, dass es sich um ein culturgeschichtlich wichtiges werk aus der zeit der deutschen colonisation in Böhmen handelt. Eine solche einleitung muss klarstellen, was die texte geschichtlich bedeuten, und da es litterarische werke sind, das geben, was man ausser dem texte wissen muss oder kann, um die darin getane literarische leistung zu begreifen. Hier haben wir einzelabhandlungen, die gleich ins einzelne gehen, als wenn sie in einer fachzeitschrift ständen, wo der leser bescheid weiss. Dass die absicht gefehlt hat, aus dem einzelnen zu einer charakteristik des autors sich hinzuarbeiten, spricht sich schon in der reihenfolge aus, die vertauschbar ist. Anstatt: stil, sprache, metrik, wäre der umgekehrte weg fruchtbarer gewesen. Es macht den eindruck, als ob die abhandlungen einzeln nacheinander entstanden wären. Dadurch wird auch die übersicht für den leser schwierig. W. Friedrich (Deutsche literaturzeitung 1906, 1574) vermisst die erörterung der frage, „inwieweit in Heinrichs sprache schon die dehnung mhd. kurzer stammsilben eingetreten war". Die frage wird aber berührt, jedoch an einer stelle, die man mühe hat widerzufinden, wenn man sie nicht gleich beim lesen notiert hat (s. 129—130, in der metrik).

Es wäre sicherer gewesen, wenn durch die behandlung der metrik dem grammatischen capitel erst die grundlage gegeben worden wäre — und auch festgestellt, was unsicher bleibt. Indem ich auf die schon erwähnte besprechung von W. Friedrich (Deutsche literaturzeitung 1906, 1572—1577) grade für diesen punkt verweise, möchte ich nur folgendes anmerken. Es musste gesagt werden, wie sich H.s vers zu dem

mhd. reimpaarvers im allgemeinen und zu dem Gottfrieds im besonderen verhält. Die antwort auf die erste frage gibt W. Friedrich (a. a. o. 1575) wie mir scheint richtig: es ist, mit rücksicht auf das vom verf. nicht behandelte verhältnis der haupt- und nebenhebungen, der alte reimvers. Allerdings entspricht die überwiegende zahl der verse dem schema ××́××́××́××́, aber H.s metrik ist im ganzen altertümlicher als z. b. die Konrads von Würzburg. Über alle dabei in frage kommenden dinge werden die genausten statistischen nachweise gegeben (s. 127—153), aber das verhältnis zu Gottfried wird nicht besonders vorgenommen. Da hätte doch das mehrfach erwähnte, bei H. so häufige, enjambement einen wink geben können. Nehmen wir ein besonders starkes beispiel: *swelch ritter dâ den andern an quam und er in gewâpent vant zu rosse und er im unerkant was, des mochte sîn kein rât, ern müeste — wern* (1606—1611)[1]. Das sind kaum noch verse, jedenfalls keine Gottfriedische. Die kehrseite oder begleiterscheinung des enjambements, die syntaktische zerreissung des folgenden verses, ist in ähnlicher weise bei Heinr. öfter zu beobachten und beweist eine von Gottfr. grundsätzlich verschiedene auffassung vom verse, für welche der reim als marke der poetischen redeform voransteht, der rhythmus des verses an zweiter stelle wirksam ist. Ein solcher vers ist auch mehr episch als lyrisch. So drückt sich ein dichter aus, dem, in der sache deutlich und vollständig zu sein, mehr wert ist, als durch den rhythmus zu wirken. So würde, wenn wir für Heinr. ein vorbild zu suchen haben, Wolfram heranzuziehen sein, bei dem wir recht starke fälle finden. Wirklich Gottfriedischen klang haben nur solche verse, wo H. ihn auch stilistisch und inhaltlich bewusst nachahmt (vgl. unten).

Sehr gründlich, und mit anlehnung an Zwierzina vorsichtig sondernd, was litterarische tradition, was wirklich mundart ist, werden die erkennbaren sprachlichen eigenheiten erörtert (III. capitel). Sie werden als mitteldeutsch erkannt. Da das ein etwas unbestimmter begriff ist, so hätte man gewünscht, dass der verf. mit seiner kenntnis der alten litteratur und der heutigen mundarten Deutschböhmens versucht hätte genauer zu localisieren. Er geht darauf nur bei einigen kleinigkeiten ein (überzeugend *niht eine bunne* = *n. e. bône,* weniger glücklich der *gênde lewe,* vgl. unten). Vielleicht hätte der wortschatz noch mehr ergeben als die anm. s. 125 lehrt, da er vieles enthält, was im mhd. selten oder gar unbelegt ist. Die schon erwähnte dehnung der stammsilben musste jedesfalls in diesem cap. besprochen werden. Sie zeigt sich doch in dem reim *versageten* : *bâgeten* 3177, und in den beiden *jagern* : *gewërn* 2377, *jegern* : *enpërn* 2381, die merkwürdig dicht aufeinander folgen. Diese reime müssen allerdings mit den reimen *ær* : *ër* (s. 92) zusammengestellt werden. Sie sind darnach einsilbig, im übrigen schwierig zu beurteilen. weil *jagern* zwei hebungen trägt: *mit des küniges jagern, ern spreche zu den jegern.* Wenigstens ergibt sich daraus, dass *er, her, der, ger* an betonter stelle gedehnten vocal hatten, und darum auch *gewërn.* Der herausgeber schreibt im text *jagern,* in der einleitung *jagêrn;* das zweite richtiger, wie mir scheint, weil wir sonst auf einen unmöglichen rhythmus kämen. Ob dann das *a* von *jagern* als gedehnt zu fassen ist, bleibe dahingestellt.

Der wortschatz ist auch von stilistischer bedeutung. Die frage ist, wie weit bewegt sich H. in der herkömmlichen ausdrucksweise des höfischen epos, und wie weit braucht er worte, die ihm aus seiner mundart geläufig sind. Die sache verdient eine nachprüfung, die ziemlich umständlich ausfallen dürfte. B. beschäftigt sich eingehender nur mit den wörtern, welche in der volksepik üblich waren, aber

1) Die gesperrten wörter sind die reime.

von den höfischen dichtern als veraltet gemieden wurden (s. 59—62), und findet, dass H. eine reihe solcher wörter unbedenklich gebraucht. Es kommt hier dem verf. auf den geschichtlichen nachweis an, dass H. zusammenhang mit der volkstümlichen dichtung zeigt, und nicht darauf, wie er die von dort empfangenen stilistischen elemente verwertet. Aber klar genug zeigt sich darin ein gegensatz zu Gottfried, und das hätte den verf. veranlassen können, das verhältnis H.s zu ihm im zusammenhange zu untersuchen. Die tatsache, dass H. ihn genau gekannt und nachgeahmt hat, bedarf freilich keiner erörterung mehr, aber der verf. hätte sich etwas bedenken sollen, ehe er erklärte, dass „H.s hauptwerk im ganzen stilcharakter die nachahmung Gottfrieds verrät, so dass H. mit recht als derjenige mhd. dichter genannt werden kann, der G.s wesen und dichten wie kein andrer erfasst hat" (s. 77). Mit recht? Ich wage zu zweifeln, vorausgesetzt, dass ich die worte „wie kein andrer" als gradbezeichnung und nicht als wirklichen vergleich richtig auffasse. Sie sagen doch, nur etwas vorsichtiger, dasselbe wie die formel: „brachte den unvollendeten Tristan im stile und geiste Gottfrieds zum abschluss", die für Heinrich herkömmlich gebraucht wird, auch in sehr ernsthaften und zuverlässigen literaturgeschichten. „Im stile", vielleicht, wenn auch mit allerlei einschränkungen — aber im geiste? den geist müssen wir endlich einmal streichen.

Geist kann in einem solchen falle zweierlei heissen: erstens die art und weise, wie der dichter die dinge, von denen er redet, ansieht, fühlt, auffasst, kurz was man auffassung oder auch anschauung nennt; zweitens, in einem engeren, rein litterarischen sinne, die art und weise, wie er den stoff anfasst, was er daran für mitteilenswert hält, wie er ihn zu einem gegenstand der mitteilung gestaltet, ungefähr das, was man als 'innere form' bezeichnet.

Geist in dem ersten sinne durchströmt, durchglüht, das weiss jeder, Gottfrieds ganzes gedicht. Was er für eine vorstellung vom vollkommensten manne, von der vollkommensten frau hat, was er von minne und *huote,* von eifersucht und hass denkt, was er über die geschichte seiner drei personen urteilt und was er dabei fühlt, das sagt er so, dass darüber ein zweifel nicht bestehen kann. Fassen wir dem gegenüber drei stellen aus Heinr. werk ins auge, welche auch der verf. heranzieht, aber anders beurteilt. Zunächst v. 694 fgg.: Isolde Weisshand den bräutigam erwartend. Der verf. findet darin eine 'reizvolle' erzählung von dem 'jungfräulichen betragen' des mädchens. Ich kann mir nicht denken, dass dies urteil von dem fühlen eines heutigen menschen aus gefällt ist. Denn ich glaube nicht, dass wir heute diese szene anders vertragen können als ein, allerdings anschaulich erzähltes, sittenbild einer vergangenen zeit. Geschickt ist es von H., dass er sich bei den erwartungen des mädchens etwas aufhält, um den contrast zu dem, was wirklich geschieht, zu steigern. Die ausführung im einzelnen aber gestaltet nicht diesen besonderen fall der Isolde Weisshand poetisch aus, sondern schildert einfach, was nach der auffassung, in und zwischen welcher H. lebte, für guten ton gehalten wurde. Man vergleiche damit nun die stelle von streit zwischen scham und liebe (Gottfr. 11826 fgg.), welche auf Heinrich hier einfluss gewonnen haben soll (s. 25). Von diesem einfluss ist aber nichts zu spüren. Bei Gottfried bleibt die ganze darstellung in rein geistiger sphäre, er hat nur mit dem seelischen kampf zu tun, er bewegt sich ausschliesslich in jener antithetischen psychologie, welche ihn und seine vorgänger als neue entdeckung im geistigen leben über alles interessierte und tief bewegte. In den beiden stücken zeigt sich nicht nur eine verschiedene auffassung von der liebe, sondern sie sind, trotz der ähnlichkeit der situation, eigentlich unvergleichbar, incommensurabel, ebenso in-

commensurabel wie die beiden autoren.[1] Zweitens: Kurwenals klagerede an Tristans leichnam (v. 6620—6650 *sich, werlt, diz ist dîn lôn,* usw.), zu welcher das 'absonderliche ende' der dichtung, wie B. es nennt (v. 6847 ff.) hinzuzuziehen ist (*nu dar, ir werlde minner, sehet alle in disen spiegel her und schouwet, wie in aller vrist hin slîchende und genclîch ist die werltlîche minne!*). Sehr richtig erkennt der verf. hierin das wahre gesicht H.s (s. 203). Aber ist das noch das 'wesen' oder der 'geist' Gottfrieds? Kein wort an diesen stellen, wo es dieser 'geist' eigentlich forderte, von der tragik der geschichte Tristans, des traurigen, in welcher lieb und leid untrennbar verbunden sind. Es ist überhaupt fraglich, ob wir mit dem verf. von einem 'doppelgesicht' H.s reden dürfen, Tristan und Isôt sind zwar seine helden, er spricht auch im tone G.s von der not und allmacht der liebe, aber von dem innigen anteil, den jener daran nimmt, von dem rastlosen nachdenken über das grosse thema ist nichts zu spüren. Drittens: H.s eigener nachruf auf Tristan (v. 6414—6480). Hier 'klingt' Heinrich wirklich im eigentlichen sinne an seines meisters wort 'an' (vgl. s. 27). Die strophenartigen absätze (meist 8 zeilen, einer zu 10) erinnern an G.s vierzeiler, und der nach reimbedarf variierte refrain bringt in G.s worten auch sein grundthema: *der leit in liebe des tôdes nôt.* Wenn man aber den inhalt der einzelnen absätze sich ansieht, so erscheint der refrain nur als eine formale, sehr geschickt contrastierend ausgenützte erinnerung. Sonst werden hier nur die äusseren erlebnisse Tristans, vor allem seine heldentaten erzählt; von seiner liebe hört man nur, dass er mit Isôt unwissend den minnetrank getrunken, und um ihrer minne willen ritterliche taten getan (v. 6455—6463). Weder hier noch anderswo etwas von dem Tristan, der Gottfried mehr wert ist als der eisenklirrende, immer siegreiche, physische ritter, von jenem musterbild geselliger und künstlerischer ausbildung! Grade diese stelle zeigt, dass Heinrich an seinem helden das am meisten bewunderte, worauf es seinem vorgänger am wenigsten ankam (man vgl. bei G. den kampf mit dem drachen).

Was G. als dichter geleistet hat, das können wir jetzt an der hand der reconstruction des gedichtes von Thomas durch J. Bédier besser als früher beurteilen. Er hat eine originalität, die es vor ihm bei Veldeke im ansatz, in ähnlicher weise bei Hartmann, nach ihm kaum wider gegeben hat. Nicht nur die ereignisse sind in derselben folge geblieben, sondern die reden der personen, auch die gedanken des autors sind widerholt, und doch ist etwas anderes, etwas eigenes daraus geworden, weil er die wundersame geschichte in sein für feinheiten geschultes gefühl aufgenommen, mit seinem beweglichen denken durcharbeitet und mit seinem spielenden wort leicht und mühlos wider erzählt hat (vgl. die zutreffende charakteristik von Bédier, Thomas, Roman de Tristan II, 76—81). Auch wie Heinrich gearbeitet hat, vermögen wir durch den vergleich mit seinen quellen zu erkennen. Der verf. ist auf diese frage nicht eingegangen, da es ihm nur darauf ankam zu beweisen, dass Ulrich und Eilhard allein seine vorlagen waren. Wenn nun auch das wort 'dichterwerkstatt' allmählich durch täglichen missbrauch abgenutzt ist, so soll man doch vor keinem worte bange sein und braucht sich auch hier nicht zu genieren, den bekannten 'einblick' zu tun. Dann wird man nicht mehr sagen, dass Ulrich und Eilhard die vorlagen Heinrichs gewesen sind, sondern: die vorlage und grundlage gab Ulrichs fortsetzung zu Gottfried; in diese hinein hat Heinrich ein grösseres stück gefügt, in dem alles, was von haus aus zur geschichte Tristans gehört, aus Eilhard entnommen

1) Zu vergleichen ist auch das citat aus Pseudo-Neidhart, v. 3779—3782. Wolfram riskiert so etwas auch einmal an bekannter stelle, aber Gottfried!

ist. Aber diese ereignisse sind im einzelnen umgestaltet, ausserdem ist ihre reihenfolge umgekehrt und sie werden in einen späteren zeitraum von Tristans geschichte verlegt; denn bei Eilhard liegen sie vor der zeit, welche Heinrichs fortsetzung umfasst. Der anfang dieses stückes, in welchem Tristan mit Artus und den tafelrundern zusammengeführt wird, ist frei aus bekannten motiven der Artusromane componiert (vgl. Berndt, s. 74—76). Dieses stück v. 1129—3675, mehr als ein drittel des ganzen, ist also in composition und darstellung, in einigen einzelheiten auch als erfindung eine selbständige leistung des dichters, und das urteil darüber, was er konnte, wollte und mochte, muss darauf in erster linie sich stützen. Es lautet zunächst negativ: H. ist nicht von Ulrich zu Eilhard hinübergegangen, weil er bei ihm eine richtigere überlieferung zu finden glaubte, auch nicht um einen befriedigenderen zusammenhang zu gewinnen. Das stück kann so, wie es dasteht, herausgenommen werden, ohne dass der zusammenhang gestört wird. Tristan geht auf die jagd, damit geht es an, und am ende heisst es: *ei, waz tuot nu her Tristan? dâ kêrte er aber drâte — gein Arundelê.* Die geschichte mit der Is. Weisshand wird dadurch so auseinander gerissen, dass die nichtvollziehung der ehe nochmals erzählt werden muss. Heinrich ist allerdings nicht immer so unachtsam. Er erfindet z. b. des pragmatischen zusammenhanges wegen die verwandtschaft zwischen Tristan und Gawan (woran Singer, Zeitschr. 29, 79 einen gewissen zweifel zu äusern scheint). Sie nennen sich nicht bloss *friunt,* sondern *neve* (v. 2310, 2320, 2333). Sogar Marke wird als *ôhêm* des Artus bezeichnet (2442). Andrerseits scheut H. auch eine unwahrscheinlichkeit nicht, um etwas, was er vorhat, anzubringen (vgl. Singer a. a. o. s. 81 fg.).

Positiv erscheint als das hauptmotiv für die ganze einfügung die absicht, Tristan mit Artus und der tafelrunde zusammenzubringen, wie schon von Fr. Wiegandt (in der dissertation: H. v. Freib. in s. verhältnis zu Eilhard und Ulrich, Rostock 1879, s. 21) richtig beobachtet ist. Übersehen ist aber bisher, dass sich darin, und besonders in der art und weise, wie nun dies ganze stück inhaltlich zusammengesetzt ist, die schon erwähnte, von Gottfried abweichende auffassung des helden zeigt: Tristan soll ebenso einer sein, wie Iwein, Parzival, Wigalois und all die andern. Damit ist aber noch nicht alles erklärt. Das erneute 'flagrant délit' (das deutsche hat noch keine kurze formel für diese sache), die verurteilung, die rettung, das widerholte waldleben bringen, ausser der befreiung Isoldens, wie H. sie hier erfindet, keine abenteuer in dem bekannten stil, auch trägt H. sie nicht etwa nach, weil sie bei G. fehlen, sondern er nimmt sie, weil sie ihm zu erzählen geben. Und das ist das wesentliche. H. ist erzähler und kein schlechter. Er hat eine ausgesprochen epische phantasie. Aus angeborner neigung versenkt er sich in die begebenheiten, die er zu erzählen hat, und malt und bildet sie vor seinem inneren auge aus. Die formen und farben dazu nimmt er aus der welt, die er aus eigner anschauung kennt; man vgl. die vorbereitung der Isolde Weisshand auf die brautnacht. Er hat das bestreben, seine vorgänge als wirklich erscheinen zu lassen, ja sie, soweit es geht, in einem 'wälschen' lande zu localisieren, man vgl. den *potestât,* auch die *welsche mîle* 2100. In dieser weise ist er also realist. So überrascht er uns mit vielen trefflich gesehenen einzelheiten. Eine ganze reihe von beispielen hat B. gesammelt (s. 26—29), aber nicht bemerkt, welcher gegensatz sich damit zwischen H. und G. auftut. Hier die ereignisfrohe erzählung, welche geschehendes veranschaulicht, dort jene nachdenkliche, innige, lyrisch-musikalische paraphrase über ein schon vorhandenes epos. Das geistige leben der personen kommt bei H. nicht gerade zu kurz, doch nur so weit, wie er es begreift: aber es wird nur erzählt. Was sie

im herzen haben, sprechen die personen aus, oder der dichter berichtet es, aber nur weil es mit zu dem gehört, was geschieht.

Die langen, aus der erzählung sich ablösenden betrachtungen G.'s sind ein stück innerer form bei ihm. Sie gehören innig zu der art, wie er die ganze sache in sich aufgenommen hat. Es ist daher unzutreffend, wenn B. sagt (s. 34): „Wie sein grosser vorgänger Gottfried hat auch H. seinem werke gedanken allgemeinen gehalts eingestreut und so das erzählte in eine höhere sphäre gehoben." Über die auffassung, dass durch eingestreute sentenzen eine erzählung in eine höhere sphäre erhoben werde, soll hier nicht gerechtet werden. Sie ist seit beinahe anderthalb jahrhunderten erledigt. Nur so viel hier: gibt man sie für Gottfried zu, dann schlägt man ihn als dichter tot. Heinrichs sentenzen sind dagegen ganz anderer art. Wie B. gleich darauf richtig beobachtet, geben sie sich meist als sprichwort, und, wie er hätte hinzufügen können, sie sind in der form viel kürzer als G.'s reflexionen. Sie sind nämlich nicht aus dem ganzen gedicht erwachsen, sondern ein element volkstümlicher erzählungsweise, das sich an gewissen haltepunkten und übergängen, wie zum atemholen und umschaun, einfindet. Es ist nichts beabsichtigtes, hineingetanes, kein streuzucker, sondern etwas natürliches und überall zu finden.[1] Diese reflexionen sind also bei H. schon als eine eigenschaft seines stils anzusehen.

Ehe ich auf diesen eingehe, möchte ich das gegensätzliche verhalten der beiden dichter zu den dingen an einem beispiel noch erläutern. Der verf. schliesst aus den 'kargen versen', die H. der widerholten seefahrt widmet, dass das meer nicht zu seinem vorstellungskreise gehörte (s. 28). Die meisten stellen sagen allerdings nichts besonderes. Nur an einer stelle gibt er eine einzelheit, die auf persönliche anschauung zu deuten scheint. Tristan und Kaedin kommen an die see, sie sehen einen *marner gên in vaste schiffen her, sîn ruoder strichen gar gerade* (v. 4058. 4059). Sie erwarten ihn, er bemerkt sie *und vuor die richte gên in hin* (4063). Sie werden einig, dass er sie nach Litan fahren soll, und sie gehen mit ihren pferden und sonstigem gepäck aufs schiff. *die richte alsam an einer snuor der schifman gein Litan vuor* (4093. 94). Dreimal wird dasselbe hervorgehoben, zweimal mit demselben ausdruck, der noch durch einen für diesen fall neu gebildeten vergleich verstärkt wird. Ich kann mir nicht denken, dass ein binnenländer, der die damalige kahnfahrt etwa auf der Moldau und Elbe, meinetwegen auch auf der Donau vor augen hatte, diesen treffenden ausdruck für ein schiff fand, das vom steuer auf einer langen strecke (besonders im zweiten falle, aber auch zuerst ist es noch weit vom ufer) auf einen bestimmten curs gehalten wird. Umgekehrt kann man sich vorstellen, dass einem solchen grade dies an der schiffahrt auf freier see besonders auffiel. Ausserdem würde grade H., wenn er die sache nicht gekannt hätte, einen vergleich vermieden, oder einen litterarisch überlieferten widerholt haben. Eine solche erinnerung würde dann auch zu dem vermuteten aufenthalt in 'Lamparten' passen.

Damit vergleiche man die geschichte von der 'rotte und der harfe' bei Gottfried. Darin spielt der wechsel von ebbe und flut eine entscheidende rolle. Gandin, der freche räuber, muss mit Isolde am strande warten, bis die flut wider aufläuft, weil sein schiff bei niedrigwasser trocken liegt. Inzwischen kommt aber Tristan, als spielmann verkleidet, und singt zur harfe verschiedene stücke. Darüber wird aber der richtige augenblick zum einsteigen versäumt; das wasser ist schon so hoch ge-

1) Auch als besonders deutsch darf man diese verwendung des sprichwörtlichen ausdrucks ansehen, wenn auch z. b. *der hornuz muoz diezen* usw. im Iwein aus Chrestien übernommen ist.

stiegen, dass die brücke, die vom schiff herübergelegt ist, soweit unter wasser steht, dass man nur zu pferde hinüber kann. Gottfrieds erzählung ist soweit klar, dass das tatsächliche darin kaum missverstanden werden kann. Die frage ist nur, ob er selbst eine anschauung davon gehabt hat und nicht nur einfach übersetzt hat. So hat er es jedesfalls mit dem worte *pont* gemacht, das im afr., wie im neufr. und auch das lat. *pons,* in verbindung mit schiffen zwei bedeutungen hatte: 'deck' und 'landungsbrücke', die vom schiff zum ufer hinüber gelegt wird. G. übersetzte dies — in seiner vorlage vorauszusetzende — wort mit *brucke* oder *schifbrucke.* V. 8701 bedeutet es 'deck', Tristan schickt seine leute hinunter, damit sie nicht gesehen werden, er selbst und einige *knehte* und *marnære* bleiben *ûf der brucke : sur le pont*[1]; man kann hier G.s wortlaut nur verstehen, wenn man den seiner vorlage reconstruiert; weiter heisst es dann *vor der schiftür.* Welchem frz. worte das entspricht, ist mir nicht klar, noch zweifelhafter, was G. sich dabei gedacht hat. Ebenso bin ich nicht ganz sicher, ob er an unserer stelle (v. 13372, 75, 86) das wort *schifbrucken* und *brucken* wirklich in dem zweiten sinne, den die sache hier verlangt, gebraucht hat. Immerhin ist es möglich, wenn wir *zer schifbrucken komen în* und *füeren în* so auffassen, wie wir sagen 'zur tür hinein kommen'. Bédier (Tristan I, 173) drückt es, als übereinstimmenden bericht Gottfrieds und der saga durch *passer sur le pont* aus. Unverständlich ist es, wie Golthor in den noten zu 8701 und 13372 *brucke* oder *schifbr.* als „ein zum beobachten bestimmtes gerüst auf dem vorderen halbdeck" hat erklären können, was sprachlich und sachlich gleich unmöglich ist. Ebenso vermisse ich in dessen noten einen deutlichen hinweis darauf, dass es sich hier um ebbe und flut handelt. Gottfrieds ausdrucksweise ist so undeutlich, dass ein binnendeutscher leser nicht gleich dahinter kommt. Zunächst 13275—78: (sie wollen im zelte sitzen) *unz daz mer wider kæme und der kiel genæme den flux und die flieze, wan er lac an dem grieze.* 13275 und 13278 sind deutlich, und der dichter hat wol eine klare vorstellung dabei gehabt. Der ausdruck ist zugleich so einfach und bestimmt, dass er wörtlich übersetzt sein kann. *'La mer revient'* sagt man noch heute in Frankreich. Die beiden mittleren verse sind aber recht unbestimmt ausgedrückt. *der kiel nimt den flux uud die flieze* soll wol heissen 'das schiff wird flott'. Heisst es das aber? Ich wüsste nicht, dass diese wendung im deutschen sonst in diesem sinne gebraucht wird: sie kann den sinn gar nicht haben. G. scheint also einen frz. ausdruck, der ihm keine klare vorstellung gab, einfach übersetzt zu haben, und gerade darum fügte er noch das synonym hinzu, zum *flux* die *flieze,* was aber zur folge hat, dass der ausdruck noch unfester, flüssiger wird. In derselben weise heisst es nachher *und hete sînen flux genomen* v. 13331. Am deutlichsten ist die unklarheit bei der dritten widerholung, wo der zu erschliessende sinn ein andrer ist: *nu was diu flieze unde der flôz vor der schifbrucken alsô grôz,* dass nur ein sehr hohes ross über die brücke ins schiff konnte. Wider hier das der bestimmten sachbezeichnung ausweichende synonymenpaar, nur diesmal *flôz* statt *flux*: es kommt nicht so drauf an, wenn's nur fliesst. Gemeint ist hier, oder war vielmehr von Thomas, dass die flut so mächtig angewachsen ist. *flux* oder *flôz* oder *flieze* würde hier also einen andern sinn haben, als vorher, wenn es einen bestimmten sinn hätte. Gewiss würde sich aber einer, der die sache kennt, nicht so ausgedrückt haben, er würde unbedingt das verb *fliessen* oder ein dazu gehöriges subst. vermeiden. Umgekehrt ist es dem

1) Dieselbe, im nhd. jedesfalls falsche, übersetzung fand ich in der zeitung in einer depesche über den untergang des dampfers Sirio. „Der dampfer S. ist — in den fluten verschwunden, während sich auf der brücke noch viele reisende befanden."

anwohner des Rheinstromes natürlich, das wachsen des wassers mit der sichtbaren strömung des flusses zusammen zu denken. Bei Thomas müssen wir hier wol ein dem heutigen '*flot*' entsprechendes wort annehmen[1].

Vielleicht steht es ähnlich mit der einen bedeutung von *la mer* an der bekannten stelle (G. 11990—12014, vgl. 11656fg.), falls damit die seekrankheit wirklich gemeint ist, was sich weder aus G.s text noch aus der nachahmung in Chrestiens Cliges erweisen lässt. (Vgl. G. Paris, Journal des savants 1902, 304fg., Chrest. Cliges 545—563.)

Dass G. durch blosses übersetzen es erreicht, dass man ihn versteht, ohne dass er sich selbst genau versteht, wird niemand wundern, der viel mit schulausgaben frz. oder engl. schriftsteller zu tun hat. Wie oft gibt der herausgeber, anstatt die sache zu erklären, die übersetzung aus dem grossen Sachs. Meist genügt das in der praxis, aber wenn das wort mehrere bedeutungen hat und der commentator sich in der nummer vergreift, was vorkommt, dann ist es schlimm. So ungewandt ist G. freilich nicht: er verschleiert, was ihm nicht recht klar ist, mit seinen schönen, schwebenden worten.

Heinrichs arbeit ist also von der seines grossen vorgängers im wesen verschieden. Aber er hat dessen werk fortgesetzt, und wenn er damit auch einen erhaltenen auftrag erledigt, so bewundert er es doch und kennt es gut. Damit ist der standpunkt gegeben, von dem man versuchen muss, H.s stil geschichtlich zu verstehn und nach seinem verdienst zu beurteilen. Man darf nicht doctrinär die antithese aufstellen: ein dichter von H.s art muss sich entweder ganz anders ausdrücken als Gottfr., oder sein stil ist eine ganz äusserliche nachahmung, die zu seiner eigenen denkweise nicht passt. Man muss das geschichtliche verhältnis berücksichtigen, in dem er zu Gottfried und dessen hervorragenden zeitgenossen steht. In dem stile, den diese geschaffen haben, musste er schreiben, musste er denken, wenn er überhaupt ein solches buch machte. Es handelt sich daher um die frage, wie er die tradition der höfischen epik im allgemeinen und Gottfrieds im besonderen verwertet. Das material dazu liefert unser buch durch eine reiche sammlung von eigenheiten des stils und beziehungen zu früheren dichtern. Nur als frage möchte ich hinstellen, ob die untersuchung sich nicht etwas weiter hätte ausdehnen lassen, vor allem auf Hartmann. Allerdings wäre auch dann die gefahr, dass etwas als verwandtschaft mit einem einzelnen dichter aufgefasst wird, was allgemein gilt, und umgekehrt, nicht vermieden worden.

Uns fehlt eine genaue gesamtdarstellung des epischen stils der massgebenden mhd. hauptwerke nach ihren traditionellen und eigenen momenten. Der stoff liegt verstreut in zahllosen einzeldarstellungen, sammlungen, anmerkungen: jeder, der sich orientieren will, muss von vorne anfangen, oder auf grund allgemeiner eindrücke unsicher urteilen. In diesem sinne unsicher und vorläufig ist das, was hier bemerkt werden kann. Es war bereits bekannt, dass neben Gottfr. besonders Wolfram auf H.s stil eingewirkt hat. Bei Berndt finden wir nicht nur dafür ausführlichere belege, sondern es werden

1) Sogar Uhland ist es ähnlich gegangen im Blinden könig: *Hoch auf des meeres bord,* vgl. *au bord de la mer.* Es ist keine übersetzung, aber eine unbewusste nachbildung des frz. ausdrucks. Im deutschen hat *bord* nie und nirgends den sinn *ufer* oder *rand,* aber es klingt so nordisch-seemässig. Uhland hat den ausdruck erst 1814 nach seinem aufenthalt in Paris bei der umarbeitung des gedichtes hineingebracht. Ursprünglich hatte er *uferhöh* oder *klippenhöh'* im reim auf *see.* — Merkwürdigerweise spricht aber G. Keller in der eingangserzählung zu den Züricher novellen vom *bord* eines baches. Wäre das ein südwestlicher Gallizismus?

ähnlichkeiten des ausdruckes mit andern dichtern, besonders seinem landsmann Ulrich von Eschenbach, und auch starke stilistische einflüsse des volksepos aufgezeigt. Man hat darum schon früher von einem 'eklektischen' stil H.s gesprochen. Bechstein wollte das einschränken in dem sinne, dass dieser stil 'in der gesamterscheinung' der Gottfrieds sei und die entlehnungen aus Wolfr. 'einzelheiten', die 'das ganze würzen sollen' (s. XIII fg.). Gewürz oder nicht, jedesfalls kann man diese behauptung mit ebenso viel recht und unrecht umkehren. Am besten geht man von dem grossen mittleren stück des Tristan aus, welches Heinrich selbständig componiert hat. Aus diesem heben sich etwa ein gutes dutzend von stellen heraus, meist von einem grösseren umfange, welche man ohne weiteres als gottfriedisch in gedanken, ausdruck und rhythmus erkennt. Die stellen sprechen für sich selbst, und ich zweifle nicht, dass auf ihnen das herkömmliche urteil über H.s stil beruht. Aber alles übrige ist weder gottfriedisch noch wolframisch noch sonst was, sondern einfach epischer reimpaarstil, der sich ohne kritische wertunterscheidung unbefangen an der gesamten tradition ausgebildet hat. Zu dieser gehören auch die volksepen (vgl. bes. s. 63). Wir müssen wol besonders das Nibelungenlied nennen, und uns dabei erinnern, dass für H. dies gar nicht eine besondere art von dichtung war, sondern auch zur epischen ritterlichen litteratur gehörte. Tatsachen der hs.-überlieferung zeigen, dass für die spätere zeit diese gedichte mit den 'höfischen' gleich angesehen wurden. Aus den nachweisen von Berndt geht hervor, wie unbefangen H. alles aufnahm, was die tradition ihm bot. Gegenüber dieser einheitlichen tradition, aus der er ohne zu wählen schöpfte, stehen nicht nur die gottfriedischen stellen, sondern auch andere. Berndt beobachtet, dass stilistische anklänge an Wolfram und Wirnt sich besonders da zeigen, wo sie sachlich als vorbild dienen. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so, ist es mit den erwähnten stellen nach Gottfrieds art. Die beziehung zum vorbild ist hier inniger und zugleich freier. Inhaltlich handelt es sich, besonders in den längeren perioden, um darstellung des geistigen wesens oder zustandes der personen. Es ist natürlich, dass er dabei an Gottfr. dachte. Aber der ausdruck trägt durchaus nicht den charakter des blossen nachsprechens, sondern die art, wie der gedanke angefasst und entwickelt ist, und dementsprechend die bildung der einheitlichen perioden ist dem meister abgelernt. Mehr das 'wie' als das 'was'. Ein kurzes beispiel: *der man gezam dem rocke baz — vil mêre danne der roc dem man* (G. 6574 fg., vgl. *ez was daz ros gemannet baz wenne gerosset was der man* H. Tr. 1648 fg.). Das gilt für seine beziehungen zu andern dichtern. Das zeugt von besonders genauer kenntnis und guter beherrschung des worts. Dazu noch eine beobachtung. Jene gottfriedischen stellen unterscheiden sich von ihrem vorbilde doch etwas im ton: sie sind mehr logisch als lyrisch-musikalisch; und im umfange: sie sind kürzer. Dies masshalten spricht sehr für H.s sprachlich gebildeten geschmack. Um so mehr lob verdient er darum, weil allerdings an diesen stellen, wo der dichter mit dessen fertigem werk er zu tun hatte, ein vorbild ihm aufdrängte, das nicht ganz mit seiner persönlichen anlage harmonierte. Die lag mehr nach Wolfram hinüber[1].

Gottfrieds dichtung hat einen grenzwert; darüber hinaus gibt es nur vergröberung und verwässerung. Man sehe Ulrich von Türheims schwächliche leistung, die sich allerdings ganz seinem geiste und stil nachquält. H.s verdienst ist es, seinem machtvollen vorbilde gegenüber die eigene art behauptet zu haben. Wir dürfen

1) Um H. gegen Wolfram zu unterscheiden, vgl. man die stelle von der eclypsis Trist. 225—265 mit denen, in welchen Wolfram vom einfluss des Saturnus auf die krankheit des Amfortas spricht (Parz. 489, 24; 490, 3; 492, 23; 789, 4).

sogar an ihm rühmen, dass er mit seiner viel geringeren kraft der reflectierenden weise Hartmanns und Gottfrieds, dem immerfort in die geschichte hineinredenden humor Wolframs gegenüber, objectiv eine reinere form der epik darstellt. Seiner selbständigkeit verdanken wir auch den reichtum und die eigenart seines wortschatzes, welcher neben den realistischen einzelheiten sein werk uns wertvoll macht. Für den Tristanstoff ist er freilich von geringer bedeutung; weder als quelle für die alte franz. dichtung, noch als gestaltung des stoffes kommt seine fortsetzung in betracht. Das ewige darin hat ihn nicht ergriffen.

Seine anlage und sein können zeigt sich auch in der Ritterfahrt. Das sachliche interesse ist ein rein sportliches am rittertum. Im übrigen ist es, trotz aller von Berndt hervorgehobenen formalen einzelheiten, ein stück arbeit von der grenze, wo der poet verschämt dem lohnschreiber die feder in die hand drückt.[1] Aber wider eine gute erzählung ist das Schretel. Was hätte Heinrich geben können, wenn er, wie hier ins märchen, so auch den griff ins leben gewagt hätte.

Es ist hier versucht worden, eine antwort auf fragen zu finden, welche manche leser, die ich der vorliegenden ausgabe auch wünsche, stellen mögen. Der versuch wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht der verf. die zuverlässigen grundlagen dazu geschaffen hätte. Es ist zu wünschen, dass wir durch seine gründliche kenntnis und seinen unermüdlichen, methodischen fleiss noch mehr aufschlüsse über die deutschböhmische litteratur des ma. erhalten. Alles, was wir darüber erfahren können, ist wertvoll.

Einige kleinigkeiten zum schluss. In der Ritterf. lese ich auf dem palimps. (bl. 90°) v. 5 am ende *paris*, v. 7 *sei*, v. 8 *vri*.̃ Ferner steht v. 256 in der hs. schon *kunde* durch rasur aus *kunden*, v. 290 fehlt *wart*, v. 277 druckte v. d. Hagen *wallien* (anst. *walhen*). So steht es in der Berliner abschrift des Pal. germ. 341 (Ms. germ. fol. 455, I), das richtige ist am rande mit bleistift bemerkt; v. d. Hagen hat also diese abschrift benutzt. v. 147 der '*gênde lewe*' ist mir sehr zweifelhaft. Die hs. hat mit ihrem *ginde ginende* 'mit aufgesperrtem rachen' gemeint. Dann hätte sie die form *ginde* ihrer vorlage missverstanden, welche die nordböhmische dialektform *gîn* für *gên* gebraucht haben würde; aber 1. ist Heinrichs dialekt 'nordböhmisch'? 2. ist *gîn* nordböhm. schon für 1300 belegt oder zu erschliessen? In den lesarten aus *F* kann ich kein *gîn* finden. Trist. 833—834 beweist die reimfolge *sîn* : *schîn* : *stên* : *gên* leider nichts, weil H. vier gleiche reime nicht vollkommen vermeidet; vgl. 5217—20, aber auch die folge *Tristân*: *gân* : *stên* : *gên* (5443—46). Aber es kommt gar nicht darauf an, ob H. in diesen formen *î* gesprochen, sondern ob dies in einer hs. eines höfischen gedichtes um 1300 schon als *i* geschrieben wurde, sonst konnte der Pal. germ. es nicht missverstehen. Ich bezweifle das, der verf. war aber den beweis schuldig. Die sache bleibt nicht anders, wenn dies *gînde* die form einer zwischen H. und dem Palatinus stehenden hs. sein soll. Aber was soll ein 'gehender löwe' heissen? Wer, wie es den meisten lesern gehen wird, die abbildung des Michelsberger wappens, auf welche sich B. beruft, nicht zu sehen bekommt, denkt sich einen löwen darunter, der auf vier beinen, anstatt wie sonst bei diesen tieren in statu heraldico üblich ist, auf zweien aufrecht steht. Wird man das aber einen 'gehenden' löwen nennen? Nach heutigem sprachgebrauch höchstens einen schreitenden, vorausgesetzt, dass einem an solchem bilde die stellung der bewegungsorgane besonders auffällt, die nach

1) Die rüstung des ritters zum kampfe ist eine sachliche und formale nachahmung Gottfrieds; das heisst aber nicht den 'stempel Gottfriedschen geistes' tragen (vgl. s. 73 f.). Geist ist überhaupt nicht viel darin.

mittelalterlicher art kaum anders als voneinander gespreizt dargestellt werden können. Das verb *gân* heisst auch im mhd. immer 'sich von einem punkte zum andern bewegen'. Man könnte an den *gênden man* im Iwein (v. 5377) denken, den truchsess, der beim kampf von dem löwen angegriffen wird. Von dem ist aber gerade gesagt, wohin er geht (Iw. 5374). Der *ginende l.* dürfte als natürlicher und charakteristischer beizubehalten sein, auch wenn er auf der abbildung das maul geschlossen hat.

HAMBURG. G. ROSENHAGEN.

Wilhelm Dilthey, Das erlebnis und die dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier aufsätze. Leipzig, B. G. Teubner 1906. IV, 405 s. 4,80 m geb. 5,60 m.

Auf das drängen und unter mitwirkung einiger junger freunde hat Dilthey drei alte, längst in ihrer bedeutung gewürdigte arbeiten über Lessing, Goethe und Novalis zusammen mit einer neuen über Hölderlin veröffentlicht unter dem titel: Das erlebnis und die dichtung. So ist eine gabe entstanden, so vollwertig und schön, wie sie nur selten den freunden ästhetischer und litterarischer forschung geboten wird. An beide wendet sich das buch. Es stellt die ästhetischen principien litterarhistorischer untersuchung fest und betätigt sie in einer tief eindringenden analyse hervorragender dichtergestalten. Den kern des buches bildet die abhandlung über Goethe und die dichterische phantasie, in der der verschlungene process aufgedeckt wird, in welchem sich die phantasie des dichters mit den einwirkungen der umwelt auseinandersetzt. Mit sicherem blick findet Dilthey das wesen aller kunst heraus: sie ist darstellung von leben. Jedes echte werk der dichtung hebt aus dem ausschnitt der wirklichkeit, den es darstellt, einen zug des lebens heraus, der so vorher nicht dagewesen ist. Der ausgangspunkt des poetischen schaffens ist daher immer das erlebnis, das erfahrungsmässige innewerden eines neuen am leben und des weiteren die besinnung über dieses erlebnis, in der es gedeutet und gewürdigt wird mit hilfe der die zeit beherrschenden ideen. Je nach der beschaffenheit der phantasieveranlagung des dichters ist aber dieses erleben bald mehr nach aussen bald mehr nach innen gerichtet. Die eine gruppe von dichtern lebt in den personen und tatsachen der äusseren welt; fremdes leben in sich zu setzen, es innerlich zu verstehen, zu geniessen und zu gestalten ist ihr ziel. Die andere gruppe bleibt in sich selbst, und was die welt sie lehrt, möchte sie schliesslich benutzen, sich selbst zu erhöhen und zu vertiefen und nur, um ihrer vertieften innerlichkeit ausdruck zu geben, greifen die dichter dieser gruppe zu den tatsachen, die ihnen die äussere welt bietet. Als die beiden grossen repräsentanten dieser beiden entgegengesetzten typen erscheinen Shakespeare und Goethe, die in einer bewundernswert feinen charakteristik einander gegenübergestellt werden in der verschiedenheit ihres erlebens und gestaltens. Der dichter der vertieften innerlichkeit hat nun aber ein viel engeres verhältnis zur ideenbewegung der zeit, als der dichter der äusseren welt. Die zeitideen sind ihm ein mittel, das eigene erlebnis zur zusammenhängenden weltanschauung zu erheben. Sie werden von ihm nicht angeeignet oder umgebildet in der weise eines rein logischen gedankenprozesses. Vielmehr ist das denken bei ihm ganz durchs erleben bestimmt. 'Der idealismus der freiheit, wie ihn Schiller von Kant aufnahm, klärte ihm doch nur das grosse innere erlebnis auf, in welchem seine hohe natur im conflict mit der welt ihrer würde und souveränität gewiss wurde.' Nur sofern des dichters weltanschauung im erlebnis wurzelt, hat sie poetischen charakter und ist befähigt

ingredienz in seinem weltbild zu sein. Wie in diesen sätzen Diltheys die grenze unverrückbar bestimmt ist, wie weit philosophische bestandteile in der poesie poetisch zu wirken vermögen, so ist in ihnen überhaupt die feste norm für jede höhere litterarische forschung gegeben. Diltheys auffassung von den aufgaben litterarischer forschung steht in einem von ihm selbst nicht ausgesprochenen gegensatz zu zwei einflussreichen richtungen der litteraturgeschichtschreibung; die eine, diejenige von Scherer und seiner schule, schiebt die erklärung der dichterischen persönlichkeit und ihrer producte aus der ideenatmosphäre der zeit beiseite; sie geht fast ganz darin auf, die einzelnen dichtungen aus bestimmten geschehnissen im leben des dichters abzuleiten und seine abhängigkeit in motiven und sprachlichen wendungen von den vorgängern festzustellen. Sie bleibt dafür auch an der oberfläche und ist für die deutsche litteratur besonders ungenügend, die, wie Dilthey so überzeugend ausführt, aus dem schöpferischen drang entstanden ist, ein neues lebensideal zu gestalten, und mithin unverstanden bleibt, wenn die ideenbewegung nicht mitentwickelt wird, die dieses schaffen begleitet hat. Die andere wendet wol dieser ideenbewegung ihre aufmerksamkeit zu; aber sie ist direct oder indirect von dem Hegelschen gedanken der selbstbewegung der idee beeinflusst. Sie lässt die ideen mit einer in ihnen selbst gelegenen dialectik sich entwickeln, die starke bedingtheit der weltanschauung des dichters durch das individuelle erlebnis bleibt unberücksichtigt, und wo sie zu augenscheinlich ist, als dass sie übersehen werden könnte, wird sie als zuchtlosigkeit subjectiver willkür gebrandmarkt: so etwa hat Haym die geschichte der romantischen schule geschrieben. Man sagt nicht zu viel, wenn man versichert, dass der neue weg, den Dilthey in den 60er und 70er jahren mit seinem Novalis, Lessing und Goethe eingeschlagen hat, auf empfängliche gemüter wie eine offenbarung gewirkt hat, zumal er im einklang mit der allgemeinen richtung der zeit war; ungefähr um dieselbe zeit haben in der theologie A. Ritschl und A. Harnack begonnen, die religiöse gedankenbildung als ausdruck des individuellen religiösen erlebnisses zu verstehen, statt sie mit Baur fast überpersönlich aus der dialectik des religiösen gedankens abzuleiten.

Dilthey hat die probe auf den wert seiner methode in der analyse der vier dichtergestalten gemacht, die der titel nennt. Da diese dichter in kurzen zeitlichen abständen aufeinander gefolgt sind, so bekommen wir in ihren einzelbildern, die mit einer eindringenden psychologie und mit einer staunenswerten kenntnis aller ideengänge der zeitgenössischen philosophie entworfen sind, zugleich einen grosszügigen überblick über die treibenden kräfte der entwicklung unserer litteratur in der classischen und romantischen periode.

Im ersten aufsatz wird uns Lessing als persönlichkeit vorgeführt, die in eine engbrüstige gedrückte zeit ein männlicheres kraftvolleres selbstgefühl mitbrachte, und dann des weiteren gezeigt, wie dieses selbstgefühl sich kritisch richtete gegen die mattigkeit der damaligen poesie, wie es seine poetische entfaltung fand in den eigenen dichtungen, von denen die Minna und Emilia (leider nicht auch der Nathan) in zwei neueingefügten abschnitten eine äusserst feinsinnige würdigung erfahren, wie es sich die volle bewegungsfreiheit erstritt in den kämpfen gegen die einengende theologische bildung der zeit und endlich sich ausgestaltete zu einer eigenartigen durch Leibniz und Spinoza bedingten weltanschauung. Die abhandlung, die nach Danzel-Guhrauers biographie und Heblers scharfsinnigen Lessingstudien zuerst ein gesamtbild Lessings entrollte, ist von grundlegender bedeutung für die erkenntnis Lessings geworden und hat auch durch E. Schmidts umfassende arbeit nicht an wert verloren. Vielleicht hätte Lessings bild noch schärfere umrisse gewonnen, wenn neben den fortschritten,

die er gebracht, auch die schwächen, die den späteren anlass zum hinausschreiten über ihn geboten haben, deutlicher herausgestellt worden wären. Auch kommt m. e. bei Dilthey der erfolgreiche kampf Lessings gegen die cultur Ludwigs XIV. nicht zu seinem recht, gegen die er die Griechen und Shakespeare aufgerufen hat, wodurch er ebenso wider seinen willen die sturm- und drangperiode mitveranlasst hat, wie er dadurch einer der begründer der griechischen renaissance unserer classiker geworden ist.

Die abhandlung über Novalis erschien erstmals in einer zeit, da die romantiker als unklare und verworrene köpfe erschienen. Dilthey hat das verdienst, mit dieser auffassung gebrochen zu haben. Er hat bei Novalis als einem der führenden geister zuerst die folgerichtigkeit und bedeutung seiner dichterischen und philosophischen conceptionen nachgewiesen. Wenn auch Haym in seiner geschichte der romantischen schule wider zur alten anschauung zurückgegangen ist, so wird heutzutage, da wir die romantische schule nicht mehr mit der trüben brille des doctrinären liberalismus betrachten, niemand zweifelhaft sein, auf welcher seite die grössere unbefangenheit und der sicherere blick für die lebensarbeit von Novalis zu finden ist.

Die krone von Diltheys aufsätzen ist der neu hinzugekommene über Hölderlin; er zeigt ihn auf der höhe seines litterarischen verständnisses, wie seiner schriftstellerischen meisterschaft. Ein warmer ton herzlicher teilnahme begleitet den entwicklungsgang des unglücklichen dichters von seinen anfängen bis zu seinem leidvollen versinken in der nacht des wahnsinns. Allenthalben fällt auf den zusammenhang, in dem bei ihm erleben, aufnahme der zeitideen und dichterische aussprache der persönlichkeit steht, neues licht und wahre muster eines feinfühligen nachempfindens sind die würdigungen des Hyperion, des Empedokles und der lyrischen gedichte. Von den geistigen mächten der zeit, die auf Hölderlin bestimmend gewirkt, wird der französischen revolution ein besonders starker einfluss zugemessen. Und in der tat galt Hölderlins liebe dem heroismus der tat; aber eine stille beschauliche natur ist er trotz alles schwärmens für weltumgestaltendes handeln bei jenem edlen enthusiasmus stehen geblieben, der der göttlichkeit der eigenen natur froh zu werden sucht im anschauen der strahlenden lebensfülle der natur und der erhabenheit edler gesinnungen; er ist bei allen veränderungen, die er in den gegenständen der enthusiastischen bewunderung vorgenommen hat, doch nie über die schöne seele Klopstocks hinausgekommen und diesen beherrschenden einfluss Klopstocks auf ihn, der ihn von allen seinen zeitgenossen so sehr unterscheidet und ihn wie den nachzügler einer älteren generation erscheinen lässt, finde ich bei Dilthey nicht genügend gewürdigt. Glänzend sind die vorwärtsweisenden seiten seines wesens herausgestellt, seine sehnsucht in unendliche fernen und glückzustände und die erfahrung von der hoffnungslosigkeit seiner ideale, sowie seine versuche in der form weiterzugehen zu neuen möglichkeiten, die ihn zum genossen der grossen pessimisten jener tage und weiterhin zum vorläufer Nietzsches und der modernen impressionistischen dichter gemacht haben.

Mit aufrichtiger dankbarkeit scheiden wir von Diltheys werk, nur das eine bedauernd, dass er uns statt bruchstücken nicht ein ganzes beschert hat. Sein werk erweckt die sehnsucht, dass der kommen möge, der die geschichte unserer grossen litterarischen entwicklung mit derselben kenntnis der geistigen strömungen, mit derselben feinfühligkeit psychologischen verstehens, mit derselben sicherheit ästhetischen verständnisses zu schreiben vermöchte. Der weg, den er zu gehen hat, ist ihm gezeigt.

STUTTGART. THEODOR A. MEYER.

Arwid Johannson, Phonetics of the New High German language. Manchester, Palmer, Howe & Co.; Leipzig, Otto Harrasowitz 1906. X, 91 ss. 3,50 m.

Verf. des vorliegenden buches ist, wenn ich recht unterrichtet bin, trotz seines schwedischen namens ein baltischer Deutscher, hat längere zeit in Deutschland studiert, besonders unter E. Sievers, war dann sechs jahre lang lector des deutschen in Upsala, wo er bereits mehrfach vorlesungen über phonetik hielt, und ist jetzt professor für deutsche sprache und litteratur an der Victoria-universität in Manchester.

Unter solchen umständen bedarf es kaum der erklärung, dass sein buch einen echt wissenschaftlichen charakter trägt und enge vertrautheit mit der massgebenden fachlitteratur bekundet, wenn auch das fehlen von Passys namen im litteraturverzeichnis starkes kopfschütteln hervorrufen muss. Dazu ist es sehr übersichtlich angelegt und reich, vielleicht bis zur vollständigkeit, mit wortlisten ausgestattet, wo solche durch schwankende buchstabenwerte notwendig werden. Sie werden lesern mit praktischen bedürfnissen ganz besonders wertvoll sein.

Wenn ich hiermit aber verschiedene lesergruppen unterscheide, so berühre ich zugleich einen tiefgreifenden mangel dieses buches. Verf. hat sich nämlich bei seiner darstellung keinen einheitlichen leserkreis vor augen gehalten und sich kein einheitliches ziel gesetzt. Einerseits denkt er an studenten, die sich mit phonetik als solcher — sei es als selbstzweck, sei es als grundlage für sprachstudien verschiedener art — vertraut machen wollen. Dann ist es aber doch zweckwidrig, ihnen das verständnis für laute und articulationen im allgemeinen an der hand einer fremden sprache erschliessen zu wollen, in der ihnen diese so gut wie jene noch sehr mangelhaft geläufig sind. Auf der andern seite denkt er an solche studenten, deren hauptabsicht ist, sich selbst eine correcte aussprache des deutschen anzueignen, damit sie künftigen schülern ein gutes vorbild sein und deren aussprache wirksam beeinflussen können. In diesem falle ist es wider sehr unzweckmässig vom verf., die aufmerksamkeit der jungen leute zu zerstreuen und ihre lernlust unfehlbar zu ermüden, indem er sie in gleichmässiger einförmigkeit an der langen kette deutscher laute von einem zum andern führt, gleichviel ob sie mit den entsprechenden englischen lauten völlig bezw. nahezu identisch sind, oder ob sie stark abweichen. Der einzige erfolgversprechende weg war doch, laute und articulationen, die dem englischen und dem deutschen gemeinschaftlich sind, eben nur ausreichend zu berühren, damit dem lernenden das allgemeine phonetische system gegenwärtig bleibt oder wird, dagegen mit um so grösserer breite und gründlichkeit solche deutsche laute und articulationen zu behandeln, die der Engländer erst zu erlernen hat, zumal solche, die er mit dem ohr und den sprechorganen erfahrungsgemäss schwer erfasst, also z. b. deutsche *l* und *r* auch deutsche lange, undiphthongierte vocale (dem Südengländer sehr schwierig). Aus dem vorliegenden buche aber erfährt man schlechterdings nicht, welches die besonderen schwierigkeiten sind, mit denen der Engländer bei der erlernung der deutschen 'aussprache' (laute und articulationen) zu ringen hat. Das ist bezeichnend für den charakter dieses lehrbuches.

Wenn nun professor J. überhaupt geneigt ist, den bemerkungen eines schulmannes, der sein leben lang diesen dingen interesse und studien gewidmet hat, beachtung zu schenken, dann gestatte ich mir, ihm behufs hebung des eben gekennzeichneten mangels seines buches folgenden vorschlag zu machen. Nach erschöpfung der ersten auflage zerlegt er sein buch in zwei teile: 1. 'Elemente der allgemeinen phonetik', dargestellt an den lauten und articulationen des gemeinenglischen und einiger bekannter dialekte desselben (u. a. solcher, die sich unter den hörern von

prof. J. vertreten zu finden pflegen). 2. 'Die schwierigkeiten der deutschen aussprache', dargestellt unter steter anlehnung an die 'Elem. der allgem. phon.'.

Und nun noch ein zweiter methodischer punkt. Verf. sagt in seinem vorwort (s. III): „*my object is only to give the basis for phonetical instruction; the interpretation is left altogether to the teacher, as Phonetics is not a science which can or should be learned in an autodidactical way.*" Verf. kann hier mit dem ausdrucke *teacher* nur seine collegen an den verschiedenen englischen universitäten meinen. Wie denkt er sich aber deren *instruction*, wenn sein buch als *basis* dazu dienen soll? Werden dieselben den in letzterem enthaltenen wissensstoff noch erweitern? Das kann m. e. nicht in betracht kommen. Dann bleibt nur übrig, dass nach der absicht von prof. J. die *instruction* des *teacher*'s in der praktischen einübung des von seinem lehrbuche dargebotenen wissensstoffes durch den universitätsprofessor bestehen soll. Sehr richtig! denn wie in der schule alles wissen über die fremdsprache keinen wert hat, wenn es nicht begleitet ist von tüchtiger fertigkeit im gebrauch derselben, so nützt auch auf phonetischem gebiete das schönste theoretische wissen über laute und articulationen schlechterdings nichts, falls es nicht getragen wird von einer entsprechenden fertigkeit im hören, sprechen und analysieren der zu den lauten gehörigen articulationen[1]. Darf aber verf. den meisten seiner collegen an den englischen universitäten zutrauen oder zumuten, dass sie sich selbst systematische übungen an der hand seines lehrbuches zusammenstellen sollen für ihre studenten? Ich möchte es bezweifeln. Vielmehr, wenn es ihm wirklich ernst damit ist, dass sein lehrbuch nur als *basis for phonetical instruction* dienen soll, dann wird er gut tun, die für letztere erforderlichen systematischen übungen zu jedem der zwei oben von mir vorgeschlagenen getrennten hilfsbücher selbst auszuarbeiten.

Ein ebenso auffallender wie schwerwiegender mangel aber des vorliegenden handbuchs ist der, dass verf. wol sorgsam alle articulationen aufzählt, deren zunge, lippe und die andern sprechorgane fähig sind, ebenso sämtliche laute, und zu jedem laute angibt, welche einstellung der verschiedenen sprechorgane im augenblick seines anschlags zu beobachten ist, dagegen es consequent unterlässt, dem lernenden begreiflich zu machen, warum gerade bei dieser einstellung der sprechorgane jener laut entsteht und warum der kundige bei jenem laute auf ungefähr diese articulation schliessen würde. Ein student, dem keine anderen quellen der belehrung zur verfügung stehn, wird vorliegendes handbuch aus den händen legen mit einem kopfschütteln über die bizarre regellosigkeit der verbindung zwischen lauten und articulationen. § 15 lehrt verf., dass die lippen dreier verschiedenen einstellungen fähig sind: schlitzförmige, ovalgerundete, passive, gibt aber eben weiter nichts als das tatsächliche. Hier war doch vom notwendigen einfluss dieser lippeneinstellungen auf die laute zu sprechen: in jedem hohlraume wird durch eine enge runde öffnung ein geräusch musikalisch vertieft, ein ton verdunkelt, durch eine enge spaltförmige jenes erhöht, dieser heller gestaltet; eine weite öffnung hat eine mittlere wirkung. Diesen selben dreifachen einfluss müssen natürlich auch die angegebenen drei lippeneinstellungen auf geräusche und töne ausüben, die im dahinter liegenden mund-hohlraume auftreten (geflüsterte und stimmhafte vocale). Davon sagt verf. aber seinem leser kein wort. In den §§ 61 und 62 weist er darauf hin, dass die zunge nach hinten und hoch gezogen sowie nach vorn und hoch geschoben werden kann. Wie war es aber nun

1) Verf. teilt selbst in seiner vorrede (s. II) mit, dass an seiner universität bei der prüfung in den neueren sprachen *oral examination* verlangt wird nicht nur *in the theory*, sondern auch *in the practice of pronunciation*.

möglich, den studenten hier nicht darauf aufmerksam zu machen, dass jene bewegung vergrösserung, diese verkleinerung des mund-resonanzraums zum zwecke hat und dass vergrösserung desselben zur vertiefung geflüsterter, verdunkelung stimmhafter vocale führen muss, verkleinerung aber zur erhöhung bezw. erhellung? und dass die verschiedenheit der vocale vorwiegend auf der verschiedenen grösse des zugehörigen mund-hohlraums beruht? — In § 21 und 22 erfährt der lernende, dass der laut *x* (*ach*-laut) an die hinteren, der laut *ç* (*ich*-laut) an die vorderen vocale gebunden ist. Nun, hier war doch wahrlich ebenfalls eine erklärung des warum? geboten! Ich brauche nicht erst darauf hinzuweisen, dass die rückwärtige lage der articulation der hinteren vocale auch die rückwärtige articulation von *x* bedingt, diese letztere aber anregung der resonanz des über dem straff gespannten *velum* liegenden hohlraums und deren einwirkung auf die mundresonanz bewirkt, während die nachbarschaft vorderer vocale die vordere articulation von *ç* veranlasst und bei solcher die mitbeteiligung jenes oberen hohlraums an der mundresonanz ausgeschlossen ist. So fehlt es fast überall an einer erklärung des zwingenden zusammenhangs zwischen laut und articulation.

Nach der mehr technischen seite der lautdarstellung hin kann ich nicht verstehn, warum verf. seine lautzeichen in solchem umfange mit diakritischen zeichen geradezu überschwemmt hat: ein jedes vocalzeichen hat deren mindestens zwei, nicht wenige drei, und eines sogar vier! Als beispiel wähle ich nur ein bequem zu druckendes wort wie *ṭḥó*^{2}*ǫ*^{2}*fə́*^{2}*ę*^{2}*ə*^{1}*r* (s. 34), und *kapitän* würde er *ḳḥa*^{2}*p̣ḥịṭḥē*^{2}*n* schreiben. Verf. findet es nämlich nötig, jedes deutsche *p t k* mit nachfolgendem *h* zu versehen, um den leser immer von neuem wider zu erinnern, dass unsere tenues aspiriert sind; ausserdem setzt er aber unter jedes einzelne *p t k s f* und sogar unter jedes *h* einen punkt, um aufmerksam zu machen, dass diese laute stimmlos sind. Es ist wol nicht ein wort zu verlieren über das unnötige und erschwerende eines solchen verfahrens.

Die verwendung der ziffern ^{1} und ^{2} als diakritische zeichen folgt keinem einheitlichen princip. Es ist schon störend, dass verf. zwar alle consonanten und vocale immer in der reihenfolge von hinten nach vorn bespricht, seine zeichen aber für den velaren und den palatalen reibelaut in der richtung von vorn nach hinten beziffert (das zeichen für den *ach*-laut erhält also die ziffer ^{2}). Ebenso zählt p^1 und p^2 von aussen nach innen. Aber noch mehr unordnung kommt in den gebrauch der beiden ziffern dadurch, dass dieselben bei den vocalen nicht die reihenfolge der articulationsstellen angeben, sondern ^{1} zeichen für enge, und ^{2} zeichen für weite aussprache ist. Die folge ist, dass der mit ^{1} bezeichnete vocal im diagramm bald vor bald hinter den mit ^{2} bezeichneten zu stehen kommt.

Ähnliche unordnung finden wir in der darstellung der gerollten *r* (s. 26—27). Da heisst es zunächst sehr richtig: *In forming the oral trills the breath causes to trill some easily flexible part of the mouth, such as e. g. the tip of the tongue or the uvula ...... Accordingly an occlusion takes place, and as on account of its elasticity the trilling tip of the tongue or the trilling uvula rebounds into its original position, the occlusion is opened immediately afterwards. The peculiar, rolling character of the trills is due to the fact that the breath is periodically interrupted, and occlusion and opening alternate with each other several times.* Nichts kann richtiger sein als dies. Dazwischen aber lesen wir an der oben mit punkten bezeichneten stelle: *this trilling organ touches another part, opposite to it, in much the same manner as the moving drum stick produces a movement of the drum-skin. The tongue touches the alveoli and makes them trill; the uvula*

acts upon the foramen caecum. Verf. nimmt also an, dass bei der bildung gerollter *r* die alveolen und das das foramen caecum umgebende zungenfleisch ganz lustig mitrollen! Ja, wenn nicht alles trügt, nimmt er sogar an, dass dieses rollen der alveolen und des bezeichneten teils der zungenoberfläche für die gerollten *r* ganz ähnlich tonquelle sind, wie unter dem druck des trommelstocks die vibrationen der trommelmembran für den trommelton!

Seltsamerweise habe ich, so sehr ich danach gesucht habe, nirgends eine erwähnung des deutschen ungerollten *r* gefunden. Gerade aber ungerolltes *r*, und zwar ungerolltes zäpfchen-*r*, scheint mir diejenige form unserer deutschen *r* zu sein, die aus mehr als einem grunde ganz ausschliesslich dem Engländer, der deutsch lernt, zu empfehlen ist, falls er nicht als Nordengländer schon gerolltes zungenspitz-*r* mitbringt.

Hier breche ich ab. Aus meinen ausstellungen dürfte hervorgehn, dass phonetik wol nicht das eigentliche studiengebiet des verf.s bildet. Um so mehr ist es dankbar anzuerkennen, dass er, die unumgänglichkeit phonetischer studien für seine studenten einsehend, ihnen nicht nur regelmässig vorlesungen über phonetik hält, sondern sich auch der mühe unterzogen hat, zu ihrem besten ein handbuch auszuarbeiten, das ihnen trotz aller meiner einwände und bedenken ganz gewiss nicht geringen nutzen bringen wird.

RENDSBURG (HOLSTEIN). H. KLINGHARDT.

Max Morris, Goethe-studien. 2. veränderte auflage. 2 bände. Berlin, Conrad Skopnik 1902. VII, 340 u. III, 297 s. 6 m.

Als Max Morris' Goethe-studien zum ersten male erschienen, waren die meinungen über den neuen Goethe-interpreten geteilt. Die einen erkannten darin keine wertvolle bereicherung der Goethe-litteratur, andere sprachen vom 'stempel der persönlichkeit', der den aufsätzen aufgeprägt sei, oder suchten den verfasser durch das verlangen nach weiteren proben aufzumuntern. Heute nimmt Morris unter den Goetheforschern eine geachtete stellung ein, und, was besonders erfreulich ist, die 2. aufl. seiner 'Studien' beweist, dass er beständig gewachsen ist und dass sich ihm das bild des dichters nach den verschiedensten richtungen hin unablässig erweitert und vertieft hat. Durch eine grössere reihe von neu hinzugekommenen aufsätzen zeichnet sich die 2. aufl. vor der ersten aus. Zum teil sind diese bereits in zeitschriften, z. b. im 'Euphorion' und im Goethe-jahrbuch erschienen, zum teil handelt es sich auch um bisher ungedruckte arbeiten. Der erste neue aufsatz, mit dem die sammlung in ihrer erweiterten gestalt beginnt, behandelt die 'form des Urfaust'. Es ist nicht gerade etwas neues, was er bietet. Man wird zugeben, dass Goethe vielleicht auch ohne die kenntnis des dem budenspiel der form nach verwandten puppenspiels durch seine consequent vorschreitende entwicklung dazu geführt worden wäre, das budenspiel zur grundlage eines grossen dramas zu machen. Dem verfasser kam es aber darauf an, nachzuweisen, wann und aus welchen gründen Goethe im 'Urfaust' von der form des knittelverses abgewichen ist, und sein resultat ist: „Goethe behandelt den knittelvers als die grundlage, in der menschliche art und empfindung sich ausdrückt. Fällt sie unter das mittelniveau, so tritt prosa ein; erhebt sie sich darüber, so erscheint je nach der art der ausweichung prosa, freie rhythmen oder die an der grenze des gesanges stehende lyrische declamation." Eine interessante zusammenstellung enthält der aufsatz 'Gemälde und bildwerke im Faust'. Morris untersucht darin, inwieweit

malerische oder plastische darstellungen einzelne partieen oder ganze scenen des 'Faust' beeinflusst haben, und setzt sich dabei mit einer reihe neuerer forscher auseinander. Dass sich der prolog im himmel auf die italienische malerei stützt, dass wir bei dem epilog an Murillosche bilder denken, und dass sich bei dem bild im zauberspiegel der hexenküche die erinnerung an Tizians Venusbilder einstellt, ist jedem geläufig. Ein hinweis wie der auf Rembrandts bekannte Faust-radierung, von der freilich nicht mit sicherheit nachgewiesen werden kann, ob sie Goethe schon zur zeit der ersten Faustdichtung zu gesicht gekommen war, ist in unsern tagen, wo sich Rembrandts geburtstag zum 300. male jährte, besonders interessant. Es ist auch durchaus zutreffend, wenn der verfasser bemerkt, dass das dichterwort auf die in der phantasie des lesers bereit liegenden bildlichen anschauungen erweckend wirke. „Je einfacher hier das erregende wort gehalten ist, je weniger es mit eigenen mitteln den hoffnungslosen wettstreit aufnimmt, um so bereitwilliger kommt unser vorrat von malerischen phantasiebildern in fluss. Diese bauen das local, schmücken es mit glanz und farbe und bevölkern es mit anschaulichen gestalten." Aus dem Goethe-jahrbuch XX (1899) ist Morris' aufsatz über 'Faustmotive in Goethes übriger dichtung', der auf eine anregung Erich Schmidts zurückgeht, bekannt. Durch die analogie mit 'Götter, helden und Wieland' sucht er nachzuweisen, dass die conception, vielleicht auch sogar schon die abfassung der ersten Wagnerscene bereits in den october 1773 fällt. Prometheus und Hanswurst hatte jüngst erst Bielschowsky wider in innigere beziehungen gebracht und beide dahin gerückt, wohin sie gehören, nämlich in die nähe des Werther. Morris versucht durch die ausführlichere nebeneinanderstellung beider den genialen übermut der zwiefachen selbstdarstellung des jungen Goethe in einem anschauungsbilde zu vereinigen, bei dem man in der tat 'entzückt zusammenschaudert'. Goethe und Gottfried Keller zu vergleichen, ist neuerdings recht beliebt geworden. Zuweilen wird Keller dabei bedenklich überschätzt. Morris will in seinem aufsatz über 'Hermann und Dorothea und das Fähnlein der sieben aufrechten' nur zeigen, wie bei beiden dichtern in einem besonderen falle, ohne dass der jüngere darum von dem älteren abhienge, eine tiefe innere verwandtschaft im ganzen und im einzelnen besteht. Das ist ihm auch geglückt, wenngleich der aufsatz als solcher nicht gerade eine förderung der Goethe-forschung bedeutet. Überrascht dagegen wurde man und wird man noch heute durch die zuerst im XVIII. bande des Goethe-jahrbuchs (1897) gegebene erklärung des bisher so rätselvollen gedichts: 'Flieh, täubchen, flieh!' Die deutung auf Georg Jacobi und seinen nach Herders richtigem ausdruck 'überschwemmt zärtlichen und eklen' briefwechsel mit Gleim lässt sich heute nicht mehr von der hand weisen. Der satirische charakter des gedichts hätte vielleicht schon von vornherein aus der äussern form, vor allem aus dem versmass geschlossen werden können. Auffällig bleibt nur, dass Goethe im jahre 1827 die autorschaft des gedichts nicht mehr für sich in anspruch nehmen wollte. Sollte es daher nicht möglich sein, dass es eine art compagnie-arbeit oder gemeinsame improvisation ist, zumal ja auch die von Morris citierte stelle aus 'Dichtung und wahrheit' (28, 281) mit ihrer bemerkung: „Jene briefe und gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich aneinander erfreuten, hatten uns zu mancherlei scherzen gelegenheit gegeben" darauf hinzudeuten scheint? Neues aus handschriften bietet Morris u. a. durch zwei briefe Minchen Herzliebs an Wielands enkelinnen Wilhelmine und Amalie Schorcht; in den 'miscellen' gibt er manche zutreffende bemerkung zur deutung bezw. erläuterung einzelner stellen aus Goethes werken, briefen und entwürfen.

SIEGEN I. W. RUDOLF SOKOLOWSKY.

Hans Gerhard Graef, Goethe über seine dichtungen. Versuch einer sammlung aller äusserungen des dichters über seine poetischen werke. (Zweiter teil: Die dramatischen dichtungen.) Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1903/4. 2 bände. XXII, 443 u. VI, 643 s. 17 m.

Dem ersten teile, der in den jahren 1901/2 erschien, stellte der verfasser eine Goethische und eine Schillersche briefstelle voran. Beide begegnen sich in dem gedanken, dass man kunstwerke nur verstehen kann, wenn man ihre geschichte kennt. Auf wenige andere werke trifft das in dem gleichen grade zu, wie eben auf die Goethischen, sind diese doch nicht nur in ihrer gesamtheit der spiegel eines unvergleichlichen lebens, sondern auch im einzelnen bekenntnisse und offenbarungen einer äusserlich und innerlich immer vorwärts strebenden entwicklung. Der verfasser konnte sich aber auch mit recht auf Goethe selbst als den vater seiner 'sammlung' berufen, insofern doch auch von 'Dichtung und wahrheit' der eigentliche zweck ist, das organische wachstum, die genesis des dichters darzustellen und die entstehungsgeschichte seiner werke zu schreiben. Hatte er nun in den beiden ersten bänden des ersten teils seine aufgabe für die epischen dichtungen erfüllt, so soll der zweite teil das gleiche für Goethes dramatische dichtungen tun. Was in dem ersten und zweiten bande dieses teiles vorliegt, umfasst nach alphabetischer anordnung die dramatischen dichtungen und entwürfe bis zu den 'Geschwistern', vor allem also den 'Faust'.

Die grundsätze, nach denen der verfasser verfährt, sind im wesentlichen die nämlichen wie bei dem ersten teile. Anordnung und einrichtung lassen hinsichtlich der übersichtlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Innerhalb der einzelnen dichtungen wird streng chronologisch vorgegangen; freilich bot natürlich eine genaue datierung in vielen fällen grosse schwierigkeiten, der verfasser verwahrt sich daher mit recht bei den nicht von Goethe selbst datierten äusserungen gegen den anspruch absoluter richtigkeit.

Das hauptinteresse concentriert sich bei den beiden vorliegenden bänden natürlich um den 'Faust'. Otto Pniowers buch 'Goethes Faust, zeugnisse und excurse zu seiner entstehungsgeschichte' (1899) und Jakob Minors werk 'Goethes Faust, entstehungsgeschichte und erklärung' (1901), die während der arbeit erschienen, konnten noch ausgiebig benutzt werden. Gewissenhaft werden die abweichenden meinungen anderer forscher verzeichnet. Zuweilen fällt auch subjectiv etwas ab. Goethe äussert einmal in der 'Italienischen reise' (zweiter römischer aufenthalt) unter dem 1. märz 1788: „Zuerst ward der plan zu 'Faust' gemacht, und ich hoffe, diese operation soll mir geglückt sein.“ Was ist hier unter dem wort 'operation' zu verstehen? Möglich ist es ja, dass dieser ausdruck hier mit Graef im medicinisch-chirurgischen sinne zu verstehen ist, dass der 'plan' zu 'Faust' sich danach in erster linie auf diejenigen teile bezogen habe, wo es einzurenken, zerreissungen zu heilen, verbindungen herzustellen galt. Im hinblick auf eine Goethische briefstelle aus dem jahre 1798 erscheint diese deutung jedoch keineswegs zwingend. In der absicht, seinen 'Faust' fertig zu machen, schreibt er da unter dem 28. april an Schiller, freund Meyer werde es für keinen raub achten, 'zu dieser barbarischen production' zeichnungen zu verfertigen: „Wir haben den gedanken, die umrisse auf graubraun papier drucken zu lassen und sie alsdenn auszutuschen und mit dem pinsel aufzuhöhen, eine operation, die vielleicht nirgends so gut und wolfeil als hier gemacht werden könnte.“ Sollte es sich nicht auch an jener stelle einfach wie hier um die ausführung eines planes, höchstens vielleicht um die änderung des ursprünglichen planes handeln?

Äusserst wertvoll ist die zusammenstellung aller Goethischen äusserungen über einige unbekannte kleinere dramatische entwürfe und pläne. Zu beginn des jahres

1815 scheint Goethe sich mit dem plane einer orientalischen oper getragen zu haben, deren schauplatz Persien sein sollte. Im april gibt er in einem briefe an B. A. Weber der hoffnung ausdruck, den entwurf auf einer in aussicht genommenen badereise vorbereiten zu können. Im november nennt er sie 'mährchen- und geisterhaft', obwol alles natürlich zugehe. Sie sollte auch „heiter werden und brillant, wobei es nicht an leidenschaft, schmerz und jammer fehlen" werde. Diese ausdrücke treffen nach Graef nur auf das 1892 zuerst aus Goethes nachlass herausgegebene opernfragment 'Feradeddin und Kolaila' zu.

In einer tagebuch-notiz vom 13. februar 1799 verzeichnet Goethe ein abendliches gespräch mit Schiller über theatralische unternehmungen, den 'Gastfreien schmarutzer' und den zweiten teil der 'Zauberflöte'. Graef schliesst hieraus auf eine geplante dichtung: 'Der gastfreie schmarutzer' und meint, es werde sich vielleicht doch noch einmal in Goethes nachlass ein blatt mit ersten flüchtigen aufzeichnungen finden.

In der frage, ob unter dem schäferspiel 'Amine', das Goethe bekanntlich in zwei briefen an seine schwester von 1767 erwähnt, nur die erste fassung der 'Laune des verliebten' oder vielmehr ein selbständiges, älteres stück zu verstehen ist, entscheidet Graef sich, wie mir scheint, mit recht im gegensatz zu v. d. Hellen, Geiger, Minor und Bielschowsky zu der letzteren auffassung, die zuerst H. Roetteken in der Vierteljahrsschrift für litteraturgeschichte (1890, 3, 184—190) vertreten hatte.

Auf dem irrwege dagegen scheint mir Graef in einem anderen punkte zu sein. Wenn nämlich Goethe in der 'Campagne in Frankreich 1792' wort- und buchstabengetreu sagt: „Die 'Unterhaltungen der ausgewanderten', fragmentarischer versuch, das unvollendete stück, 'Die aufgeregten', sind eben so viel bekenntnisse dessen, was damals in meinem busen vorgieng; wie auch späterhin 'Hermann und Dorothea' noch aus derselbigen quelle flossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte", — so bedeutet doch die von Graef vertretene Düntzersche deutung, als ob der ausdruck 'fragmentarischer versuch' nicht auf die 'Unterhaltungen deutscher ausgewanderten', sondern auf die 'Reise der söhne Megaprazons' zu beziehen sei, nichts als einen act der willkür, und unter dem 'unvollendeten stück' sind doch nach der form des satzes auch nur 'Die aufgeregten' zu verstehen. Treffender ist es, wenn Graef im anschluss an Goethes Leipziger brief an schwester Cornelia vom 7. december 1765 aus den worten: 'versuch einer poetischen ausarbeitung Belsazars' folgert, dass die vier aufzüge dieses entwurfs, die Goethe, mehr oder weniger fertig, mit nach Leipzig brachte, nicht poetisch ausgearbeitet, sondern in prosa geschrieben waren.

Eine ausserordentlich verlockende aufgabe wäre es, näheres über Goethes 'Caesar'-entwurf, der bis in das jahr 1773 zurückzureichen scheint, zu eruieren, spielt dieser stoff doch noch viel später in Goethes unterredung mit Napoleon eine so hoch interessante rolle. Sehr dankenswert ist es daher, dass Graef alle äusserungen über Shakespeares tragödie in chronologischer ordnung zusammengestellt und auch ein paar bemerkungen über den geschichtlichen Caesar hinzugefügt hat. So ist das Graefsche werk auch in diesen teilen nicht nur ein ungemein wertvolles hilfsmittel für die Goethe-forschung, sondern bietet ihr gleichzeitig auch eine fülle neuer anregungen. Man wird an ihm, wenn es erst vollendet vorliegt, einen ähnlichen schatz haben wie an der von prof. Köster in Leipzig geplanten Goethe-bibliographie, deren zustandekommen die vorjährige versammlung der Goethe-gesellschaft in Weimar infolge der initiative Erich Schmidts in so hoch erfreulicher weise beschlossen und ermöglicht hat.

SIEGEN I. W. RUDOLF SOKOLOWSKY.

Ernst Martin, Der versbau des Heliand und der altsächsischen Genesis. Strassburg, K. J. Trübner 1907. XII, 80 s. 2,40 m. = Quellen und forschungen, heft 100.

Martin legt uns die allgemein bekannte und leicht zugängliche abhandlung von Schmeller über den versbau in der allitterierenden poesie der Altsachsen (Abhandl. d. bayr. akademie 1839) mit einigen auslassungen vor; vgl. s. 19—29. Er scheint im grunde der ansicht zu sein, die theorien Lachmanns, Schmellers und Sievers' seien identisch, namentlich fand er erscheinungsformen der Sieversschen typen in den Schmellerschen kadenzen, wie Martin sie nunmehr auffasst.

Er will aber seine ansichten nur mit vorbehalt vortragen (s. 18). Ich beziehe dies namentlich auf seine annahme 'gedehnter kürzen', über die der leser auf s. 7 anders orientiert wird als auf s. 12. 13[1]. Vorbehalte müssen aber auch da gemacht werden, wo M. sich auf stichproben beschränkt. Dieses verfahren ist im interesse einer wissenschaftlichen beweisführung zu bedauern, in anbetracht der resultatlosigkeit der Martinschen erörterungen fällt es freilich nicht weiter ins gewicht. Er betont noch einmal, dass die silbenzahl der versfüsse vom verseingang her gegen das versende hin abnehme (vgl. Sievers' typus B und C), dass die unmittelbare folge zweier ikten am schluss der halbverse ausgeschlossen ist und dass die wortärmere schlusskadenz langsamer vorgetragen worden sei, als die vorhergehenden versteile (s. 59 fg. 65).

Des weiteren behauptet M., es stehe jetzt wol bei allen an der forschung beteiligten fest, dass der epische halbvers sich in vier versglieder zerlegen lasse; dass von diesen vier versgliedern zwei durch 'stärkere aussprache' über die beiden andern erhoben werden, sei ein weiterer satz, der nicht bestritten werden könne (s. 2. 61 fgg.). Angesichts der grausamen partie auf s. 53 fg. wollen wir doch daran erinnern, dass wir ganz anderer meinung sind und nicht mit Lachmann den versgebrauch Otfrids im wesentlichen als den ursprünglich germanischen ansehen (s. 71). Die stellung der beiden höher betonten silben habe allerdings erst Sievers genauer bestimmt. Martin gebraucht daher die Sieverssche typenterminologie. Er weiss auch geschickt zu operieren, um seine vortragsweise mit der von Sievers — trotz des principiellen widerspruchs auf s. 6 — in einklang zu setzen: die schwellverse seien normalverse. Den typen könne er allerdings doch nur einen statistischen wert beilegen, den er übrigens durchaus nicht unterschätze (s. 4); ja Martin ist sogar zu der concession bereit: „Es scheint mir überhaupt fraglich, ob der rhythmus die zu den haupthebungen hinzutretenden nebenhebungen berücksichtigt hat" (s. 4) — danach hätte gerade dieses 100. heft der Quellen und forschungen nicht veröffentlicht zu werden brauchen. Interessant ist es insofern, als es den redlichen willen eines veteranen bekundet, die sprache einer jüngeren generation sprechen zu lernen. Das geht nicht ohne künstlichen zwang (vgl. z. b die äusserungen über das handschriftenverhältnis s. 9 fgg. oder die identificierung von irrationalem rhythmus [nach Sievers] mit Scherers wider-

1) Mein vorschlag, Hel. 31. 5937 sei *alo*- statt *allo*- zu lesen, wird mit der these abgetan, dem widerspreche „eine in allen germanischen sprachen bezeugte sprachregel"; richtig sei nur, dass *allo*- gleichfalls überliefert sei (Hel. 1979). Dieser sprachregel ist ein besonderer excurs gewidmet: Die vereinfachung der doppelliquidae im ersten teile von zusammensetzungen (s. 72 fgg.); er gipfelt in dem satz: „Ich bin seit längerer zeit der erscheinung nachgegangen. Doch ist das material so weitschichtig und so unfest, dass sich schliesslich nur eine unsichere erklärung ergeben hat." Jener 'sprachregel' ist also rasch wider das lebenslicht ausgeblasen worden und meine conjectur ist immer noch möglich.

streit zwischen idealem und realem rhythmus s. 68), ist aber mehr als wir bisher gerade von Martin erwarten durften. Das Hildebrandslied hält er z. b. noch immer für niederdeutsch (s. 69).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Die gedichte Oswalds von Wolkenstein, herausgegeben von **J. Schatz.** Zweite verbesserte ausgabe des in den publikationen der Gesellschaft zur herausgabe der denkmäler der tonkunst in Österreich veröffentlichten textes. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 312 s. 6 m.

Es ist Schatz sehr zu danken, dass er der grossen veröffentlichung der lieder und melodien des Wolkensteiners nun eine einfache textausgabe hat folgen lassen. Dieselbe enthält nahezu den ersten teil jenes früheren werkes, aber in anderer, für philologische zwecke übersichtlicherer anordnung, indem nun die allgemeinen erörterungen (lebensabriss des dichters, überlieferung, textkritische grundsätze, orthographie u. a.) ganz in die einleitung (s. 1—58), die lesarten aber unter den text gebracht sind. Dieser selbst ist in seinem wortlaut nicht erheblich geändert worden, wozu auch kein grund vorlag, doch wurde die hs. A noch mehr berücksichtigt, auch sind einige eigene besserungen sowie solche von Behaghel (Lit. blatt 1903, 367—369) und Wustmann (Anz. f. d. altert. 29, 227—233) aufgenommen. Die lesarten wurden durch stärkere beiziehung von C erweitert. Über die behandlung der orthographie spricht Sch. in der einleitung s. 53—55. Er hat eine gewisse normalisierung befolgt, weil die einzelnen schreiber, selbst die der hs. A, unter sich abweichen. Aber der grundsatz der einheitsschreibung ist bei handschriften des 15. jhs., zumal bei stark mundartlich gefärbten, immer ein unvollkommener ausgleich und kann ohne starke verletzung der historisch überlieferten schreibung nicht durchgeführt werden. So wird durchweg *ai* für altes *ei* gesetzt, aber in den reimen von *ei* auf *ai* wird nur *ei* geschrieben, was der mundartlichen aussprache und dem schreibgebrauch der zeit widerspricht; auch können feinere orthographische unterschiede wie *heilig* (57, 61. s. 143 var. 61), wo *ei* wie so oft in bairischen handschriften, die sonst *ai* haben, beibehalten ist, oder wie die nachklänge des consonantischen anlautsgesetzes in A (z. b. *nicht teken* 8, 25, *austerwelter* 13, 28. 14, 44, vgl. auch *ersten* für *erst den* 2, 3; die assimilation *enkagent* 44, 2), nicht recht zur geltung kommen. Jede usuelle orthographie ist ein bestimmter ausdruck ihrer zeit, es liegt in ihr ein kleines stück kulturgeschichte und so sollte sie bei ausgaben von werken des 14. u. 15. jahrhunderts, wenn nicht besondere gründe dagegen sprechen, recht weitgehend gewahrt werden. Wolkensteins handschriften gerade aber haben noch einen besonders intimen wert, da sie alle eigentum der familie waren, ja A und B sind sogar auf den wunsch des dichters geschrieben worden (s. 33. 41). Es steckt noch etwas von seiner persönlichkeit in diesen folianten und zu seiner knorrigen eigenwilligkeit passt auch diese tirolische orthographie des fünfzehnten jahrhunderts. Wenn auch eine genaue widergabe der schreibart wol untunlich war, so hätte von ihrem charakter vielleicht doch etwas mehr gerettet werden können.

In der interpunktion weicht die neue ausgabe von der älteren mehrfach ab. Oft sind an stelle der ausrufungszeichen andere zeichen gesetzt. Dadurch wird die übersichtlichkeit geringer, und vor allem: die erregung, die in solchen emphatischen reden liegt, findet auf diese weise keinen ausdruck in der schrift, die damit, anstatt auf dramatische lebendigkeit, auf einen ruhigen erzählerton gestimmt ist. 44, 2 wäre

die alte interpunktion, komma statt punkt, besser geblieben; 7, 37. 56, 6 ist das komma zu streichen, 58, 19 wäre eines nach *gaiss* angebracht, 13, 42 ein punkt. In dem wechsel nr. 14 sollten die einzelnen reden durch anführungszeichen kenntlich gemacht sein.

HEIDELBERG. GUSTAV EHRISMANN.

Die lateinischen magierspiele. Untersuchungen und texte zur vorgeschichte des deutschen weihnachtsspiels. Von **Heinrich Anz.** Leipzig, J. C. Hinrichssche buchhandlung 1905. VIII, 163 s. 5,40 m.

Ein wichtiger bestandteil der epiphanienliturgie der alten kirche war die oblatio ad aram. Da die erzählung von der huldigung der drei magier die festlection für diesen tag bildete (Matth. 2, 1—12), so wurde jene opferung in zusammenhang gebracht mit der gabendarbringung der magier. Hierin liegt der ursprung der magierspiele. Die drei opfernden kleriker führten mit den opfergaben eine prozession zum altar aus, wobei bestimmte antiphonen gesungen wurden. Aus diesen antiphonen, die zum teil umgearbeitet wurden, erwuchs der ursprüngliche text des magierspiels. Dieses ist also liturgischen ursprungs. — Die entwicklung des spieltextes vollzieht sich in drei stufen, drei typen, die eine fortschreitende erweiterung darstellen; diese gruppenbildung ergibt sich auf textkritischem wege durch ausscheidung gemeinschaftlicher bestandteile.

Diese ergebnisse der vorliegenden untersuchung bilden einen bedeutenden erfolg in der forschung über das geistliche schauspiel des mittelalters. Mit scharfsinn und sachkenntnis arbeitet der verfasser, vielfach angeregt durch persönliche teilnahme K. Burdachs, kirchengeschichte, liturgie und altkirchliche kunst zur aufhellung beiziehend.

Die drei typen stellen eine regelrechte fortentwicklung dar. In typus I treten als spielpersonen nur die drei magier und die zwei obstetrices, diese als sprecherinnen für die heilige familie, auf. Typus II bringt den Herodes dazu, mit typus III wird das magierspiel zum Herodesspiel, indem zunächst die Herodesscene durch das auftreten der schriftgelehrten ausgedehnt wird, weiterhin aber sehr bedeutende erweiterungen stattfinden durch vergrösserung der botenrolle, durch einfügung des hirtenspiels und des ludus innocentium, wodurch schliesslich ein combinationstypus IV entstanden ist.

Dass die entwicklung von einfachen typen zu manigfaltigeren aufgestiegen ist, das dürfte nunmehr festgestellt sein. Es muss aber, wie der verfasser selbst sagt, geradezu wunder nehmen, „wie verhältnismässig gesetzmässig der entwicklungsgang verläuft“ (s. 112). Vielleicht sind doch mitunter rückläufige bewegungen eingetreten und die combinationen wären also doch verwickelter.

Auch den typus I, das einfachste spiel — er ist im texte von Rouen am reinsten überliefert — hält der verf. schon nicht mehr für ursprünglich (s. 21 fgg.), die krippenscene sei eine spätere zufügung. Sie stammt, wie er erwiesen hat, aus dem weihnachtsspiel und ist also ein in die epiphanienfeier erst später eingetretener fremder bestandteil. In dem typus I ist sie aber m. e. schon von anfang an aufgenommen gewesen, dieser ist eine einheitliche composition (es ist nicht unwahrscheinlich, „dass der typus I tatsächlich ein einheitliches werk eines geistlichen dichters ist“, sagt der verf. selbst s. 120 fg., s. dazu auch Köppen, Beiträge zur geschichte der deutschen weihnachtsspiele s. 11 und s. 14 fg.). Der krippendialog zwischen magiern und obstetrices gehört in den zusammenhang, denn jene reden das Jesuskind unmittelbar in directer rede an, so muss doch auch vorher ein empfang der huldigenden von seiten der bei-

ligen familie angedeutet sein. Der typus I war schon von vornherein grösser angelegt. Die oblationsworte *'Salve princeps saeculorum'* usw. sind direct an das Jesuskind gerichtet, das also anwesend gedacht ist, im arm seiner mutter oder in der krippe (vgl. s. 33). Dies setzt eine besondere localisierung voraus, einen besonderen altar. Das ist nach den erläuterungen des textes von Rouen das altare crucis, auf welchem vorher ein Marienbild aufgestellt wurde. Der kreuzaltar, auch altare laicorum genannt, steht zwischen chor und schiff und diente der laiengemeinde. Diese brachte also hier auch das opfer dar (Rouen: *'Interim fiant oblationes a Clero et Populo'*). Typus I ist also von anfang an darauf berechnet, dass das opfer am kreuzaltar stattfindet, und war in enger verbindung mit der laienoblation gedacht. Erst nachdem diese vorüber und das spiel zu ende war, wurde dann am hauptaltar im chor von den priestern allein das eigentliche opfer der messe dargebracht. Hier liegt also ein schon reicher ausgebildeter typus vor: beziehungen zu Herodes (Jerusalem), krippenscene (Bethlehem); der stern erscheint demgemäss zweimal (iterum), zweimaliger sternengruss; zwei altäre (altare majus und altare crucis vgl. auch Anz s. 33), also zwei stationen. Den einfachen typus enthält, wie Anz s. 42—44 (auch s. 59) entwickelt, der text von Limoges, und nur dieser: hier keine beziehungen zu Herodes und keine krippenscene; der stern erscheint nur einmal, damit ist nur ein sternengruss vorhanden; nur ein altar, das altare majus; die handlung spielt sich nur im chor ab, also nur eine station, keine laienoblation; kein dialog, nur antiphonspiel.

Ob der reichere typus mit den zwei stationen eine unmittelbare weiterbildung des einstationigen von Limoges ist? Anz lässt die frage offen (s. 59, dazu auch s. 125). Dem verfasser von typus I kann letzterer vorgeschwebt haben, jedesfalls ist aber sein werk eine durchaus selbständige schöpfung. Beide arten entwickelten sich dann unbeeinflusst voneinander weiter, das antiphonenspiel durch zusetzung von hymnen am anfang und schluss in musikalisch-lyrischer richtung, der schon mit dialogen versehene spieltypus in dramatischer richtung zu weiter ausgebildeten darstellungen. Beide können nebeneinander im gebrauch gewesen sein, je nachdem die feier an einem oder zwei altären stattfand. Von dem vorhandensein zweier altäre in der kirche ist überhaupt der in I vorliegende spieltypus abhängig.

Bei der entstehung von typus II (Anz, s. 51 fgg.) dürfte wol stark das streben nach stilistischem parallelismus mitgewirkt haben. Es sollte ein aus zwei correspondierenden teilen bestehender text gebildet werden. So erklären sich die frei geschaffenen teile der einschaltungen, v. 9—16 (Anz s. 131 fg.): den kern bilden die aus dem zweiten teile herübergenommenen oblationsworte, ausser ihnen haben aber auch einzelne ausdrücke der sie einleitenden zeilen 10 fg. ihre entsprechung in der zweiten hälfte, nämlich *cum mysticis muneribus, adorare venimus, de terra longinqua in dona ferentes* 24, *adorare venimus* 25, *Tharsis et Arabum et Saba* 23. Somit sind die beiden teile a = v. 1—18, die Herodesscene enthaltend, und b = v. 19—33, krippenscene, in symmetrischem aufbau gebildet: 1. a 1—3 erster sternengruss = b 19 fg. zweiter sternengruss; 2. a 7—16 dialog zwischen Herodes und den magiern und dabei die oblationsworte = b 21—27 dialog zwischen den magiern und den obstetrices, anschliessend daran die oblationsworte 28—31; 3. a 18 fg. abschluss von teil a, *Ite et . . . redeuntes mihi renuntiate* = b 32 fg., abschluss von teil b, *Ite viam remeantes aliam, ne delatores tanti regis puniendi eritis.* Die neu zugefügten oblationsworte des ersten teils bilden die — bekannte — variation derjenigen des zweiten teils: die symbolische deutung des weihrauchs geht hier in der zweiten formel auf den priester, *thure sacerdotem*, statt auf den wahrhaften Gott, *tu vere Deus.*

Feine und lobenswert vorsichtige bemerkungen macht der verfasser auch bezüglich der metrik des spiels (s. 114—116. 123 fg.). Die jüngeren, umfangreicheren stücke haben schwungvollere formen, auch das spricht für ihre spätere entstehung und somit für ausdehnende vorwärtsbewegung im entwicklungsgang des spiels. Die ersetzung von *coruscat* durch *rutilat* im typus I (s. 51. 121) hängt vielleicht ebenfalls mit rhythmischen gründen zusammen: dadurch entsprechen sich die worte des ersten und des zweiten magiers rhythmisch vollständig: *Stélla fúlgore nímio rútilat* — *Quae* || *régem régum nátum mónstrat*, während *corúscat* statt *rútilat* aus dem betonungssystem herausfällt.

Als heimat des spiels nimmt Anz, im gegensatz zu Wilhelm Meyer, Frankreich — nicht Deutschland — an (XI. jahrhundert). Und hierfür sprechen in der tat die anzeichen auch stärker.

Abgeschlossen wird die äusserst wertvolle abhandlung durch texte, welche die entstehung der drei typen veranschaulichen, sowie durch abdrücke und erklärungen einiger überlieferter spiele.

HEIDELBERG. GUSTAV EHRISMANN.

Helene Herrmann (dr. phil.), Studien zu Heines Romanzero. Berlin, Weidmann 1906. VIII, 141 s. 4 m.

Das interesse dieser wertvollen studie ist vor allem auf die beiden gebiete gerichtet, in denen Heine so unerschöpfliche probleme bietet: zuerst auf das psychologische, dann auf das stilistische. Die bemerkungen zu Heines technik, obwol an zahl geringer, sind doch von nicht geringerer bedeutung als die zur deutung seines wesens: hinweise auf dreigliedrigkeit der gedichte (s. 37. 90), auf tonmalerei (s. 40. 84) und 'helldunkel" (s. 109), auf farbenwirkungen (s. 38). Besonders glücklich ist die aufnahme von vergleichen durch metapher (s. 118. 136) beobachtet sowie die 'geste des untergangs' (s. 25 u. ö.): das pathetische arrangement des todes. Es wäre wichtig, zu prüfen, wie weit diese dramaturgische manier des lyrikers mit der tradition des dramas — und der wirklichkeit zusammenhängt. Hatten doch vor allem die männer der französischen revolution den 'ruhm im sterben' obligatorisch gemacht.

Aber vor allem richtet sich die forschung der verf. doch auf das problem, wie erlebnis und kunstwerk bei Heine verwandt sind (bes. s. 121). Der 'Romanzero' hat es besonders mit dem wideraufleben von jugendeindrücken zu tun: katholischen (s. 26. 27) und vor allem jüdischen (bes. s. 43 fg. 89). Uns scheint allerdings dabei die 'biographische methode' gelegentlich überspannt. In noch höherem grade gilt dies von dem auf püren ganz persönlicher momente in 'Firdusi' und den 'Spanischen Atriden'; der hinweis auf den 'Erbfolgekrieg' und auf Heines rachegefühl (s. 114) scheint mir in diese gedichte einen klang hineinzutragen, der zu der typischen wahl der beispiele für das schicksal der edlen nicht recht passt. Auch die an sich recht glücklichen ausführungen über Heines empfindlichen geruchsinn (s. 91 anm.) waren zur erklärung der schlussworte in der 'Disputation' kaum erforderlich.

Äusserst sorgsam werden überall gedichte und quelle verglichen. Für die 'Atriden' ist mir aber doch ein solches mass freier erfindung bedenklich: sollte nicht doch noch eine übersehene quelle irgendwo verborgen rieseln?

Zur erklärung einzelner gedichte Heines hat seit Hessels schönem buch und Elsters trefflicher ausgabe keine schrift mehr als diese geleistet, gerade weil sie nirgends in der einzelheit stecken bleibt, sondern stets zu allgemeineren anschauungen aufsteigt.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Adams, Arthur, The syntax of the temporal clause in old english prose. [Yale studies in english. XXXII.] New York, Henry Holt and comp. 1907. X, 245 s. u. 9 tabellen.

Eilhart von Oberge. — Gierach, Erich, Zur sprache von Eilharts Tristrant. Lautlehre, formenlehre und wortschatz nach den reimen. Mit einem anhang: Zur literarischen stellung Eilharts. [Prager deutsche studien hrg. von Carl von Kraus und August Sauer. IV.] Prag, Carl Bellmann 1908. (X), 281 s. 6 kr.

Festschrift zur 49. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Basel im jahre 1907. Basel 1907. (Carl Beck, Leipzig.) (VIII), 538 s. 15 m.

Darin u. a.: G. Binz, Untersuchungen zum altengl. sog. Crist. — W. Bruckner, Über den *barditus*. — A. Gessler, Franz Krutters Bernauerdrama. — E. Hoffmann-Krayer, Ferndissimilation von *r* und *l* im deutschen. — J. Meyer, Wolfram von Eschenbach und einige seiner zeitgenossen. — Th. Plüss, Das gleichnis in erzählender dichtung.

Freytag, Gustav. — Mayrhofer, Otto, Gustav Freytag und das Junge Deutschland. [Beiträge zur deutschen litteratur-wissenschaft hrg. von E. Elster. I.] Marburg, Elwert 1907. VIII, 56 s. 1,20 m.

— Ulrich, Paul, Gustav Freytags romantechnik. [Beiträge zur deutschen litteratur-wissenschaft. III.] Marburg, Elwert 1907. VI, 135 s. 2,40 m.

Ginneken, Jac. van, Principes de linguistique psychologique. [Bibliothèque de philosophie expérimentale. IV.] Paris, M. Rivière (Leipzig, O. Harrassowitz) 1907. VIII, 552 s. 10 m.

Glossen. — Fasbender, Joseph, Die Schlettstadter Vergilglossen und ihre verwandten. [Strassburger dissert.] Strassburg 1907. 119 s.

Goethe. — Wolff, Eugen, Der junge Goethe. Goethes gedichte in ihrer geschichtl. entwicklung herausgegeben und erläutert. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche hofbuchhandlung o. j. XII, 671 s. 7,50 m.

Grágás. — Merker, Paul, Das strafrecht der altisländischen Grágás. Altenburg 1907. 98 s.

Heermann, Johann. — Hitzeroth, Carl, Joh. Heermann. Ein beitrag zur geschichte der geistlichen lyrik im 17. jahrhundert. [Beiträge zur deutschen litt.-wissensch. II.] Marburg, Elwert 1907. VIII, 184 s. 4 m.

Hertz, Wilh., Aus dichtung und sage. Vorträge und aufsätze hrg. von K. Vollmöller. Stuttgart und Berlin, Cotta 1907. X, 219 s. 3 m.

Kalff, G., Geschiedenis der nederlandsche letterkunde. 3de deel. Groningen, Wolters 1907. (VI), 580 s.

Kleist, Heinr. von. — Kaper, Ernst, Heinrich von Kleist: Robert Guiskard. [Kopenh. dissert.] Københ. og Krist., Gyldendal 1908. (VIII), 159 + VII s.

Ludwig, Otto. — Otto Ludwig-studien von Wilhelm Schmidt-Oberlössnitz. Band 1: Die Makkabäer. Eine untersuchung des trauerspiels und seiner ungedruckten vorarbeiten nebst einem ausblick auf Zachar. Werners 'Mutter der Makkabäer'. Leipzig, Dieterich 1908. XII, 143 s. 3,60 m.

Ortnamnen i Älvsborgs län på offentligt uppdrag utgivna av Kungl. ortnamnskommitén. Del 10: Redvägs härad. Stockholm, Aktiebolaget Ljus 1908. (IV), 288 s.

Oswald. — Der Münchener Oswald. Text und abhandlung von Georg Baesecke. [Germanist. abhandlungen . . . hrg. von Fr. Vogt. 28.] Breslau, Marcus 1907. XVIII, 445 s. 16 m.

Pfaff, Friedr., Der minnesang im lande Baden. [Neujahrsblätter der badischen histor. kommission, neue folge 11.] Heidelberg, Carl Winter 1908. XXIII, 71 s. 1,20 m.

Quellen und forschungen zur deutschen volkskunde hrg. von E. K. Blümml. Band I und II. Wien, R. Ludwig 1908. (VI), 164 und (IV), 63 s. 2 und 6 m.

Inhalt: Heitere volksgesänge aus Tirol (tisch- und gesellschaftslieder) mit singweisen im volke gesammelt und zusammengestellt von Franz Friedr. Kohl. — Bremberger-gedichte. Ein beitrag zur Bremberger sage von Arthur Kopp.

Schlemm, Julie, Wörterbuch zur vorgeschichte. Ein hilfsmittel beim studium vorgeschichtlicher altertümer von der paläolithischen zeit bis zum anfange der provinzial-römischen kultur. Berlin, D. Reimer 1908. XVI, 689 s. geb. 20 m.

Schmidt, P. W., Die sprachlaute und ihre darstellung in einem allgemeinen linguistischen alphabet. [Separatabdruck aus 'Anthropos', bd. II.] Salzburg 1907. IV, 126 s. und 1 tab.

Schupp, Joh. Balthasar. — Lühmann, Joh., J. B. Schupp. Beiträge zu seiner würdigung. [Beiträge zur deutschen litt.-wissensch. IV.] Marburg, Elwert 1907. VI, 106 s. 2 m.

Thomsen, Vilh. og **Wimmer, Ludw.,** Bornholmsk sproglære. (Særtryk af Bornholmsk ordbog af J. C. S. Espersen, med indledning og tillæg udg. af det Kgl. danske videnskabernes selskab.) København, Bianco Lunos bogtrykkeri 1908. (VI), 171 s.

Waag, Albert, Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes, ein blick in das seelenleben der wörter. 2. aufl. Lahr, Schauenburg 1908. XVI, 183 s. geb. 3,50 m.

Wunderhorn. — Rieser, Ferd., 'Des knaben wunderhorn' und seine quellen. Ein beitrag zur geschichte des deutschen volksliedes und der romantik. Dortmund, Ruhfus 1908. XII, 560 s. 16 m.

NACHRICHTEN.

Am 11. februar verschied zu Freiburg i. Br. der ordentliche honorarprofessor dr. Elard Hugo Meyer (geb. zu Bremen 6. october 1837).

Professor dr. K. v. Amira in München wurde zum mitgliede der dänischen akademie der wissenschaften in Kopenhagen, professor dr. Hermann Paul in München zum mitgliede der schwedischen akademie der wissenschaften in Upsala und professor dr. Hugo Gering in Kiel zum mitgliede der schwedischen gesellschaft der wissenschaften in Gotenburg gewählt.

Der ausserordentl. honorarprofessor dr. Karl Drescher in Breslau wurde zum ausserordentl. professor ernannt; der privatdocent dr. Fr. v. d. Leyen in München erhielt titel und rang eines ausserordentl. professors.

Der ausserordentl. professor dr. Gustav Binz in Basel ist zum stadtbibliothekar in Mainz ernannt worden.

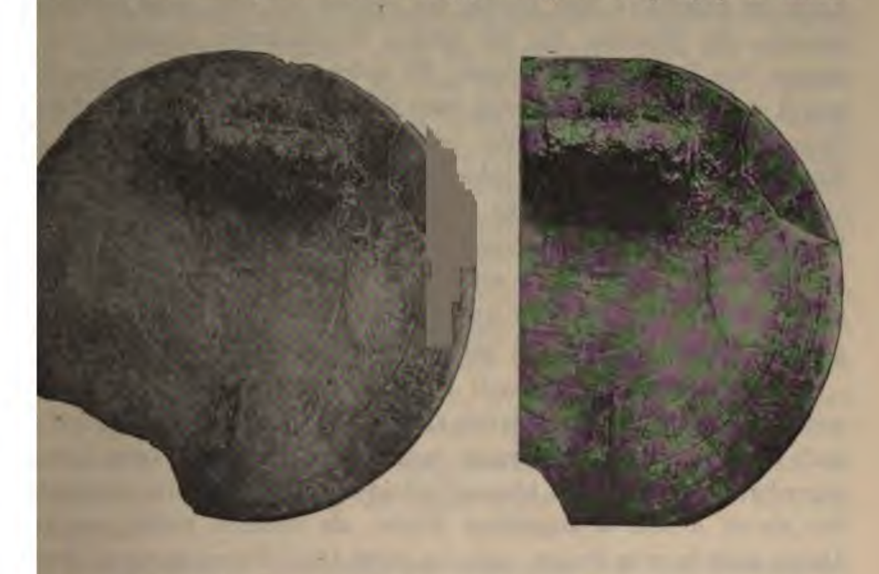
Professor dr. Gustav Roethe in Berlin wurde der titel geheimer regierungsrat, professor dr. R. M. Werner in Lemberg der titel hofrat verliehen.

An der universität Halle habilitierte sich dr. Kurt Jahn für germanische philologie.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

DIE INSCHRIFT DER SPANGE VON BALINGEN.

Im sommer 1887 weilte Sven Söderberg in Stuttgart und unter-
te in der k. staatssammlung vaterländischer altertümer eine von
er am ende seines artikels über die Freilaubersheimer spange (Zeit-
ift 5, 381) erwähnte, dieser sammlung gehörige silberspange, auf deren



seite sich angeblich runen befinden sollten. Diese meinung Riegers
es sich Söderberg, der vielmehr nur zufällige ritze feststellte, als
, dagegen glückte es ihm auf der rückseite einer anderen fibel dieser
nlung tatsächlich eine inschrift zu entdecken, deren lesung und
ung er in den 'Prähistorischen blättern' hrg. von Julius Naue, 2. jg.,
chen 1890, s. 33—41 unter dem titel 'Eine neuentdeckte alleman-
ie runeninschrift', gezeichnet 'Lund, märz 1890' veröffentlichte. Es
lelt sich um eine bei Balingen in Württemberg, Schwarzwaldkreis,
bene und von Ludwig Mayer in seinem 'Beschreibenden katalog
k. staatssammlung', 1. abteil.: die reihengräberfunde, Stuttgart 1883
r nummer 567 behandelte, goldene gewandnadelscheibe mit silberner

unterplatte von 42 mm durchmesser, deren vorderseite Söderberg s. 34 nach der abbildung Mayers samt dem zugehörigen, beschreibenden texte des kataloges reproduciert.

Von der inschrift der rückseite gewahrte Söderberg bei erster besichtigung ein runisches *d* und las, als die platte mit wasser gereinigt war, die vollständige, linksläufige zeile, die er **a/lfdnloamilunge** (runen 1, 5, 10, 15 beziffert) translitterierte und aus der er in der begründeten voraussetzung, dass zwischen die beiden vocale *o* und *a* eine wortgrenze falle, zunächst einen personennamen im dativ **Amilunge* ausschied.

Aus diesem dativ ergab sich für ihn im zusammenhange damit, dass der vorhergehende, auf *o* endigende complex *dnlo* ein personenname im nominativ sein könne, der schluss auf eine jener dedicationsformeln, die Henning für die beiden Nordendorfer spangen und die spange von Ems behauptet hatte, für welche ausserdem die urnord. inschrift des steines von Krogstad nach der damals vorliegenden auffassung Bugges in der Tidskrift f. phil. og paed. 8, 167 fgg. (formuliert s. 171/2) einen beleg darbiete. Da jedoch der complex *dnlo* kein sprechbares wort darstellt, ergab sich für Söderberg die annahme graphischer auslassung der inlautenden vocale. Als volle lesung schlug er **Danilo* vor, was sich mit rücksicht auf den z. j. 693 bezeugten, westgotischen namen *Danila* um so mehr empfahl, als ja in der auslautsilbe *lo* das german. deminutivsuffix von personnamen *-ilo* kaum zu verkennen ist.

In die auflösung **danilo amilunge* waren aber die vor dem *d* stehenden runen noch nicht mit einbezogen. An zweiter stelle der zeile hatte Söderberg unter 'mehreren strichen, aus denen er keine bekannte runenform habe auffinden können' allein einen absteigenden schrägstrich, der einem *h* oder *n* angehören könne, als wirklich geritzt anerkannt. Daran knüpfte nun Bugge noch im jahre 1887 die vermutung, dass an eben dieser stelle ein volles *h* zu lesen und die sich demnach ergebende buchstabenfolge **ahlf* als verkehrte schreibung für **half-* zu betrachten und mit dem folgenden *dnlo* zu einer deminutivbildung des namens *Halfdanr* zu verbinden sei.

Söderberg liess sich von dieser vermutung gerne überzeugen, da sich, wie er hinzufügt, verkehrte schreibung von vocal + consonanz auch bei dem namensteile *owlþu-* für *wolþu-* der zwinge von Thorsbjerg nachweisen lasse und der einfache personenname *Danr* im norden nur selten, dagegen das compositum *Halfdanr* ausserordentlich häufig sei.

Da es ihm aber doch keineswegs entgieng, dass der erste teil der vermuteten namensform **Halfdanilo* nordisch sei — deutsch wäre ja

halb- zu erwarten — der auslaut des suffixes aber nicht, denn dieser muss beim urnordischen masculinum der *n*-declination als *a* erscheinen, so vermittelte er diese widersprüche dérart, dass er die form als deutsche deminutivbildung des aus dem nordischen entlehnten namens *Halfdan(r)* erklärte.

Die runentypen der inschrift, urteilte Söderberg des weiteren, seien die allgemein germanischen, die auf dem bracteaten von Vadstena und in der mehrzahl der inschriften (der urnordischen und deutschen, hätte wol gesagt werden müssen) erschienen, eine ausnahme bilde nur das *n͡g*, das hier nicht aus zwei gegeneinander gekehrten *k*: <> zusammengesetzt sei, sondern nur den zweiten teil des vollständigen zeichens darstelle. Das verhältnis des *n͡g* von Balingen zu dem gewöhnlichen zeichen könne wegen unzulänglichkeit des bekannten inschriftenmaterials nicht näher bestimmt werden, doch sei es wahrscheinlich nur eine vereinfachung der vollen rune. An eine bewertung der einem wende-*k* gleichen letter mit *nk* statt *ng* sei nicht zu denken, da die inschrift vermutlich älter sei, als die speciell hochdeutschen lautverschiebungen. Genau könne das alter der inschrift indessen weder aus ihren schrift- noch aus ihren sprachformen ermittelt werden. Die Balinger fibel stamme aus einem grabe, aber es fehle die kenntnis, ob mit ihr andere gegenstände gefunden worden seien; doch kännten wir eine grosse anzahl von goldfibeln derselben gattung: scheibenförmig mit filigran und buntfarbigen steinen geschmückt, die aus gräberfunden des 5. und 6. jhs. herrührten. Da nun die kleineren formen derselben, wozu auch die Balinger spange gehöre, (mit berufung auf Lindenschmit, Handbuch d. deutschen altertumskunde 1, 445) die älteren seien, könnten wir diese und ihre inschrift in eine zeit verlegen, die nicht später als um 500 n. Chr. anzusetzen sei.

Der publication Söderbergs ist s. 35 eine von dem herausgeber der Prähistorischen blätter J. Naue selbständig, ohne beihilfe Söderbergs ausgeführte zeichnung beigegeben, die einen querdurchmesser von 41 mm (gegen 42 mm des originales) besitzt und demnach als abbildung in natürlicher grösse gelten kann.

Beachtenswert ist an ihr ausser der individuellen auffassung der runen zu beginn bis exclusive zum *d* und am ende inclusive vom *u* an noch der umstand, dass die platte an der einen halbmondförmigen bruchstelle oben, rechts vom nadellager, noch nicht die besserung mit 2 eingekitteten fragmenten zeigt, die das original heute hat, sondern dass an ihr beide ausbruchsstellen, rechts oben wie links unten, noch offen sind. Zum zweiten male wurde die inschrift von G. Stephens ver-

öffentlicht, in dessen nachgelassenem, von Söderberg 1901 zur ausgabe besorgten vierten bande der Old-Northern Runic Monuments sie auf s. 64—66 behandelt ist.

Stephens gewährt eine abbildung der vorderseite der spange ganz wie Söderberg, doch eine selbständige von Magnus Petersen ausgeführte zeichnung der rückseite, die mit 44 mm querdurchmesser die natürliche grösse etwas überschreitet. Nach dieser abbildung wären beide bruchstellen gebessert, was dem originale nicht entspricht und auch nicht als vervollständigung des bildes im sinne des intact gedachten originales angesehen werden kann, da die hinzugezeichneten ausfüllungen der beiden bruchstellen mit einem schnurartigen rand versehen sind, von dem weder die unversehrte circumferenz der platte, noch die beiden fragmente der einen wirklichen besserung derselben auch nur irgend eine spur zeigen.

In der lesung des complexes **dnloœmilun̄g* entfernt sich Stephens nicht wesentlich von Söderberg, nur dass er seinem bekannten translitterierungsschema gemäss die *a*-rune mit *œ* widergibt und das *n̄g*-zeichen zum schlusse als *k* auffasst, das aber doch den lautwert *nk* oder *ng* besitzen soll. Zu beginn liest Stephens anstelle von **ahlf* vielmehr *œnþa*, beziehungsweise, da er vor dem *a* noch ein *s* wahrzunehmen glaubt: **sœnþa*, was die dritte sing. praeteriti des verbums an. *senda*, ags. *sendan* 'to send' sein soll; zu ende der inschrift aber nimmt er entsprechend seiner und Naues abbildung eine einstabige rune *i* gegen Söderbergs *e* an. Daraus ergibt sich für Stephens eine phrasierung **sœnþa Danilô Æmilun̄gi*: 'Danilo sent (this brooch to) Amilung'.

Dabei ist der von Söderberg auf ein runisches *h* bezogene schrägstrich als einem *n* angehörig gefasst, das *l* Söderbergs als *þ* interpretiert und das zeichen unmittelbar vor *d* als *ýr*-rune erklärt, deren wert nach Stephens schema als *a* bestimmt wird.

Da Stephens die spange durch längere zeit in Kopenhagen hatte und sie ungleich Söderberg, der sie nur éinmal untersuchte, wiederholt beobachten konnte, war es geboten seine angaben über den eingang und schluss der inschrift nachzuprüfen und zwar um so mehr, als auch die zeichnung Naues in manchen punkten gegen die lesung Söderbergs sprach.

Einer von mir an die direction der k. staatssammlung vaterländischer altertümer in Stuttgart geleiteten bitte um vermittlung einer genügenden photographie oder eines guttaperchaabdruckes der inschrift, wurde in liberalster weise durch übersendung des originals entsprochen, die mich in den stand setzte die legende der platte vom 14. bis 27. januar d. js. wiederholt mit freiem auge und mit der lupe zu prüfen und zwei

vergrösserte photographische aufnahmen (1.5 und 2.2) anfertigen zu lassen[1].

Die ergebnisse meiner wiederholten beobachtung bei verschiedener, natürlicher und künstlicher beleuchtung und bei verschiedenen stellungen der platte habe ich in einem schlussprotokoll zusammengefasst, dessen text ich hierher setze.

Befund über die inschrift der gewandspange von Balingen am 26. 1. 08 vormittags 10 uhr 15 bis 12 uhr 30; heller tag, wolkenlos, linkes licht.

Die inschrift läuft zwischen zwei concentrischen kreisen (3 und 4 von innen gezählt) von rechts nach links. Sie beginnt mit einem deutlichen *a* : ᛆ, dessen aufrechte hasta gegen die rechte untere ecke des nadellagers convergiert. Die zeichnung von Naue, Prähistor. bll. 1890 s. 35, gibt die lagerung der haupthasta des *a* unrichtig an; sie ist daselbst zu sehr nach links abgerückt.

Die umrisse des *a* schimmern bei binoculärem sehen mit freiem auge als helle linien. Unter der lupe (lineare vergrösserung 1.5) ist sowohl die haupthasta, die sich durch eine gewellte partie der platte erstreckt, sichtbar, als insbesondere die ansatzstücke der beiden seitenstriche deutlich. Vor dem *a* ist keinerlei letter zu sehen, also auch nicht das von Stephens behauptete *s*. Man sieht nur einige flache vertiefungen der auch an dieser stelle gewellten platte.

Links vom *a*, in etwas weiterer distanz, findet sich ein vom oberen kreise absteigender strich, der nicht ganz geradlinig verläuft, sondern die form einer nach rechts offenen, jedoch sehr flachen curve besitzt. Dieser strich reicht nicht ganz bis zur grundlinie, sondern zeigt nur etwa $^3/_4$ der höhe der übrigen hasten. Rechts unten, etwas vor dem endpunkte, steigt ein kurzer strich im spitzen winkel an, der die vorher beschriebene verticale hasta zwar nicht genau zu treffen scheint, sich ihr aber doch sehr stark nähert.

Links oben, nahe dem kopfpunkte dieser verticalen hasta, der jedoch nicht berührt wird, sondern durch ein kleines spatium getrennt bleibt, steigt ein strich im spitzen winkel ab (von ein wenig grösserer länge, als der unten ansteigende), der sich im weiteren als vertical herabgeführte, in der mitte etwas nach rechts ausbauchende (flachgeknickte!) linie fortsetzt und, vom unteren viertel an nach rechts abbrechend, sich gegen die grundlinie wendet. Die configuration dieser seitlichen liniencombination ist bei Stephens ziemlich richtig dargestellt.

1) Von den 2 figuren s. 257 entspricht die linke der kleineren aufnahme, während die rechte eine reduction der größeren ist.

Beim binoculären sehen mit freiem auge schimmert das ganze zeichen in hellen linien und sieht an der flachen knickungsstelle der zweiten, seitlichen linie wie unterbrochen aus.

Gegen die erste verticale des zeichens convergiert, den unteren seitlichen aufstrich berührend, eine von unten kommende flache furche; eine gleiche furche schneidet, gleichfalls von unten kommend, die beiden verticalen linien. Beide furchen, die sich unten treffen, erinnern mit dem einen unteren aufstriche zusammen an die gestalt eines umgedrehten, lateinischen majuscel-**A**. Diese beiden furchen sind aber zufällig und nicht litteral.

Grundstock eines runenzeichens scheint die erstbeschriebene verticale zu sein, die zusammen mit den beiden seitlichen strichen an den enden den eindruck einer ags. *th*-rune ᛇ macht. Dieses zeichen ᛇ erscheint bekanntlich auch, mit vocalischem lautwerte *i* (nach Henning *e*) auf den deutschen spangen von Freilaubersheim und der grösseren spange von Nordendorf.

Die zweite, gebrochene verticale an diesem zeichen kann man nicht leicht als blosse zufällige furche in der platte erklären, da sie deutlich geritzt zu sein scheint.

Zwischen diesem ganzen zeichen und dem vorhergehendem *a* sehe ich keinerlei letter, oder teil einer solchen.

Eine links vom *a* befindliche, einem gestreckten, lateinischen *S* ähnliche, flache curve, dieselbe, die in etwas anderer configuration Naue darzustellen scheint, ist eine furche in der platte und der von Naue gezeichnete schräge, von links unten nach rechts oben ansteigende querstrich, etwas über der langen mittellinie der zeile, den ich als dunklen schatten sehe, dürfte eine verfärbung der platte sein. Links von der gebrochenen, bogenartigen linie steht eine kräftig markierte, aufrechte hasta, die ein wenig über die kopflinie emporragt. Sie trägt links oben einen sehr deutlichen aufstrich und ebenso rechts oben, parallel mit dem oberen seitenstriche des vorbeschriebenen zeichens. Der rechte aufstrich ist indessen minder sicher und könnte auch als flache rinne in der platte erklärt werden, wiewol es auffällig wäre, dass die länge dieser rinne auf die des seitendétails einer letter eingeschränkt wäre. Unten links findet sich ein deutlicher geritzter abstrich, der über die grundlinie hinausragt und vom endpunkte im spitzen winkel abbrechend in die rechts-links ansteigende diagonale des folgenden *d* übergeht, wie das Naue und Stephens ganz richtig gesehen und abgebildet haben.

Unten rechts glaubt man zwischen der aufrechten hasta dieses zeichens und dem schrägen abstrich des vorbeschriebenen noch einen zarten, steil angelehnten, schiefen strich zu sehen. Derselbe dürfte aber, da er die aufrechte hasta überschrägt und sich jenseits derselben bis zum kopfe der ersten hasta des *d*, ja darüber hinaus fortsetzt, nicht als bestandteil des buchstabens beabsichtigt sein.

Links von diesem zeichen und mit ihm in der beschriebenen art verbunden, steht ein schönes runisches *d*: ᛞ, dessen diagonalen die kopf- und fusspunkte der aufrechten hasten in ganzer spannweite verbinden.

Es folgt weiter nach links ein runisches *n* mit correcter, linker orientierung ᚾ. Zwischen dem *d* und dem *n* sieht man wieder eine einem gestrecktem *S* ähnliche flache furche. Nach dem *n* findet sich ein runisches *l*, dessen aufrechte hasta nicht ganz senkrecht orientiert ist, sondern sich etwas nach links neigt: ᛚ. Der abstrich des *l* berührt das dach des folgenden runischen *o*: ᛟ, ja scheint es sogar zu schneiden und sich in den körper des *o* (obere raute!) hineinzuerstrecken (auch von Naue und Stephens so dargestellt!). Das steile dach des *o*, oben etwas offen, ragt beiderseitig über die ansatzpunkte der beine vor. Der kreuzungspunkt der beine liegt ungefähr in der langen mittellinie der zeile. Das links aufstehende bein ist geschwungen, das rechte, mehr geradlinig, überschreitet ein wenig die grundlinie.

Die raute des *o* wird von oben rechts her von einem bündel flacher rillen, die mit dem abstriche des *l* parallel sind, getroffen und gekreuzt. Der obere abstrich der folgenden rune *a* durchschneidet die haupthasta etwas unter der kopflinie. Ebenso kreuzt der untere abstrich des *a* die hasta, so dass beide ein wenig nach rechts vorragen. Die ansatzpartien der beiden abstriche sind kräftig, die unteren partien etwas zarter und seichter.

Die erste hasta des folgenden runischen *m*, die sich deutlich aus zwei aneinander gestückelten strichen zusammensetzt, überschreitet sowol die kopflinie als die grundlinie. Das innere kreuz ist klar und scharf. Allerdings scheinen die beiden ansatzpartien der links-rechts aufsteigenden diagonale niemals gezogen worden zu sein.

Es folgt eine vertical orientierte, sehr weite curve, die von oben rechts nach unten links absteigt und im oberen teile die kopflinie überschreitet. Sie berührt n i c h t die linke hasta des *m*, sondern lässt einen verhältnismässig weiten zwischenraum, kann aber trotzdem nicht anders, denn als seitliche curve eines mit dem *m* ligiert gedachten *u* aufgefasst werden. Als *i*-rune kann man die curve wegen ihrer ganzen conformation nicht betrachten.

Die aufrechte hasta der folgenden *l*-rune ragt etwas über die grundlinie und über den ansatzpunkt des seitlichen abstriches vor. Das nächste zeichen, ein runisches *u* ragt gleichfalls mit beiden hasten über die grundlinie hinaus. Die seitliche höhe (spannweite!) der curve ist verhältnismässig gering. Innen, von der mitte der curve nach unten erstreckt sich ein senkrechter strich zur grundlinie und aussen findet sich, von ungefähr derselben höhe ausgehend, eine bis nahe zur grundlinie herabgeführte weitere curve, so dass man den eindruck hat, als ob in das *u* noch ein zweites kleineres *u* eingeschrieben wäre. Es ist nicht ganz leicht sich vorzustellen, in welcher weise diese beiden überflüssigen striche beim schreiben des *u* im wege eines blossen, zweimaligen, graphischen fehlers zu stande gekommen seien, da die mittlere curve in ihrem oberen und unteren teile einheitlich gezogen aussieht. Doch ist es möglich, dass die weitere curve der ersten anlage des *u* angehöre, der innere senkrechte strich ein missglückter versuch sei, die rune zu verschmälern und dass demnach die mittlere curve zuletzt gezogen und als endgültige gestaltung des zeichens anzusehen sei.

Nach dem *u* folgt im oberen zeilenraume, in ziemlich larger distanz, ein nach rechts offener haken ‹, der jedoch nicht im scharfen winkel gebildet ist, sondern mehr als sanfte curve auftritt. Kein weiterer zu diesem haken gehöriger strich ist sichtbar; der innere punkt in demselben, den Söderberg sah und den auch Naue und Stephens darstellen, ist lediglich als vertiefung oder verfärbung der platte aufzufassen.

Der haken ist n i c h t symmetrisch ergänzt, obwol hierzu der platz ausreichte, und eine ergänzung augenscheinlich auch gar nicht angestrebt.

Nach dem haken findet sich eine schief von links nach rechts ansteigende, seichte rinne der platte, die weit über die kopflinie hinausreicht und nicht geritzt ist, daher auch nicht als bestandteil eines buchstabens beansprucht werden kann. Im i n n e r s t e n kreise der platte sieht man ein ganzes bündel völlig gleichgestalteter, paralleler, seichter rillen.

Ganz nahe dem rechteckigen ausschnitte, der zur versenkung des fusses der tülle diente, findet sich gleichfalls eine schräge, flache noch zartere rinne, der man so wenig wie der vorhergehenden irgendwelche litterale bedeutung beizumessen berechtigt ist. —

Dieser befund, bei dessen abfassung jede rücksicht auf sprachliche deutungsmöglichkeiten auszuschliessen war, lehrt, dass dem complexe *dnlo am̃ulu* drei, oder wenn das zweite zeichen eine ligatur wäre, vier buchstaben vorausgehen und dass die inschrift mit dem nach dem *u* im oberen zeilenraume folgenden haken abgeschlossen sei.

Die sprachliche deutung der inschrift wird daran festhalten müssen, dass zwischen den buchstaben *o* und *a* eine wortgrenze lige, doch könnte die frage erwogen werden, dass der haken kein buchstabe, sondern ein schlusszeichen sei, wonach man sich mit dem complexe *amulu* auseinanderzusetzen hätte.

Von vornherein stritte dann die wahrscheinlichkeit dafür, dass man in demselben einen fem. personennamen im nom. oder dat. zu erblicken hätte, da das in den germ. personennamen so sehr häufige element *amala-* doch ausserhalb derselben nicht mehr erreichbar ist.

Zweifellos ist der name des ostgotischen königshauses der *Amali* aus dem lebendigen appellativum geschöpft, das macht ja schon der vorauszusetzende parallelismus mit dem ein bezeugtes germ. adj. darstellenden namen des westgotischen königshauses in der notiz bei Jordanes Get. ed. Mommsen 64, zeile 44 fg. *Vesegothae familiae. Balthorum, Ostrogothae praeclaris Amalis serviebant* wahrscheinlich, aber der name des stammheros dieses ostgotischen königshauses *Amal a quo et origo Amalorum decurrit*, Jordanes Get. 76, 17 fg., der den singular des familiennamens darstellt, ist doch eigentlich schon kein beweis mehr für das appellativum und ebensowenig wandal. *Frĭdămal,* Anthol. lat. ed. Riese 1[2] s. 257, eine pseudonymische umdrehung von **Amalafridus,* in der sich eine deutliche beziehung auf den familiennamen, doch keine solche für die appellativische geltung des wortes erkennen lässt; ja selbst die namen des ostgot. königshauses wie *Amala-frida, -suintha, -berga, -ricus* (a. 531—48), Jordanes, und westgot. *Amalaricus rex* a. 507—31, Mon. germ. hist. legum sectio 1, tom. 1, dürften eher auf der basis des familiennamens, als auf der des ursprünglichen appellativums ihre erklärung finden. Der wechsel des suffixvokales ahd. *Amal* und *Amul* charakterisiert das wort, von dem man annehmen kann, dass es ursprünglich gleich *Balthi* ein beiwort sei, als ein solches der got. kategorie *slahals, slahuls,* die von verben, secundär aber auch von substantiven ausgeht und mit dem begriffe der geneigtheit zu etwas verbunden ist.

Es steht nichts dawider got. **amals, *amuls* auf grund der aisl. wörter *ami* m. 'vexation, annoyance', mod. *að vera e-m til ama* 'to become a cause of vexation to' und *ama, -að* 'to vex, annoy, molest', mit dem dativ der person *eigi skuluð þér ama,* Cleasby-Vigfusson, zu construieren und eine bedeutung nach den werten, die Fritzner zum verbum angibt: 1. 'bryde, ulejlige, forulempe', 2. 'føle, vise uvilje mod en eller noget' in der sphäre der psychischen emotion, des ags. *eorre* etwa, zu suchen.

Dieses adj. möchte man auch für das westgerm. fordern, da die einfachen namensformen wie langobard. *Amolus*, Bruckner s. 223, ahd. *Amal*, *Amul*, Libri confrat. doch wol nicht aus dem got. dynastienamen entlehnt sein werden, während ja allerdings die westgerm. composita mit *amal*-, insoferne sie das appellativum enthalten, als urgerman. erbformen erklärt werden können und weiterbildungen wie *Amilo*, *Amulo*, *Amela*, *Amulunc*, Libri confrat., insoweit sie blosse onomatologische derivate sind, für gleichzeitige lebendigkeit eines westgerm. adjectivs *amal* nichts beweisen.

**Amulu* als stf. nominativ ergäbe mit dem vorhergehenden masc. namen *dnlo* ein paar wie etwa auf dem steine von Berga *Fino* / *Saligastiʀ*, als stf. dativ aber eine widmungsformel wie alat. *Dindia Macolnia fileai dedit*... (cista von Praeneste) und man könnte in diesem falle raten, dass die vor *dnlo* stehenden runen ein verbum des schenkens enthielten.

So naheliegend aber die auffassung des hakens als schlusszeichen sei und so sehr sie durch die ags. inschrift auf der bodenplatte des Braunschweiger kästchens empfohlen werden könnte, die am ende der beiden, textlich identischen langzeilen gleichfalls einen gegen das schliessende *u* gekehrten haken im oberen zeilenraume zeigt und so wenig die von Söderberg getroffene wertbestimmung des letzten zeichens der Balinger inschrift als *ñg* durch ein zweites beispiel gestützt werden kann, so möchte ich doch von ihr nicht abgehen, da auf dem Braunschweiger kästchen die nichtlitterale bedeutung des hakens, durch beigesetzte ornamentale halbkreise ᚢ(und ᚢᛚ((kenntlich gemacht wird, da ich ferner ein verbum des schenkens aus den einleitenden runen vor *dnlo* nicht zu gewinnen vermag und das princip gelegentlicher sowol als typischer vereinfachung von buchstabenformen in der runenschrift zur genüge bekannt ist.

Die graphische grundlage der glaublich vereinfachten *ñg*-rune von Balingen kann aber selbstverständlich nicht die im mittleren zeilenraume situierte, geschlossene raute des bracteaten von Vadstena oder des steines von Opedal ᛝ sein und noch weniger das stehende rechteck des steines von Kylfver, sondern nur eine aufgelöste form dieses buchstabens und dann widerum nicht die in der horizontalen mittellinie geöffnete form des goldenen hornes von Gallehus ◊, sondern die in der vertikalen geöffnete und zugleich verschobene des hobels von Vimose ‹›, die sich so sehr mit der offenen *jāra*-rune der got. und urnord. inschriften berührt. Wegen der position des éinen hakens im oberen zeilenraume und wegen der stilistisch zu fordernden symmetrischen lagerung der

beiden teile zur langen mittellinie der zeile muss man annehmen, dass die vollständige form des *n͡g* im deutschen alphabete der Balinger spange nicht die der unverschobenen, wenn auch geöffneten raute <>, sondern mehr eine der got. und urnord. *jāra*-rune nahestehende, etwa <> gewesen sei und dass dementsprechend die *j*-rune dieses alphabetes die geradlinige bildung der spange von Charnay ᛃ und des Kragehuler lanzenschaftes ᛃ besessen haben werde, denn dass beide zeichen im alphabete formell geschieden gewesen sein müssen, ist nicht zu bezweifeln.

Wenn nun die inschrift von Balingen nur den oberen und äusseren teil der completen *ing*-rune setzt, so kann das eine graphische vereinfachung sein, denn dieser teil ist der charakteristischere, der zugleich eine ergänzung der vollen form in der vorstellung zulässt, und es wäre diesbezüglich an das vereinfachte *b* der einen Pallersdorfer (Bezenyer) spange ᛒ zu erinnern, das gleichfalls nur den einen, hier unteren bogen des seitendetails der vollständigen rune ᛒ zum graphischen ausdrucke bringt, oder es kann die orthographische absicht obwalten, das im auslaute stehende *n͡g* vom inlautenden zu scheiden.

Das auslautende *n͡g* erfordert, insofern es als reine velare nasalis *n͡g* ohne folgendes *g* gesprochen wird, nur bildung des artikulationsverschlusses und verklingen der nasalis im verschlusse ohne folgende, akustisch sich verratende lösung, während im inlaute, sagen wir etwa in der genitivendung -*un͡ges* sowol verschlussbildung als öffnung deutlich werden, die der nasalis in dieser position weitaus mehr als inlautendem, sich leicht zur folgenden silbe ordnendem *m* und *n* (-*umes*, -*unes* wie -*u*-*mes*, -*u*-*nes!*) den charakter einer geminata aufprägen. Man kann sich also denken, dass der verfertiger der inschrift oder auch schon das ihm bekannte alphabet der verschiedenen aussprache des inlautenden und auslautenden *n͡g* durch volle und vereinfachte form der *in͡g*-rune rechnung trug.

Im sinne dieser betrachtung ergibt sich ein namenpaar *dnlo am͡ulun͡g*, das sich als masc. personenname mehr patronymikon éiner person definieren lässt.

Hinsichtlich der auflösung des mit ausgelassenen mittelvokalen geschriebenen namens *dnlo* kann man schwerlich etwas besseres vorschlagen als schon Söderberg gefunden hat.

Der westgot. name eines der unterfertiger der Concilsacten von Tolet vom jahre 693 *Danila comes subscripsi*, Mon. Germ. hist. legum sectio 1, tomus 1, Hannoverae 1902, 486, 35 muss westgerm. **Danilo* lauten und ich möchte von der vocalisierung des complexes *dnlo* mit *a* schon deshalb nicht abgehen, weil die kürzung mit rücksicht auf den

runennamen des *d* : got. *daaz*, an. *dagr*, ags. *dæg*, ahd. *tac* getroffen sein kann. Dem entsprechend sind andere vocalisierungen wie etwa **Dunilo* nach westgot. *Dunila* conc. Tolet. 638—53, oder **Dinilo* nach *Dina* fem. 9 Pol. R., *Dinane* abl. Pardessus a. 711, wenn auch an sich möglich, so doch minder empfohlen.

Auch gegen den ansatz von *i* in der suffixsilbe wird sich füglich nichts einwenden lassen. Der vocal der schwachen deminutiva mit *l*-suffix wird sicherlich ursprünglich vom themavocal bestimmt, wie got. *magula* neben *magus* lehrt, aber *barnilo* zeigt nicht das thematische *a* des neutrums *barn* sondern hellvocal, der aus den *i*-stämmen bezogen sein oder vielleicht auch auf dem mit *ă* ablautenden *ĕ* der *ā*-reihe beruhen kann. Dieser typus der deminutivbildung von *barnilo*, *mawilo*, *Merila* ist in den personennamen vorzugsweise productiv, und es muss daher **Danilo* um so mehr erwartet werden, als das zu grunde liegende primitiv an. *Danr*, westgerm. **Dăni* ein *i*-stamm ist. Auch synkope des mittelvocales wie in westfränk. *Wanla* fem. 9 Pol. R., got. *Frithla* masc. P. VIII, 23, ahd. *Eblo* P. XVI, 487, urnord. *Onla*, *Fösla*, an. *Atle* ist als spätere erscheinung für die spangeninschrift von Balingen auszuschliessen.

In ahd. zeit müsste der name im einklange mit *Halbtene* Libri confrat., mhd. *ein Tene*, pl. *die Tene* umlaut besitzen und nach analogie der ahd. deminutiva *Epilo*, *Etzilo*, *Nendilo*, *Uuenilo* als **Tenilo* auftreten. Bei synkope des suffixvocales ergäbe sich **Tenlo*, neualem. **Tenle*, was sich den als familiennamen bewahrten deminutiven namen *Eble*, *Etzle* angliederte. Doch scheint es mir auch nicht ausgeschlossen, dass der in Libri confrat. mehrmals begegnende, auch im Wirt. Urkundenbuch[1] VI, 497 zum jahre ca. 803—17 bezeugte name *Tello* mittels assimilation von *nl* in *ll* auf **Tenilo* zurückgehe.

Ob die deminutivform **Danila* aus einfachem **Dani* oder aus einem compositum mit diesem elemente im zweiten teile stamme, könnte wol gefragt, aber schwerlich beantwortet werden, wie es ja auch nicht zu entscheiden ist, ob das patronymikon *Amulung* von einem einfachen *Amul*, oder einem zusammengesetzten vollnamen mit diesem worte im ersten teile ausgehe. Auch darüber, ob *Amulung* patronymikon im engeren sinne, d. h. vom vatersnamen des **Danilo* aus gebildet sei, oder schon familienname, der an einen älteren ascendenten anknüpft, wird man sich der endgiltigen entscheidung enthalten müssen.

Die streng patronymische function der *ing*-ableitungen tritt uns in der genealogie des königs *Æþelwulf* entgegen, der in der Parkerhs. der

1) Stuttgart 1849 fg.

Chronik (hg. v. Earle) zum jahre 855 durch inclusive 32 vorfahren auf *Itermon Hráþraing* und durch inclusive 10 weitere vorfahren der ascendenz Noe's auf Adam zurückgeführt wird, so dass, da wir den vater *Itermons: *Hráþra* als sohn Noe's aufzufassen haben, die gesamtzahl der vorfahren *Æþelwulfs* einschliesslich *Adam* 43 beträgt. In der german. reihe dieses stammbaumes geht die patronymische bildung mit *ing* durch: *Ond se Æþelwulf wæs Ecgbrehting, Ecgbryht Ealhmunding, Ealhmund Eafing*, nur bei *Ingild* unterbrochen, für den zusammen mit seinem bruder *Ine* der ausdruck *Cénrédes suna,* nicht **Cénrédingas* gewählt ist. Ebenso finden wir rein patronymische wirkung bei dem namen des Friesenkönigs *Fin Folcwalding* Wídsíð 27, der Beow. 1089 *Folcwaldan sunu* heisst, so wie in der benennung der söhne des Géatenkönigs *Hréðel*: *Higelác Hréþling* und *Hædcen Hréþling* Beow. 1923, 2925, aber ebenda 1792 wird der Dänenkönig *Hróðgár,* sohn des *Healfdene*, möglicherweise nach seinem urgrossvater *Scyld Scéfing,* sicherer aber aus dem namen der familie der *Scyldingas* als *gamela Scylding* bezeichnet, woraus sich ergibt, dass die combination *dnlo amulung* im zweiten gliede auch den namen der sippe enthalten kann. Das namenpaar der Balinger spange fände in diesem sinne betrachtet erwünschte bestätigung aus den Annales Quedlinburgenses P. V 31, wo es in analoger weise vom Ostgotenkönige heisst *Amulung Theoderic dicitur, proavus suus Amal vocabatur.* Der singular von Balingen ist in diesem falle, den ich für wahrscheinlich erachte, aus dem plural einer familie **Amulungos* geschöpft, der sich den als ortsnamen fortlebenden sippennamen *curtis meus Duringas* 'Theuringen', *in Chisincas, in villa Ailingas, actum Hêlingas* 'Ailingen', *in Stiozaringas* 'Alt-Steusslingen', *et Cocalingas . . . similiter Sechingas, Faginuluincas,* Wirtemberg. Urkundenbuch I aus den jahren 752—777 anschliesst. Als sippen bezeugt sind ausser den *Helmingas, Hréþlingas, Scyldingas*, *Wægmundingas*, *Wylfingas* des Beow. u. a. die bair. *Hâhilinga* der Lex Baiuuarior., sowie die langobard. *Gugingûs* in der einleitung des edictum Hrotharit, denn die pluralische natur dieser form in der angabe *fuit primus rex Agilmund ex genere Gugingus* wird durch die german. plurale in den folgenden ansätzen der königsreihe *quartusdecimus Agilulf Turingus ex genere Anauuas* und *septimusdecimus ego in Dei nomine qui supra Hrotharit rex, filius Nandinig*[1], *ex genere Harodos* erhärtet, ihre jedesfalls nicht im engeren sinne patronymische

1) Die Origo gent. Langob. bietet hierfür *Nanding* und *Nondingus*, aber die lesarten des Edictum *nandinig* und *nandoin* neben *nandig* und *nandinging* dürften eher einen vollnamen **Nandiuig* empfehlen.

beschaffenheit aus dem durchaus anders klingenden namen des vaters in Origo gent. Langob. *regem nomine Agilmund, filium Agio, ex genere Gugingus* erwiesen. Die nominative der familiennamen *genus Gugingûs* mit lat. *-ûs* = *-ōs*, *genus Anauuas* mit langobard. *-as* und *genus Harodos*, vermutlich gleichfalls mit langobard. flexion *-os* an stelle des späteren *-as* stehen im lateinischen in der art eines indeclinablen citates, an dessen stelle wir in correctem latein den genitiv **genus Gugingorum*, in langobard. fassung **cuni Gugingo* erwarten müssten, wobei auf die ags. bindung **cyn Wǽgmundinga*, die sich aus Beow. 2813—14 *þu eart endeláf ússes cynnes Wǽgmundinga* ergibt, verwiesen werden mag. Daran knüpfen sich die genitivischen familiennamen *Béowulf Scyldinga, Hnæf Scyldinga* Beow. 53, 1069, die doch für das namenpaar von Balingen ausser spiel bleiben, da hinter *Am̃ulun̄g* kein als genitivflexion deutbarer vocal steht.

Als personenname mit wechselndem mittelvocal *a, e, u* ist *Amulung* in späteren quellen mannigfach bezeugt, darunter in völlig einstimmender form, d. h. mit mittlerem *u* und auslaut *g* im UOE, II, 124 z. j. 1103, latein. flectiert *eundem Amalungo* z. j. 970—73 in P. VIII, 624 Annalista Saxo, mit auslautendem *c*: *Amalunc* in Libri confrat. II 502, 23. Als possessivischer genitiv erscheint der einzelname in der ortsbezeichnung *Amalungesdorpf* in Thüringen z. j. 947, Wenck, hess. landesgesch. III urkunde nr. 30, der pluralische familienname ist in dem schweizerischen ortsnamen *Amlikon*, kanton Thurgau, Necrol. Germ. tom. 1, 671, fixiert.

Ob es in der umgebung von Balingen, in alter form *Balginga*, Wirtembg. urk. VI öfter, mitten unter den zahlreichen suebisch-alemann. sippensiedlungen auf *-ingen* jemals einen örtlichen niederschlag der familie **Amulungos* gegeben habe, konnte ich nicht feststellen; aber ihre engere stammeszugehörigkeit dürfte sich ausmachen lassen, da wir die familie zeitlich vom 5. jh. her proicieren dürfen und die örtliche lage von Balingen am fusse des Heuberges, nahe der hohenzollerschen grenze, im württembergischen schwarzwaldkreise, jenes gebiet betrifft, worin nach den von Zeuss, Die Deutschen 1. 312—15, gesammelten nachrichten der alten geschichtschreiber und chronisten von der mitte des 4. jhs. an, wahrscheinlich aber schon unter kaiser Probus 276—282, die *Juthungen* wohnten, deren name nach dem jahre 430, da sie von Aëtius entscheidend niedergeworfen worden, nicht mehr besonders genannt wird.

Dieser stamm, den Ammianus Marcellinus 17, 6 z. j. 358: *Juthungi, Alamannorum pars, Italicis conterminans tractibus ... Raetias ... vasta-*

bant in den neuen westlichen sitzen an der seite der Alemannen kennt, hat etwa 100 jahre früher weiter östlich, am nordufer der Donau, entsprechend dem heutigen Niederösterreich gesessen, denn die um 250 zu datierende römische weltkarte (Tabula Peutingeriana) verzeichnet daselbst von *Ad ponte Ises* bis *Vindobona* die volksstämme *QVADI* und *IVTVGI* durcheinandergeschrieben, doch in einer graphischen darstellung, die keinen zweifel darüber lässt, dass die Juthungen unmittelbar am ufer, die Quaden aber in ihrem rücken wohnten. Combinieren wir die von Zeuss s. 315 hervorgehobene tatsache, dass nach dem jahre 430 das den Alemannen verbündete volk nicht mehr *Juthungi*, sondern *Suevi*, *Suavi* heisst, mit dem ethnologischen merkmal, das uns der beiname der **matres Suebae Euthungae* eines Kölner matronensteines[1] an die hand gibt, so ist der schluss sehr einfach, dass die Juthungen ein dem suevischen verbande angehöriges volk gewesen sein müssen, deren ursitze irgendwo im bereiche der alten, nördlichen heimat der Sueven an der unteren Elbe und Oder gesucht werden müssen. In diesen breiten muss denn auch der volksname **Dani*-, dessen entstehung nach Noreen[2] in den beginn des 1. jhs. u. z. hinaufreicht, von den Sueven wie von den Goten, in ihren namensschatz aufgenommen worden sein.

Was die runen vor dem namenpaare betrifft, habe ich auf grund meiner vom 14. bis 27. januar d. js. widerholten, bei zerstreutem tageslicht, bei directer sonnenbeleuchtung, bei künstlichem lichte (glühlampe), mit freiem auge und mit der lupe angestellten beobachtungen zusammenfassend das gesehen, was in meinem schlussprotokoll vom 26. jan. niedergelegt ist und was auch im wesentlichen die beiden photographien, i. b. die stärker vergrösserte zeigen. Ich konnte nur drei buchstaben feststellen, von denen der erste ein sicheres *a* ᚨ ist, der zweite einer, nicht ganz bis zur grundlinie geführten *þ*-rune ᚦ gleicht, der dritte sich seinem aussehen nach jener rune nähert, die im alphabete der spange von Charnay den platz der urnord. *ýr*-rune: Vadstena ᛉ, Kylfver ᛦ einnimmt und mit ihrem doppelten seitendétail ᛯ als symmetrische vereinigung der beiden urnord. typen erscheint.

1) Veröff. Rhein. Mus. 45, 639: der name *Euthungabus* ist angeblich zu beginn nicht intakt, wie denn in der inschrift *[MAT]RIBVS · SVEBIS | EVTHVNGABVS | [I]VLIVS · SECVNDV[S] | [I]VLI · PHILTATI · LIB | [V] · S · L · M* die zeilenanfänge von 1, vermutlich eine ligatur *mat*, 3 und 4, je ein *I*, 5 *V* ergänzt werden müssen. Aber die zweite zeile kann eingerückt sein und falls sie es nicht wäre, wie 3 und 4 mit einem *I* begonnen haben, so dass wir hier für den v. n. die form **Jeuthungi* gewännen.

2) Våra fädernesländs namn: 'Norden 1902' s. 83.

Das urteil über die sicherheit des rechten, oberen abstriches an dieser letter schwankte, noch mehr das über den rechten unteren, von dem ich am 26. die meinung gewann, dass er, wenn überhaupt vorhanden, so doch nicht litteral sei. Dieses schwanken, das ich an mir selbst erfahren habe, drückt sich auch ganz genau in der widergabe der rune bei Naue, Söderberg, Stephens aus, von denen der erste beide oberen gabelstriche sowie den linken unteren sah, der zweite von rechten gabelstrichen überhaupt nichts bemerkte, ganz so wie ich am 14. bloss bie beiden linken ᛯ gesehen hatte, der dritte zwei untere gabelstriche, aber keine oberen anerkennen wollte.

Beirrt wird das urteil i. b. durch den vom oberen abstriche des ʅ zur basis herabgeführten und im unteren drittel nach rechts umgeknickten strich, der keine selbständige rune sein kann und auch als ligatur mit dem ʅ nicht verständlich wird. Ich bin zu der ansicht gekommen, dass dieser strich, den ich weder als spätere verletzung, noch als besonderes litterales element, noch als trennungszeichen zu erklären vermag, zwar geritzt aber nicht correct sei; ich halte es für möglich, dass der runenschreiber zuerst die absicht hatte die *th*-rune ʅ mit dem folgenden zeichen ᛯ zu ligieren, dass also der senkrechte teil des striches als die zwischen den beiden ansatzpunkten der gabeln gelegene hastenpartie dieser rune und der nach rechts umgeknickte als rechter, unterer abstrich derselben vermeint war. Gründe, i. b. der graphischen deutlichkeit konnten den schreiber bestimmt haben, es bei dem versuche einer ligatur bewenden zu lassen und für die beabsichtigte rune ᛯ mit neuer hasta einzusetzen, wobei er zugleich die möglichkeit hatte, den einmal gezogenen, auf die grundlinie schief einfallenden teil als rechten, unteren abstrich gelten zu lassen.

Denkbar allerdings wäre es auch, dass die in rede stehende dritte rune der inschrift mit bandartig verbreiterter haupthasta beabsichtigt war. Ähnliche erscheinungen der graphischen stilistik sind ja hinreichend bekannt. So besitzt die inschrift des beingerätes von Lindholm durchweg bandartig verbreiterte lettern, deren haupthasten wie seitenbalken sich aus je 3 parallelen strichen zusammensetzen; so wechselt die inschrift des lanzenschaftes von Kragehul mit bandartig verbreiterten, aus 3 bis 4 parallelstrichen bestehenden und einfach linearen elementen[1] und bildet die einzelnen runen entweder durchaus verbreitert, oder durchaus einfach linear, oder mit verbreiterten haupthasten und einfachem seitendétail; so waren auf dem goldenen horne von Gallehus die ersten vier wörter mit bandartigen, das schliessende verbum *tawido* mit einfac[h]

1) Hierzu auch die inschrift des stäbchens von Britsum oben s. 174.

linearen zeichen dargestellt, so wechselt auch die von Magnus Olsen[1] veröffentlichte inschrift von Maeshowe nr. 22 mit einfach linearen und bandartig verbreiterten runen.

Man hätte dann in dem falle von Balingen eine form ᛯ zu postulieren, die aber doch durch die erkennbaren linien der inschrift nicht zur vollen überzeugung bewahrheitet wird und gegen die man ja auch einwenden kann, dass sie in ihrer umgebung ganz vereinzelt stünde, während bei den angeführten beispielen das stilprincip der bandartigen verbreiterung entweder überhaupt bei allen lettern durchgeführt ist, oder doch wenigstens durch mehrfachen wechsel mit einfach linearen zeichen beglaubigt wird.

Dagegen lässt sich die annahme einer beabsichtigten ligatur aus der tatsächlichen ligatur *m͡u*, aus der unteren verbindung der rune ᛉ mit dem folgenden ᛞ, aus der oberen ineinanderschreibung von *l* und *o* bekräftigen und die mangelnde correctheit mit der flüchtigkeit zusammenbringen, die sich auch in der bildung der ersten hasta des *m* aus zwei aneinandergestückelten strichen, in dem offenbleiben der ligatur *m͡u* am kopfpunkte, in der doppelten besserung der curve am zweiten *u* zu erkennen gibt.

Die ganze zeile hat keineswegs die ruhe und peinliche sauberkeit einer sorgfältig vorbereiteten inschrift, sondern zeigt die merkmale cursiver flüchtigkeit und legt vermöge ihrer merkwürdigen mischung von eleganz und nachlässigkeit, von sicherer schriftbeherrschung und sorgloser ausführung den gedanken nahe, dass sie nicht von dem auf bestellung arbeitenden goldschmied gemacht, sondern von dem besitzer der spange eingeritzt, d. h. ein runisches autogramm sei.

Von bedeutung für den skizzierten, allgemeinen charakter der inschrift ist m. e. die allerdings sehr viel spätere eines silbernen armringes von Senjen[2], nicht nur wegen der gleichheit des materials, sondern auch wegen ihrer flüchtigkeit, die sich ganz ähnlich in der auslassung eines *m* mit folgendem versuche der correctur, in nachträglicher einzwängung eines aus zwei strichen zusammengestückelten *i*, in der correctur der conjunktion *in* (*en*) zu *auk* ausdrückt und den gleichen schluss erlaubt, dass sie nicht vom verfertiger des ringes, sondern von einem späteren besitzer gelegentlich eingegraben sei.

Zwischen dem *a* des eingangs und der glaublichen *th*-rune, die ich einfach mit *i* translitterieren will, ohne mich eines der von Bugge

1) Tre orknøske runeindskrifter. Christiania 1903.

2) Norges Indskrifter med de yngre Runer II udgivne af S. Bugge og M. Olsen. Kristiania 1906.

für sie verwandten zeichen ᴇ oder ɪ zu bedienen, konnte ich keinen buchstaben entdecken, obwol die distanz so weit erscheint, dass man in ihr nach einer letter sucht. Diese distanz beträgt nach der grösseren photographie gemessen 5 mm oberer weite, während die distanzen der übrigen hastenköpfe sich zwischen 3 und 4 mm bewegen. Aber 5 mm ist doch auch die distanz vom kopfe des *o* zu dem des folgenden *a* und ebensoviel beträgt die obere weite des *d*. Ausserdem wird die distanz der beiden zeichen in der mittellinie durch die gegeneinander gekehrten seitenstriche wesentlich eingeschränkt, nach den massen der grösseren photographie auf etwa 3 mm, so dass in ihr selbst eine einstabige rune, die man aber doch nicht wahrnimmt, ausser verhältnis zu den übrigen buchstabendistanzen der inschrift stünde.

Man erwartet vor dem namenpaare ein verbum des besitzens. Der zuständige ausdruck hierfür ist urnord. *aih* 1. und 3. sing. und 2. imperat. des bekannten praeterito-praesens, später monophthongiert und so auch ags. *áh*, got. *aih* und *aig*, inf. *aigan*, ahd. optat. *êgi* in *shêgih guot* Georgslied. Dieses verbum: spange von Fonnås *aih*, auf dem bracteaten 55 von Maglemose mit dem persönl. pronomen verbunden *ʌihek*, auf dem bracteaten 17 anscheinend mit diesem lautlich verschmolzen und so wie in der Balinger inschrift mit *ih*-rune geschrieben ᚨᛇᛉ *aᴇk*, Bugge, Bidrag 1906 s. 88 (228), führt auf unsere inschrift angewendet zu dem schlusse, dass die rune ᛡ hier sowie im alphabete der spange von Charnay, wo sie den platz des nord. *ýr* einnimmt, als spirant der palatalen-velaren artikulationslinie zu verstehen sei. Im falle von Balingen können wir wegen des vorhergehenden *i* auf palatale qualität $\acute{\chi}$ raten, für das fuþark von Charnay werden wir besser tun im allgemeinen den lautwert χ, velar und palatal, anzunehmen.

Die Balinger spange scheint mir den runologisch bedeutsamen beweis zu liefern, dass dieselbe rune ᛉ, ᛦ, die in den nord. inschriften den lautwert des geschichtlich aus german. tönendem *z* entwickelten *ʀ* vertritt, in den deutschen inschriften weder diesen noch den vorausliegenden wert besitzt, sondern zur bezeichnung jener spirans dient, die sonst sowohl in der runenschrift als in den historischen orthographien der germ. dialekte mit dem eigentlichen zeichen des reinen hauchlautes *h* ᚺ, ausgedrückt wurde.

Der gesamttext unserer inschrift **aih d[a]n[i]lo Amulung* '[dies] besitze [ich] Danilo [der] Amulung' ist eine eigentumsmarke und vermutlich ein autogramm des eigners, der sicherlich ein vornehmer mann, suebisch-juthungischen stammes war. Dass die zeit der inschrift mit

der der anfertigung der spange nicht notwendig identisch sein müsse, braucht nicht besonders betont zu werden. Sie kann sicherlich auch jünger sein, doch wage ich nicht zu entscheiden, ob man mit der datierung etwa noch in das erste viertel des 7. jhs. heraufzugehen berechtigt sei.

Wie gewandspangen getragen wurden zeigt die von Lindenschmit reproducierte abbildung aus dem Halberstädtischen diptychon[1]: Die bügelförmigen spangen ruhen auf der herald. rechten schulter der drei dargestellten männer und verbinden den über die schulter geschlagenen rückenteil mit dem vorderteile eines die volle figur deckenden, weiten, ärmellosen mantels, unter dem man rechts den mit ärmel versehenen leibrock sieht, während der linke arm vollständig gedeckt und unfrei ist. Auf dem bilde des bracteaten 28 von Overhornbæck findet sich eine kreuzförmige spange unterhalb des kinnes, auf dem von Broholm, Fünen nr. 1, eine scheibenförmige im winkel der herald. linken schulter zum halse, ebenso auf dem bracteaten 4 von Bohuslän; zwei scheibenförmige spangen rechts und links der halsgrube, beziehungsweise auf dem rechten und linken schlüsselbeine aufruhend, zeigt der bracteat 90 von Gettorf[2]. Die inschrift der Balinger nadelscheibe ist auf den fertigen gegenstand gesetzt; sie ist in das vom dritten und vierten koncentrischen kreise begrenzte ringband der rückenplatte eingetragen. Aber eine inschrift aufzunehmen ist keineswegs der eigentliche zweck dieser kreise, die vom goldschmied gezogen wurden, bevor er die vier nietlöcher und das schmale rechteck für den fuss des widerlagers der nadel ausschnitt und bevor er das nadellager auflötete, denn es zeigt sich ganz deutlich, dass sie zur orientierung dieser kleinarbeiten an der silbernen unterplatte der spange dienten und in ihrem interesse entworfen sind.

Die beiden seitlichen nietlöcher sind am vierten kreise von innen gerechnet angebracht; das rechte tangiert den kreis, das linke wird von ihm halbiert. Das obere nietloch scheint den vierten kreis von innen zu berühren, das untere steht in der mitte zwischen dem vierten und fünften. Das nadellager ist auf eine wagrechte, obere sekante von geringer spannweite des zweiten kreises aufgesetzt. Es besteht aus zwei aufgelöteten laschen aus dem metall der platte, zwischen die die feder der nadel verklemmt wurde. Sie ist noch heute als massiver, zusammengebackener eisenrostklumpen vorhanden. Der schmale, rechteckige aus-

1) Handbuch der deutschen altertumskunde. I. Braunschweig 1880—89, s. 426.
2) Stephens, Run. Mon. II, 540. 519. 521; III, 258.

schnitt für den heute ausgebrochenen fuss des widerlagers erstreckt sich vom zweiten inneren kreise bis nahe an den vierten in der richtung des unteren nietloches. Nach der stellung des ausschnittes zum nadellager darf man annehmen, dass die nadel von der mitte der spiralfeder ausgieng, um in das widerlager einzuspielen, ganz so wie auf der von Lindenschmit 1, 439 abgebildeten kentischen goldfibel.

Der mittelpunkt aller kreise, in dem der eine schenkel des zirkels fusste, ist noch deutlich sichtbar. Die aus zwei stücken zusammengesetzte besserung des oberen ausbruches ist offenbar mit den originalfragmenten gemacht, an der reversseite mit gelber kittmasse und einer bunten scherbe unterlegt. Im übrigen zeigt die gegen den aus gold gearbeiteten vorderteil der brosche gekehrte reversseite eine dicke schicht braunroter, harter, teigartig aussehender masse.

CZERNOWITZ. V. GRIENBERGER.

HÜNEN

Für ihre nachbarn haben die deutschen stämme volkstümliche namen gebraucht. So heissen in ihrem mund die an der deutschen ostgrenze ansässigen Lituslaven seit alters *Wenden* (Zeuss, Die Deutschen und die nachbarstämme s. 67). Die an der südgrenze und an der westgrenze neben ihnen siedelnden Keltenvölker nannten die Germanen der urzeit * *Walhôs* (< *Volcae* Müllenhoff, Deutsche altertumskunde 2, 279 fgg.). Es ist darum keine müssige frage, ob denn die alten Deutschen für die — hier friedlich, dort feindlich — so nahe mit ihnen verbundenen Römer einen heimischen und volkstümlichen namen nicht geprägt haben sollten?

Diese frage ist nicht bloss zu bejahen, sondern auch positiv dahin zu beantworten, dass die Römer in den ersten jahrhunderten christlicher zeitrechnung von unsern vorfahren *Hûni* (> Hüner, Hünen) genannt worden sind.

Unsere frage ist längst gestellt und bejaht, aber in anderem sinn beantwortet worden. Zeuss (a. a. o. s. 68) hielt *Walaha* für die den Deutschen eigene benennung „der Römer und ihrer untergebenen.“ Müllenhoff erklärte zwar (a. a. o. s. 282), die Germanen hätten die Gallier oder Kelten insgesamt „Walche“ benannt, fasste aber (a. a. o.

s. 279) seine totalansicht in den satz zusammen: „der Germane begriff unter Walh plur. Walhâs oder Walhôs ehedem alle seine lateinisch oder romanisch und keltisch redenden süd- und westnachbaren.“ Plausibler ist die ausdrucksweise Bremers (Pauls Grundriss 3², 779): „nach den *Volcae* haben die Germanen alle Kelten und nachmals alle Romanen Walchen > Wälsche genannt.“ Noch schärfer betont die zeitstufen, die wir im sprachgebrauch sondern müssen, R. Much, wenn er in der zweiten verbesserten auflage seiner trefflichen Deutschen stammeskunde (s. 57) sagt, der name *Walha* (anord. *Valir,* ags. *Wealas*) bezeichnete ursprünglich „die gesamtheit der Kelten, dann die romanisierten Kelten, schliesslich auch die Romanen selbst.“

Indem ich dieser formulierung beipflichte, betone ich, dass hier von den Romanen[1], aber nicht von den alten Römern die rede ist und folglich die frage offen bleibt, welches der altheimische name gerade für sie gewesen sein möchte.

Bei den Goten wissen wir bescheid, haben sie doch das fremdwort nationalisiert *(Ruma, Rumoneis).* Als occasionelle erscheinung mag dies auch in Deutschland vorgekommen sein; eine form wie *Ruman*[2] ist aber nicht usuell geworden, vielmehr ist das fremdwort in der doppelform *Romanus-Romarius (> Roman, Rômer*[3]*)* in umlauf gelangt.

Schon in der Karolingerzeit ist für die Romanen d. h. die romanisierten Kelten und die verwelschten Römer der name *Walha* gebraucht worden (Romani: *uualha,* in Romana: *in uualhum* Ahd. gl. 3, 13, 3. 8). Die geschichte dieses wortes lehrt, dass es im altertum von den Kelten ausgegangen und den Kelten vorbehalten war. Ags. *Wealas* bezieht sich denn auch auf die keltischen Walliser.

Keltische, genauer gesprochen, belgische, gallische und helvetische siedelungen sind nun aber auch in den von den westdeutschen und süddeutschen völkern occupierten landschaften unter den fränkischen und alemannischen ansiedlern aufgegangen. Für Südwestdeutschland ist dies jüngst namentlich von E. Fabricius (Die besitznahme Badens durch die Römer, 1905) bewiesen worden. Urkundliche belege liefern uns in erster linie die mit *walh* gebildeten orts- und personennamen. Unter den letzteren ist *Walh, Walhin, Walhisc* die übersetzung von *Gallus, Gallica, Gallicus* (Socin, Namenbuch s. 554. 556. 216. 224fg.

1) Romani: *Waleha* Ahd. gl. 3, 131, 8 (= ags. *Wealas*).

2) A. Socin, Mittelhochdeutsches namenbuch s. 79. 160. 214. Auch im ags. ist *Rûm-* neben *Rôm-* belegt, wie im anord. *Rúm* neben *Róm.*

3) Socin a. a. o. s. 555. Ahd. gl. 2, 206, 16 u. a.

634). In unserem zusammenhang sind die namen *Adalwalh*, *Ercanwalh* einerseits und *Halbwalh* andererseits von hervorragender bedeutung, da sie den gegensatz deutscher und gallischer nationalität klar zum ausdruck bringen und doch auch die tatsache der völkermischung nicht verkennen lassen. In welcher ausdehnung Germanen ihr blut mit Galliern (Kelten) im verlauf der völkerwanderung vermischt haben, ersehen wir aus der lehrreichen zusammenstellung der specialfälle eines *Halbwalah* bei Socin (a. a. o. s. 215): während *Adalwalh* und *Ercanwalh* die reine, durch connubium nicht gestörte gallische abstammung betonen, ist *Suâbalah* halbschlächtig und bezeichnet einen Schwaben, dem gallisches blut in den adern fliesst usw.

Für die ortsnamen genügt es, hier einen typischen fall zu besprechen. Am mittleren Neckar lag bei der Enzmündung ein römisches kastell. Rings umher gehörte alles land dem römischen kaiser und wurde als kaiserliche domäne verwaltet. Auf diesen *agri decumates* waren Gallier als kolonen angesessen (Tacitus, Germania c. 29). Es waren vornehmlich die reste der helvetischen urbevölkerung; wir kennen zum beispiel Boier in Marbach (CIL XIII, 2 nr. 6448). In nächster nähe von ihnen wurde jenes kastell errichtet, dessen name *Wahlheim* (früher *Walahheim*) etwa so viel als 'Gallierdorf' bedeutet[1]. Die bewohner dieses dorfes sind offenbar Walhen (Kelten) gewesen, als es in den besitzstand der das Neckartal kolonisierenden Germanen einbezogen wurde. Das kastell (Der obergermanisch-raetische limes, lief. VIII nr. 57) war also mit der zeit zu einem Gallierdorf und später zu einem deutschen dorf ausgewachsen. In seiner anlage ist Wahlheim noch heutigen tages ganz und gar durch die topographie des römischen lagers bedingt. Die heutige 'hauptstrasse' hat (wie in Okarben) ihren namen von der *via principalis* des kastells, wie sie denn auch in ihrer richtung durch diese hauptstrasse des kastells bestimmt worden ist; die senkrecht zu der hauptstrasse verlaufende dorfstrasse ist zu nicht unwesentlichen teilen die alte *via praetoria*. So ist das kartenbild dieses alten dorfes eines der anschaulichsten beispiele für die noch nicht genügend gewürdigte tatsache, dass die geschichte der deutschen 'stadt' von den römischen kastellen und lagerdörfern auszugehen hat.

Der allgemeine deutsche name für ein römisches (mit mauern umgebenes, von strassen durchzogenes) kastell ist denn auch unser *-burg*[2].

1) Vgl. *Walahheim, Walahdorf, Walahon, Walahastat* u. a. bei Förstemann (Ortsnamen). — *nux gallica* > *walnuss* (Hoops, Waldbäume s. 577).

2) Soweit nicht *castellum* zu *Kastel*, *Kassel*, *Kessel* geworden ist; vgl. z. b. den gerade in unserem zusammenhang höchst bezeichnenden ortsnamen Kesselstadt

Dieser terminus ist als benennung der deutschen städte (ursprünglich: befestigter lagerstädte) massgebend geworden; allein schon ihre stadtviertel, ihre quartiere verraten es, dass sie aus dem römischen kastell mit seinen durch die beiden hauptstrassenzüge bestimmten 4 vierteln erwuchsen. Noch führen die kastelle das wort *burg* im namen: ich erinnere an Regensburg *(castra Regina)*, Haselburg (Limesblatt 145), Arnsburg, Kapersburg, Saalburg. Ein sehr schönes beispiel besitzen wir an dem paar Obernburg und Niedernburg (*tam hic locus quam ille ex castello romano nominatus* CIL XIII, 2, 286). Die 'hauptstrasse' von Obernburg ist die *via principalis* des kastells, die 'badgasse' die *via praetoria* (ORL lief. XVIII nr. 35 s. 10). Die dorfmauer von Niedernburg (flect. *-bürg* > *-berg)* steht zum teil auf der kastellmauer, auch hier folgt die 'hauptstrasse' der römischen *via principalis*, 'Kirchgasse' und 'Schulgasse' entsprechen der *via praetoria* (ORL lief. III nr. 34). Auch der plan des dorfes Krotzenburg ist der raumdisposition des römischen kastells analog, die kastellmauer ist zum teil als kirchhofsmauer erhalten, die 'Kirchgasse' ist = *via principalis*, die 'Breitegasse' ungefähr = *via praetoria* (ORL lief. XX nr. 23, s. 3)[1].

Sehr verbreitet ist der volkstümliche name Alteburg für ein römisches kastell. Der älteste, mir bekannt gewordene beleg gehört dem jahr 1178 an (Korrespondenzblatt des gesamtvereins der deutschen geschichtsvereine 1856, 121. 123fg.). Ich erwähne das Kölner kastell Alteburg; auch das kastell Niederberg (bei Ehrenbreitstein) heisst Alteburg (ORL lief. XII nr. 2[a]); kastell Holzhausen lebt im volksmund als Alteburg (ORL lief. XXII nr. 6), Heftrich heisst Alteburg (ORL. lief. XXIII nr. 9) ebenso Zugmantel ('auf der Alteburg') und Walldürn (ORL lief. XXI nr. 39); in Buch nennt mans Alte bürg (ORL lief. X nr. 67); zum schluss sei erwähnt, dass auch das kastell von Cannstadt nahe bei dem heutigen

(bei Hanau): *qui vicus castello superstructus est ab eoque nomen accepit* (CIL XIII, 2, 421). Die 'Wilhelmstrasse' entspricht der *via praetoria* ORL lief. X nr. 24 s. 4. — Auch der name *herberg* erscheint als verdeutschung von lat. *castellum* z. b. in Urspring ORL lief. XXIV nr. 66[a] s. 3. — Auf den namen 'die Weil' (< *villa*) kann hier auch nicht weiter eingegangen werden; ich bemerke nur noch, dass aus *burg* neuerdings *schloss* geworden ist, vgl. z. b. ORL lief. XIII nr. 46 s. 11; 'schloss', 'schlösschen' auf dem *burg*-gewann ORL lief. XI nr. 51 s. 1. 2. — *burgi* (wachtürme) bilden eine gruppe für sich; vgl. Klio 7, 109 fgg.

1) Auch in Heddesdorf (bei Niederbieber) folgt der römischen *via principalis* der heutige strassenzug 'Hintere Beringstrasse' ORL lief. XIX nr. 1 s. 5. Ich empfehle angelegentlich das studium der dem ORL beigegebenen terrainkarten und verweise im vorübergehen auf die lage der kirchen z. b. in den kastellen Gunzenhausen und Böhming (ORL lief. XXIX nr. 71. 73[a]).

flurnamen 'auf der Altenburg' gestanden hat (ORL lief. XXVIII nr. 59). Das kastell Köngen liegt auf dem ‚Burgfeld' (genauer 'auf der Burg ob dem Altenberg' ORL lief. XXX nr. 60), Heddernheim 'auf dem Burgfeld', Ruffenhofen auf der flur 'Bürgfeld' (ORL lief. IV nr. 68). Das alte römische kastell Waldmössingen (im würtembergischen oberamt Oberndorf) steht 'auf der Burghalde' (ORL lief. VI nr. 61[b]). Denn gar nicht selten nennt das volk die kastelle schlechtweg 'burg': so Langenhain ('die burg' 'auf der burg' ORL lief. VIII nr. 13), Friedberg ('auf der burg'; die burgmauer der stadt steht auf der römischen umfassungsmauer vgl. Limesblatt 355 fgg.), Heldenbergen ('auf der burg' ORL lief. XIII nr. 25), Marköbel (ORL lief. III nr. 21). Die kastelle bei Neckarburken führen die volkstümlichen namen 'Burg' (> *Berk*) und 'Beiburg'[1] (ORL lief. IX nr. 53 und 53[1]); vgl. Benningen ('Birk' ORL lief. XVII nr. 58), Unterböbingen ('Bürgle' ORL lief. I nr. 65), Murrhardt ('Bürg' ORL lief. I nr. 44), Welzheim ('Bürg' ORL lief. XXV nr. 45), Öhringen ('Bürg' ORL lief. V nr. 42).

Genauer werden römische baudenkmäler nach dem jüngsten sprachgebrauch durch das bestimmungswort *Römer-* unterschieden (Römerbrunnen, Römerecke, Römergässchen, im Römer u. a.). Eine ältere schicht hebt sich durch das epitheton *heiden-* ab (vgl. heidengrab, heidenstrasse, heidenweg im Dwb.); es sind bei den ausgrabungen am limes römische reste zu tage gekommen auf örtlichkeiten, die den namen heidenbühl, heideneck, heidenfeld, heidekringen und ähnliche tragen; 'heidenkirche' ist eine beliebte bezeichnung für eine römische *villa* (vgl. ORL lief. XXV nr. 10 s. 10). In welch prägnantem sinn die Römer als 'heiden' bezeichnet wurden, erfahren wir aus dem volkstümlichen, nach den köpfen römischer imperatoren gebildeten namen für die römischen münzen, die 'heidenköpfchen' heissen, während die gallischen münzen bekanntlich als 'regenbogenschüsselchen' recipiert wurden.

Die älteste benennung der an den deutschen grenzen tätigen Römer ist aber wahrscheinlich *Hûni*.

Wir begegnen nämlich römischen kastellen am limes, die *Hönehaus* (CIL XIII, 2, 256), *Hainhaus* oder *Hainhäusel* (CIL XIII, 2, 258. 447 ORL lief. IV nr. 49. V nr. 47) heissen. Bei Hausen fand man reste römischer befestigungen; sie heissen *Hunnen*kirchhof (CIL XIII, 2, 447). Das

1) Vgl. ORL lief. XVI nr. 75. — Oberscheidental steht auf 'burgmauer' (ORL lief. VI nr. 52). — Der ältere name von Osterburken lautete *Burgheim* (CIL XIII, 2, 275) usw.

hauptbeispiel ist aber einerseits das wichtige kastell Butzbach, das im volksmund unter dem namen *Hunneburg* oder *Heuneburg* geht (CIL XIII, 2, 447. 448. ORL lief. I nr. 14) und andererseits eine im Taunus von den Römern gebaute strasse, die nicht bloss als 'heidenstrasse' (*heidstross* a. 1486: Korrespondenzblatt des gesamtvereins 1856, 125) sondern namentlich auch als *Hüner*strasse oder *Höner*strasse bekannt geworden ist (ORL lief. XXV nr. 10 s. 2fg.); eine volkstümliche variante ist mir noch in der bezeichnung *Hüner*weg (Westdeutsches korrespondenzblatt 1895, 99) oder *Hunnen*pfad begegnet (ORL lief. XXVII nr. 12 s. 4). Als man an dieser *Römer*strasse zu graben begann, wurden bei ihr drei grosse gebäude festgestellt — ähnlich den *horrea* unserer limeskastelle — und der ort, an dem sie in der flur liegen, bewahrt gleichfalls (in der nähe von Homburg v. d. H.) den charakteristischen, aus ahd. *Hunburc*, ags. *Hunburh* (Graff IV, 960) bekannten namen *Huhnburg* (Jacobi, Saalburg s. 31. Westdeutsches korrespondenzblatt 1905, 197 fgg.). Aus diesen schönen belegen kann nicht wol etwas anderes geschlossen werden, als dass *Hunen*- oder *Hünenburg* das volkstümlichdeutsche wort für 'Römerkastell' und *Hunnenpfad* bezw. *Hünerstrasse* die schon durch das römische wort 'strasse' angedeutete heimische benennung für eine Römerchaussee gewesen ist[1].

Mit den fortschritten des mittelalterlichen bauwesens verlor aber die imponierende technik der Römerbauten ihren nimbus. Angesichts der deutschen burgen des 12. jahrh. mussten die seinerzeit vorbildlichen leistungen der Römer als veraltet erscheinen. So wurde nunmehr *hüne* das epitheton eindrucksvoll p r i m i t i v e r technik. Es ist bekanntlich mit der zeit überhaupt auf die monumentalen überbleibsel der vorzeit übertragen worden (hünenbett, hünengrab). Vornehmlich wurde Hünenburg oder Hunenburg auch die gebräuchlichste niederdeutsche bezeichnung für unsere sog. sächsischen burgen, die gegenwärtig in dem 'Atlas vorgeschichtlicher befestigungen in Niedersachsen' bearbeitet werden. Neben dem oft sich widerholenden *Hünenburg*[2] begegnet auch *Hünsche burg* (vgl. z. b. Rübel, Franken s. 118. 119. 131). Mit den Hunnen haben diese anlagen nicht das mindeste zu schaffen; meist werden es mit dem fränkischen *limes* zusammenhängende fränkische kastelle (befestigte *curtes* oder *villae* nach R ü b e l, Franken s. 14. 115. 137) gewesen sein und so erschiene der name 'Hünenburg' noch durchaus sachgemäß.

1) Vgl. Nassauische annalen XXXII taf. 1. — Zu *heidenkirche* vgl. *Hünerkirche* Nass. mitteil. 1902, 45.

2) Vgl. auch Hünengraben, Hünstollen, Hünensaut, Hünenkamp u. a.

Anfänglich waren es aber, wie ich gezeigt zu haben glaube, Römer und altrömische gründungen, die das epitheton *Huni* führten. Unter den ortsnamen sind die sprechendsten: *Hüsten* (a. d. Ruhr) = *Heusden* (an der Maas; ferner in Limburg und Ostflandern). Denn diese gehen auf *Hunsati* d. h. 'römische kolonisten' zurück (Förstemann, Ortsnamen s. v.). Ungefähr gleichbedeutend sind die zahlreichen *Hüningen* (im Oberelsass, bei Aachen u. a.); denn auch sie scheinen ihren namen den römischen gründern zu verdanken (vgl. *Huninga* bei Förstemann[1], wo der entsprechenden gallischen gründungen des namens *Walehinga* zu gedenken wäre). Sehr interessant ist es, dass Socin (Namenbuch s. 350) eine familie *die Hüningen* verzeichnen oder dass er in Hüningen den personennamen *Swarze* belegen konnte (a. a. o. s. 443); er hat selbst schon richtig bemerkt (s. 457), dass dieser name von der farbe der haare hergenommen ist.

Einen entscheidenden beleg dafür, dass *Hünen*, *Hüninge* von haus aus die auf deutschem boden sitzengebliebenen schwarzhaarigen Römer und deren abkömmlinge bezeichnete, hat jetzt K. Schumacher in der (vom Römisch-germanischen centralmuseum herausgegebenen) Mainzer zeitschrift 2, 15 beigebracht. Er handelt hier über das wichtige problem, dass die gallo-römische bevölkerung Südwestdeutschlands nach dem sturz des römischen reichs auf ihrer scholle unter den Germanen der völkerwanderungszeit sitzengeblieben ist; noch erinnern nach seinen worten die mit *-burg* zusammengesetzten ortsnamen an die alten Römerkastelle und Römersiedelungen. Die spuren der Römer haben sich vor allem auch in dem somatischen typus der heutigen bevölkerung jener grenzgegenden aufzeigen lassen, wo ausserordentlich viele menschen von brünetter hautfarbe und mit dunkeln augen und haaren wohnen. Schumacher fährt fort: „Als ich die ausgrabung der römischen kastelle im badischen Odenwald begann, fiel mir diese erscheinung sofort auf. Ein eingehenderes studium der geschichte dieser gegenden, ihrer bevölkerung und erwerbsverhältnisse usw. überzeugte mich, dass eine einwanderung und mischung der bevölkerung in neuerer zeit vollständig ausgeschlossen ist und dass somit tatsächlich nachkommen jener gallisch-römischen grenzbevölkerung anzunehmen sind, wie es G. Wolff auch für das Maintal und die Wetterau nachgewiesen hat. In einem orte wurde sogar eine solche dunkelfarbige familie mit dem uznamen *Hennen* bezeichnet,

1) Ebenda *Huningwilari* (< *villa*), *Huninghova* (dazu Socin, Namenbuch s. 404), *Hunindorf* und ähnliche. Ich mache noch auf die personennamen *Hunic*, *Hunune* (Socin, Namenbuch s. 185) aufmerksam; dazu gehört wol der ortsname *Hungen*; bei *Hönningen* a. Rh. beginnt der Limes.

was in jener gegend soviel als *Heunen* bedeutet. *Hennenhäuser* [vgl. oben s. 280 fg. *Hainhaus*] heissen dort die römischen wachtürme am grenzwall."

Mit einiger zuversicht vermögen wir nunmehr den aus dem ags. als *Wealhhun* und dem ahd. als *Walahun* (Socin, Namenbuch s. 215) bekannten personennamen dahin zu deuten, dass er im gegensatz zu *Aeþelhûn* — *Adalhun* so viel besagt als Galloromane (wie ags. *Rômwealh* 'romanisierter Kelte').

Nachdem J. Hoops in den H. Paul als festgabe dargebrachten Germanistischen abhandlungen (Strassburg 1902) s. 167 fgg. die etymologische bedeutung des altgerm. wortes *hûn* glücklich festgestellt und erwiesen hat, dass es 'dunkel, schwarz, braun' bedeutete (s. 177 fgg.)[1], ist die ältere ansicht wider zu ehren gekommen, nach der die *Hünen* angehörige eines fremden volkes bezeichneten, mit denen die Germanen in Deutschland zusammengetroffen sind. Finnen können dies, wie man früher geglaubt hat, nicht gewesen sein, weil die Finnen hellfarbig erscheinen wie die Germanen. Kelten können es ebensowenig gewesen sein, weil die Kelten in ihrer somatischen erscheinung „den Germanen ähnlich, als blond, blauäugig, weisshäutig geschildert werden" (R. Much, Stammeskunde s. 41). Hunnen und Wenden kommen nicht in frage, weil jene germanischen mit *Huni* gebildeten namen früher auftreten, als die genannten eindringlinge (Müllenhoff, Zs. f. d. a. 11, 284). M. Rieger befand sich mit der behauptung *Hünen* sei der volkstümliche name für Finnen im irrtum; er wäre ihm entgangen, wenn er zwei von ihm erwähnte tatsachen verfolgt hätte 1) dass das volk den hünen „hier und da die bauten der Römer zuschreibt" (Archiv f. hessische geschichte 15, 4) und dass 2) altnord. *Húnaland* auf Westdeutschland bezogen werden müsse. Er sagt nur: „es bestand die annahme, dass in Westfalen *Hunen* gewohnt hätten" (a. a. o. s. 5). Während nämlich im Nibelungenlied die alte Römerstadt Xanten (< *Ad sanctos*) als heimatsort des Sigfrid belegt und *Niderlant* als der schauplatz der Sigfridsage ausgegeben ist, wird in der nordischen überlieferung für den gleichen sagenzug der ältere volkstümliche sprachgebrauch bewahrt und als des helden heimat

1) Vgl. Helm, Beitr. 30, 328 fgg. Es liegt in personennamen wie *Hunarix* vor, die nach Fick und Much von gleichartigen keltischen bildungen nicht getrennt werden dürfen, in orts- und flussnamen wie *Hunaberg*, *Hunaha* u. a. (Hoops s. 178. Beitr. 30, 328). Von dieser älteren gruppe sind wol die *i*-stämme zu sondern. Dass *Huni*- in germanischen personennamen sich auf ein fremdes volk beziehen könne, hat man abgewiesen (Hoops s. 175); aber mit unrecht, wie die personennamen, die *winid*- oder *walh* enthalten, beweisen (z. b. *Winitharius*-*Hunimundus* Jordanes 250).

Húnaland, folglich Sigurþr *inn hunski* genannt[1]. Angesichts der übereinstimmung unserer quellen darf man kaum von einer verschiebung in der sagengeographie reden, um so weniger als *Húnaland* für das römische Germanien eine ebenso einwandfreie benennung ist wie *Niderlant* (= *Germania inferior*). Im Rheinland hatten die Römer für ihre legionen auch ein bis zur Ruhr und zur Sieg sich erstreckendes rechtsrheinisches territorium frei gehalten (Bonner Jahrbücher CXI, 291 fgg.); soweit Westfalen vom Lippelimes beherrscht war und zur römischen einflusssphäre gehörte, ist die bezeichnung *Húnaland* sogar für Westfalen geschichtlich begründet und berechtigt (Beitr. 9, 484). Für die entwicklungsformen der Nibelungensage ist es denn auch von grundlegender bedeutung geworden, dass sich diese hünischen d. h. altrömischen striche Nordwestdeutschlands als alter schauplatz der ereignisse haben erweisen lassen (Boer, Zeitschr. 38, 39 fgg.). Die gleichung *Húnaland* = *Niderlant* = *Germania inferior* (als römische provinz) erscheint daher unanfechtbar. Aus ihr folgt aber mit hoher wahrscheinlichkeit, dass der name *Húnaland* auch der ältesten deutschen Sigfridsage angehört und in der altnordischen überlieferung getreu bewahrt worden ist. Es bedarf jetzt nur noch der prüfung, ob mit den *Hiunen* der sage ursprünglich die bewohner der rheinischen, ehemals römischen provinz gemeint waren und ob etwa erst seit dem 10. jahrh. diese *Hiunen* vor den *Hunnen* das feld haben räumen müssen. Dadurch könnte die rätselhafte übertragung der Burgunderkatastrophe nach Pannonien am ehesten herbeigeführt worden sein[2].

Denn das ist der spätere sprachgebrauch, dass die in Pannonien sitzenden Ungarn das auszeichnende attribut 'die schwarzen' an sich gezogen haben, nachdem in den jahrhunderten der völkerwanderung die Hunnen mit demselben worte benannt worden waren (Hoops s. 179 fg.). *hunisc drupo* (Ahd. gl. 3, 91, 47) wird doch wol wie mhd. *hunischer win* den Ungarwein bezeichnen (Zs. f. d. a. 23, 207; Heyne, Hausaltertümer 2, 105; dazu Hoops s. 178 gegen Dwb. 4, 2, 513. 1291). Damit nicht genug. Schliesslich sind auch die schwarzhaarigen Wenden an

1) Vgl. beispielshalber Hüsten a. d. Ruhr (oben s. 282), *Hunenberg* bei Cleve (Westd. zeitschr. 14, 409) oder den *Hunerberg* bei Nijmegen (Westd. korrespondentblatt 1902, 46); über *Hunnecum* vgl. Westd. monatsschrift 6, 9; über *Hunsrück* u. a. Westd. monatsschrift 5, 271 fg.

2) Pannonii: *Huni* Ahd. gl. 2, 759, 7. 3, 610, 15. 25. Dazu müssen die höchst characteristischen personennamen, welche die erinnerung an die Hunnenvernichtung auf dem Lechfeld eingegeben hat, angezogen werden: *Huninwe*, *Huninflor* (zu *fleosan* verlieren), *Huninleit*, *Hunintot* (Socin, Namenbuch s. 211).

der Elbe 'Hünen' oder 'Hüner' genannt worden: in der Altmark und nachbarschaft gibt es Hünerdörfer; in ihnen sind von den Deutschen die unterworfenen Wenden angesiedelt worden (22. Jahresbericht des altmärkischen vereins für vaterländische geschichte [1889] s. 162).

In zeitlichen abständen haben die verschiedensten volkstypen, sofern sie nur durch ihr dunkles gesicht und ihre schwarzen haare den Germanen auffielen, die benennung *Huni*, *Hiunen* erhalten. „Offenbar sind diese *Huni* nach ort und zeit ein höchst schwankender begriff, bald dachte man sich Pannonier, bald Avaren, bald Wandalen und Slaven unter ihnen" (J. Grimm, Mythologie s. 433). Aber vollkommen deutlich tritt in unserer überlieferung das ergebnis zu tage, dass mit diesem namen die Germanen ehemals auch die Römer belegt haben und dass die Römer die ersten gewesen zu sein scheinen, die von den Germanen *Huni* genannt wurden. Will man vollends die heute geläufige bedeutung von *'hüne'* begreifen, so darf man keinesfalls (wie H. Paul im Deutschen wörterbuch) die Hunnen als urbild wählen[1]. Dagegen, dünkt mich, entspricht es durchaus der eigenart volkstümlichen denkens, wenn sich ihm die riesenhafte tatkraft der Römer zu dem anschaulichen bild der das menschliche normalmass gewaltig überragenden hünen unserer deutschen volkssagen verdichtete. Gut würde es dazu stimmen, wenn, wie J. Grimm (Mythologie 1, 433. 3, 151) anzudeuten scheint, der Niederrhein und Westfalen die 'hünen' volkstümlicher geschichtsüberlieferung zu dem bilde der heimischen riesen umgeschaffen hätten, und dieser neuere sprachgebrauch aus dem alten *Húnaland* stammen sollte.

Nun hatte ich mich in der Festgabe für Sievers (s. 153fgg.) gegen die alteingewurzelte lehre gewendet, es seien im Hildebrandslied die worte *Huneo truhtin* (v. 35) mit 'Hunnenfürst' zu übersetzen. Ich hatte vorgeschlagen, hinter dem *Huneo truhtin* eher den oströmischen kaiser als den Hunnenkönig Attila zu suchen. Auch meine auffassung von *alter Hun* (v. 39) ging dahin, dass Hildebrand als mit byzantinischer pracht (*cheisuringu*) geschmückter feldherr gezeichnet sei (s. 142). Trotz allen widerspruchs, dem dieser gedankengang begegnet ist (vgl. z. b. Beitr. 26, 76), muss ich im wesentlichen bei ihm verharren, wenn ich auch zugestehe, dass meine ausdrucksweise nicht einwandfrei gewesen ist. Ich habe nämlich den irrtum begangen, den römischen kaiser

1) Hoops s. 176fg.; *minutum tetrum atque exile quasi hominum genus* Jordanes 122. Kluge (Et. wb. s. v. hüne) ist der wahrheit näher gekommen, als er sich dahin aussprach: „zweifellos weist das norddeutsche *hüne* vielmehr auf einen germanischen volksstamm." Vgl. die „Germanen" .. *Hunni, Antiqui Saxones, Boructuari* Beda, Hist. eccles. 5, 9.

nur als Byzantiner zu bezeichnen, die wörter *Hun, Huneo* auf die Balkanvölker und im besondern auf die Byzantiner zu beziehen. Dadurch bin ich in widerspruch mit dem volkstümlichen deutschen sprachgebrauch geraten, sehe mich also veranlasst, diesen widerspruch nunmehr zu beseitigen und im einvernehmen mit unserer heimischen sprachüberlieferung *Huneo truhtin* als 'römischer kaiser' und *alter Hun* als 'alter Römer' zu interpretieren (vgl. die personennamen *Althun, Adalhun*).

Dass in jüngeren überlieferungen die Hunnen Attilas träger der handlung geworden sind, die zuvor den 'Hünen' zukam, ist innerhalb der volksdichtung die selbstverständlichste sache von der welt. Das kastell Butzbach haben wir unter dem namen Heuneburg kennen gelernt (oben s. 281). Im ORL lief. I nr. 14 s. 1 lesen wir als citat aus einem a. 1711 veröffentlichten buch: „Negst vor der statt gärten an der Giesser landstrassen ist ein ort, annoch die Heuneburg genannt, allwo man das alte gemäuer, als ob es eine burg gewesen, sehen kann und die ackerleute öfters alte römische münzen finden . . . insgemein wird dafür gehalten, dass der Hunnenkönig Attila einen festen ort dahin solte gebauet haben.“

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

ANGARGATHUNGI

In seiner ausführlichen erörterung des 7. capitels von Tacitus Germania erzählt Müllenhoff (DA 4, 190), anfangs der 40ger jahre des 19. jahrh. habe G. Waitz von ihm den deutschen namen für den taciteischen *princeps* wissen wollen: „ich wusste ihm darüber keine auskunft zu geben und weiss es auch heute nicht.“ So aussichtslos, wie man danach glauben könnte, scheinen die dinge aber doch nicht zu liegen. Man muss nämlich im römischen sprachgebrauch drei klassen von *principes* sondern.

1. kennen wir *principes* als gerichtsherren der *pagi*. Sie sind noch für die alten Sachsen in der Vita Lebuini (MG Script. 2, 361; Müllenhoff DA 4, 195 fg.) bezeugt: *singulis pagis principes praeerant singuli.* Damit stimmt die aussage Caesars: *principes regionum atque*

gorum inter suos ius dicunt (de bell. gall. 6, 23) und die angabe des
citus: *principes qui iura per pagos vicosque reddunt* (Germ. c. 12;
l. Sybel, Königtum[2] s. 72. 110. 80fg. 109). In diesem falle sind
it den *principes* beamte gemeint. Ihre altdeutsche bezeichnung lebt
unserem nhd. wort 'bürge' fort; dies ist das nomen agentis zu
orgen' (ahd. *borgan*: acht auf etwas haben, observare) und liegt in
n altdeutschen amtsbezeichnungen *raginburgii, heimburgo* (tribunus)
tpurgi (magistratus Ahd. gl. 1, 207) vor. Die definition von *artpurgi*
bt Caesar: *magistratus ac principes in annos singulos gentibus
gnationibusque hominum quique una coierunt quantum et quo loco
sum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt* (de bell.
ll. 6, 22).

2. kennen wir *principes* = *proceres* als eine höhere rangklasse
r nobilität (Müllenhoff DA 4, 185fg); sofern ihre mitglieder den titel
rincipes' führen, heissen sie and. *erlos*, ags. *eorlas*, anord. *jarlar*
üllenhoff, DA 4, 188). Dass es sich bei dieser categorie um eine ge-
llschaftlich höher stehende adelsklasse, mit selbständiger titulatur
ndelt, erhebt der von Tacitus (Germ. c. 13) gebrauchte ausdruck
incipis dignatio über jeden zweifel; zuerkannt wird diese ehren-
ellung nur in dem fall, dass *insignis nobilitas* oder *magna patrum
erita* notorisch sind; vgl. auch Heusler, Herrigs archiv 116, 278. 280.

3. kennen wir innerhalb der *civitas* einen und zwar nur einen
inceps civitatis, der Germ. c. 10 neben dem *rex* und dem *sacerdos*
fgeführt ist. Als seine epitheta ornantia deutet Tacitus (Germ. c. 11)
bilitas und *decus bellorum* an; er ist also nicht gerichtsherr eines
gus, sondern die leitende (bewährte und erfahrene) militärische persön-
hkeit in einer altgermanischen *civitas* (got. *þiuda*)[1] und als solche
t einem gemeingermanischen worte (got. *þiudans*) benannt. Der *princeps
vitatis* erscheint aber auch unter der bezeichnung *dux* (Germ. c. 7),
nn er hat die führung, sobald die *civitas* unter die waffen tritt.
e stimm- und wehrfähigen repräsentanten einer civitas heissen in
r sprache unserer alten volksrechte *exercitus* oder auf altdeutsch *heri*:
r genau mit dem Taciteischen princeps civitatis in der eigenschaft eines
x sich deckende altdeutsche terminus ist also unser *herzog* (and. *heri-
zo*); denn dieses wort bedeutet gerade so viel als „führer der wehr-

1) Vgl. das ags. sprichwort in Pauls Grundr. 2[2], 969. — Sehr schön hat neuer-
ngs v. Domaszewski den *summus magistratus civitatis Batavorum* (CIL XIII, 2
8771) als *princeps civitatis* gedeutet (CIL XIII, 2 p. 619; vgl. Korrespondenzblatt
r Westdeutschen Zeitschr. 1904, 179fgg.).

männer einer civitas"; ein älterer ausdruck für den princeps civitatis als dux einer militärisch organisierten civitas scheint übrigens in anord. *dróttinn*, westgerm. *druhtin* — ein pendant zu anord. *þjóþann*, westgerm. *þeodan*[1] — vorzuliegen. Der sache nach gibt es nur einen *heritogo* und einen *druhtin*, wie es auch nur einen princeps civitatis gibt; seine charge kann nicht mit mehreren personen besetzt sein. Der princeps civitatis gehörte seiner rangklasse nach wol meist dem principat an (*ubi quis ex principibus in concilio dixit se ducem fore* Caesar, de bell. gall. 6, 23). Aus dieser obersten adelsschicht wurde derjenige zum *dux* (d. h. zum militärischen princeps civitatis) erwählt, den anerkannte militärische tüchtigkeit zu diesem amt empfahl (Germ. c. 7). Das klassische beispiel ist Arminius (*dux* . . . und, wie Segestes, *unus principum* Florus Hist. Rom. 2, 30; *Sigimeri principis gentis eius filius* Velleius 2, 118; Müllenhoff DA 4, 186). Ausser ihm darf aber auch der Canninefate Brinno genannt werden, dessen wahl von Tacitus sorgsam nach ihren voraussetzungen wie nach ihren formalitäten geschildert worden ist: *erat in Canninefatibus stolidae audaciae Brinno claritate natalium insignis . . . inpositus scuto more gentis et sustinentium umeris vibratus dux eligitur* (Hist. 4, 15).

Nicht die beamtenqualität sondern die gesellschaftliche rangstellung sicherte den principes bei der jährlichen ackerverteilung eine bevorzugung. Den *principes* unserer zweiten gruppe, dem stande der *erlos* fiel ohne rücksicht auf ihre eventuelle function als gerichtsherrn der *pagi* dauernd ein grösserer anteil am ackerlande zu, als den übrigen volksgenossen. So schliesst sich wörtlich genau an den ausdruck *principis dignatio* (Germ. c. 13) die vielerörterte stelle Germ. c. 26: (*agros*) . . . *inter se secundum dignationem* — d. i. etwa 'standesgemäss' — *partiuntur*. Es ist lange über die bedeutung des wortes *dignatio* gestritten worden (vgl. G. Waitz, Verfassungsgeschichte 1³, 119. 137. 145 fg. 168 fg. 198). Die meinungsverschiedenheiten sind aber jetzt behoben[2]. Waitz äusserte sich selbst am bestimmtesten s. 273: „Die worte *secundum dignationem* bezeichnen richtig verstanden nur, dass bei der ersten ansiedelung auf würde und ansehen bei der verteilung rücksicht genommen ward; statuiert man eine jährliche verteilung, so werden

1) Wie *þiudans* so viel bedeutet als princeps einer *civitas*, so bedeutet *druhtin* von haus aus so viel als den princeps eines *exercitus*, einer *militia*.

2) Auf die missverständliche auffassung bei F. Seebohm, The english Village Community s. 342 fgg. gehe ich nicht ein; die lesart *vicis* kommt angesichts der neuerdings bekannt gewordenen Germania-codices, die unser textkritisches geschäft so wesentlich vereinfacht haben, nicht mehr in frage.

sie ergeben, dass einzelne, die fürsten, grössere anteile empfingen.“ Müllenhoff (DA 4, 369) übersetzt: „Sie teilen unter sich nach ihrem ansehen“ und fährt fort: „denn wenn auch die losteile gleich waren, so ist doch damit nicht gesagt, dass jeder gleich viel teile erhielt: angesehene familien, die edeln mögen mehr als ein losteil erhalten haben und auch eine zerlegung der hufe ist denkbar. So gab es vermögens- und besitzunterschiede schon in der ältesten zeit.“ Hoops (Waldbäume und kulturpflanzen s. 523) hat sich auf den satz beschränkt: „das ackerland wurde nicht von der bauernschaft gemeinsam bewirtschaftet, sondern unter die einzelnen nach ihrer würde — so ist *secundum dignationem* doch wol zu übersetzen — verteilt.“

Man hat bei der lösung dieses standes- und agrargeschichtlichen problems nicht beachtet, dass die unter uns allgemein anerkannte bedeutung des wortes ‘dignatio’ (ehrenstellung) auch durch den deutschen wortschatz sichergestellt werden kann. Aus dem satz: *quos sorte potestatis excesserit* (Gregors Cura pastoralis) erscheint in den Ahd. glossen (2, 222, 1) das verbum *dîhan* und zwar perfektivisch *(furidihit)*[1], wie denn auch das part. praet. eine vorzugsstellung zum ausdruck bringt *(kidikan: praecipuus, perfectus* Ahd. gl. 1, 228, 28). Im selben sinn kommt and. *githigan* neben der ältern und isolierten form *githungan* vor *(thiorna githigan* Hel. 253: *wîf githungan* Hel. 319, 506); dieses epitheton ist folglich mit ‘vornehm’ zu übersetzen[2]. Als vornehmer mann erscheint Thomas im Heliand mit den prädikaten: *githungan man, diurlic drohtines thegan* (v. 3993 fg.) wie Enoch in der altsächsischen Genesis als *githungin man wis endi wordspâh* (v. 130). Damit steht ags. *ȝeþunȝen* im einklang (Beow. 624. 1927 usw.); wenigstens schlägt diese ältere, anschaulichere bedeutung des wortes (= *noble*) durch in belegen wie *þeȝen ȝeþunȝen* (an illustrious ministre) oder *ic ðá ȝeþunȝnestan nemde* (I have named the most distinguished: Bosworth-Toller). Nur so wird die stelle des ags. Johannesevangeliums (ed. Skeat 188, 11) verständlich, wo *ȝeþynȝe* für *honour* steht.

Ags. *ȝeþynȝe* hat nun aber Bruckner in dem langobardischen wort *angargathungi* widererkannt (Q. F. 75, 82)[3]. Doch übersetzte er

1) Das bei Graff 5, 108 genannte *upardihit* beruht auf einem lesefehler; vgl. Ahd. gl. 2, 172, 74.

2) Die vorgeschichte des verbum perfectivum ‘gedeihen’ scheint so viel zu ergeben, dass es von haus aus etwa besagt „sich im wolstand befinden“ (vgl. lit. *tenkù*: ich habe genug); die primäre bedeutung von *githungan* — *githigan* wäre danach ‘wolhabend’ und *gathungi* könnte mit unserem ‚wolstand’ synonym gewesen sein.

3) Zu seinen schlussfolgerungen vgl. Siebs, Zeitschr. 29, 405.

gathungi mit 'grösse' und das compositum mit 'ackergrösse' oder ,grösse des grundbesitzes' und stellte eine gleichung mit ,wergeld' auf (Q. F. 75, 135. 169. 181. 40. 202)[1]. Ich kann dem nicht zustimmen. Die belegstellen scheinen mir eine abweichende begriffsbestimmung zu rechtfertigen.

Im Ed. Rothari § 14 *de morth* heisst es: ingenuus qualiter *in angargathungi* [id est secundum qualitatem personae] ipsum homicidium componat. § 48 *de oculo evulso:* si quis alii oculum excusserit, pro mortuum adpretietur qualiter *in angargathungi* id est secundum qualitatem personae. § 74: ille qui eum plagavit, componat qualiter *in angargathungi* id est secundum qualitatem personae (*ὅπου ἐστὶν ὁμοιοπρόσωπο* M G Leg. 4, 234). Auch in den glossaren steht derselbe ausdruck, aber mit abweichender erklärung: *in angargathungin* id est secundum arbitrium regis sicut appraeciatum fuerit (l. c. 651, 36); *in gargathugi* secundum arbitrium regis sicut appreciatus fuit iuxta qualitatem persone (l. c. 654, 22). Als echt und zuverlässig kann nur das lemma *secundum (iuxta) qualitatem personae* gelten. Daher ist durchaus Meyer beizupflichten, der gesehen hat[2], dass *angargathungi* die 'würde', den wert einer person in erster linie bezeichnet und mit as. *githungan*, ags. *ʒeþungen* zusammengehört. Nicht mehr vermag ich ihm zu folgen, wenn er fortfährt: „Da nun dieser wert auf dem grösseren oder geringeren reichtum an gras- oder ackerland beruht, so fällt der erste bestandteil zusammen mit ahd. *angar* und das ganze bezeichnet somit den wert einer person, insofern dieser auf ihrem grundbesitze beruht". Schon Osenbrüggen[3] hatte *angargathungi* als 'das wergeld des getöteten' gefasst, aber auch darauf hingewiesen, dass als varianten der formel *secundum qualitatem personae* die worte *secundum generositatem* bezw. *secundum nobilitatem* begegnen (Ed. Rothari 75. 378). Hier erst treffen wir die mit ags. *ʒeþynʒe* voll übereinstimmende d. h. die ursprünglichere bedeutung von *angargathungi*. Sie ist neuerdings von L. M. Hartmann richtig auf 'die vornehmheit der sippe' bezogen worden: „Der langobardische rechtsausdruck für den massstab der abschätzung ist *in angargathungi* d. h. eigentlich: nach der grösse des besitzes (angers); er wird schon von Rothari übersetzt

1) Brunner Rechtsgeschichte I,[2] 286 fg. ist geneigt, dieser combination beizupflichten; *angargathungi* übersetzt er mit 'angergrösse'.

2) Sprache der Langobarden s. 278.

3) Das strafrecht der Langobarden s. 62. Ich brauche wol kaum einzuwenden, dass die Langobarden für wergeld ein eigenes wort besassen: langob. *wergild*, *widregild*.

secundum qualitatem personae, so dass man schliessen kann, dass die grösse des landbesitzes und die wertung der person zusammenfielen oder vielmehr, dass schon bei der landverteilung die vornehme abstammung für die grösse des anteils mitbestimmend war"[1]. Die juristische formel *in angargathungi* muss aus einer wirtschaftsordnung abgeleitet werden, die mit der von Tacitus (Germ. c. 26) geschilderten übereinstimmt; durch jene kann daher diese vielbehandelte Germaniastelle ihre erledigung finden.

Angar bezeichnet das unter kultur genommene land und ist lat. *arva* gleichzusetzen *(arva: angar* Ahd. gl. 1, 9, 26. 2, 330, 18)[2]; *gathungi* ist dasselbe wie lat. *dignatio* = ehrenstellung; das compositum *angargathungi* wäre morphologisch etwa mit ahd. *êregrehti* zu vergleichen und die formel *in angargathungi* folglich zu interpretieren „nach massgabe der in bezug auf die ackerflur geltenden ehrenstellung". Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese anerkannte und standesgemässe ehrenstellung der principes u. a. auch in ihrem grösseren wolstand begründet war; reichtum und besitz dürfen aber neben andern factoren aristokratischer und genealogischer tradition nicht überschätzet werden.

1) Geschichte Italiens im mittelalter II, 2, 10. 46.

2) In einem landesteil, in dem der gegensatz zu unfruchtbarem moorboden sich aufdrängt, ist ein volksname wie *Angrivarii* wol verständlich (Müllenhoff. D. A. 4, 424). — Das von Tacitus im contrast zu *arva* gebrauchte wort *ager* ist nach seinem bedeutungsgehalt klar definiert durch die von Seebohm, Village Community s. 344 angezogene stelle: *ager* dictus qui a divisoribus agrorum relictus est ad pascendum communiter vicinis (Gromatici veteres ex rescensione C. Lachmann 1, 369) = anord. *fǽlæþ*; zu *arva* cf. Thesaurus linguae latinae 2, 731 (= terra quae aratur agri seminibus apta).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE HILDESAGE.

(Schluss.)

§ 12. Weitere alte elemente von K I und K II.

Es ist klar, dass in K II für Wate überhaupt kein platz ist. Er ist der entführer der jungfrau aus K I; durch die verbindung mit K Ib wurde er zu einem vasallen Heteles, und als in K II Hetele an Hagens stelle trat, bekam Wate auch hier einen platz, und zwar auf der seite des vaters der entführten jungfrau, also eine rolle, die seiner ursprünglichen diametral entgegengesetzt ist. Dasselbe gilt von anderen personen, die in K II auf Heteles seite auftreten. Hôrant stammt in K I aus K Ib, in K II aus K I (+ 1b). Auch Fruote tritt in Heteles gefolge in K II ein.

Anders verhält es sich mit solchen gestalten, die in K II zwar auf Heteles seite auftreten, aber noch nicht in K I. Wir müssen hier mit der möglichkeit rechnen, dass sie alle, oder dass einige von ihnen von anfang an zu K II gehört haben. In diesem fall ist ihre beziehung zu Hetele secundär; sie standen dann ursprünglich in derselben beziehung zu Hagen. Endlich ist die möglichkeit zu erwähnen, dass gestalten aus K I nicht in Heteles gefolge, sondern aus einem anderen grunde in K II übertragen worden sind, und auch übertragungen von K II in K I sind nicht ausgeschlossen.

Eine gestalt, deren stellung einer näheren untersuchung bedarf, ist Herwîg. Ihm fällt die rolle des von dem vater begünstigten nebenbuhlers zu. Die gestalt ist uns schon aus älteren fassungen der sage bekannt; sie entspricht vollständig dem Hǫðbroddr in der Helgisage und dem verlobten der Ribboldvise und der Shetlandsballade. Die darstellung unseres gedichtes weicht zwar in éinem hauptpunkte von den übrigen quellen ab, indem auch Kûdrûn Herwîg vorzieht, während Sigrún, Guldborg und Hildina den entführer lieben. Aber dass hier neuerungen vorliegen, haben auch andere schon vermutet.[1] Es sind andeutungen vorhanden, dass Kûdrûn dem Hartmuot nicht so abgeneigt war, als der dichter uns glauben machen will. Zunächst ist auf den wunderlichen auftritt hinzuweisen, mit dem man gar nichts anzufangen weiss, wo Hartmuot als ein unbekannter nach Hegelingen kommt und heimlich mit Kûdrûn redet (620 fgg.), und wo es u. a. heisst (626, 3): *si was im doch genædic, der er im herzen gerte.* Wie ein solcher auftritt in eine überlieferung, in der Kûdrûn von anfang an sich

1) So Wilmanns, Entwicklung usw. s. 226, der namentlich Kûdrûns verhältnis zu Herwîg ins auge fasst. Übrigens geht Wilmanns auch hier ganz andere wege.

Hartmuot gegenüber abweisend verhalten hätte, aufgenommen werden konnte, ist ganz unverständlich. Der auftritt verträgt sich auch gar nicht mit dem unmittelbar vorhergehenden abschnitt, in dem Hartmuot durch boten wirbt und einen korb bekommt. Aber die werbung durch boten ist eine an vielen stellen des gedichtes eingeführte, aus einem fremden überlieferungskreise stammende neuerung; die typische form der Hildesage ist, dass der freier, wie in unserem auftritt, selber sich einstellt. Unser auftritt lässt sich demnach nur als ein durch einen neuen ausgang (weigerung, obgleich sie ihm gewogen ist) der neuen situation angepasster rest einer alten eingangsscene verstehen; durch die jüngere botenscene ist er völlig sinnlos geworden.[1] Hartmuots heimlicher besuch bei Kûdrûn muss mit der stelle, wo er seine schiffe in der nähe von Hagens burg verbirgt (750 fg.) zusammenhängen: er lässt seine mannschaft warten, geht selber an den hof, verführt das mädchen, führt sie zu den schiffen und segelt davon. Unser dichter hat die beiden stellen voneinander getrennt, und nun bekommt das verbergen der schiffe einen neuen zweck: es sollen noch einmal boten um Kûdrûn anhalten und den krieg ansagen, wenn sie ihm nicht gegeben wird. Das ist nach allem, was Hartmuot bisher erfahren hat, zum mindesten vollständig überflüssig. Die scene scheint auch noch jünger zu sein als der gewiss auch nicht alte angriff Hartmuots auf Matelâne; wenigstens könnte man es sogar dem Kûdrûndichter nicht zutrauen, dass er, wenn er aus einem guss arbeitete, Kûdrûn, nachdem der krieg ihr formell angekündigt ist, als sie die feinde sich nahen sieht, hätte sagen lassen (777): *wol mich! dâ kumet Hetele, mîn herre.*[2] Übrigens ist auch der kriegerische überfall eine folge der neuerung, dass Hartmuot abgewiesen wird. Die freundliche behandlung, die Kûdrûn in der Normandie von Hartmuots seiten erfährt, könnte man sonst nicht als einen beweis für ein zwischen ihnen bestehendes liebesverhältnis gelten lassen, denn sie liesse sich auch anders erklären; da aber ein solches verhältnis aus anderen daten erschlossen werden kann, ist diese behandlung gewiss als eine erinnerung daran aufzufassen.

1) Wilmanns a. a. o. s. 142 erklärt die scene für 'eine der schlimmsten partien' der dichtung, aber nur weil sie sich mit der schablonenhaften botenscene nicht verträgt.

2) Dass Kûdrûn hoffte, es sei Hetele, der ihr zur hilfe eile, steht nicht da. Sie glaubt, es sei Hetele; dann nimmt man die fremden feldzeichen wahr, und man klagt: *ach grôzer swære, diu hiute hie geschiht! uns kument grimme geste.* Also wird aus den feldzeichen geschlossen, dass feinde sich nahen, was man doch nach dem, was vorhergeht, im voraus wissen konnte.

Von bedeutung ist ferner Kûdrûns bitte für Hartmuot (1485), die weniger auffällig wäre, wenn er, wie dies später Ortrûn und Gêrlint tun, sich zu ihr geflüchtet hätte, als da, wo er mit Wate kämpft. Allerdings ist es hier Ortrûn, die Kûdrûn bittet, für ihren bruder sich zu verwenden; aber das scheint wiederum ein jüngerer versuch zu sein Kûdrûns betragen zu erklären, denn zweimal stellt sie die bitte, zuerst 1485 in den worten: *daz wolte ich immer dienen, swer mich des getrôste, daz er Hartmuoten mir von Waten dem alten erlôste*, darauf 1488 wie folgt: *mich bitent vlîzicliche hie die schœnen meide, daz man Hartmuoten von Waten dem alten ûz dem strîte scheide.* Diese stelle gehört mit Ortrûns bitte zusammen; die zuerst angeführte enthält Kûdrûns ursprüngliche bitte und bezeugt wenigstens ein ganz besonderes interesse für Hartmuots geschick.

Von Herwîg wird gesagt, dass er sich Kûdrûns gunst erwirbt. Aber die tat, durch die ihm das gelingt, ist eine solche, die in unserem gedichte schablonenhaft widerholt wird, und etwas charakteristisches ist an dieser gefechtsscene nicht. Sie ist eine deutliche kopie anderer ähnlicher scenen und gehört also zu dem jüngeren bestande des gedichtes. Hingegen lesen wir nach der ersten weigerung, die Herwîg, wie überhaupt alle freier der Kûdrûn, sich gefallen lassen muss, dass der vater ihm besonders gewogen ist (636, vgl. auch 648, wo er es dem rate schlechter freunde zuschreibt, dass er seine tochter dem helden verweigert hat). Ein umdichter aber hat Herwîgs verhältnis zu Kûdrûn so in den vordergrund gerückt, dass sie nicht nur den wunsch, ihn zum mann zu bekommen, zu erkennen gibt, sondern dass sie es auch ist, an die er sich str. 654 fgg. wendet. Wie töricht das ist, hat man lange gesehen (s. auch Panzer s. 244); es erklärt sich aber aus dem bestreben, ein unursprüngliches motiv zu einem hauptmotiv zu erheben und die alte auffassung zurückzudrängen.

Eine verhältnismässig alte neuerung ist es gewiss, dass Herwîg auf dem Wülpensande nicht umkommt, wie der bräutigam in anderen versionen (Helgisage, Riboldvise). Vgl. s. 299.

Was ist nun von jenem Herewîch, den Lamprecht nennt, zu denken? Gehört er in den zusammenhang der vorhergehenden verse hinein? Panzer, darin Wilmanns folgend, glaubt (s. 185), dass, da Alexander mit mehr als éinem helden verglichen wird, wir es hier mit einer neuen vergleichung und also auch mit einer anderen sage zu tun haben. Aber dagegen ist doch zu sagen, dass es höchst auffällig wäre, wenn hier unmittelbar nach Hagen, Hilde und Wate ein Herewîch genannt wäre, der mit der Hildesage nichts zu tun hatte. Wer das

annimmt, kann auch annehmen, dass die erwähnung Wates im Wîdsîð unmittelbar nach Heðinn und Hagen auf zufall beruht. Da Panzer dies für absolut unmöglich hält, hätte er es auch mit jener stelle etwas ernster nehmen sollen.[1] Wenn also Herewîch mit Hagen, Hilde und Wate zusammengehört, müssen wir schliessen, dass er ursprünglich nicht eine gestalt aus K II, sondern aus K I ist. Denn von K I handelt, wie wir gesehen haben, die stelle bei Lamprecht. Dieser auf keine weise zu umgehende schluss aber hat weitreichende folgen. Es ergibt sich, dass auch K I einen mitbewerber, und zwar einen nebenbuhler Wates, kannte; Herwîg ist der von Hagen vorgezogene nebenbuhler aus K I. Also stimmten auch in diesem punkte K I und K II miteinander überein.

Das berechtigt zu der frage, ob nicht auch K I wie K II eine fortsetzung kannte, in der an dem entführer rache genommen wurde. A priori lässt sich das wol vermuten. Auch die nächsten verwandten von K I und K II, die Helgisage und die viser von Ribold und von Hildebrand und Hilde, kennen eine solche fortsetzung. Und dass sie als ein selbständiger abschnitt von K I in unserem gedichte nicht überliefert ist, zeugt nicht dagegen. Infolge der genealogischen verbindung von K I mit K II konnte Hetele der rache für Hagen nicht zum opfer fallen; er musste am leben bleiben, um später durch den entführer seiner eigenen tochter erschlagen zu werden. Wir haben schon früher bemerkt, dass es wahrscheinlich hiermit zusammenhängt, dass auch Hagen in dem kampf um Hilde nicht mehr umkommt. Wir werden nun untersuchen müssen, ob nicht mehrere widerholungen und inconcinnitäten in K II darauf beruhen, dass auch die rache für Hagen aus K I in K II aufgenommen ist.

1) Der parallelismus in der Alexanderstelle spricht auch eher dafür, dass zwei, als dass drei vergleiche aufgestellt werden. Acht zeilen handeln von dem kampfe auf dem Wülpenwerde, zehn von den kämpfen vor Troja. Macht man aus jener stelle zwei, so bleiben für jede nur vier zeilen übrig, gegenüber zehn für die dritte vergleichung. Ferner wird beide male am schluss Alexander genannt (Vorauer hs.) 1327 fg.: *(ne mohte nechain sîn) .... der der ie gevaht volcwîch, dem chunige Alexander gelîch*, ibid. 1337 fg.: *sô moht under in allen zû Alexander niuht gevallen.* Aber z. 1324 heisst es bloss: *sô ne mochter herzô nieth katen* (besser in der Strassburger hs.: *der ne mohte sich hî zô niht gegaten*). Drittens: an beiden stellen wird zuerst von dem kampfe, der mit Alexanders kämpfen verglichen werden soll, im allgemeinen gehandelt (1321 fgg.: kampf auf dem Wülpenwerde, wo Hildes vater umkam, zwischen Hagen und Wate; 1329 fgg: kampf zwischen tapferen helden in den liedern von den Trojanern); darauf werden einzelne helden genannt (1325 fgg. Herewîch, Wolfwin; 1333 fgg. Achilles, Hector, Paris, Nestor). Auch dieser parallelismus geht verloren, wenn man z. 1325—28 von 1321—24 trennt.

Zunächst hilft Lamprecht uns noch einen schritt weiter. Wenn Herewîch zu K I gehört, so muss dasselbe für den neben ihm genannten Wolfwîn[1] gelten. Es ist aber kaum möglich, in ihm eine andere gestalt zu erkennen als den sohn Hagens, der in Kûdrûn als Heteles sohn Ortwîn auftritt. Also wusste auch K I, dass Hagen von seinem sohne Ortwîn oder Wolfwîn gerächt wurde.

Kehren wir zu der überlieferten gestalt von K II zurück. Kûdrûn ist Hartmuot gefolgt, während der vater abwesend war. Wir erkennen die zugrunde liegende sagenform wider. Es ist eine form, die die liebe der jungen leute schon kennt. (Man vergleiche den standpunkt der Hôrantsage. Auch K I steht nicht weit ab, aber diese version hat reminiscenzen an die alte freundschaft zwischen dem entführer und dem vater erhalten.) Es ist der standpunkt SH 2, den die version *H*, namentlich die Helgisage zur äussersten consequenz ausbildet. Diese liebe ist namentlich da ein bedeutendes motiv, wo die tradition einen nebenbuhler eingeführt hat. Die abneigung gegen den freier, der ihr aufgedrängt wird, erhöht die gefühle der jungfrau für den von ihr gewählten liebhaber. Nun haben wir gesehen, dass Herwîg nicht zu K II gehört. Aber unser gedicht kennt zwei nebenbuhler Hartmuots; neben Herwig tritt Sigfrid von Môrlant auf. Was ist der ursprung dieser doppelten nebenbuhlerschaft? Man kann freilich vermuten, dass Heteles abwesenheit von hause zu der zeit, als Kûdrûn entführt wurde, erklärt werden sollte, dass zu diesem zwecke der einfall Sigfrids von Môrlant in Herwîgs land ersonnen wurde, und dass dieser einfall wider daraus erklärt wurde, dass Herwîg der begünstigte freier war. Aber das ist doch sehr gesucht. Sonst wendet sich der zorn der abgewiesenen freier stets gegen den vater, und warum muss nun die feindschaft Sigfrids von Môrlant schon wider darin ihren grund haben, dass er abgewiesen worden ist? Man kann fragen, ob nicht eher beide nebenbuhler der älteren tradition angehören, und ob nicht unser dichter sich ihr verhältnis so gut wie möglich zurechtgelegt hat. Da wir nun in Herwîg den vom vater begünstigten freier aus K I erkannt haben, lohnt es die mühe, zu untersuchen, ob nicht Sigfrid von Môrlant die ihm entsprechende gestalt aus K II ist[2]. Das scheint in der tat der fall zu sein.

1) Dass *Wolfram* ein fehler ist, wurde schon s. 205 anm. bemerkt.

2) *Môrlant* lässt sich dem *Serkland* vergleichen, woher nach dem Sǫrla þáttr Heðinn stammt. Es hat dann eine verschiebung der localnamen stattgefunden, indem das land, das in einer redaction die heimat des entführers war, in einer anderen zu der heimat des nebenbuhlers wurde. Für diese erklärung von Môrlant spricht, dass auch K I berührungen mit dem Sǫrla þáttr aufweist (oben s. 203 fg.).

Natürlich musste einer von beiden in unserem gedichte diese rolle aufgeben. Aber davon abgesehen ist Sigfrid von Môrlant eine vollständig parallele gestalt zu Herwîg, und zwar finden sich in seiner geschichte dieselben zutaten, die auch Herwîgs rolle charakterisieren. Sigfrid von Môrlant ist ein nebenbuhler, er wirbt um Kûdrûn und wird abgewiesen wie Herwîg, er will sich rächen durch einen krieg, — diesmal wider Herwîg, wodurch Hetele veranlasst wird, von hause abwesend zu sein, wie es die alte situation erforderte, — er siegt anfangs wie Herwîg; dann muss er freilich besiegt werden, da nur éin freier angenommen werden konnte, aber er schliesst einen ehrenvollen frieden, und von nun an tritt er neben Herwîch auf, erst bei der verfolgung des entführers, darauf als helfer bei dem rachezuge. Vielleicht darf man daraus schliessen, dass schon vor der verbindung von K I und KII in beiden redactionen der nebenbuhler nicht auf dem Wülpensande fiel, sondern mit dem leben davon kam und an dem rachezuge teil nahm[1]. Das nähere s. 299 und § 16. Zu der vermutung, dass in der redaction, die Sigfrid von Môrlant kannte[2], der nebenbuhler auch die jungfrau zur ehe bekam, gibt die überlieferung keine veranlassung. Man würde in diesem fall erwarten, dass Sigfrid von Môrlant in dem combinierten gedichte eine der geraubten prinzessinnen bekommen hätte.

Wir sehen hier, wie K II sofort mit doppelter redaction anhebt.

Darauf erscheinen zwei fürsten, Hartmuot und Ludwig, und rauben zwei prinzessinnen, Kûdrûn und Hildeburg. Hildes raub war schon in der ersten hälfte des gedichtes erzählt worden. Aber K I hatte eine fortsetzung; Hilde wurde später zurückgeführt. Der räuber in K I war Wate, aber dieser kam in dem combinierten gedichte in K II auf die seite des vaters zu stehen. Für den räuber aus K I musste demnach in der fortsetzung ein neuer name ersonnen werden. Dies ist Ludwig. Das mädchen, das neben Kûdrûn auftritt, bekam einen namen, der mit Hilde zusammengesetzt ist. Aber das interesse concentriert sich nun

1) In diesem zusammenhang ist an die Shetlandsballade zu erinnern, wo der nebenbuhler gleichfalls den verführer erschlägt — nicht als vorbild, sondern als eine parellele.

2) Im grunde kann man nicht mit sicherheit behaupten, dass der nebenbuhler in dieser redaction (K II) Sigfrid geheissen haben müsse. Der name kann auch in dem combinierten gedichte für einen anderen namen eingesetzt worden sein, den der compilator nicht brauchen konnte, wenn z. b. in K II der nebenbuhler denselben namen wie in K I trug, und er die beiden gestalten demnach unterscheiden wollte. Man kann also nur sagen, dass *die gestalt* Sigfrids von Môrlant eine gestalt aus K II vertritt. — Besser gesichert ist Môrlant (s. 296 anm. 2), aber widerum nicht als das land des nebenbuhlers.

auf éine hauptperson, Kûdrûn. Das ist natürlich, denn nur éine von beiden kann die entführte königstochter sein; Hildeburg wird zu einer dame aus dem gefolge, wenn auch von hoher geburt[1]. Es gieng nun natürlich nicht mehr an, dass Ludwig Hildeburg raubte, um sie zu heiraten; es trat eine verschiebung der verhältnisse ein: Hildeburg trat zu Kûdrûn in ein enges verhältnis, Ludwig zu Hartmuot; er wurde zu seinem vater[2].

Es herrscht in dem gedichte unsicherheit darüber, wer Hetele erschlagen hat. Str. 880 sagt, dass Ludwig der mörder ist; str. 1405 erklärt Hartmuot für schuldig, weniger deutlich auch str. 936[3]. Darin spiegeln sich die alten verhältnisse ab. In K I erschlug Wate, an dessen stelle in dem zweiten teil des epos Ludwig tritt, Hagen; in K II fiel Hagen durch Hartmuot. Also hat sowol Ludwig wie Hartmuot den vater der frau erschlagen. (Das epos setzt, wie früher nachgewiesen worden ist, in K II Hetele an Hagens stelle.) Wenn nun am schluss der erzählung Ludwig getötet wird, so beweist das wol, dass in K I der räuber der rache für den vater zum opfer fiel. Wenn demgegenüber Hartmuot am leben bleibt, so darf man daraus freilich nicht

1) Das gedicht betont noch widerholt, dass auch Hildeburg eine königstochter ist, vgl. namentlich str. 1059. 1062 *(ouch truoc mîn vater krône)*. Auf solchen stellen beruht die jüngere vorgeschichte, die über ihre abkunft ausführlich berichtet. Hingegen kann die bezeichnung *diu meit ûz Îrlant, Îrrîche* (1267. 1339. 1650, gegenüber Portugal der vorgeschichte, Galitzen 1009), die im überlieferten gedichte bedeuten soll, dass sie, wie 1009 aussagt, mit Hilde aus Irland gekommen war, älter als die vorgeschichte sein und das mädchen als Hagens tochter bezeichnen. — Älter als die verlegung von Hagens sitz nach Irland (unten s. 307) ist freilich auch diese bezeichnung nicht.

2) Aus diesen verhältnissen ergibt sich, dass Hildeburg erst später aus K II in K I übergeführt worden ist (vgl. die vorige anmerkung). Denn sie hat ihren ursprung in der Hilde aus K I. Zwei erzählungen von der rückführung éiner jungfrau werden zu éiner erzählung von der rückführung zweier frauen, deren eine zwar dem ursprunge nach aber nicht mehr in unserem gedichte mit Hilde identisch ist. Aus der gemeinsamen rückführung folgte, dass sie auch zusammen geraubt sein mussten, aber noch nicht, dass nun Hildeburg auch in K I auftreten musste. Es war einem jüngeren bearbeiter, der nicht mehr wusste, dass Hildeburg = Hilde war, beschieden, sie nun auch noch einmal zusammen mit Hilde geraubt werden zu lassen.

3) Hingegen erklärt str. 936 unumwunden Hartmuot für den entführer der frau, während in str. 1435 Ludwig als solcher bezeichnet wird. Aus diesem scheinbaren widerspruch schliesst Wilmanns, dass Ludwig in eine andere sage gehöre. Ein widerspruch, wie der zwischen 880 und 1405 ist eigentlich hier nicht vorhanden, da nach der darstellung des gedichtes die beiden helden zusammen an dem raube schuldig sind, aber diese gemeinschaftliche schuld erklärt sich auf dieselbe weise wie der oben genannte widerspruch, nämlich daraus, dass Ludwig und Hartmuot die räuber aus zwei varianten repräsentieren.

schliessen, dass das auch die vorstellung von K II war. Es kann eine neuerung eines jüngeren dichters sein, der Hartmuot für seine der Kûdrûn bewiesene treue belohnen und Hildeburg mit einem manne versehen wollte[1]. Wenn es Herwîg ist, der Ludwig tötet, so ist das damit in übereinstimmung, dass Herwîg der bräutigam aus K I ist, wie Ludwig den räuber aus K I vertritt. Doch wird das nicht die älteste vorstellung sein. Nachdem die rückführung der jungfrau in den vordergrund getreten war, fiel — schon vor der verbindung K I + II — dem bräutigam die rolle zu, die ursprünglich die des bruders war. Diesen kennen wir aus der Helgisage und den balladen (Ribold, Hildebrand und Hilde), und dass er auch in K I auftrat, lehrt die gestalt Ortwîns, wenn man sie mit dem von Lamprecht genannten Wolfwîn zusammenhält.

Sieht man genauer zu, so bestehen trotzdem gründe, Ortwîn nicht K I, sondern K II zuzuweisen. Darauf, dass auch K II einen bruder der jungfrau kannte, der den vater rächte, führt schon die vergleichung zwischen K I und K II, die sich auch in anderen punkten so ähnlich sind. Ferner deutet darauf gerade der unterschied zwischen den namensformen Ortwîn und Wolfwîn. Wenn diese die form aus K I war, so dürfte jene K II angehören. Aber noch eine andere erwägung ist hier nicht zu umgehen. Die durchgehende doppelheit der darstellung in der zweiten hälfte des gedichtes und die eigentümliche rolle Sigfrids von Môrlant verbürgen zwar mit grosser sicherheit, dass die fortsetzung von K I und die von K II zu éiner erzählung verbunden worden sind, aber die gestalt Sigfrids von Môrlant an sich wäre doch dazu geeignet, bedenken zu erregen. Freilich ist seine rolle, wie s. 297 ausgeführt wurde, der rolle Herwîgs sehr ähnlich, aber seine gestalt ist nur schwach ausgebildet. Fast nichts charakteristisches wird von ihm erzählt, und die stellen, die von ihm handeln, machen einen jungen eindruck. Auffallend ist es auch, dass am schluss des gedichtes, wo wir es doch zunächst mit K II zu tun haben, Herwîg, der bräutigam aus K I, nicht Sigfrid von Môrlant, der bräutigam aus K II, das mädchen gewinnt. Ich erkläre mir diese eigentümlichen verhältnisse so, dass die gestalt des nebenbuhlers in K I mehr entwickelt war als in K II. Hingegen trat hier der bruder mehr in den vordergrund. Auffallend is das nicht, da auch in den nächsten verwandten unserer quellen (der Helgisage und den viser) der bräutigam hinter dem bruder zurücksteht. Der standpunkt von K II war also in dieser hinsicht altertümlicher als der von K I; vielleicht war der anteil des bräutigams an dem rachezuge noch ein

1) Tatsächlich ist die gefangennehmung Hartmuots str. 1493 nach 1492, wo es Herwîg nicht gelingt, ihm das leben zu retten, absolut unmöglich.

geringer[1]. Der bearbeiter des gedichtes konnte von den beiden brüdern nur éinen brauchen, er wählte die am deutlichsten ausgeprägte gestalt aus K II, Ortwîn. Die nebenbuhler nahm er beide auf, aber die hauptrolle fiel hier gleichfalls der am deutlichsten ausgeprägten gestalt, d. h. der aus K I, zu. Daher tritt denn Herwîg wider Ludwig, aber nicht Sigfrid von Môrlant sondern zunächst Ortwîn, — dann erst nach jüngerer vorstellung Wate, — wider Hartmuot auf. Unter solchen umständen musste es auch Herwîg sein, der am ende Kûdrûn zur frau bekam.

Welches ist nun der ursprung von Kûdrûns leidensgeschichte? Wer die entwicklung der überlieferung in allen ihren verzweigungen aufmerksam verfolgt hat, wird auch bemerkt haben, dass dieses motiv der sage, und besonders jenem zweige der tradition, der mit Kûdrûn am nächsten verwandt ist, nicht fremd ist. Es begegnet in der ballade von Hildebrand und Hilde, die selbst ein spross der Hildesage ist, und zwar jenes zweiges, der in die Helgisage ausmündet und zu der auch unser gedicht gehört (*H* 3). Aber die leidensgeschichte hat in der ballade eine ganz andere, altertümlichere gestalt als in dem deutschen epos. Der liebhaber hat das mädchen entführt und darauf im kampf den vater und die brüder, — in der nahe verwandten Riboldvise auch den bräutigam, — erschlagen. Der jüngste bruder tötet darauf den liebhaber, nachdem das mädchen von diesem durch ihre bitten die schonung des bruders erwirkt hatte[2]. Dann schleppt er sie zu der mutter, wobei die dornen am wege ihre füsse, ihre brust, ihren ganzen körper verwunden, und bestimmt mit der mutter die strafe. Sie wird eingesperrt und darauf an eine fremde königin verkauft, für die sie nähen und sticken muss. Diese königin ist in den meisten versionen die mutter ihres geliebten (so d A E F, in d B ist sie seine schwester).

1) Man könnte versucht sein, aus str. 1154 fg., wo Ortwîn der erste der boten ist und Herwîg sich ihm anschliesst, zu schliessen, dass noch dem dichter dieses auftritts der bruder wichtiger als der bräutigam erschien. Aber die stelle ist jung und die botenscene gehört, wie wir § 16 sehen werden, K I an. Die angezogenen strophen, die eine einleitung der botenscene bilden, werden wol erst entstanden sein, nachdem die combination K I + II erfolgt war.

2) Wir haben schon früher (s. 185 fg.) gesehen, dass das ursprünglich so zu verstehen ist, dass der bruder frieden erhält, dann aber dem schwager die treue bricht (so noch in der Helgidichtung und in der Helmerballade). Hat man vielleicht darin, dass Hartmuot auf Kûdrûns bitte geschont wird, eine umgedeutete reminiscenz an den frieden, den der bruder auf die bitte der jungfrau von dem liebhaber erhält, zu erblicken?

s A B C erzählen auch, dass sie bei der arbeit geschlagen wird. Alle wesentlichen elemente von Kûdrûns leiden sind also vorhanden.

In dem hochdeutschen gedichte sind diese motive der neuen situation entsprechend verschoben. Die durchgreifendste neuerung des gedichtes ist, dass Kûdrûn nicht mehr freiwillig Hartmuot gefolgt ist; der bruder, der sie zurückführt, ist von dem ihr von anfang an bestimmten bräutigam, dem sie treu geblieben ist, und nach dem sie sich sehnt, begleitet. Der bruder und die mutter haben also keinen grund, ihr böses zuzufügen. Um so mehr grund hat dazu die mutter des entführers, von dem sie nichts wissen will. Diese frau erhält die rolle der bösen mutter. Das konnte um so leichter geschehen, als auch in der quelle, die durch die vise repräsentiert wird, das mädchen einer fremden fürstin, die sich schliesslich als die mutter des liebhabers erweist, dienen muss. Dass diese fürstin, als sie vernimmt, wer das mädchen ist, das ihr dient, sie freundlich behandelt, war natürlich in dieser form unbrauchbar; wir werden aber sehen, dass auch dieser zug anderswo verwendung gefunden hat. Da Hartmuot Kûdrûn aufrichtig liebt, konnte der zorn des bruders nicht auf ihn übertragen werden; alle bosheit concentriert sich also in Gêrlint. Ferner wird die unterscheidung zwischen der bösen mutter, die das mädchen verkauft, und der fremden fürstin, der sie dient, aufgehoben; Hartmuots mutter ist für Kûdrûn, ohne dass sie verkauft wird, eine fremde fürstin; fremder dienst ist auch Kûdrûns los; in Gêrlint fallen die böse mutter und die fremde fürstin, für die sie arbeiten muss, zusammen. Die freundliche seite der fremden fürstin hingegen, die das arme mädchen bemitleidet und ihr leid zu lindern strebt, finden wir auf die leibliche mutter übertragen.

Das ist das resultat der umarbeitung. Diese ist aber nicht aus einem guss, sondern schritt für schritt entstanden. Der weg, den sie gegangen, lässt sich an mehreren stellen, die deutliche übergangsstufen repräsentieren, erkennen. Wir müssen uns zunächst noch einmal die darstellung der *vise* vergegenwärtigen. Sie weiss von einem guten verhältnis der jungfrau zu dem entführer und einem schlechten verhältnis zu der schwiegermutter. Dieses findet darin seine erklärung, dass die schwiegermutter nicht weiss, wer das mädchen ist, und das ist möglich, da der sohn nicht anwesend ist; — der schwager hat ihn schon früher erschlagen. Die reihenfolge der begebenheiten ist nämlich 1. entführung, 2. tod des liebhabers und rückführung der jungfrau, 3. schlechte behandlung durch die schwiegermutter (an die sie verkauft war). Für eine bearbeitung, die mit der rückführung schloss, war diese reihenfolge nicht brauchbar; die schlechte behandlung durch die schwiegermutter,

ursprünglich eine folge der von der eigenen mutter auferlegten strafe, wurde vor die rückführung gestellt und fiel nun zeitlich mit der guten behandlung durch den entführer zusammen. Aber dadurch musste die entschuldigung der schlechten behandlung, die darin bestand, dass die schwiegermutter die schwiegertochter nicht kennt, hinfällig werden, und eine neue erklärung tat not. Am nächsten lag die, dass die schwiegermutter sich der ehe des paares widersetzt. Tatsächlich finden sich in Kûdrûn sehr deutliche spuren dieser auffassung.

1012. 13 kommt Hartmuot von einer reise heim. Kûdrûn geht ihm entgegen, — weshalb tut sie das, wenn sie nichts von ihm wissen will? — und beklagt sich über die schlechte behandlung, die die mutter ihr widerfahren lässt.

1025 raten die freunde: *ez liep oder leit sîner muoter wære, daz er die schœnen meit in sînen willen bræhte, swâ mite er kunde.* Also soll Hartmuot Kûdrûn minnen gegen Gêrlints willen[1].

1029 — 31. Hartmuot schlägt Kûdrûn eine vereinigung ohne officielle eheschliessung vor. Diesem wunsch widersetzt sie sich: andere fürsten würden sagen, sie sei ein kebsweib in Hartmuots lande. Man hat darin einen beweis von Hartmuots hoher gesinnung gesehen, dass er zwar einen augenblick daran denke, sie zu vergewaltigen, aber sofort davon absehe, als sie ihm zu erkennen gibt, dass solches sich nicht zieme. Aber es ist an dieser stelle nicht die rede davon, dass er sie gegen ihren willen, sondern dass er sie gegen den willen anderer, aber mit ihrer zustimmung besitzen will. Das ist zwar aus seinem vorschlag nicht mehr ersichtlich, geht aber deutlich aus seiner antwort (1034) hervor: *waz ruohte ich, waz si tæten, . . . obe et ez iuch eine, vrouwe, diuhte guot, sô wolte ich künic*[2] *werden und ouch ir küniginne.* Die hoffnung, Kûdrûn werde sich ihm ohne weiteres ergeben, hat doch keinen sinn, wo Hartmuot weiss, dass sie nur ihre einwilligung zu geben hat, um seine legitime frau zu werden. Zwar ist dann wider z. 4 an die jüngere auffassung angepasst; Kûdrûn sagt: *sît âne sorge, daz ich iuch immer gerne minne,* also will sie ihn nicht lieben, wenigstens wenn man die stelle in zusammenhang mit 1032 liest[3].

1) Es fällt auf, dass Wilmanns, dessen buch mit einer anführung dieser strophe beginnt, nicht bemerkt hat, dass sie sich mit der grossen masse gar nicht verträgt, und ihr s. 16 einen platz unmittelbar nach str. 1017, wo Gêrlint Kûdrûn *mit besemen* zu der hochzeit zwingen will, anweist.

2) Was bedeutet es, dass Hartmuot durch die vereinigung mit Kûdrûn *künic* zu werden hofft? Es scheint wol, dass er eine solche verbindung als einen act der selbständigkeit auffasst, durch den er sich der vormundschaft seiner mutter entziehen würde.

3) Für sich betrachtet, kann sie auch das umgekehrte aussagen.

Aber das ändert daran nichts, dass sie 1030 nur ihre furcht vor der schande seinem willen entgegengestellt hat, was in hinblick auf 1031 und namentlich auf 1025 nur éine deutung zulässt.

Demselben gedanken begegnen wir 1040. Kûdrûn dankt Ortrûn dafür, *daz ir mich so gerne gekrœnet sæhet stân bi Hartmuote dem künege.* Wenn Gêrlint dasselbe wünscht und darum Kûdrûn verhasst ist, welches verdienst erwirbt sich dann Ortrûn dadurch, dass sie die liebe zwischen Kûdrûn und Hartmuot fördern will? Die worte erklären sich aus dem übergangsstadium, in dem Gêrlint sich der ehe widersetzt.

Also lassen sich folgende stufen unterscheiden:

1. die jungfrau wird von einer fremden königin misshandelt, an die sie verkauft worden ist, und die, was sich erst später herausstellt, die mutter des geliebten ist (so die *vise*).

2. die jungfrau wird von der mutter des geliebten misshandelt, die sich der ehe widersetzt (str. 1012 fg. 1025. 1029—31. 1040).

3. die jungfrau wird von der mutter des geliebten misshandelt, die sie zu der ehe mit ihrem sohn zwingen will. So in der erhaltenen bearbeitung der Kûdrûn.

Auch die dritte stufe ist wol nicht ganz einheitlich. 1043 will Kûdrûn Hartmuot nicht lieben. Aber was sie zurückhält, ist mehr ein pflichtgefühl als liebe zu Herwîg. Sie will dem treu bleiben, dem *man mich bevestent hât*, wenigstens so lange er lebt: *ez ensî daz er sterbe, ich gelige nimmer bî recken lîbe.* Also wenn Herwîg stirbt, wird sie die frage anders beurteilen. An jüngeren stellen verlangt sie nach Herwîg und wünscht, dass er sie aus der gefangenschaft erlöse (1241. 1246 u. a.)[1].

Es ist an der zeit, einem möglichen einwande zu begegnen. Man kann fragen, ob die erklärung eines teils unseres epos mit hilfe der Hildebrandsvise nicht an demselben fehler leidet, wie z. b. die erklärung eines anderen teils aus der Shetlandsballade. Gilt nicht auch hier, dass ein volkslied ein zu unsicherer boden für die kritik eines älteren gedichtes in einer anderen sprache ist? Darauf antworte ich: Auch wenn wir ganz davon absehen, dass die Hildebrandsvise eine weit grössere verbreitung hat als die Shetlandsballade, so ist doch zwischen diesem und jenem verfahren ein sehr bedeutender unterschied in methodologischer hinsicht. Denn nicht aus einer beeinflussung der Kûdrûn

1) Allerdings wird es sich später ergeben, dass str. 1246 verhältnismässig alt ist und zwar älter als die verbindung K I + II. Aber dem widerspricht nicht, dass sie jünger als die oben besprochenen stellen sein kann. Die neue auffassung von Kûdrûns charakter ist älter als die verbindung K I + II (§ 16).

durch die *vise* erkläre ich die ähnlichkeiten zwischen beiden, sondern aus ihrer nahen verwandtschaft, die sich nicht nur hier, sondern durchgehends zeigt. Kûdrûns leidensgeschichte beruht demnach nicht auf einer contamination mit einer fremden erzählung, sondern auf einer durchaus natürlichen entwicklung innerhalb der Hildedichtung, die sich in zwei voneinander unabhängigen quellen manifestiert. Man kann also höchstens fragen, warum die vorstellung, die die *vise* von den leiden der jungfrau gibt, für die ursprünglichere, die des epos, das doch vielleicht etwas älter als die *vise* ist, für die abgeleitete gelten soll. Die begründung dieser ansicht aber liegt in dem verhältnis der psychologischen motive. Wenn es richtig ist, dass ursprünglich das mädchen freiwillig dem entführer gefolgt ist, und dass ihre abneigung gegen ihn eine neuerung des deutschen gedichtes ist, so muss auch, wenn wir in éiner fassung lesen, dass sie durch ihre eigenen verwandten, in einer anderen, dass sie durch die verwandten des entführers misshandelt wird, jene vorstellung älter sein als diese. Denn diese neuerung hängt mit jener direct zusammen. Wenn die misshandlung durch die eigenen verwandten noch in einer anderen ballade, die einen anderen stoff behandelte, überliefert wäre, so könnte man die frage aufwerfen, ob darin etwa ein umgedeuteter nachklang der Kûdrûndichtung zu suchen sei; aber dies ist nicht möglich, wo wir es in einer ballade finden, die gerade die alte Hildesage erzählt und in der diese misshandlung in dem, was vorhergeht, ihre psychologische begründung findet. Also muss die rahmenerzählung der ballade, die den schluss der geschichte mitteilt, aus einer Hildedichtung stammen, die diese leiden enthielt, und diese dichtung muss eine directe vorstufe von Kûdrûn gewesen sein[1].

Aus dem hier gesagten folgt nicht, dass die breite ausführung von Kûdrûns leiden nicht unter dem einfluss anderer weiter abstehender erzählungen, die von den leiden einer frau handeln, zustande gekommen sein kann. Wie die entführungssage in unserem epos nach dem vorbilde von dichtungen, die die werbungssage erzählen, ausgestaltet ist, so sind auch die übrigen teile des gedichtes von fremden einflüssen nicht unberührt geblieben (s. § 13. 15). Aber für den ursprung der motive sind solche secundäre einflüsse ohne bedeutung. Und der ursprung dieses motivs

1) Wir finden hier bestätigt, was s. 187 vermutet wurde, dass der ausgang der geschichte in der Hildebrandballade nicht eine erfindung des balladendichters ist, sondern aus einer sehr nahe verwandten überlieferung stammt. Wie die Riboldballade an die Helgidichtung, so hat die Hildebrandballade sich an eine ältere gestalt der Kûdrûndichtung angeschlossen.

sowie der meisten, die nicht rein äusserlich angehängt worden sind, liegt nicht ausserhalb des stoffes, sondern in demselben.

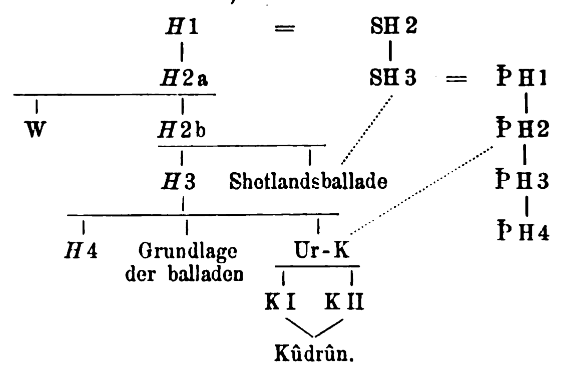
Wir versuchen jetzt, die drei in Kûdrûn benutzten formen der Hildesage in unsere genealogische tabelle einzureihen.

Über die form K Ib, die ihrerseits schon früh aus zwei versionen (Hôrant, Hetele) zusammengesetzt worden ist, lässt sich nur sagen, dass sie von SH2 stammt. Hôrant weiss die liebe des mädchens zu erwerben. Dass er es durch seinen gesang tut, ist schon eine neuerung, die zwar in unserer überlieferung an einzelnen stellen widerkehrt, aber zu sporadisch, um den schluss auf eine nähere verwandtschaft zuzulassen. Der gesang ist kein merkmal einer besonderen gruppe, sondern nur einzelner versionen (der Riboldvise und éiner version der Walthersage). Sonst sind keine andeutungen vorhanden, dass K Ib einer dieser überlieferungen besonders nahe stehe. Bei dem nahen verhältnis der versionen K I und K II zu der gruppe, zu der auch die *vise* gehört, könnte man am leichtesten an einen zusammenhang mit der *vise* denken, aber beweisen lässt sich dies nicht. Da alles, was auf die flucht folgt, fehlt oder wenigstens nicht widerzuerkennen ist, muss eine genauere bestimmung dieser version unterbleiben. Vielleicht stand sie von den beiden anderen, K I und K II, nicht weit ab. Mit K II hat sie gegenüber K I gemein, dass sie von einem freundschaftlichen verhältnis zwischen vater und liebhaber nichts mehr weiss. Aber das kehrt auch in ferner abstehenden recensionen (SH 6) wider, während K I sich hier mit ÞH berührt.

Um so besser lässt sich die stellung von K I und K II bestimmen. Beide haben die ganze entwicklung von H bis *H*3 durchgemacht. Jede stufe hat ihre merkmale hinterlassen. Wir unterscheiden: H: Kampf zwischen schwiegervater und schwiegersohn. SH1 erklärung des kampfes durch die entführung der tochter. SH2 (= *H*1) erklärung der entführung durch die liebe des jungen paares, *H*2a: sieg des schwiegersohnes; *H*2b: einführung des nebenbuhlers; *H*3: rache durch den sohn. Erst von da an trennt sich die überlieferung von den übrigen zu *H*3 gehörigen versionen ab. Also sind die nächsten verwandten von K I und K II die Helgidichtung und die balladen. Anders gesagt: die beiden gedichte, die in Kûdrûn miteinander verbunden sind, stammen beide von einer älteren Hildedichtung, aus der auch das zweite Helgilied und die drei balladen geflossen sind. Auf deutschem boden ist der nächste verwandte die Walthersage. Aber diese verwandtschaft liegt weiter zurück. In einzelnen, geringen zügen lässt sich ein zusammenhang mit einer weiter abstehenden fassung (Sǫrla þáttr, s. s. 203fg. 296) constatieren,

der auf einer schwachen contamination mit einer vorstufe des þáttr beruhen muss[1].

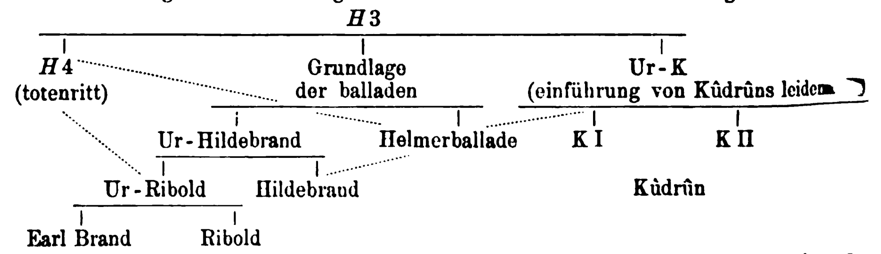
Graphisch lässt sich dieses verhältnis auf die folgende weise ausdrücken (vgl. die tabelle s. 195)[2].



Die versionen K I und K II haben nach ihrer abzweigung von dem hauptstamme noch eine gemeinsame entwicklung durchgemacht. Darauf weisen mehrere gemeinschaftliche neuerungen, wie die rückführung der frauen und auch Kûdrûns leiden. Dass diese leiden sowol K I wie K II bekannt waren, wird § 16 erörtert werden. Zu den gemeinschaftlichen neuerungen ist auch die localisierung des kampfes auf dem Wülpensande, die bei der späteren verbindung der beiden recensionen in K I wider verloren ging, zu zählen[3]. Sonst lässt sich aus den verworrenen localen vorstellungen des deutschen gedichtes nur wenig schliessen. Aber wenn es wahr ist, dass der Wülpensand an der Schelde zu suchen ist, so deutet das darauf, dass die localisierung des entführers

1) Diese contamination muss vor der überführung des stoffes nach Deutschland stattgefunden haben. Über die wichtigen schlüsse in bezug auf das alter und die heimat von Ur-K, die sich daraus schliessen lassen, s. § 17.

2) Die secundären beziehungen zwischen einzelnen balladen und anderen fassungen der überlieferung werden auf folgende weise am besten zum ausdruck gebracht:



3) Diese neuerungen berechtigen zu der aufstellung von Ur-K. Von anderen neuerungen, die sowol K I wie K II, aber nach ihrer abzweigung von Ur-K betroffen haben, wird später die rede sein.

n der Normandie nicht eine junge erfindung ist. Unser gedicht macht Iagen zu einem könige in Irland, was reine willkür ist. Wenn aber n K II der vater in Dänemark regiert, so könnte das richtig sein. Ernnern wir uns, dass auch im Sǫrla þáttr und bei Saxo Hǫgni in Dänenark regiert, und dass er bei Snorri von seinem lande aus nordwärts egelnd nach Norwegen gelangt, während die quellen Heðinn entweder us Norwegen oder aus einem unbekannten lande (Serkland im Sǫrla áttr) kommen lassen, so werden wir schliessen müssen, dass in K I ınd K II der vater, d. h. Hagen, in Dänemark regierte, dass der entührer in der Normandie wohnte und auf der flucht dahin bei dem Vülpensande eingeholt wurde. Der bearbeiter unseres gedichtes, der en vater aus K II aus früher erörterten gründen Hetele nannte, hat un auch die consequenz gezogen, dass dieser fürst in Dänemark regierte. 'ür Hagen hat er ein neues reich in Irland ersonnen. Die versetzung Iagens nach Irland und die verlegung des kampfes in K I nach Waleis ıängen innig zusammen[1].

§ 13. **Werbungssagen und deren bedeutung für Kûdrûn.**

Es gibt eine klasse von litterarischen stoffen, die im mittelalter ehr verbreitet war und in ihrem hauptmotiv, der entführung einer ıngfrau, mit der Hildesage eine grosse ähnlichkeit aufweist. Zur unterscheidung von den entführungssagen, die durch Hildesage, Helgisage, Valthersage repräsentiert werden, und den rückführungssagen, die noch ur sprache kommen werden, wollen wir sie als 'werbungssagen' bezeichnen. Auf deutschem boden ist der bekannteste vertreter des typus lie erzählung von Osantrix brautfahrt, die ein mittelhochdeutsches gedicht an könig Rother knüpft. An die geschichte von Osantrix chliesst sich eine ähnliche erzählung von Attilas brautwerbung an. Die überlieferung führt nach der weise der spielleute die erzählung urch zwei geschlechter, ganz in derselben weise, in der die entfühıngssage in der Kûdrûn widerholt worden ist.

Das schema der werbungssage, über deren ursprung und verbreing wir hier nicht zu handeln haben[2], ist folgendes: ein könig besitzt

1) Ob diese änderungen auf dem einfluss der Tristansage beruhen, — auch Ilde stammt aus Irlant, und die werbung um Hilde hat grosse ähnlichkeit mit der rbung um Kûdrûn (Deutschbein, Studien z. Sagengesch. Engl. I, 176), — oder die wahl des landes vollständig willkürlich ist, was sehr wol möglich ist, entscheide n nicht.

2) Bugge, Helgedigtene s. 252 fgg. vergleicht den prosaischen eingang der Helkv. Hjǫrvarðssonar (vgl. über diesen s. 311 anm. 3). Von den übrigen dort angeführten überlieferungen kommt namentlich Fredegars darstellung (III, 17—19) von

eine schöne tochter, die mit grösster sorgfalt gehütet wird. Freier werden zurückgewiesen, nicht selten sogar strenge bestraft. Ein anderer fürst vernimmt von dieser prinzessin und entschliesst sich, um sie anzuhalten. Aber seine boten werden schmählich behandelt oder gar ins gefängnis geworfen. Dann fasst der fürst den entschluss, andere boten zu senden oder selber die fahrt zu unternehmen. Diesmal reist man unter fremden namen. Man will versuchen, sich der dame durch list zu nähern und sie wider den willen ihres vaters zu entführen. Die entführung gelingt entweder durch eine einfache list oder unter gleichzeitiger anwendung von gewalt. Mitunter findet der vater der prinzessin bei dieser gelegenheit den tod, oder er entkommt mit genauer not[1]. Die folge der entführung kann ein langjähriger krieg sein.

Obgleich diese erzählung ihrem ursprung und ihrem inhalte nach von der entführungssage grundverschieden ist, so hat die ähnlichkeit, die in einem bestimmten punkte besteht, früh berührungen der beiden sagen zur folge gehabt. Das product dieser berührungen sind mischformen, die in der litteratur in ziemlich grosser anzahl vorliegen. Wer das historische verhältnis der sagen verstehen will, muss also damit beginnen, die typen genau zu unterscheiden. Dies ist auch gar nicht schwer, wenn man nur nicht von offenbaren mischformen, sondern von den älteren, reineren formen der sage ausgeht. Schon aus der entwicklung der Hildesage ergibt sich, dass sie nicht mit den werbungssagen gleichen ursprunges sein kann. Denn die entführung, obgleich früh zum hauptmotiv der sage erhoben, ist doch nicht das ursprünglichste motiv (§ 5), während sich eine der Hildesage ähnliche werbungssage ohne entführung gar nicht denken lässt.[2] Aber auch die zur vollen entwicklung gekommene Hildesage unterscheidet sich von den werbungssagen so deutlich, dass es sogar bei den mischformen in den meisten

Chlodwigs brautfahrt in betracht. Eine reihe von beispielen bietet P. Rajna, Le origini dell' epopea francese s. 80 fgg.

1) Die stelle ÞS c. 36, wo Milias von Aspilian einen schlag bekommt, dass er betäubt zu boden sinkt, macht den eindruck einer neuerung dafür, dass er getötet wird. Es verdient beachtung, dass in einem ganz ähnlichen auftritt, — nur nicht in dem unmittelbaren zusammenhang einer brautwerbung, — Osantrix von Vildifer erschlagen wird (c. 144). An beiden stellen erlösen freunde, die unter falschem namen angekommen sind, den im gefängnis ihrer harrenden freund. Die zuletztgenannte stelle gehört dem bericht von einem kriege an, der eine folge einer brautwerbung ist.

2) Eine werbungssage ohne entführung, — einer der ausgangspunkte der späteren litterarischen fassungen, — ist die bei Paulus Diaconus erzählte brautfahrt Autharis, aber diese hat mit der Hildesage auch nicht die geringste ähnlichkeit.

fällen wol möglich ist, die zugehörigkeit jedes einzelnen zuges zu bestimmen. Die bedeutendsten unterschiede sind die folgenden:

Die werbungssagen erzählen ausnahmslos von königen, deren hofhaltung gern ausführlich beschrieben wird und auch für die entwicklung der begebenheiten nicht ohne bedeutung ist. Die Hildesage hingegen handelt ursprünglich nur von wikingen oder von heerkönigen; wo die gegner, wie in der Helgisage, zu königen werden, bleibt doch der äussere glanz etwas nebensächliches.

Die werbungssagen berichten von einer prinzessin, die sorgfältig gehütet wird, und der man sich nur nach überwindung vielfacher hindernisse nähern kann. Die älteren versionen der Hildesage wissen davon nichts.

Damit hängt es zusammen, dass in den werbungssagen der vater das mädchen nicht verheiraten will. In der Hildesage fehlt dieser zug. Die älteste version (Saxo I) weiss sogar noch, dass Heðinn Hǫgnis tochter mit der zustimmung des vaters erwirbt. In einer jüngeren version (Sǫrla þáttr) ist der vater bereit, die tochter dem freunde zu geben, aber dieser zieht es vor, sie zu rauben. In den alten versionen entführt der liebhaber das mädchen, ohne zuvor um sie angehalten zu haben, während der vater abwesend ist, oder wo von einer weigerung die rede ist, ist der grund dazu nicht, dass der vater sie überhaupt nicht verheiraten will, sondern dass er sie einem anderen freier bestimmt hat. Von einer vorausgehenden werbung durch boten, die zu dem festen bestande der werbungssage gehört, weiss denn auch die Hildesage nichts.

Die werbungssagen lassen den abgewiesenen könig einen plan schmieden, um durch list seinen zweck zu erreichen. Die vorbereitung und ausführung dieses planes wird umständlich erzählt. Die Hildesage weiss weder von dieser planlegung noch von diesen listen etwas. Der entführer hat keine anderen helfer als seine kriegsgefährten, die erst bei dem späteren gefecht mit dem verfolgenden vater handelnd auftreten. Die erzählung beginnt entweder mit der freundschaft der könige, worauf die entführung unmittelbar folgt, oder sie setzt sofort mit der entführung ein.

In den werbungssagen gehört eine verfolgung, die ein sehr wesentliches element der Hildesage ist, zu den ausnahmen. Das hängt damit zusammen, dass bei der entführung gewalt und list zugleich angewendet werden. Der kampf zwischen beiden parteien findet also vor der entführung statt. Dies ist z. b. in der erzählung von Melias tochter Oda der fall. Wenn die entführung, wie die von Osantrix' tochter Erka,

durch list allein gelingt, so schliesst sich allerdings eine verfolgung an, aber diese führt nicht zu einem entscheidenden kampfe, sondern zu einer belagerung, aus der der entführer durch zu hilfe eilende streitkräfte gerettet wird. Im Rother sind die gewalttaten vor der entführung zu kraftproben und dem vater gewährte hilfeleistungen umgemodelt; die entführung erfolgt dann während der abwesenheit des vaters, aber eine verfolgung findet nicht statt; statt dessen wird die geschichte durch eine neue entführung der jungfrau weitergesponnen.

Dem entspricht, dass auch die gewaltige schlacht auf der heimreise und damit der erschütternde ausgang der Hildesage, dass die gegner einander töten, fehlt. Die jüngere form der Hildesage, die nur den tod des schwiegervaters kennt, steht der werbungssage insofern näher, als auch hier der schwiegervater den kürzeren zieht, aber wie oben gezeigt wurde, sind die umstände ganz anderer art, indem der schwiegervater in seinem eigenen palaste erschlagen wird oder vor den feindlichen gästen fliehen muss. Und der zug, der in der Hildesage mit der besiegung des schwiegervaters sehr früh verbunden wurde, dass der sohn den vater rächt, fehlt in den werbungssagen vollständig. Ebenso fehlt die rückführung der schwester und ihre strafe oder belohnung. Einen nebenbuhler kennt auch die erzählung von Erkas entführung. Aber seine rolle lässt sich mit der des nebenbuhlers der Hildesage nicht vergleichen. Er dient nur dazu, um Attilas boten, der sich in Osantrix' vertrauen eingeschlichen hat, eine gelegenheit zu geben, sich mit der königstochter zu unterhalten und unter dem scheine, dass er die sache des nebenbuhlers führe, seinem herrn zu empfehlen.

Auf grund dieser vergleichung kann man ruhig sagen, dass die entführungssage und die werbungssage nichts als die entführung gemein haben, und dass alle weiteren übereinstimmungen, die sich zwischen der werbungssage und sehr jungen redactionen der Hildesage finden, entweder auf zufall oder auf entlehnung beruhen.

Solche übereinstimmungen mit werbungssagen finden sich in Kûdrûn in ziemlich grosser anzahl. Wie sie zu beurteilen sind, ergibt sich aus dem vorhergehenden. Hier befinde ich mich in grösserem einverständnis mit Panzer als bisher. Panzer glaubt, eine umfangreiche benutzung des Rother in der Kûdrûn nachweisen zu können. Der beweis einer directen benutzung scheint mir zwar nicht sicher erbracht zu sein (vgl. § 15), aber so viel lässt sich sagen, dass wo in der Kûdrûn züge auftreten, die nicht zur Hildesage gehören, aber aus dem Rother bekannt sind, diese, wenn auch nicht direct aus dem Rother, so doch aus einer der im Rother miteinander verbundenen sagen stammen müssen.

Zur werbungssage gehört jedesfalls, dass der vater seine tochter keinem freier geben will, dass Hetele und später Hartmuot durch boten werben, dass sie listen ersinnen[1], um ihren zweck zu erreichen, namentlich dass man sich für vertriebene ausgibt.[2] Hingegen ist Kûdrûns lachen (1320), wenn es sich mit dem verräterischen lachen der frau in Rother, womit Panzer es zusammenstellt, vergleichen lässt, nicht auf den einfluss der werbungssage sondern der rückführungssage, die den inhalt der zweiten hälfte des Rother bildet, zurückzuführen.[3]

1) Die listen können freilich zum teil auch aus einem anderen typus, der rückführungssage (§ 15) stammen.

2) Panzer, der eine tiefgehende beeinflussung des gedichtes durch den Rother annimmt, verfährt inconsequent, wenn er züge, die zwar im Rother und in der Kûdrûn, nicht aber in anderen versionen der Hildesage begegnen, dennoch für echte motive der Hildesage erklärt. So urteilt er z. b. s. 278 über die angebliche ächtung der fremden an Hagens hofe. Dieses urteil hat einzig und allein darin seinen grund, dass Panzer diesen zug für seine construction der sage aus dem Goldener-märchen brauchen kann. (Die behauptung s. 279, dass auch Saxo das motiv gekannt haben müsse, ist absolut grundlos.) Consequenterweise sollte er diesen zug aus dem Rother herleiten, wie er unmittelbar vorher das kaufmannsmotiv aus der Salomonsage ableitet. Die argumentation, die fremden müssen 'irgendwie schon in der überlieferung, wie sie dem dichter zukam, an Hagens hofe ihre anwesenheit motiviert haben' (sic!), kann doch kein beweis für die echtheit der angeblichen ächtung sein. Nach unserer auffassung gehört Wates ankunft bei Hagen und sein kriegerisches benehmen zwar zu der alten überlieferung von K I, aber die angabe, er sei aus seinem lande vertrieben, zu den listen, die in der werbungssage einen festen platz haben. Ob sie schon in K I oder erst in das combinierte gedicht aufgenommen ist, lässt sich, ohne tiefer auf die frage einzugehen, nicht entscheiden.

3) Einen abweichenden typus der werbungssage vertritt die prosaerzählung, die als einleitung zu der H. Hj. mitgeteilt wird. Hjǫrvarðr wirbt durch boten um Sigrlinn, die tochter Sváfnis. Auf den rat Fránmars, eines vertrauten des königs, wird sie ihm verweigert. Dann macht Hjǫrvarðr sich mit seinem heere auf, die braut zu holen. Inzwischen ist ein nebenbuhler, Hróðmarr, aufgetreten. Dieser verwüstet das land (er ist also gleichfalls abgewiesen worden). Er hat König Sváfnir getötet. Hjǫrvarðr erbeutet das mädchen, das von Fránmarr in adlergestalt bewacht wird, und zugleich Fránmars tochter. Nun hat er für sich und für seinen boten eine braut erworben. Sein sohn tötet später Hróðmarr und rächt also seinen grossvater.

Hier finden sich zusammen 1. eine vergebliche werbung, 2 eine darauf folgende gewaltsame entführung. Aber die erzählung ist erweitert durch einen nebenbuhler, der den vater getötet, aber nicht das mädchen entführt hat, und sich also weder mit dem entführer noch dem nebenbuhler der Hildesage vergleichen lässt. Eher steht dieser mit Sigmunds nebenbuhler Lyngvi auf éiner linie. Darauf deutet auch der zug, dass Svávas sohn seinen grossvater rächt wie der sohn der Hjǫrdís. (Ein unterschied besteht darin, dass Hjǫrvarðr nicht wie Sigmundr durch den nebenbuhler fällt.) Also würde die erzählung eine durch den einfluss der Sigmundsage erweiterte form der werbungssage sein. Eine unklare rolle spielt Fránmarr; am meisten ist er jedoch dem

§ 14. Andere mischformen.

1. Herbort und Hilde.

Die geschichte ist in zwei quellen, der Þiðreks saga und dem Biterolf[1] überliefert. Die überlieferung der saga ist die ausführlichste und verdient auch sonst vor der Biterolfstelle den vorzug. Die erzählung beruht auf einem sehr rohen spielmannsgedichte, das aus verschiedenen bruchstücken zusammengeleimt war. In der saga gehört sie dem zweiten interpolator, der vielfach schlechte quellen benutzt hat, an. Die herkunft der einzelnen züge ist ziemlich leicht zu erkennen. Es ist unverständlich, wie Panzer auf die torheiten dieser erzählung seine beweisführung, dass man es hier und anderswo mit dem Goldener-märchen zu tun habe, hat stützen können. Schon die namen zeigen, wie sehr der stoff von überallher zusammengesucht ist. Herbort muss für Dietrich von Bern, seinen oheim, — nb.! durch seine mutter Isolde, Dietrichs schwester! — um Hilde, die tochter des königs Artus von Brittannien, anhalten. Herbort hat einen bruder Tristram! Nach diesem namenkatalog wissen wir, was wir zu erwarten haben. Und wie mit den namen, so verhält es sich mit der darstellung. Nichts erscheint zu unbedeutend, wenn nur spässe gemacht werden können. Für den geschmack des dichters und seines publicums bezeichnend ist die erzählung, dass Herbort, als die verfolger sich nähern, schnell seine dame von dem rosse hebt, um sie zu entehren, damit er sich nun den spass erlauben kann, dem anführer der verfolger, der zu wissen wünscht, ob die dame noch jungfer ist, zu antworten: „als heute morgen die sonne aufging, war sie noch jungfer, aber jetzt ist sie meine frau.“

Die elemente der geschichte sind die folgenden: 1. eine einleitung c. 231—2. Diese soll erklären, wie Herbort zu Dietrich kommt. Mit dem, was folgt, steht sie in keinem zusammenhang. Herborts brüder streiten sich; einer erschlägt den andern und entflieht; Herbort bekommt die schuld und muss gleichfalls fliehen; er geht zu Dietrich von Bern.

2. c. 233—7, eine werbungssage im stil der erzählung von Osantrix' brautfahrt. Die dame gehört zu denen, die streng gehütet werden; Dietrich vernimmt von ihrer schönheit und sendet einen boten, um sie zu werben. Hier ist die erzählung stark zusammengezogen. c. 233—4 wird

typischen treuen diener ähnlich. Die zweizahl der frauen mahnt an den zweiten teil der Kûdrûn, aber die erzählungen stehen einander zu fern, um den gedanken an einen zusammenhang aufkommen zu lassen.

1) Die Herbortsrímur, die vielfach als eine dritte quelle angeführt werden, sind von der Þiðreks saga absolut abhängig und kommen weiter nicht in betracht.

der antrag unmittelbar bei dem könig vorgebracht. Die dem typus eigentümliche antwort ist eine weigerung, worauf dann neue boten gesandt werden oder der freier selber sich auf den weg begibt. Aber Herbort soll es auch sein, der die dame entführt. Darum wird die antwort gemildert: der könig schiebt die entscheidung auf. Von c. 235 an versucht Herbort auf listige weise, sich der königstochter zu nähern. Hier vertritt er also den zweiten boten, dessen zwecke dem könig nicht bekannt sind. Das muss man auch darum annehmen, weil es absolut unverständlich ist, dass er von dem könig, dem seine absichten bekannt sind, zu ihrem speciellen diener bestellt wird. Nachdem das geschehen ist, macht er die sache weiter mit ihr ab.

3. Da das resultat eine entführung ist, findet an dieser stelle leicht eine berührung mit den entführungssagen vom Hildetypus statt. c. 238—9 folgt eine solche entführung im stil der Hildesage und zwar des aus der Walthersage bekannten untertypus. Der held reitet allein mit der dame fort, er wird verfolgt und besiegt die verfolger. Die feinde sind knechte; der vater ist nicht dabei; auch das stimmt mit den jüngeren versionen der Walthersage überein.

4. Am schlusse ein element der Tristansage: der held, der um eine frau für einen anderen werben soll, behält sie für sich.

Ein zeugnis von einiger bedeutung für die Hildesage ist also die erzählung von Herbort nicht. Nur ihr dritter teil enthält eine schlechte variante von jener. Merkwürdig ist sie aus einem anderen gesichtspunkte. Sie zeigt dieselbe verquickung des Osantrixtypus mit der Hildesage, die auch in der Kûdrûn vorliegt, und zwar in ähnlicher weise. Die entführung nebst der verfolgung wird mit einer einleitung versehen, die dem Osantrixtypus entlehnt ist. Der könig, der seine tochter nicht geben will, die werbung durch boten, die listige weise, in der der bote sich der königstochter nähert, finden sich in der Herborterzählung wie in der Kûdrûn. Insofern ist unsere erzählung ein vorläufer, bis zu einem gewissen grade vielleicht auch ein vorbild des späteren hochdeutschen epos.

Keineswegs besser ist die darstellung, die der Biterolf von Herborts abenteuer gibt. Insofern ist in ihr mehr einheit, als sie keine werbung durch boten enthält und eine entführung erzählt, die nur aus der Hildesage und der Walthersage combiniert ist. Aber jede selbständigkeit geht ihr ab; sogar die namen sind der hochdeutschen Kûdrûn entlehnt. Herbort entführt die tochter Ludwigs aus Ormanie; das mädchen heisst (nb.!) Hildeborg; er besiegt die verfolger, — der vater und der bruder sind im gegensatz zu der saga dabei; — darauf überwindet

er einen riesen und kommt endlich nach Bern. Hier geht unser dichter auf die Walthersage über, indem er Dietrich und Hildebrand die rolle Gunthers und Hagens zuerteilt; sie versuchen vergebens, dem durchreisenden helden die frau zu entreissen. Die combination liegt offen zu tage. Doch zeigt auch diese darstellung, dass dem dichter etwas davon bekannt war, dass Dietrich die jungfrau haben sollte, und so weist die erzählung auf eine sagenform, die von der darstellung der saga nicht weit abstand.[1] Die übrigen namen der erzählung waren unserem dichter entfallen; er hat sie der Kûdrûndichtung entlehnt und beweist dadurch, dass zu der zeit, als der Biterolf entstand, die Kûdrûnfabel schon in ihren hauptzügen fertig war. Ludwig und Hartmuot sind schon vater und sohn, und Hildeburg wird in zusammenhang mit ihnen genannt. Natürlich kann man nicht behaupten, dass die Kûdrûn in der uns vorliegenden form schon vorhanden war; zusätze von geringerer bedeutung können jünger sein.

2. Der Apolloniusroman der Þiðrekssaga.

Diese erzählung enthält nichts, was für die Hildesage von bedeutung wäre. Wir haben es wider mit einer werbungssage zu tun. Zweimal wird der antrag ohne erfolg vorgebracht; dann wird die liebe der dame durch einen ring gewonnen. Sie entbietet darauf den ritter aus seinem lande zu sich; er kommt mit einigen freunden und entführt sie, nachdem er sich als frau verkleidet und so zugang zu ihrem gemache bekommen hat — ein u. a. aus der Hagbarðsage bekanntes motiv (vgl. auch Hugdietrichs brautfahrt). Von einer verfolgung ist nicht die rede; über frieden wird unterhandelt. Inzwischen stirbt die frau. Nur die entführung erinnert an die Hildesage, aber auch diese entführung gehört eher zu dem typus der werbungssagen; die angewendete list besteht in der verkleidung.

3. Die Samsonerzählung der Þiðrekssaga.

Diese geschichte ist wol ein junger spross der Hildesage. Wie in einigen versionen derselben befindet sich der ritter am hofe des vaters. Dass er ihm dient, kann man versucht sein, mit dem gleichen zug der Helmerballade in verbindung zu setzen; nur der geographische abstand und die herleitung dieses zuges in der ballade aus der Hjálmarsage erregen bedenken. Samson bittet nicht um die hand der königstochter.

1) Beer, Beitr. 14, 540 glaubt, die Þiðrekssaga habe die erzählung an den Dietrichcyclus angeschweisst. Aber er übersieht den bei Bern ausgeführten überfall durch Dietrich und Hildebrand im Biterolf.

sondern er liebt sie sehr (*leggr mikla ast við Hilldisvið iarls dottur*) und entführt sie ohne einen anderen grund, als dass er sie besitzen will. Den ihm nachsetzenden vater tötet er im zweikampf. Aus der werbungssage stammt die beschreibung des verhältnisses des vaters zu der tochter (*Jarlinn unni henni mikit ok allt borgarlið af fegrð ok kurteisi, milldi ok litilæti ok allzkonar list*), ferner die üppige hofhaltung des fürsten, vor allem aber der zug, dass das mädchen in einem hohen turme sitzt. Die erzählung wird ferner fortgesetzt in einem kampf mit dem bruder des jarls, wodurch Samson ein königreich erwirbt. Vielleicht sind die beiden kämpfe und die erwerbung des königtums der kern der geschichte — Samson ist der vater Erminreks und Þettmars — und ist die entführungssage später angehängt worden.

4. Die Hildesage in der Oswaldlegende.

Berger hat Beitr. XI, 459 die vermutung aufgestellt, die Hildesage sei im 9. jahrhundert in England in die Oswaldlegende aufgenommen worden; später sei diese nach Deutschland gelangt und habe unter den händen der spielleute die form erhalten, in der sie vorliegt. Damit würde sich die form, in der die sage hier auftritt, wol in übereinstimmung bringen lassen. Es ist nämlich, sofern man einen zusammenhang zwischen der erweckung der toten in der legende und der Hildesage annimmt, die nordische form, und zwar SH3, die das Hjaðningavíg aufgenommen hatte. Dass diese nach den brittischen inseln übergeführt worden war, hat sich uns schon aus der localisierung auf den Orkneyjar und aus der Shetlandsballade, die sich mit SH3 nahe berührt, ergeben. Aus der alten Hildesage stammt es auch, dass der vater den verführer bei einer insel einholt. Auf deutschem boden hat die erzählung später den einfluss derselben quellen erfahren, durch die auch die Kûdrûn umgestaltet worden ist; sie hat nämlich züge der werbungssage aufgenommen. Hierher gehört der zug, den Berger (s. 451) für ein altes element der Hildesage ansieht, dass der vater die tochter nicht herausgeben will und alle freier tötet, ferner die bei der entführung angewendete list (kaufmannsmotiv), falls diese nicht eher aus dem § 15 zu besprechenden typus stammt. Also ist auch diese sagenform eine mischform aus denselben elementen wie die Kûdrûn: Hildesage, werbungssage, vielleicht sogar auch rückführungssage.

§ 15. Rückführungssagen und deren bedeutung für Kûdrûn.

Viele mittelalterliche romane und volkslieder erzählen von der rückführung einer in gefangenschaft geratenen oder entflohenen frau

oder jungfrau. Die bedeutung dieser stoffe für die entwicklung der Kûdrûndichtung wurde schon von mehreren forschern erkannt; am tiefsten ist in den letzten jahren Panzer auf die hierhergehörigen fragen eingegangen. Dieser gelehrte leitet die rückführung der Kûdrûn vollständig aus elementen der geschichte des Apollonius von Tyrus, der Salomonsage und des Südeliliedes ab. Dass ich diesem urteil nicht zustimmen kann, ist aus § 12 klar geworden. Aber ein nahes verhältnis zu einem teil dieser quellen lässt sich auch meiner ansicht nach nicht leugnen. Eine gegenüberstellung der beiden standpunkte wird, wie ich hoffe, zur klärung der frage etwas beitragen. Principiell besteht ein gegensatz, der sich nicht aus der welt schaffen lässt. Während Panzer glaubt, dass die ganze geschichte aus fetzen von anderen erzählungen willkürlich zusammengesetzt sei, habe ich zu zeigen versucht, dass der verlauf der erzählung auf der inneren entwicklung des stoffes beruht. Ich glaube, dass darin die stärke meiner beweisführung liegt. Man sieht nicht ein, wie ein dichter auf den gedanken verfallen konnte, an die Hildesage, in der das mädchen dem entführer freiwillig folgt, ohne grund eine fortsetzung zu knüpfen, in der sie ihm abhold ist, ihrem bräutigam dagegen treu bleibt und am ende aus der gefangenschaft erlöst wird, auch wenn eine solche erzählung sich aus umgedeuteten motiven aus anderen erzählungen zusammensetzen liess. Um so weniger versteht man das, da ja auch die vorgeschichte geändert und die freiwillige flucht zu einer gewaltsamen entführung umgemodelt werden musste. Es liegt schon deshalb nahe, die rückführung und die neue auffassung von Kûdrûns verhalten dem entführer gegenüber als zwei aus verschiedenen zwecken entsprungene und auch wol chronologisch getrennte neuerungen zu betrachten. Dabei fällt schwer ins gewicht, dass die Salomonsage, auf der die rückführung zum grossen teil beruhen soll, die neue auffassung von Kûdrûns charakter nicht veranlasst haben kann, da sie das verhältnis der frau zu dem gatten und dem liebhaber ebenso darstellt wie es die alte Hildesage tat: die frau ist dem entführer freundlich, dem gatten feindlich gesinnt. Nun lässt es sich aus den quellen nachweisen, dass die neue auffassung von Kûdrûns verhältnis zu dem liebhaber nicht zugleich mit der fortsetzung, die die rückführung erzählt, entstanden, sondern jünger als diese ist. Eine ganze reihe von überlieferungen kennt die rache des sohnes für den vater; ein teil davon erzählt auch die rückführung des mädchens und ihre leiden, aber ihr verhältnis zu dem entführer ist noch das alte: sie ist ihm freiwillig gefolgt. Erst in der Kûdrûn ist dieses verhältnis umgekehrt, und dementsprechend sind die leidensgeschichte und die rück-

führung neu gestaltet worden. Es ist demnach nicht ganz richtig, wenn Panzer sagt (s. 350), es sei in den zeugnissen zur Hildesage nirgends auch nur eine anspielung auf die leiden und den rachezug zu entdecken. Das ist nur so lange wahr, als man den ganzen § 6 und 8 besprochenen zweig der überlieferung einfach ignoriert. Aber nur auf dieser behaupteten unmöglichkeit, die rückführung aus der inneren entwicklung des stoffes zu erklären, beruht die berechtigung des versuchs, sie für ein willkürliches stück auszugeben.

Anderseits ist, wie schon gesagt, eine beziehung der Kûdrûn zu einem teil der von Panzer genannten quellen unverkennbar. Aber hier ist zu bemerken 1. dass dieses zugeständnis ausdrücklich nur für einen teil dieser quellen gilt, 2. dass diese beziehung nach unseren früheren ausführungen secundär sein muss, 3. dass auch in anderer hinsicht über die art dieser beziehung verschiedene annahmen möglich sind.

Zu 1. Was für einen zusammenhang mit der Historia Apolloni angeführt wird, scheint mir nichts weniger als überzeugend. Schon die situation lässt sich in beiden romanen gar nicht vergleichen. Während Kûdrûn von einem liebhaber geraubt worden ist und von dessen mutter zur ehe mit ihm gedrängt wird, ist Tharsia von ihrem vater seinen gastfreunden übergeben, diese aber wollen das mädchen töten lassen, und es gelangt schliesslich in die gewalt eines kupplers, der ihre jungfräulichkeit verkaufen will. Die einzige übereinstimmung besteht darin, dass die jungfernschaft der beiden mädchen bedroht ist. Aber schon wenn Stranguillio und Dionysias mit Ludwig und Gêrlint verglichen werden, so trifft das nicht länger zu, denn nicht Stranguillio und Dionysias bedrohen die jungfräulichkeit Tharsias, sondern der kuppler, in dessen gewalt sie ohne mitwissen des paares, das sie ja aus ganz anderen gründen töten lassen wollte, geraten ist. Die unzulänglichkeit dieser vergleichung zeigt sich aber erst recht, wenn man die einzelheiten beobachtet, die als stützen für den zusammenhang angeführt werden. Dass Tharsia von ihrem vater dem böswilligen ehepaar zur erziehung übergeben worden ist, soll der grund sein, warum Hartmuot, dem es nicht gelingt, Kûdrûn zur einwilligung in die ehe mit ihm zu bewegen, seine mutter bittet, ihren einfluss anzuwenden, und dabei das wort *ziehen* benutzt. Wenn Gêrlint eine *wülpinne* genannt wird, so darf das nicht eine ganz natürliche bezeichnung einer bösen frau sein, sondern es muss dadurch veranlasst sein, dass Dionysias als *serpens* bezeichnet wird. Und wenn am anfang der geschichte von Tharsias leiden ein sklave damit beauftragt wird, das mädchen zu töten, daran aber durch eine schar von seeräubern verhindert wird, die

sie rauben und darauf einem kuppler verkaufen, so wird es 'eine genaue widerkehr der scene' genannt, wo in der äussersten not Gêrlint Kûdrûn ermorden lassen will, worauf ein *ungetriuwer* sich zu der tat anschickt, aber davon absieht, als Hartmuot, durch Kûdrûns angstgeschrei aufmerksam gemacht, ihn bedroht. Sogar dass in beiden erzählungen die bösen leute bestraft werden, wird eine merkwürdige übereinstimmung genannt. Dass die strafe nicht dieselbe ist, wird einfach ignoriert. Doch ist der unterschied kein geringer: der kuppler wird verbrannt, Dionysias und Stranguillio werden gesteinigt, aber Ludwig wird im kampfe erschlagen, Gêrlint wird enthauptet. Wie kann Panzer dieses schicksal (s. 357) 'identisch' nennen?

Zu 2. Von grösserer bedeutung scheint mir die vergleichung einzelner stellen unseres gedichtes mit der Salomonsage und bis zu einem gewissen grade auch mit dem Südeliliede zu sein. Aber diese beziehungen, über deren umfang sich freilich streiten lässt, sind secundär. Das heisst: das gedicht, das die rückführung der schwester und braut erzählte, ist mit fremden zügen ausgestattet worden. Einige nähte werden daraus zu erklären sein. Ich wähle ein beispiel, das Panzer s. 384 bespricht. Nach der widererkennungsscene zwischen den gefangenen frauen und Herwîg und Ortwîn fällt es auf, dass die beiden helden die frauen nicht gleich mit sich führen, sondern sie in die burg zurücksenden und selbst zu ihren mannen zurückkehren. Panzer erklärt dies daraus, dass hier an eine scene aus der Salomonsage ein auftritt aus dem Apolloniusromane sich anschliesse. Die widererkennung stammt nach Panzer aus der Salomonsage; hier aber ist die frau untreu, und sie verrät ihren gemahl, der darauf gefangen genommen wird. Das habe der Kûdrûndichter nicht brauchen können, es sei ihm aber auch unmöglich gewesen, Herwîg und Ortwîn die frauen einfach mitnehmen zu lassen, da die erzählung dann zu ende gewesen wäre, und noch etwas anderes, und zwar eine rückführung im stil des Apollonius von Tyrus sich habe anschliessen müssen. Diesen combinationen kann ich nur in soweit zustimmen, als auch ich glaube, dass die begegnung mit den verwandten und die gewaltsame rückführung, wie sie in dem überlieferten gedichte erzählt wird, aus verschiedenen quellen stammen. Auch dass erstere scene in letzter instanz auf die Salomonsage zurückgeht, kommt mir nicht ganz unwahrscheinlich vor.[1] Aber die rückführung der schwester ist ein alter zug der überlieferung. Die trennung, die auf die erste begegnung folgt, ist also die folge der aufnahme eines

1) Dass eine version der Salomonsage nicht ihre directe quelle ist, wird unten s. 330 ausgeführt werden, vgl. auch s. 320.

heterogenen elementes[1] in einen festen zusammenhang, also einer interpolation, und sie lässt sich auf keine weise für die hypothese, dass die fremden motive zu den constituierenden elementen des gedichtes gehören, verwerten.[2] Die bezeichnung des abschnittes als einer interpolation schliesst natürlich nicht ein, dass nicht auch die unmittelbar vorhergehenden und folgenden stellen umgearbeitet sein können. Das nähere § 16.

Ähnlich verhält es sich mit einzelheiten von Kûdrûns leidensgeschichte. Das hauptmotiv und die wesentlichsten züge waren schon in einer lange zurückliegenden periode vorhanden (§ 8), und dass es die mutter des entführers war, die das mädchen misshandelt, war ebenso alt, ja älter, als dessen weigerung, seine frau zu werden (s. 187. 300fgg.). Aber einzelne nebenmotive, die sich zu grosser selbständigkeit entwickelt haben, namentlich das wäschemotiv, sind später hinzugekommen. Da man den späteren bearbeitern des gedichtes kaum eine so grosse selbständigkeit und dichterische phantasie zutrauen kann, dass sie dieses motiv selbst ersonnen hätten, so liegt es auf der hand, dass einer von ihnen es aus irgend einer anderen quelle entlehnt hat. Wenn nun das motiv in einem verbreiteten volksliede (dem Südeliliede) widerkehrt, so spricht jedesfalls viel für die ansicht, dass dieses lied die quelle des wäschemotivs gewesen sei. Bedenken erregt nur das geringe alter der handschriften dieses liedes. Denn Panzers versuch, die bekannte episode des ersten Guðrúnliedes aus dem Südeliliede herzuleiten und daraus weiter zu beweisen, dass der stoff im 10. jahrhundert in Deutschland bekannt gewesen sei, ist nicht als gelungen zu betrachten. Wenn wir auch von dem inhalte der stelle, der mehr als éine deutung zulässt, absehen, so ist doch Finnur Jónssons frühe datierung des gedichtes äusserst subjectiv und gewiss nicht bewiesen, während Panzers behauptung (s. 411), dass das gedicht selbst auf den deutschen ursprung seiner erzählung hinweise, jeder stütze entbehrt.[3] Anderseits beweist

1) Als ein heterogenes element ist die scene auch dann zu betrachten, wenn es sich später herausstellen sollte, dass es an der überlieferten stelle direct aus einer anderen redaction als die, welche diesem hauptabschnitt zu grunde liegt, stammen sollte. Vgl. die vorige anmerkung.

2) Aus der begegnung mit den verwandten lernen wir ferner (vgl. oben s. 316), dass als die scene zuerst aufgenommen wurde, Herwîg und Ortwîn schon als Kûdrûns freunde, nicht als ihre feinde, sich nahten. Denn wenn damals noch zwischen Kûdrûn und ihren verwandten ein unfreundliches verhältnis bestanden hätte, würde wenigstens die Salomonsage, die ein gleiches verhältnis voraussetzt, den dichter in dieser auffassung bestärkt haben.

3) Dass Herborg *Huna drótning* ist, bedeutet eben so wenig, als dass ihre söhne *sunnan lands* fallen. Soll denn jedes gedicht, das die Hunnen nennt, aus

die junge überlieferung des Südeliliedes nicht seinen späteren ursprung, und die möglichkeit, dass ein bearbeiter der Kûdrûn einer redaction desselben einzelne züge entlehnt habe, kann man nicht ohne weiteres von der hand weisen.[1]

Zu 3. Endlich ist noch darauf aufmerksam zu machen, dass berührungen mit fremden stoffen allerdings auf entlehnungen in der Kûdrûn hinweisen können, aber dass daraus nicht folgt, dass ein bearbeiter des gedichtes eine bestimmte redaction der Salomonsage oder des Südeliliedes auswendig kannte oder auf seinem schreibtisch vor sich liegen hatte und nun aus elementen dieser schriften planmässig eine neue dichtung componierte.[2] Denn wenigstens die Salomonsage, und wenn wir nach der heutigen verbreitung urteilen, auch das Südelilied, waren in weit auseinandergehenden redactionen sehr verbreitet, und motive der ersteren sind in endloser widerholung in eine reihe von dichtungen aufgenommen. Man darf also diese motive ruhig als das gemeingut einer grossen menge von dichtern ansehen, die mit stets zunehmender freiheit und geschmackslosigkeit dieselben motive immer von neuem benutzten, wo der stoff dazu auch nur den geringsten anlass bot. Darum braucht man auch nicht anzunehmen, dass alle züge, die aus der Salomonsage stammen oder stammen können, auch einmal in einer version dieser sage beisammen gestanden haben, ja, es lässt sich sogar nicht mit einiger sicherheit behaupten, dass alle diese züge von éinem manne aufgenommen

Deutschland stammen? Und waren reisen nach dem Süden den nordleuten unbekannt? Und was den namen *Gjaflaug* betrifft, der, weil er an *Gibich* anklingt, nicht im Norden gebildet sein darf, ist zunächst zu sagen, dass der zusammenhang mit Gibich sehr unsicher ist, ferner dass auch *Gjúki* doch einmal im Norden **Gibuka* geheissen hat, drittens dass namen auf *-laug* gewiss eher nordisch als deutsch sind.

Übrigens bemerke ich, dass ich den zusammenhang des ersten Guðrúnliedes mit jüngerer deutscher poesie nicht bestreite. Ich brauche nur auf meine Untersuchungen zur Nibelungensage II, 45 anm. 2 zu verweisen, wo ich Guðrúns weinen bei der bahre mit der entsprechenden stelle des N L zusammengestellt habe. Aber eben das ist ein argument für das geringe alter der Guðr. I. Denn die ältere deutsche Nibelungendichtung kannte diese in ihrem tone ganz moderne scene noch nicht. Stammt das gedicht aus dem 10. jahrhundert, so ist das motiv aus Skandinavien nach Deutschland gewandert. Für episoden des ersten Guðrúnliedes wie die von Herborg hat aber der zusammenhang des hauptstoffes gar keine bedeutung. Herborg und ihre leiden sind der deutschen dichtung vollständig unbekannt.

1) Eine treffliche belegstelle für den typus der widergefundenen schwester führt Deutschbein, Studien zur sagengesch. Engl. I, 58 aus Gottfried von Monmouth an.

2) Diese bemerkung gilt im gleichen grade für die § 13 besprochenen berührungen mit dem Rother.

sind[1]. Die bestätigung dieser ansicht wird § 16 bringen. Soviel lässt sich nur sagen: die Kûdrûn ist durch die hände einer klasse von dichtern gegangen, die mit motiven der Salomonsage sehr vertraut waren und, wie sich versteht, das gedicht, das dazu an vielen stellen die gelegenheit bot, mit solchen motiven angeschwellt haben[2].

§ 16. Die sogenannte einheit der Kûdrûn.

Ein verdienst von Panzers untersuchung ist seine polemik gegen eine kritik, die, von zum nicht geringen teil ästhetischen grundsätzen ausgehend, ausschied, was ihr nicht gefiel, und glaubte, dass der glatte text, den es auf diese weise herzustellen gelang, nun auch die arbeit des ursprünglichen Kûdrûndichters sei. Durch stilistische und andere beobachtungen, namentlich auch durch den nachweis, dass widerholt in aufeinander folgenden 'echten' und 'unechten' strophen dieselbe quelle ohne unterbrechung benutzt worden ist, ist es Panzer gelungen, die Müllenhoffsche kritik ad absurdum zu führen. Er selbst stellt demgegenüber die theorie auf, das gedicht sei die arbeit éines dichters, dessen quelle zwar den rohstoff zu der dichtung lieferte, der aber mit dieser quelle selbständig geschaltet und gewaltet und daraus eine eigene composition zusammengestellt habe. Die widersprüche und widerholungen, die unklarheiten der darstellung seien aus der eigentümlichen veranlagung dieses dichters zu erklären.

So verdienstlich Panzers kritik der hypothese Müllenhoffs ist, legt er dennoch dieser kritik einen zu hohen wert bei, wenn er s. 444 glaubt, dadurch die einheit des gedichtes bewiesen zu haben. Denn

1) Wie die junge bearbeitung der entführungssage, die in der Kûdrûn vorliegt, sich sowol mit den werbungssagen wie mit den rückführungssagen berührt, so weisen auch die vertreter dieser beiden typen untereinander zahlreiche berührungen auf. Es lässt sich daher nicht immer entscheiden, ob ein motiv in der Kûdrûn aus dieser oder aus jener quelle stammt. Das kaufmannsmotiv z. b. ist in der Salomonsage sehr verbreitet. Aber es ist nur eine form, in der die list, durch welche der gatte oder der freier sich zugang zu der gesuchten frau verschafft, zum ausdruck kommt. In der werbungssage ist es also am platze, wie in der rückführungssage. — Wenn wir, wie oben angedeutet wurde, davon ausgehen, dass das motiv zu dem gemeingut der spielleute geworden war, so hat übrigens die frage, aus welcher quelle es in die Kûdrûn übergegangen ist, weiter keine bedeutung.

2) Deutschbein nimmt a. a. o. s. 54 auf grund ähnlicher entlehnungen aus denselben quellen eine gemeinsame quelle für Rother und den anglonormannischen Horn an. Ein solches gedicht kann freilich einem oder mehreren bearbeitern der Kûdrûn wol bekannt gewesen sein, aber alle berührungen mit jenen quellen lassen sich daraus nicht erklären, da die entlehnungen in der Kûdrûn nicht von éinem redactor stammen. Auch stehen Rother und Horn einander näher als einer von diesen der Kûdrûn.

tatsächlich ist dadurch nur die hinfälligkeit einer zufälligen hypothese bewiesen. Es wäre sogar denkbar, dass Müllenhoffs princip durch Panzers beweisführung unangetastet bliebe. Nicht unmöglich wäre es nämlich, aus dem gedichte strophen und strophengruppen auszuscheiden, deren inhalt nichts altertümliches enthält, und die auf keine weise durch die benutzung derselben quelle oder durch andere kriterien an die übrigen strophen gebunden wären. Auf diese weise würde man widerum schichten von 'echten' und 'unechten' strophen bekommen, die nur der auswahl, nicht dem principe nach von Müllenhoffs schichten unterschieden wären.

Aber es fragt sich, ob man es auf diese weise weit bringen würde. Allerdings ist es im voraus wahrscheinlich, dass das gedicht interpolationen in diesem sinn enthält. Das lehrt schon die einfache betrachtung anderer gedichte, die in mehr als éiner handschrift überliefert sind. Aber eine solche mechanische ausscheidung ist nur da möglich, wo zwar zusätze aufgenommen sind, aber der alte text im übrigen treu erhalten ist. Sobald eine formelle überarbeitung des ganzen gedichtes vorliegt, gelangt man mit der ausscheidung einzelner teile und der verbindung der übrigen strophen nicht zum ziele. Denn auch diese haben die überarbeitung erfahren und sind, so wie sie vorliegen, für den zusammenhang des ganzen gedichtet worden. Man kann dann nicht von 'echten' und 'unechten' strophen, sondern nur von älteren und jüngeren teilen der dichtung reden. Aber in einem solchen fall kann doch von einer einheit der dichtung, wenn darunter nicht bloss eine formelle einheit sondern auch eine einheit der composition verstanden wird, nicht die rede sein. Meines erachtens kann die antwort auf die frage nach der einheit in diesem sinne nur aus der stoffgeschichte abgeleitet werden. Und wenn wir diese befragen, so liegt diese antwort in den vorhergehenden ausführungen bereits eingeschlossen. Wir haben das allmählige wachsen des stoffes aus geringen anfängen bis zu den verschiedenartigsten und compliziertesten gebilden beobachten können. Nirgends ist ein sprung geschehen; überall lässt sich, soweit die quellen reichen, entweder eine innere entwicklung oder eine gradweise anpassung an fremde stoffe constatieren. Wo ist die hand des éinen dichters zu erkennen, der den plan fasste, aus einem haufen von motiven eine Kûdrûndichtung herzustellen? Kann man doch kaum sagen, von welchem punkte an von einer Kûdrûndichtung die rede sein kann. Am ersten ist wol die verbindung von K I und K II, die die wichtigsten neuerungen zur folge hatte und die grundlage unseres epos wurde, als das original der Kûdrûn zu bezeichnen. Aber

für unser gedicht eigentümlich ist, war schon in einer oder mehreren der zu grunde liegenden dichtungen vorhanden. So kannte schon K 1b eine werbung durch einen boten (§ 10), sogar das kaufmannsmotiv (s. 216 anm. 1), hatte also bereits den einfluss der werbungssage, der sich in unserem gedichte so häufig manifestiert, erfahren. In der weiteren entwicklung der dichtung haben wir schon widerholt mehr als éine schicht unterschieden. So wurde s. 294 darauf hingewiesen, dass Kûdrûn str. 1485 aus eigenem antrieb, str. 1488 aber, nachdem Ortrûns bitte eingeführt worden war, um Ortrûns willen zu gunsten Hartmuots einschreitet; s. 301 fg. ergaben sich mehrere stufen in Kûdrûns verhältnis zu Gerlint, s. 318 fg. haben wir gesehen, dass die neue auffassung von Kûdrûns verhältnis zu Hartmuot und zu Herwîg älter ist als die aufnahme gewisser mit der Salomonsage verwandter motive; an mehreren stellen wurde der übergang von gestalten von K I in II (Wate, Horant, Fruot) oder umgekehrt (Hildeburg) constatiert. Ich werde nun durch ein beispiel dartun, dass auch innerhalb der reihe verhältnismässig junger und zum teil oder ganz fremder motive sich mehr als éine schicht klar unterscheiden lässt.

Str. 1165 fgg. erzählen die begegnung der frauen an dem strande mit einem engel in vogelgestalt, der ihnen die ankunft der retter prophezeit. Kûdrûn fragt nach ihrer mutter (1171), nach Ortwîn und Herwîc (1173), nach Îrolt und Môrunc (1175), und bekommt den bescheid, dass alle noch leben, und das die helden, welche die erlösung bringen, nahe sind. Dann sagt der engel, str. 1177, er müsse nun scheiden; es sei ihm nicht erlaubt länger zu verweilen. Damit verschwindet er 1177, 4. Aber Kûdrûn will noch mehr wissen und bittet ihn, obgleich er schon fort ist, zu bleiben. Der vogel kehrt zurück und erzählt, darüber befragt, dass auch Hôrant und Wate sich bei dem heere befinden (1181 fgg.). Widerum will der engel sich entfernen, aber Kûdrûn muss noch wissen, wann die rettung erwartet werden kann. Der engel sagt dann (str. 1185), es würden am folgenden tage boten kommen; was diese sagen, dürfe sie ruhig glauben. Dann verschwindet er wirklich.

Dieses widerholte zurückkehren des engels ist sehr bedenklich, zumal da er sich schon str. 1177 auf seinen 'orden' beruft, und nicht bloss sich zum gehen anschickt, sondern wirklich auch verschwindet. Er muss also, wenn Kûdrûn ihn bittet zu bleiben, nicht bleiben, sondern vielmehr zurückkehren, was doch gewiss gegen seinen 'orden' ist[1]. Fragt man, weshalb er zurückkehrt, so hat es das erste mal den zweck

1) So auch Wilmanns, Entwicklung usw. s. 24.

zu berichten, dass Hôrant und Wate auch dabei sind, das zweite mal, den besuch Herwîgs und Ortwîns anzukündigen. Dieser besuch nun stammt nach Panzer aus der Salomonsage. Es fällt aber auf, dass die frauen in dem gespräch mit den beiden helden sich an nichts von dem, was der engel ihnen gesagt hat, erinnern[1], im gegenteil, sie können nicht glauben, dass die fremden männer ihre verwandten sein sollten, und erst während des gespräches mit den gästen geht ihnen ein licht auf.

Wie sind nun diese wunderlichen widersprüche zu erklären? Nach meiner ansicht so: die älteste schicht dieser reihe von zusätzen ist der erste teil der begegnung mit dem engel, str. 1177 eingeschlossen[2]. Daran schloss sich str. 1266, wo die frauen ihre wäsche vergessen und sich nach hause begeben. Das geht aus dem inhalt der strophe noch klar hervor. Denn wenn Gêrlint, wie hier gesagt wird, gesehen hat, *daz si stuonden müezic dâ nidene ûf dem sande*, so müsste sie, wenn die mitteilung sich auf den unmittelbar vorhergehenden auftritt bezöge, auch die beiden männer gesehen haben, die sich lange mit ihnen unterhalten haben, und von denen einer sie sogar geküsst hat[3]. Dass hingegen ein gespräch mit einem vogel Gêrlint entgangen ist, fällt nicht auf; sie hat nur gesehen, dass die mädchen nicht fleissig waren. Die ursache, dass Kûdrûn die wäsche liegen lässt, ist also in der vogelprophezeiung, nicht in der begegnung mit den verwandten zu suchen, und es ist auch keine tat des übermuts, sondern Kûdrûn (wie auch Hildeburg) ist von diesem gedanken so erfüllt, dass sie, wie die strophe wörtlich aussagt, die wäsche vergisst[4]. Und das bestätigt widerum ihre

1) Anders freilich, als sie sie kommen sehen (str. 1207 fgg. und in einigen anderen strophen, die auf die ankündigung der boten bezug nehmen).

2) Auch die botschaft des engels hat in der Salomonsage eine parallele und wird von Panzer (s. 478) daraus — freilich unter mitwirkung der Hist. Apoll. — abgeleitet.

3) Wenn Gêrlint str. 1276 sagt: *ir ... kôset gegen âbent wider bœse knehte*, so ist das ein jüngerer zusatz, der der erwägung, dass Gêrlint auch die männer gesehen haben müsse, entsprungen ist, aber sich mit str. 1266 nicht verträgt. Hier zürnt sie, weil *ez was ir an ir wesche leit und ande*, und die anrede an die mädchen, die dieser motivierung entspricht, steht nicht 1276, sondern 1280: *Wâ sint die sabene mîn?* usw. Die ganze stelle 1267—79 setzt die begegnung mit den verwandten voraus und ist also nicht älter als diese. (Müllenhoff streicht nur 1274—9, und Wilmanns weist diese strophen einer anderen redaction zu.)

4) Der bearbeiter, der durch den einschub der begegnung mit den freunden das vergessen der wäsche zu einer folge dieser begegnung machte, hat das motiv nach der engelsbotschaft widerholt: 1187 *Si wuoschen deste seiner des tages daz gewant.* Darauf wurden sie deswegen von Gêrlint gescholten (str. 1275 fgg.). Dass str. 1266, und also nicht 1187, zu dem älteren auftritt gehört, wurde anm. 1 gezeigt.

entschuldigung gegenüber Gêrlint str. 1281, die im gegensatz zu 1279 gar keine hochmütigen gedanken laut werden lässt: . . . *si wâren mir ze swære. beschouwet ir si nimmer, dax ist mir ûf mîn triuwe vil unmære.*

Also sind der älteste teil der engelsbotschaft und das wäschemotiv in diesem zusammenhang älter als die begegnung mit den verwandten[1]. Das heisst: ein motiv, das Panzer aus der Salomonsage und der Hist. Appolloni, und ein anderes, das er aus dem Südeliliede herleitet, sind beide älter als ein anderes motiv, das gleichfalls aus der Salomonsage und der Hist. Apolloni stammen soll. Einen besseren beweis dafür, dass die beeinflussung durch fremde stoffe, da wo sie anzunehmen ist, allmählich stattgefunden hat, und der schule, nicht einem einzigen dichter, der im voraus den plan für das ganze gedicht gelegt hätte, angehört, gibt es wol nicht.

Nun wurde also die begegnung mit den verwandten aufgenommen. Woher sie direct stammt, ist eine frage für sich, auf die ich später eingehe. Hier sei nur bemerkt, dass es in gewissem sinne ein mit der engelsbotschaft concurrierendes motiv ist, das wenigstens so, wie es überliefert ist, denselben zweck, die frauen auf das, was kommt, vorzubereiten, zu verfolgen scheint. Man kann daher die frage aufwerfen, ob das motiv nicht aus einer parallelen redaction, also etwa, — falls die engelsbotschaft zu K II gehört, — aus K I stammen kann. Vorläufig ist darüber nur zu sagen, dass in diesem fall die begegnung mit den verwandten zwar nicht notwendig in der dichtung von Kûdrûn, aber doch in dem gegebenen zusammenhang jünger als die botschaft des engels sein muss; sie ist in ein fertiges schema, das diese botschaft schon enthielt, aufgenommen (das nähere s. 328 fgg.). Übrigens würde daraus folgen, dass die aufnahme fremder motive schon in den einzelnen redactionen K I und K II bedeutende fortschritte gemacht hatte. Dass die neuerungen auch später fortgesetzt wurden, wird sich gleich zeigen.

Widerum ein jüngerer bearbeiter fand, dass der engel davon, dass Ortwîn und Herwîg nahe seien, auch etwas sagen musste, und er liess ihn zu diesem zwecke zurückkehren, vergass aber, die frauen in ihrem gespräche mit den helden sich der worte des engels erinnern zu lassen, obgleich er oder ein nachfolger von ihm einen ganzen auftritt hinzudichtete, in dem sie vor den boten fliehen.

1) Das verhältnismässig junge alter der begegnung mit den verwandten auf dem strande, ergibt sich auch aus str. 1486, wo Herwîg Kûdrûn, die doch so nahe ist, dass sie sich mit ihm unterhalten kann, nicht widererkennt. (Wilmanns schreibt diese strophe einer kürzenden bearbeitung zu.)

Das gespräch mit dem engel besteht aus drei teilen. Ob es drei oder zwei bearbeitern zuzuschreiben ist, entscheide ich nicht. Als Kûdrûn den engel str. 1184 zum zweiten male bittet, zu verweilen, ist er noch nicht verschwunden. Es ist demnach nicht unmöglich, dass beide bitten éinen verfasser haben. Aber wenn der auftritt nicht von drei sondern nur von zwei dichtern herrührt, so hat der zweite alles gedichtet, was auf str. 1177 folgt[1]. Die naht liegt nicht hinter str. 1183, sondern hinter 1177. Die strophen, welche berichten, dass auch Wate und Hôrant nahe sind, gehören dem jüngeren dichter an.

Hier stützt nun eines unserer resultate ein anderes. Die erste rede des engels erwähnt nicht nur die mutter, den bruder und den bräutigam, sondern auch nebenpersonen, Îrolt und Môrunc. Ein späterer bearbeiter fand, dass Wate und Hôrant, die Îrolt und Môrunc an bedeutung weit überragen, nicht fehlen durften. Aber was ist der grund, dass der engel sie ursprünglich nicht nannte? Die erklärung gibt § 12. Wir haben dort gesehen, dass sie ursprünglich in K II nicht zu hause sind. Sie sind die entführer aus K I und K Ib. Erst durch die genealogische verknüpfung von K I und b mit K II entstand die möglichkeit, dass sie in Heteles gefolge, zu dem Hôrant schon gehörte und Wate von da an gezählt wurde, in K II ihren einzug halten konnten. Die möglichkeit entstand — eine notwendigkeit war nicht da. Dass es geschehen ist, lehrt das überlieferte gedicht; wann es geschehen ist, davon könnten wir nichts wissen, wenn die engelsbotschaft nicht wäre. Sie zeigt, dass, als die begegnung mit dem engel eingeführt wurde, Wate und Hôrant an dem zuge, der Heteles tod rächen sollte, und also auch wol an dem zweiten kampf auf dem Wülpensande, der in unserem gedichte zu dem einzigen geworden ist (§ 9), nicht beteiligt waren[2]. Ihre alte entführerrolle war noch ihre einzige. Aber zwischen dem ältesten teil der engelsbotschaft und deren fortsetzung liegt die aufnahme Wates und Hôrants in K II. Der dichter dieser fortsetzung

1) Auch Schönbach, Das Christentum s. 119, trennt str. 1178—1185 von 1166—1177; er glaubt auch stilistische unterschiede zu sehen. Es ist bezeichnend, dass beide stellen nach Schönbach unter dem einfluss kirchlicher vorstellungen von der botschaft des erzengels Gabriel an Maria stehen. Also liessen sich auch hier einander nahe verwandte quellen bei verschiedenen dichtern constatieren. Das deutet von neuem darauf, dass die scheinbaren entlehnungen nicht aus der directen benutzung einer schrift, sondern aus dem einfluss der schule zu erklären sind (s. 320 fg.).

2) Übrigens ist der chronologische gewinn aus dieser erkenntnis kein grosser, da, wie sich später ergeben wird, der älteste teil der begegnung mit dem engel älter als die verbindung K I + II ist. Aber der zweite und dritte teil gehören dem combinierten gedichte an.

hielt es nun für notwendig, ihre ankunft durch eine besondere mitteilung der Kûdrûn ankündigen zu lassen. So bestätigt die scene mit dem engel unsere sagenkritik, aber diese ihrerseits beweist die richtigkeit der teilung dieses auftritts.

Was hier an einem beispiel erläutert worden ist, wird sich vermutlich an mehreren stellen constatieren lassen. Doch genügt das angeführte, um zu zeigen, dass die einheit der Kûdrûn ein phantom ist.

Damit ist aber die frage nach der composition des gedichtes noch nicht erledigt. Und es fragt sich, ob sie mit den uns zu gebote stehenden mitteln je zu erledigen sein wird. Freilich ist der historische weg der einzige, auf dem der versuch gemacht werden kann, aber zwischen den älteren quellen und unserem epos liegt ein abstand, der sich nur zum teil überbrücken lässt. Die frage, wie viel zu den einzelnen redactionen K I und K II gehört, und was nach der verbindung hinzugefügt wurde, wie viele bearbeiter an dem gedichte tätig waren, und was jeder von ihnen gedichtet hat, wird nicht so bald eine befriedigende lösung finden. Die verhältnisse liegen hier viel ungünstiger als bei dem Nibelungenliede, wo nicht wie hier der ungefähre inhalt der quellenlieder, sondern diese selbst in einer altnordischen überlieferung erhalten sind, und wo überdies in Grimhilds hævn noch ein wichtiges zeugnis für die älteste verbindung bewahrt ist. Hier wird jeder schritt, den die forschung tut, durch zeugnisse begleitet. Anders bei Kûdrûn. Zwar fliessen die älteren quellen reichlicher als man allgemein annimmt, und ihr gegenseitiges verhältnis sowie ihr verhältnis zu Kûdrûn lässt sich genau bestimmen; mit ihrer hilfe ist es auch möglich, aus Kûdrûn den ungefähren inhalt zweier quellenlieder zu abstrahieren, aber damit sind wir schon auf den boden der hypothese angelangt, und von hier zu dem überlieferten gedichte führt noch ein langer weg. Es scheint mir ein aussichtsloses unternehmen, die strophen der Kûdrûn auf verschiedene haufen zu werfen, und eine jede diesem oder jenem bearbeiter zuzuweisen, um so aussichtsloser, als wir nicht wissen, wie alt die frühste zusammenfassende bearbeitung ist. Dennoch verhalten sich nicht alle teile des gedichtes diesen fragen gegenüber auf dieselbe weise. Am durchsichtigsten erscheint mir der oben besprochene auftritt mit dem engel und die sich daran schliessende begegnung mit den verwandten str. 1165—1281. Mit diesem abschnitt wollen wir die probe machen, wie weit die überlieferung eine beurteilung jeder einzelnen strophe zulässt; abgesehen von dem interesse, das ohnehin an der stelle haftet, werden wir vielleicht hier auch klar darüber werden, wo die grenzen zwischen beweisführung und ungefährer abschätzung liegen.

Als feststehend betrachte ich die s. 323 erreichten resultate: zum ältesten bestande des abschnittes gehört der erste teil der engelsbotschaft. Daran schloss sich str. 1266, wo die frauen die wäsche vergessen, dann str. 1280, die frage nach der wäsche, und 1281, die entschuldigung. 1282 und das was, folgt, bleiben ausser betracht.

Auch in dem gespräche mit dem bruder und dem gatten, lassen sich ältere und jüngere teile unterscheiden. Der älteste teil der begegnung scheint ohne rücksicht auf die scene mit dem engel gedichtet worden zu sein. Denn die frauen kennen ja die fremden nicht. Aber ist das möglich, wenn der auftritt für den überlieferten zusammenhang gedichtet wurde? Mir kommt das unwahrscheinlich vor, und ich möchte darum eher glauben, dass er aus einer redaction stammt, die die engelsbotschaft nicht enthielt. Wenn das richtig ist, so werden die beiden auftritte zwischen K I und K II zu verteilen sein, und die strophen, die rücksicht auf den anderen auftritt nehmen, gehören entweder dem contaminator oder einem noch jüngeren dichter an.

Der ältere teil der begegnung scheint mit str. 1220 anzuheben. Herwîg begrüsst die frauen; sie sind an so freundliche anreden nicht gewöhnt. — Was vorausgieng, können wir nicht mehr wissen; was in der überlieferung vorausgeht, ist alles jünger; für str. 1207—15 wird das unmittelbar daraus klar, dass die frauen die boten erwarten; über die übrigen strophen (vgl. unten) — 1221—23 führen zu der wäsche zurück und weisen schon dadurch auf die andere redaction; unsere scene wusste von der wäsche nichts. 1224 schliesst sich an 1220: die fremden bitten die frauen, ihre fragen zu beantworten, und bieten dafür gold an[1]. 1225 enthält die richtige antwort: euer gut begehren wir nicht, aber sagt schnell, was ihr zu wissen begehrt, denn ich wünsche nicht, dass man uns bei euch sehe[2]. Nun folgen die fragen. 1226: Wem gehört dieses land? 1227 antwortet: Hartmuot und Ludewîg. — 1228: Wo halten sich die helden auf? — 1229: Ich verliess sie heute morgen in ihrer burg (mit 4000 mann gehört schon dem zeitalter der grossen zahlen an und beweist wol, dass die stelle wenigstens formell umgearbeitet ist). Darauf folgt 1235[3] die frage, ob die frauen nichts von

1) In dem anschluss von str. 1224 an 1220 treffe ich zufällig mit Müllenhoff zusammen.

2) Derselbe gedanke wird anders gewendet str. 1223: hier fürchtet Kûdrûn, Gêrlint werde von der zinne aus sehen, dass sie sich mit den fremden unterhalte. Diese strophe hängt mit der schon s. 324 anm. 3 besprochenen str. 1276 zusammen.

3) Wenn die helden str. 1235 nach Kûdrûn fragen, so kann diese ihnen nicht schon 1231 mitgeteilt haben, dass die fürsten die Hegelinge fürchten. Man würde

einem hergesinde wissen, das vor vielen jahren hierher geführt wurde. Es war eine frau dabei, die Kûdrûn hiess[1]. Kûdrûn antwortet in zwei strophen 1236. 1242: ich weiss das sehr gut; die frauen kamen sehr unglücklich hierher; ich selbst bin eine von denen, die gefangen und über das meer geschleppt wurden. Aber Kûdrûn sucht ihr vergebens; sie ist tot[2]. — Es ist unrichtig, wenn man hier von einer unedeln oder nutzlosen lüge redet, die sich für Kûdrûn nicht gezieme. Wenn man den auftritt für sich betrachtet, und dabei sich vorstellt, dass Kûdrûn die ankunft ihrer verwandten nicht vermutet, so versteht man, dass die frage sie in hohem grade überrascht haben muss. Sie will darauf gern so genau wie möglich antworten, aber zu sagen: 'Kûdrûn bin ich', ist ihr in ihrer gegenwärtigen lage einem fremden manne gegenüber doch unmöglich. Deshalb sagt sie zwar: 'ich bin eine dieser frauen', aber über Kûdrûn weiss sie im ersten augenblick nichts anderes zu sagen, als dass sie tot sei. — 1243: Ortwîn und Herwîg weinen, und dadurch wird in Kûdrûn eine ahnung wach (1244): 'war sie euch denn so lieb?' Herwîg gibt antwort (1245): 'sie war meine braut; Ludwîg (also K I) hat sie mir geraubt'; aber noch kann Kûdrûn nicht glauben, dass es Herwîg ist, der vor ihr steht; 'ihr wollt mich betrügen', sagt sie (1246), 'wenn Herwîg noch lebte, so hätte er mich gewiss erlöst' ('also wird er tot sein' ist der sinn von z. 2). Durch diese unwillkürliche äusserung hat Kûdrûn, die str. 1242 sich nicht nennen wollte, sich verraten, und nun ist der weg zu der widererkennung gebahnt; 1247 zeigt Herwîg einen ring — 1248, die den ring beschreibt, wird jünger sein, — 1249 lacht sie und lässt ihren

dann wenigstens 1235 eine andere wendung erwarten. Auf 1231 würde lediglich die frage passen, was denn der grund dieser feindschaft der Hegelinge sei, und darauf müsste Kûdrûns raub ohne directe frage erzählt worden sein. Str. 1230—31 sind demnach jünger. Str. 1232—33 gehören zu einer schicht von strophen, die Kûdrûns leiden hervorheben (vgl. s. 331); ausserdem ist 1232, 4 nur eine widerholung von 1224.

1) Die frage ist tadellos. Es besteht kein grund, die strophe auszuscheiden oder zu emendieren, bloss weil es eine Nibelungenstrophe ist, da es sich nicht beweisen lässt, dass das vorkommen von Nibelungenstrophen ein kriterium der unechtheit ist. Vgl. s. 330 anm. 1.

2) Str. 1237—1241 schweifen vom thema ab. Erst sagt Kûdrûn, sie habe die frau, die die fremden suchen, wol gesehen, und der dichter illustriert das durch die naseweise erklärung, dass sie es selbst sei. Dann vermutet Herwîg auf einmal, die schöne fremde werde Kûdrûn sein. Aber Ortwîn glaubt es nicht. Als Kûdrûn Ortwîn sich nennen hört (unrichtig, denn nur Herwîg hat Ortwîns namen genannt), wünscht sie zu wissen, ob das ihr bruder ist. Darum fragt sie 1241 — nicht nach Ortwîn, sondern — nach Herwîg! — 1241, 4 ist ausserdem eine widerholung von 1246, 4.

ring sehen; 1250. 51 freut man sich, und es werden küsse ausgetauscht. Das scheint der älteste teil des auftritts zu sein[1].

Als einen hauptgrund, diesen auftritt einer selbständigen redaction zuzuweisen, erkannten wir den umstand, dass er ohne rücksicht auf die in diesem zusammenhang doch ältere engelsbotschaft gedichtet worden ist. Der auftritt würde dann wol K I angehören. Dafür spricht auch der umstand, dass Herwîg so stark in den vordergrund gerückt ist; vgl. auch die schon s. 329 angeführte str. 1245, die Ludwîg als den räuber bezeichnet.

Wenn nun der auftritt zu einer selbständigen variante gehört, so müssen wir weiter fragen: welches war in diesem quellenliede seine stellung? Er bildete nicht eine fortsetzung, sondern eher eine art parallele zu der engelsbotschaft in der anderen variante. Die überlieferung nötigt ferner zu der frage, auf welche weise der auftritt in den zusammenhang von K I gebracht war. Denn so, wie er in dem erhaltenen gedichte überliefert ist, kann er ursprünglich nicht dagestanden haben. Die lange beratung, ob man die frauen mitnehmen solle oder nicht, kann nicht echt sein; sie ist eine folge der aufnahme der scene in einen im voraus gegebenen zusammenhang. Wir haben schon s. 318fg. erwähnt, dass jene beratung damit in verbindung steht, dass die frauen während des am folgenden tage stattfindenden kampfes in der burg sein müssen. In einem organisch entwickelten, nicht durch compilation entstandenen gedichte wäre derartiges eine unmöglichkeit[2]. Der

1) Die verhältnismässig grosse deutlichkeit, mit der diese strophen sich von den übrigen abheben, könnte die vermutung erwecken, dass sie auch in formeller hinsicht ein ganzes bilden, m. a. w. dass schon das quellengedicht, in dem das gespräch diesen inhalt hatte, in Kûdrûnstrophen gedichtet war. Aber dem steht gegenüber, dass in dem grössten teil des gedichtes eine solche genaue trennung jüngeren und älteren gutes nicht möglich ist. Und str. 1229 erkannten wir in einer strophe alten inhaltes doch auch einen jungen gedanken. Ein anderes zeichen, dass auch hier die verbindung der beiden quellen stattgefunden hat, ist das auftreten zweier frauen. Aus diesen gründen möchte ich die frage nach den formellen bearbeitungen vorläufig offen lassen. Als eine möglichkeit, die erwägung verdienen dürfte, nenne ich, dass die quellenlieder K I und II zwar strophisch, aber nicht in Kûdrûnstrophen, sondern etwa in Nibelungenstrophen gedichtet gewesen seien. Daraus liesse sich z. b. die form von str. 1235 erklären. Die Kûdrûnstrophe wäre einem wunsche nach individualisierung des gedichtes auch in metrischer hinsicht entsprossen. — Natürlich würde daraus nicht folgen, dass alle oder auch nur die mehrzahl der Nibelungenstrophen in Kûdrûn alt sind. Näheres über die Kûdrûnstrophe § 17.

2) Freilich, wenn wir die begegnung mit den verwandten K I zuweisen, so ist der auftritt auch hier einmal ein fremdes element gewesen, wenigstens wenn wir seine herleitung aus der Salomonsage (vgl. s. 318fg.) zugeben. Aber eben weil er ein ganz fremdes element war, lag für einen bearbeiter einer einzelnen redaction

einzig mögliche schluss, wenn die begegnung mit den verwandten einer selbständigen variante angehört, ist der, dass hier die frauen nicht zurückkehrten, dass sie also während des folgenden kampfes sich nicht in der burg aufhielten. Was dann? Die freunde nahmen sie mit.

Wenn das richtig ist, so würde der inhalt der beiden varianten sich für diesen abschnitt wie folgt bestimmen lassen: K I begegnung mit den verwandten, die die frauen gleich mitnehmen, darauf rache an dem entführer. K II wäschemotiv, engelsbotschaft, rückkehr der mädchen in die burg, Gêrlints drohung, rückführung durch gewalt.

Aber wir stehen hier an der äussersten grenze des beweisbaren. Denn dass die begegnung mit den verwandten nicht ein jüngerer zusatz in dem combinierten gedichte K I + II ist, sondern schon aus K I stammt, wird zwar durch das eigentümliche verhältnis des kerns der scene zu der engelsbotschaft sehr wahrscheinlich, aber ein directes zeugnis dafür fehlt, und so bleibt die möglichkeit einer ganz unvermuteten erklärung des auftritts bestehen. Es ist demnach vorsichtig, aus diesem ergebnis keine weiteren schlüsse zu ziehen.

Kehren wir zur untersuchung des einzelnen zurück, so bleiben in dem abschnitt 1165—1281 noch die jüngeren strophen zu besprechen. Zum teil wurden sie oben in den fussnoten erörtert. Sie weisen vielfach untereinander zeichen der verwandtschaft auf. Eine grosse reihe handelt von der wäsche: 1187—92 widerholung des motivs, dass die frauen langsam waschen und deswegen gescholten werden (siehe s. 324 anm. 4); ferner (1193—1204) klagen über schlechte behandlung, namentlich kälte und mangel an kleidern, wovon die älteren strophen nichts wissen; 1205fg. handeln wider von der wäsche; 1207—19 sehen die frauen die boten, laufen fort, reden mit ihnen über die wäsche, dabei heben sie ihre armut und die kälte hervor; zu diesem gedankenkreise gehören auch 1232fg., wo ihnen ein mantel angeboten wird, den sie nicht annehmen wollen, 1267—74, wo Kûdrûn nicht länger waschen will[1] — im widerspruch mit 1266 ist Hildeburg fleissig — 1275—79, wo sie deswegen gescholten wird, dass sie mit den fremden gesprochen hat.

keine notwendigkeit vor, ihn aufzunehmen. Da er es dennoch tat, müssen wir, so lange die tatsachen nicht zu einem entgegengesetzten urteil nötigen, annehmen, dass er es tun konnte, ohne einen allzu grellen widerspruch zu schaffen. Ganz anders stand der compilator von K I + II der sache gegenüber. Er fand in K I die begegnung mit den verwandten, in K II die gewaltsame befreiung vor; beides musste mitgenommen werden, und so erfand er den ausweg, dass die frauen in die burg zurückgeschickt werden.

1) Als grund gibt Kûdrûn unrichtig an, dass zwei könige sie geküsst haben. Nur Herwîg hat sie geküsst.

Sodann ist auch Ortwîns frage nach Kûdrûns kindern als ein sich an die neue situation, in die der auftritt aufgenommen ist (Kûdrûn als wäscherin), anschliessender einschub zu betrachten[1].

Für eine gewisse anzahl dieser strophen lässt sich auch das chronologische verhältnis der einen zu den andern bestimmen. Nicht älter als der dritte abschnitt der engelsbotschaft sind str. 1207 bis etwa 1210, wo die frauen die ihnen angekündigten boten widerzuerkennen glauben, 1206, wo sie nach ihnen aussehen, 1198, wo Kûdrûn sich auf ihre ankunft freut; weniger sicher 1198, denn die z. 4 genannten *guoten ritter* können das heer der freunde sein. Es verdient beachtung, dass str. 1198 auch den klaren zusammenhang zwischen 1197 und 1199 unterbricht: 1197 klagt Hildeburg nämlich, dass sie umkommen würden, wenn sie barfuss giengen, und darauf fordert Kûdrûn sie str. 1199 auf, zu Gêrlint zu gehen und um die erlaubnis zu bitten, schuhe anzuziehen. Da nun str. 1197. 1199, die eine zweite wäschescene voraussetzen und die armut der frauen ganz ausserordentlich hervorheben, gewiss einer jüngeren strophenschicht angehören, so ergibt es sich von neuem, dass auch die jungen strophen von mehr als éinem dichter herrühren[2].

Die untersuchung von str. 1165—1281 führt also zu ziemlich festen, wenn auch nicht in jeder hinsicht sicheren ergebnissen. Wahrscheinlich würden auch noch einzelne andere auftritte eine ähnliche untersuchung lohnen. Aber im allgemeinen scheint es, als seien durch die überarbeitungen die eigentümlichkeiten der alten fassungen bis zu dem grade nivelliert worden, dass eine ausdehnung der untersuchung in diesem sinn über das ganze gedicht kaum erhebliche erfolge erwarten lassen dürfte. Vermutlich waren die quellenlieder verhältnismässig kurz, und ist der wortlaut zum grössten teil der der jüngeren dichter. Wir

1) Panzer (s. 406) leitet die frage aus dem Südeliliede ab. Die ähnlichkeit ist nur eine geringe. Aber auch, wenn diese ableitung richtig wäre, würde daraus nicht folgen, dass die frage nicht jünger als der kern des auftritts sein kann.

2) Erkennbare schichten sind etwa:

1. Alte K II ohne engelsbotschaft.
2. Jüngere K II mit engelsbotschaft.
3. Verbindung von K II mit K I; aufnahme der — schon in K I vorhandenen — begegnung mit den verwandten. Eine reihe von verbindenden strophen.
4. Engere zusammenfassung von K I und K II. Aufnahme Wates und Hôrants in K II usw.
5. Zweiter und dritter teil der engelsbotschaft.
6. Strophen, die darauf rücksicht nehmen. Ob 3 und 4, 5 und 6 zusammenfallen, ist schwer zu entscheiden. Wahrscheinlich ist es nicht.

müssen uns also hier damit bescheiden, den inhalt der quellen und die stofflichen neuerungen erkannt zu haben.

§ 17. Der ursprung der Hildesage. Geographisches und chronologisches.

Unsere untersuchung hat bestätigt, dass der grosse complex poetischer überlieferungen, die den raub der Hilde erzählen oder denselben stoff mit anderen namen behandeln, in einer sehr einfachen erzählung seinen grund hat, und dass die vielheit der traditionen den gewöhnlichen mitteln, der erklärung unsicherer oder undeutlicher züge, der contamination bezw. verbindung des vollständigen inhaltes abweichender recensionen, ihre entstehung verdankt. In einer jüngeren periode kommen hinzu anlehnung an fremde erzählungen oder aufnahme von elementen aus anderen geschichten, die mit der sage entweder verwandt sind oder nur eine gewisse zufällige ähnlichkeit haben (Helgisage, werbungssage, Salomonsage u. dgl.). Es sind dieselben sagenbildenden kräfte dabei tätig gewesen, die wir früher bei der untersuchung der Nibelungendichtung erkannten.

Nahezu alle versionen der Hildesage und ihrer sippe haben miteinander den raub der jungfrau gemein. Dieser raub ist das hauptthema, um welches alles übrige sich gruppiert.

Bei Saxo aber sind wir auf eine form der sage gestossen, die hinter allen übrigen zurückliegt und uns zeigt, dass auch der raub der jungfrau einmal ein accessorisches element gewesen ist, das, wie so viele jüngeren züge, nur dazu dienen musste, ein älteres element, die feindschaft zwischen Hagen und seinem schwiegersohn, zu erklären. Diese feindschaft, die in einem gegenseitigen totschlag ihren abschluss findet, ist der ausgangspunkt der Hildesage.

Die sage ist also eine sage vom verwandtenmord. Wir finden bestätigt, was ich im ersten bande meiner Nibelungenuntersuchungen (§ 4) angedeutet und kurz ausgeführt habe, dass die Hildesage ihrem ursprunge nach eine nahe variante der Nibelungensage ist. Beide lassen sich auf folgendes schema zurückführen: Hagen ist der nächste männliche verwandte einer Hild (Grímhild) genannten frau. Mit dem gemahl dieser frau kämpft Hagen. Der ausgang des kampfes ist ein tragischer. In der Nibelungensage kämpft Hagen nacheinander mit zwei schwägern, den einen tötet er; von dem anderen wird er getötet[1]. In der Hildesage finden wir an der stelle der beiden schwäger éinen schwiegersohn, aber schwiegervater und schwiegersohn töten sich gegenseitig.

1) Freilich gehört, wie ich demnächst zu beweisen hoffe, die verdoppelung der Nibelungensage einem bedeutend jüngeren zeitalter an.

Diese beiden grundformen stehen einander sowol durch den inhalt als durch die namen[1] so nahe, dass ein zweifel an ihrem gemeinschaftlichen ursprung nicht wol möglich ist. Dass es gründe gibt, die darstellung der Hildesage, in der die frau des feindes Hagens tochter ist, für die ursprünglichere zu halten, habe ich a. a. o. s. 106 schon ausgesprochen. Dieses verhältnis von vater und tochter ist das natürlichere; der bruder ist nur der stellvertreter des vaters. Die untersuchung der geschichte der Hildesage bestätigt dieses bis dahin vorläufige resultat. Denn ihre breite entwicklung fällt in eine ältere periode. Schon im 7. jahrhundert begegnen wir auf dem norddeutsch-angelsächsischen gebiete einem sehr entwickelten spross unserer sage (Waldere), und wenn es erlaubt ist, an die echtheit der Ragnarsdrápa zu glauben, so hatte im 9. jahrhundert die Hildesage in Skandinavien schon einen endpunkt erreicht. Auch das verhältnis der Hildesage zu der Helgidichtung weist für jene auf ein bedeutendes alter. Daraus erklärt es sich vielleicht auch, dass wir aus Skandinavien kaum eine poetische tradition kennen, sondern bloss prosaische berichte, die als reminiscenzen an eine untergegangene poesie aufzufassen sind; nur die abgeleitete Helgisage ist poetisch überliefert. Die Nibelungensage hingegen blüht erst in einer jüngeren periode auf; das meiste, was wir kennen, stammt frühestens aus dem 10. jahrhundert oder einem noch jüngeren zeitalter. Allerdings gibt es andeutungen, dass die fabel bedeutend älter ist, aber der reichtum der jüngeren überlieferung scheint doch zu erkennen zu geben, dass auch die anfänge dieser dichtung jünger als die der Hildedichtung sind.

Das gefühl für den zusammenhang der beiden sagen muss früh verloren gegangen sein. Denn tatsächlich haben sie nur das oben aufgestellte rohe schema gemein. Ich muss hier noch einmal auf meine

1) Noch schlagender würde die gleichheit auch in den namen sich zeigen, wenn es erlaubt wäre, den namen Guðrún und ihre eigenschaft als Hilds tochter für die älteste form der sage zu verwerten. Aber so interessant dieses zeugnis für ein verhältnis zu der Nibelungensage in einer weit zurückliegenden periode, bevor K I und K II entstanden, ist, so geht es doch nicht an, daraus zu schliessen, dass die doppelheit in dem namen der frau, die in der Nibelungensage widerkehrt, von anfang an in der überlieferung vorhanden war. (Freilich muss auch die Nibelungensage einmal nur éinen der beiden namen gekannt haben.) Wenn Hagens tochter schon in der ältesten sagenform wechselweise Hild und Guðrún geheissen hätte, so müssten wir auch in anderen versionen auf spuren dieser doppelten bezeichnung stossen. Bedenken wir, dass Ur-K, die quelle von K I und K II, von *H* 3 stammt, dass aber weder die form *H* 4, noch H, noch SH 6, noch ÞH 4 den namen Guðrún kennt, so müssen wir wol schliessen, dass der name in der Hildesage nicht älter als K II ist. — Über die consequenzen für die geschichte von K s. unten s. 338.

Nibelungenuntersuchungen verweisen, wo (§ 4) betont wurde, dass die grundlegenden elemente einer sage die psychologischen erklärungen der geschehnisse sind; das nackte schema ist nur ein embryo. Aber in den erklärungen gehen die beiden sagen von anfang an auseinander. Während die Nibelungensage den kampf aus habsucht erklärt und die charaktere durch diese erklärung ihr gepräge erhalten, gibt erst der frauenraub der Hildesage ihren eigentümlichen charakter. Es ist dann auch ein reiner zufall, dass Saxo, freilich in verbindung mit einer jüngeren version, eine redaction erhalten hat, der diese erklärung noch fremd ist. Sie ist ein wertvolles zeugnis, ein schlüssel zu der einsicht in die entstehung der sage.

Wenn in der Walthersage, die auf einer schon weit fortgeschrittenen form der Hildesage beruht, Hagen in Frankenland localisiert und von neuem mit dem Nibelung identificiert wird, so haben wir, was schon § 7 bemerkt wurde, aber jetzt noch besser verstanden werden kann, darin nicht eine reminiscenz an die ursprüngliche identität der beiden gestalten, sondern eine neue identificierung auf grund der namengleichheit zu erblicken[1].

Fragen wir nach der heimat der sage, so kommen neben den ältesten zeugnissen die localisierungen in betracht. Fest steht in der tradition eigentlich nur die heimat Hagens, die die quellen mit grosser einstimmigkeit nach Dänemark verlegen. Dass noch die quellenlieder der Kûdrûn K I und K II ihn dort kannten, wurde oben s. 307 ausgeführt. Die jüngeren quellen versetzen Hagen genau in dieselben orte, wo er auch in den aufeinander folgenden fassungen der Nibelungensage wohnt. Auch hier sind noch spuren einer localisierung in Dänemark, und zwar wie bei den helden der Hildesage in Jütland, vorhanden (Unters. NS I, 135), bald aber treffen wir ihn am Niederrhein und später in Worms, und so ist es ihm auch in der Walthersage ergangen, die diese beiden localisierungen kennt (während die Kûdrûnquellen Dänemark beibehalten), bis er zuletzt durch einen unkundigen bearbeiter nach Irland versetzt wird.

Über Heðins heimat herrscht keine solche einstimmigkeit. Zunächst kommen Snorri, der Norwegen als seine heimat angibt, und Wídsíð,

1) Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ein zusammenhang besteht zwischen der identificierung Hagens mit dem Nibelung in der Walthersage und der unten näher zu besprechenden aufnahme des namens Guðrún in K II, die gleichfalls ein nahes verhältnis oder gar die identität dieses Hagen mit jenem voraussetzt. Dann würde von *H* 2a an bis zu K II hinunter der zusammenhang der beiden gestalten und der beiden sagen anerkannt gewesen sein.

der ihn über die Glommas regieren lässt, in betracht. Wenn das der volksstamm ist, nach dem der Glommen heisst, so weist auch dieses zeugnis nach Norwegen. Diese localisierung aber lässt sich kaum von der des kampfes auf den Orkneyjar trennen, der, wie s. 200fg. ausgeführt wurde, mit der überführung des stoffes nach England zusammenhängt und ein product der wikingerzeit ist. Die localisierung auf dem Wülpensande kann nicht älter sein; sie ist eher etwas jünger; sie hängt mit der übersiedelung des entführers nach der Normandie zusammen (s. 306) und stammt deutlich aus der Normannenzeit. Es scheint, als hätten wir auch hier, wie bei der untersuchung des inhaltes der sage, bei Saxo die ursprünglichste nachricht zu suchen. Ein zusammenhang zwischen dem namen des helden und dem der insel Hithinsö lässt sich auf keinen fall leugnen, und das verhältnis der quellen scheint darauf zu deuten, dass dieser zusammenhang nicht secundär ist. Es ist gar nicht unmöglich, namentlich wenn wir in der sage nachklänge historischer ereignisse suchen dürfen, dass die insel nach dem helden benannt worden ist, sei es nun, weil er dort geherrscht, oder weil er dort den tod gefunden hat. Saxos localisierung bestätigt auch der bericht des Wídsíð, dass Wate, der als ein alter doppelgänger Heðins auftritt, über die Helsingas regierte; der seeweg von Jütland nach Helsingland am bottnischen meerbusen führt ja durch die Ostsee. Auch Hagens herrschaft über die Holmryge lässt sich damit verbinden, wenn die Holmryge, wie ich Unters. NS I, 135 wahrscheinlich zu machen versucht habe, in Dänemark zu suchen sind[1].

So führen uns die ältesten zeugnisse zu den völkern nördlich und westlich von der Ostsee und nach Heðinsey als dem schauplatz des kampfes. Chronologisch weisen sie in die bewegte zeit, die der gründung des dänischen königreiches voranging. Weiter lässt sich die sage nicht zurückverfolgen. Aber sie ist auch noch so einfach, dass sie keine lange entwicklungsgeschichte hinter sich haben kann. Somit werden wir auch den ursprung der sage auf den dänischen inseln zu suchen haben. Dort stiessen die drei völker, die an ihrer ausbildung gearbeitet haben, Dänen, Anglosachsen und Deutsche, hart aneinander; von dort konnten die beiden hauptformen, die zu der Walthersage und später zu Kûdrûn führten, leicht zu den Deutschen gelangen, und von dort

1) Auch mit der verbreiteten ansicht, dass die Holmryge an der Weichselmündung gewohnt haben, lässt sich der kampf auf Heðinsey vereinigen. Aber diese auffassung, die auch gegen sich hat, dass die Weichsel-Rugier keine inselbewohner waren, widerspricht den stets widerkehrenden berichten, dass Hagen ein könig in Dänemark war.

werden auch die Angelsachsen die erste kunde von der sage bekommen haben, wenn sie auch später neue formen aus Norddeutschland (Walthersage) und Skandinavien (SH 3, s. 200) als import erhalten haben. Die berichte über die Helsingas und die Holmryge gehen über die skandinavische tradition hinaus und werden auf einer aus der alten heimat mitgebrachten überlieferung beruhen.

Über die heimat der einzelnen redactionen, namentlich der übergangsstufen, ist noch einiges, zum teil nicht unwichtiges, hinzuzufügen.

Skandinavisch sind, abgesehen von der dänischen grundform H, die ganze reihen SH 1—6, ÞH 1—4, *H* 1—4, wie ihre endpunkte SH 6, ÞH 4, *H* 4 beweisen. Einzelne zwischenstufen sind auch direct auf skandinavischem boden belegt oder bezeugt; so SH 4, der bei Saxo überliefert ist; SH 3, der ausgangspunkt der reihe ÞH ist; *H* 3 von dem die balladen stammen. Über das verbreitungsgebiet von SH 3 wurde s. 200 einiges erörtert. Eine nähere landschaftliche bestimmung wird unten für einzelne stufen die betrachtung von Ur-K ergeben. Dass *H* 2a, und also auch SH 2, von dem die *H*-reihe stammt, noch auf dänischem boden verbreitet war, bezeugt die deutsche Walthersage, die von *H* 2a stammt und aus geographischen gründen eher aus einer dänischen als etwa aus einer norwegischen quelle abgeleitet sein kann. Die entstehung der Walthersage wird demnach mit der überführung dieses zweigs von Dänemark nach Norddeutschland zusammenfallen. Auch *H* 3 wird noch dänisch gewesen sein[1]. Darauf deuten zunächst die dänischen balladen, mit noch grösserer sicherheit aber die deutsche Kûdrûnüberlieferung, die von *H* 3 stammt, und nur aus Dänemark importiert sein kann (vgl. unten). Daraus ergibt sich, dass die beeinflussung der — dänischen — Helgisage durch die — dänische — Hildesage auf dänischem boden zustande gekommen ist.

Weniger unmittelbar leuchtet es ein, was sich jedoch nicht mehr umgehen lässt, dass auch Ur-K noch aus Skandinavien stammt. Dafür sind zunächst die berührungen mit dem Sǫrla þáttr anzuführen. Zwar liesse ein teil davon — Hagens anfängliche freundschaft mit dem entführer — sich als altererbtes gut erklären, aber andere züge, die misshandlung der königin in K I und der name Môrlant in K II, — wenn letzterer zug nicht zufällig ist, — können nur auf entlehnung beruhen. Diese aber ist nur dann möglich, wenn die entlehnende redaction von der,

1) Ihre vorstufe *H* 2b wurde nach s. 200 nach den brittischen inseln übergeführt, wobei sie mit der form SH 3 zusammentraf und die grundlage der Shetlandsballade wurde.

aus der die entlehnung stattfindet, nicht landschaftlich und sprachlich weit getrennt ist. Der umstand, dass sowol K I wie K II solche berührungen mit ÞH 2 aufweisen, lässt vermuten, dass es Ur-K war, die die züge aufgenommen hat. K I und K II haben dann beide einzelnes davon bewahrt.

Aber auch die erste differencierung von K I und K II muss noch auf skandinavischem boden stattgefunden haben. Denn nur hier oder im dänisch-sächsischen grenzgebiete kann der name Guðrún in die überlieferung aufgenommen sein. Hier herrscht in der Nibelungensage wie in der Hildesage dieselbe unsicherheit in bezug auf den namen der frau, die Hagens schwester resp. tochter war; hier war die grenzlinie, südlich von der man nur Hild (Grímhild) kannte, während nördlich davon eine tochter dieser Hild bekannt war, die Guðrún hiess. Wenn die spaltung von Ur-K in K I und K II auf deutschem gebiete zustande gekommen wäre, so müsste Ur-K die beiden vorstellungen, dass Hild und dass Guðrún Hagens tochter war, nebeneinander enthalten haben, denn Guðrún kann in Deutschland nicht in die tradition aufgenommen sein, da sie hier ausserhalb der Hildesage nicht bekannt ist[1]. Aber die beiden abweichenden vorstellungen können unmöglich in éinem gedichte nebeneinander bestanden haben; sie müssen varianten angehören[2].

Wenn K I und K II sich noch auf dänischem boden oder an der dänisch-deutschen grenze voneinander getrennt haben, so müssen die gemeinschaftlichen neuerungen von K I und K II, sofern sie wenigstens Ur-K angehören[3], gleichfalls vor der überführung des stoffes nach

1) Über die namensform ist zu bemerken, dass das *k* sich wie das *k* von *Kriemhild* aus der überführung aus einer gegend, wo die media gesprochen wurde, nach einer gegend, wo *g* spirantisch war (Unters. NS II, 108), also aus dem sächsischen nach dem fränkischen erklärt. Das lange *u* der ersten silbe, das durch die häufige schreibung *au* wol gesichert ist, weist gleichfalls, hier im gegensatz zu der nordischen auf die sächsische form. Die Sachsen haben also, als sie die sagenform K II kennen lernten, den nordischen namen Guðrún in den sächsischen lautstand übertragen. Dass der name für sie etymologisch durchsichtig war, nimmt kein wunder. Hingegen haben Franken und Oberdeutsche, die den namen mechanisch übernahmen, ihn nicht in ihren lautstand übertragen, sondern ihn ihrer aussprache angepasst.

2) Die möglichkeit, dass die aufnahme des namens Guðrún in die Hildesage und die ähnlichkeit in diesem punkte mit der Nibelungensage auf einem reinen zufall beruhen sollte, ist nicht anzuerkennen, um so weniger, als Guðrún in Deutschland kein gebräuchlicher name ist.

3) Es lässt sich nämlich denken, dass die beiden lieder nach ihrer trennung noch gemeinsame änderungen erfahren haben, die dann als secundäre berührungen zu bezeichnen sind. Diese möglichkeit besteht zumal dann, wenn K I und K II eine lange entwicklung durchgemacht haben und landschaftlich nicht weit getrennt waren. Beispiele solcher jüngeren neuerungen, die durch beide gedichte durchgeführt wurden, sind tatsächlich vorhanden, vgl. unten im texte.

Deutschland zu stande gekommen sein. Hierher gehört die localisierung auf dem Wülpensande. Auffällig ist das nicht. Diese localisierung wurde s. 336 der Normannenzeit zugeschrieben; zu jener zeit aber wird eher ein Däne als ein Deutscher von kämpfen zwischen Dänen des mutterlandes und der Normandie gedichtet haben. Den Deutschen, die vor beiden zitterten, war kaum der unterschied zwischen beiden bekannt. In dieselbe periode fällt noch die rückführung der frau, die auch in einer dänischen ballade (der Hildebrandvise) widerkehrt. Anders wird die neue auffassung ihres verhältnisses zu dem entführer zu beurteilen sein. Allerdings ist diese auffassung älter als die neue verbindung von von K I und K II; in beiden quellenliedern finden sich davon deutliche spuren; hier zeugt die begegnung mit dem engel, dort die mit den verwandten dafür, dass die frau sich zu ihren verwandten zurücksehnte. Aber diese auftritte sind junge zusätze in den quellenliedern, die für das alter der neuen auffassung wenig beweisen. Und dem steht gegenüber, dass von dieser auffassung des charakters der frau in den skandinavischen quellen, auch in den mit Kûdrûn am nächsten verwandten formen (Helgisage und balladen), keine spur zu entdecken ist; nur die besorgnis um das schicksal ihrer verwandten in den balladen, die trauer über ihren tod in der Helgisage wurden oben s. 186 als erste schwache ansätze dazu erkannt. In der Kûdrûn aber sind wir auf deutliche spuren der älteren auffassung, nach der die frau dem entführer freiwillig folgt, gestossen[1]. Zieht man nun weiter in betracht, dass K I und K II, wenn sie noch aus der dänischen periode stammen, eine lange entwicklung durchgemacht haben müssen, da ihre verbindung kaum älter als der ausgang des 12. jahrhunderts ist, so werden wir schliessen müssen, dass die neue auffassung des charakters der geraubten jungfrau verhältnismässig spät, vielleicht nicht lange vor der verbindung von K I und K II auf deutschem boden zu stande gekommen sein muss und zu gleicher zeit oder kurz nacheinander in beiden quellen durchgeführt worden ist. Hier haben wir es also mit einem fall der s. 338 anm. 3 genannten gemeinsamen entwicklung beider quellen nach ihrer trennung zu tun. — Deutsch sind ferner die zutaten aus fremden sagenkreisen, deren aufnahme schon vor der verbindung von K I und K II einen anfang nimmt.

Die heimat von Ur-K ist demnach das südliche Dänemark. Auch für die verbreitungsgeschichte der skandinavischen sagenformen ist dieses

1) Oben s. 292 fgg. In der ersten hälfte des gedichtes steht mit klaren worten, dass Hilde dem entführer freiwillig folgt. Aber diese stelle ist weniger beweiskräftig, da sie K I b anzugehören scheint. Hilde hat sich durch Hôrants gesang berücken lassen.

resultat nicht ohne bedeutung. Der Sǫrlaþáttr gilt neben Snorris erzählung für einen repräsentanten der isländischen tradition. Es ergibt sich aber aus dem verhältnis des þáttr zur Kûdrûn, d. h. von ÞH2 zu Ur-K, dass die älteren stufen von ÞH nicht auf Island entstanden sein können, sondern bedeutend älter als die überführung des stoffes nach Island sind. Wenn die süddänische Ur-K von ÞH2 beeinflusst worden ist, so muss auch ÞH2 wenigstens in Dänemark verbreitet gewesen sein. Und da ÞH2 von SH3 stammt, gilt dasselbe für SH3. Dass diese form sich nach den brittischen inseln verbreitet hatte, wurde s. 200 gezeigt, und ihre nachkommenschaft lässt vermuten, dass sie auch in Norwegen bekannt war. Der ausgangspunkt dieser wanderung aber wird das nördliche Dänemark gewesen sein. SH3 und ÞH2 wären demnach als norddänische sagenformen den süddänischen *H*3 und Ur-K gegenüberzustellen; aus der nachbarschaft erklärt sich die beeinflussung von Ur-K durch ÞH2[1]. Etwas später als SH3 verbreitete sich auch ÞH2 in nördlicher richtung; wir kennen nur den jüngsten spross ÞH4, der im 14. jahrhundert auf Island niedergeschrieben wurde.

Unter diesen umständen ist es auch gewiss nicht notwendig anzunehmen, dass Saxo seine längere darstellung aus einer isländischen quelle geschöpft habe (§ 5). Saxo II ist = SH4, steht also ÞH2, die gleichfalls direct von SH3 stammt, noch sehr nahe. Da SH3 ein grosses verbreitungsgebiet hat, lässt es sich nicht genau entscheiden, wo SH4 enstanden ist. Aber weiter als bis zum südlichen Norwegen braucht man gewiss nicht zu suchen; es ist sehr wol möglich, dass auch diese form noch im nördlichen Dänemark verbreitet war. Isländisch ist die form gewiss nicht, denn sogar SH6 ist, wenn wenigstens die tradition von Bragi die wahrheit sagt, noch nicht isländischen ursprunges. Und zu Saxos zeiten und lange nachher sind auf Island SH6 und ÞH4, nicht aber SH4 bezeugt.

Über das alter der verschiedenen entwicklungsstufen der sage lässt sich mit grösserer oder geringerer sicherheit einiges sagen. Mit hilfe einiger endpunkte, deren alter ungefähr bekannt ist, ist es möglich für die meisten der übrigen versionen engere oder weitere zeitgrenzen aufzustellen. Wir schliessen damit diese untersuchung.

1) Nur um einem denkbaren einwande zu begegnen, bemerke ich, dass ich die frage erwogen habe, ob Ur-K nicht bei dänischen wikingern auf den brittischen inseln entstanden und von dort nach Deutschland gelangt sein kann, und dass eine solche hypothese mir völlig haltlos erschienen ist. Das auszuführen würde aber einen grösseren raum erfordern, als die sache beanspruchen kann.

Für die urform H wurde s. 336 als entstehungszeit das 6. jahr-
undert vermutet. Die nächste bekannte stufe ist der Waldere, als
essen entstehungszeit man das 7. jahrhundert annimmt. Das zeugnis
ieser fragmente gibt für die ihnen vorangehenden formen SH1. SH2
= *H*1). *H*2a. W einen terminus ad quem ab.

Wir dürfen demnach *H*2a, von der die Helgisage, die balladen
nd K stammen, unbedingt an den anfang des 7. jahrhunderts stellen.
ür *H*4 (sagenform des zweiten Helgiliedes) gilt das 10. jahrhundert;
ie form *H*3 ist demnach gleichfalls spätestens ins 10. jahrhundert zu
ellen. Über Ur-K vgl. unten.

In den reihen SH1—6 und ÞH1—4 finden SH 1. 2 an der
Valthersage einen terminus ad quem; jünger als der anfang des 7. jahr-
underts sind diese sagenformen nicht. SH6 wird durch Bragis alter
estimmt; das ergibt also, wenn Bragis gedichte echt sind, das 9., auf
einen fall eine spätere zeit als das 10. jahrhundert. Das ist zugleich
n terminus ad quem für die formen SH3—5, und also auch für ÞH1,
ie = SH3 ist. Für das alter von ÞH2 gibt die von ihr beeinflusste
r-K (oder KI und KII) ein zeugnis ab; die form ist vielleicht noch
s 10. jahrhundert zu setzen. ÞH4 stammt aus dem 14. jahrhundert.

In der reihe, die zur Kûdrûn führt, lassen sich die zwischen-
ufen am besten von den endpunkten aus bestimmen. Am anfang der
ihe steht Ur-K, die von *H*3 (10. jahrh.) stammt. Ein grund, diese
ersion noch in dasselbe jahrhundert zu stellen, ist die localisierung auf
em Wülpensande, die nach s. 336 aus der Normannenzeit stammt und
emnach nicht jünger sein kann. Am ende der entwicklung steht die
andschriftliche überlieferung des gedichtes, die dem 16. jahrhundert
igehört, aber nach Bartsch und Zingerle auf eine vorlage aus dem
ide des 13. resp. dem anfang des 14. jahrhunderts hinweist. Zwischen
esen äussersten punkten wären noch das alter der einzelnen redactionen
I und KII, das ihrer verbindung (KI + II) und das der vorliegen-
en recension zu bestimmen.

Auf letztere frage einzugehen, liegt dieser untersuchung fern;
ir werden sie nur zu streifen haben. Wir müssen aber die frage
ellen, für welche fassung jedes der allgemein angewendeten kriterien
ültigkeit hat. Da ist das verhältnis der Kûdrûn zum Nibelungenlied,
um Biterolf, zum Titurel und zur Klage ins auge zu fassen.

Die absolute abhängigkeit der Kûdrûn vom Nibelungenliede hat
Kettner, Zeitschrift 23, 145 fgg. dargetan, und zwar geht aus der
enutzung der höfischen scenen hervor, dass es die junge rezension
L IV (Untersuchungen NS II, 156) ist, die das gedicht beeinflusst hat

Damit gewinnen wir das jahr 1200 als einen terminus a quo. Aber dieser nachweis hat auch nur für die jüngste redaction der Kûdrûn bedeutung. Allerdings lehrt die durchdringung des ganzen gedichtes mit elementen des NL, dass die letzte umarbeitung eine sehr durchgreifende war, aber es sind doch keine andeutungen dafür vorhanden, dass schon die quellenlieder K I und II oder ihre erste verbindung K I + II den einfluss des NL erfahren hätten. Und wenn das geschehen sein sollte, so wäre noch zu erwägen, ob die recension des NL, die auf K I + II eingewirkt hätte, nicht eher etwa NL II gewesen sein sollte. Eine widerholte beeinflussung durch dieselbe quelle ist nicht von vorn herein ausgeschlossen (vgl. s. 320 fg. 326 anm. 1). Wir können also aus den berührungen mit dem NL nichts weiter schliessen, als dass das überlieferte gedicht nach 1200 entstanden sein muss. Das schliesst nicht ein zeitlich nahes verhältnis zum NL ein; das gedicht kann sehr wol um 1230 oder 1240 zu stande gekommen sein. Ohne darauf einzugehen, bemerke ich, dass hier Schönbachs beweisführung mir überzeugend vorkommt; nur da, wo er (s. 203) dieses urteil auch für die ältesten teile des gedichtes gelten lassen will, kann ich ihm nicht zustimmen[1].

Von den berührungen mit Biterolf führe ich nur die oben s. 313 fg. besprochene stelle an. Wenn die meinungen darüber geteilt sind, welches der beiden gedichte das andere benutzt hat, so liegt hier doch ganz gewiss eine stelle vor, wo der Kûdrûn die priorität zukommt. Denn für die Kûdrûn, und zwar für die redaction K I + II sind die namen Ludwig und Hildeburg erfunden worden. Die gestalten stammen freilich schon aus K I, aber hier trugen sie andere namen. Die recension K I + II muss also vorhanden gewesen sein, als die Biterolfstelle entstand. Freilich ist der gewinn kein grosser, wenn wir das alter der überlieferten Biterolfrecension, die Jänicke ca. 1210, Holz ca. 1240 datiert, in betracht ziehen.

Etwas sicherer ist die auf der Titurelstrophe fussende zeitbestimmung. Dass die strophe eine variation der Kûdrûnstrophe darstellt, ist doch wol wahrscheinlich. Und dass Wolfram die strophe nicht aus unserem gedichte sondern anderswoher kennen gelernt habe, was Schönbach für möglich hält, ist kaum glaublich. Schönbachs ansicht hängt

1) Wenn Schönbach daselbst behauptet, nur ein dichter, dessen zeitalter die höhe der höfischen poesie, epik und lyrik, schon zurückgelegt hatte, habe es vermocht, eine leidende frau in den mittelpunkt einer grossen erzählung zu stellen, so beruht das auf einer vorgefassten meinung über die entwicklung der dichtung und über das, was ein höhepunkt heissen darf. Die leidende frau finden wir schon in der dänischen zeit der stoffgeschichte.

mit der theorie, dass die Kûdrûnstrophe ursprünglich eine lyrische strophe gewesen sei, zusammen, wie das auch von der Nibelungenstrophe behauptet wird. Für diese strophe aber glaube ich den ursprung aus der spielmannsdichtung erwiesen zu haben (Unters. NS II, 110 fgg.), und das verhältnis der Kûdrûnstrophe zur Nibelungenstrophe liegt offen zu tage. Es wird also ein bearbeiter der Kûdrûn sein, der sie aus der Nibelungenstrophe gebildet hat[1]. Nimmt man also einen zusammenhang zwischen der Titurelstrophe und der Kûdrûnstrophe an, so muss man wol schliessen, dass um 1215 eine Kûdrûndichtung in Kûdrûnstrophen existiert hat. Aber diejenigen forscher, welche diese grenze für das überlieferte gedicht gelten lassen und so zu einer genauen zeitbestimmung 1200—1215 (zwischen Nibelungenlied und Titurel) gelangen, sind wol im unrecht. Die wahrheit ist, dass die obere grenze für eine jüngere redaction gilt als die untere. Unsere überlieferung ist jünger als 1200, aber eine ältere recension ist älter als 1215. Und diese kann, wenn unsere oben s. 330 anm. 1 ausgesprochene vermutung, dass die quellenlieder noch nicht in Kûdrûnstrophen gedichtet waren, richtig ist, nur red. K I + II sein.

Noch etwas weiter zurück führt das zeugnis von Klage 2206, wo wie in Biterolf Hildburc von Normandî genannt wird[2]. Wenn die

1) Ihre allmähliche entstehung lässt sich in dem gedichte noch deutlich verfolgen. Oben s. 330 anm. 1 begegneten wir wenigstens einer Nibelungenstrophe, die zu dem alten bestande gehört, sogar aus einem der quellenlieder zu stammen scheint. Ferner ist zu fragen, ob nicht eine reihe sogenannter entstellungen einfache übergangsformen sind. Es begegnet nämlich eine ganze reihe freilich klingender, aber noch vierhebiger schlusszeilen, die entweder gar nicht (wie 315. 335. 354. 378. 853 und viele andere) oder nur gewaltsam, durch die überführung eines wortes, das metrisch und syntaktisch besser in der vorletzten halbzeile stünde, in die letzte halbzeile (wie 397. 510. 724 u. a.) zu fünfhebigen umgemodelt werden können. Daneben begegnen auch stumpf ausgehende schlusszeilen, die fünfhebig gelesen werden können oder müssen, wie 77. 287 u. a. Es scheint mir willkürlich, hier überall verderbnisse anzunehmen oder zu glauben, dem dichter sei die schwierige strophe nicht gelungen. Ich glaube eher, dass aus einem schwanken zwischen vier- und fünfhebigem ausgang, — das bei der verschiedenheit der möglichen betonung sich leicht verstehen lässt, — und zwischen stumpfem und klingendem ausgang, — das sich daraus erklärt, dass eine vierhebige klingend ausgehende zeile auch fünfhebig stumpf gelesen werden konnte, — die neue regel hervorgegangen ist. — Die vielen Nibelungenstrophen in den jüngeren teilen des gedichtes stehen ausserhalb dieser betrachtung; sie werden mit der beeinflussung der letzten redaction des gedichtes durch das NL zusammenhängen.

2) Es fällt auf, dass die Klage scheinbar denselben fehler enthält wie die Biterolfstelle, dass Hildeburg *von Normandî* genannt wird. Doch darf man daraus auf eine von Kûdrûn unabhängige tradition nicht schliessen. Vielmehr ist die stelle der Klage von der Kûdrûn, die Biterolfstelle von der Klage abhängig. Die Klage sagt

zweite redaction der Klage um 1185 entstanden ist (Untersuchungen NS II, 173), so werden wir zu dem schlusse geführt, dass die verbindung K I + II nicht jünger als ca. 1180 sein kann.

Freilich verbietet, wenn wir nur diese zeugnisse ins auge fassen, nichts, der red. K I + II ein noch höheres alter zuzugestehen. Wenn die wichtigen gründe, die für eine späte entstehungszeit sprechen, nur für eine jüngere bearbeitung als K I + II gelten, so ist für diese selbst nur eine grenze abwärts, nicht aufwärts gegeben. Die christlichen elemente, die sich sogar in den quellenliedern finden (vgl. s. 326 anm. 1), beweisen an sich noch kein junges alter[1]. Aber dass die redaction K I + II höher hinaufzurücken sei, ist doch nicht wahrscheinlich. Denn die entstehung der redaction K I + II deutet auf ein erwachtes starkes interesse für den stoff, das zu neuen bearbeitungen führen musste und geführt hat. Man wird daher den abstand zwischen K I + II und den späteren bearbeitungen nicht unnötigerweise grösser machen, als es die data erfordern. Und für ein höheres alter als ca. 1180 spricht keine einzige tatsache. Es geht nicht an, auf einen möglichen parallelismus mit dem Nibelungenliede hinzuweisen, dessen quellenlieder schon um die mitte des 12. jahrhunderts zu einer einheit zusammengefasst wurden, denn wer kann beweisen, dass ein solcher parallelismus mehr als ein hirngespinst ist? Die zusammenstellung der beiden gedichte als einander ergänzender schwesterkunstwerke hat schon unheil genug gestiftet. Eher würde die vergleichung mit dem Nibelungenliede zu einem anderen schlusse führen. Wie hier eine reihe von umarbeitungen von ca. 1150 an schnell aufeinander gefolgt sind und darauf von ca. 1200 an die änderungen nur noch einzelheiten betreffen, so würde der analogieschluss nahe liegen, dass, da die letzte bearbeitung der Kûdrûn mutmasslich zwischen 1230 und 1240 zu stande gekommen ist, die eingehende beschäftigung mit dem stoff auch um ein menschenalter später angefangen hat, als die mit dem stoffe der Nibelunge.

nicht, dass Hildeburg die tochter Ludwigs sei; sie berichtet nur, Hildeburg sei *geborn von Normandî*. Damit kann eine tochter der aus Kûdrûn bekannten Hildeburg, die ja mit Hartmuot vermählt wurde, gemeint sein; sie wird ebenfalls als jungfrau bezeichnet. Der dichter des Biterolf hat diese stelle so verstanden, als sei die rede von Kûdrûns gefährtin, und diese hat er dann zu einer tochter Ludwigs gemacht.

1) Eher weisen sie auf eine ältere zeit, die sich von der kirche noch nicht emancipiert hatte. Ist doch das 12. jahrhundert geradezu eine blütezeit der kirchlichen litteratur. — Anders steht es mit den ansichten des 13. jahrhunderts über christliche dinge, auf welche Schönbach aufmerksam macht. Aber dass solche in den quellenliedern oder in K I + II vorhanden waren, müsste erst bewiesen werden.

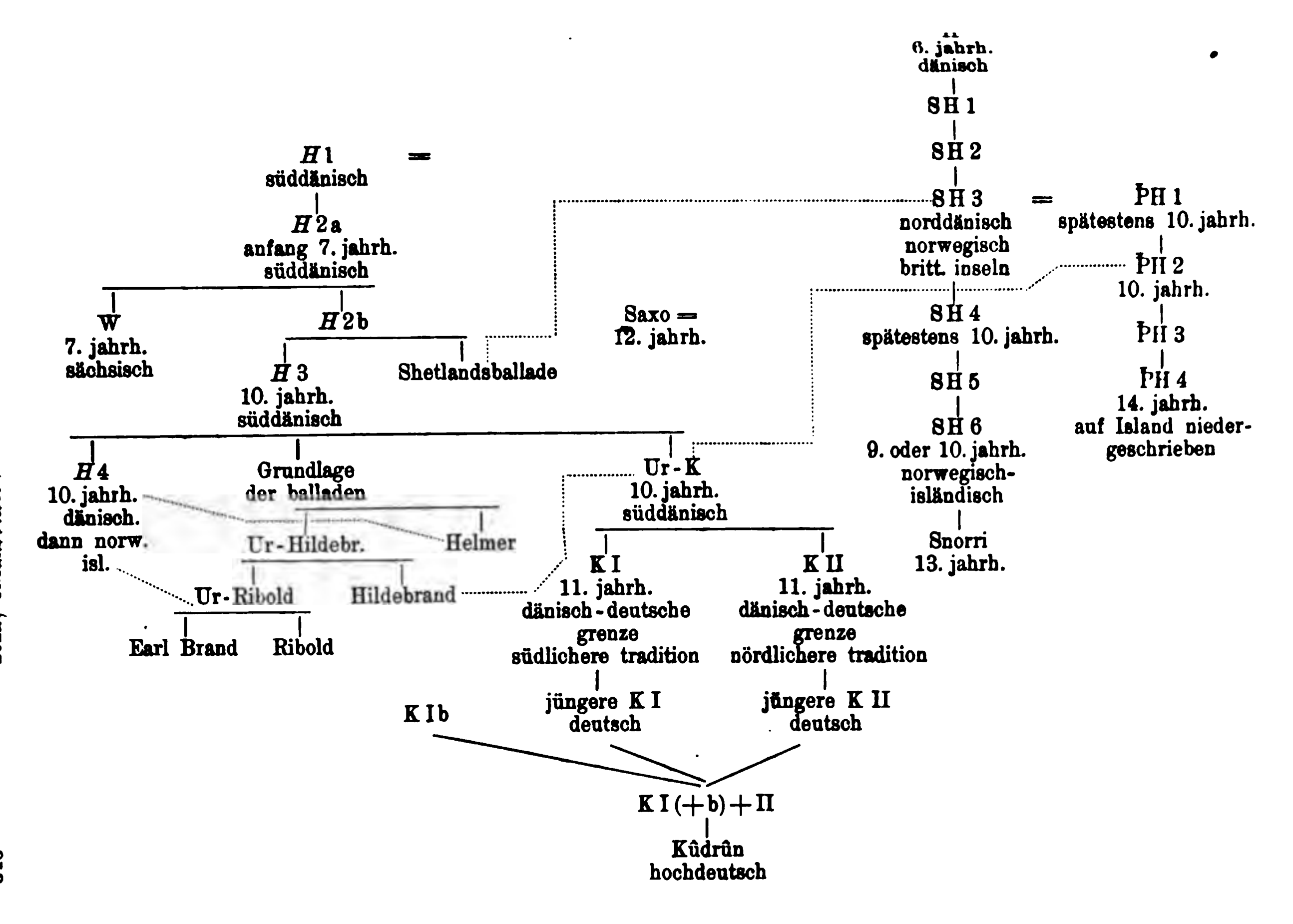
Auch für die entstehung der quellenlieder K I und II werden wir uns auf einen parallelismus mit dem Nibelungenliede nicht berufen können. Die verhältnisse liegen hier anders als dort. Die quellen des Nibelungenliedes sind varianten eines deutschen gedichtes, aber Ur-K war noch dänisch, und K I und K II sind nicht südlicher als an der dänisch-deutschen grenze entstanden. Das legt schon die vermutung nahe, dass K I und K II älter als Q I II des NL sein werden. Es kommt hinzu, dass K I und K II, wie die vielen fremden elemente, die sie schon vor ihrer widervereinigung aufgenommen haben, dartun, eine ziemlich lange entwicklung durchgemacht haben und gewiss chronologisch näher bei Ur-K als bei K I + II stehen. Ich stehe daher nicht an, sie noch ins 11. jahrhundert zu stellen, — wie weit zurück, wird sich schwerlich entscheiden lassen. Wenn es erlaubt wäre, die von Müllenhoff, Ztschr. f. d. Alt. 12, 315 fg. angeführten spärlichen belege für den namen Kûdrûn als zeugnisse für K II aufzufassen, so müsste man sogar ein höheres alter annehmen, aber der name kann gerade so gut aus der nordischen Nibelungensage wie aus der dänisch-deutschen K II nach Süddeutschland durchgesickert sein[1].

Über das alter von K Ib lässt sich nur sagen, dass nach dem zeugnis von Déors Klage seine ersten anfänge ins 7. oder 8. jahrhundert hinaufreichen müssen.

Auf die frage einzugehen, wann die überlieferung nach Süddeutschland gekommen ist, und in welchem dialect K I + II abgefasst war, sehe ich in diesem zusammenhang keinen grund. Es müssten dabei ganz andere data in betracht gezogen werden, als sich aus unserer untersuchung ergeben haben; hier wollte ich nur aus den vorhergehenden ausführungen die chronologischen und geographischen schlüsse ziehen.

Diese aber lassen sich zusammen mit den verwandtschaftsverhältnissen in folgendem stammbaum ausdrücken (vgl. die tabellen s. 202. 306):

1) Aus der erwähnung Wadas im Wídsíð, worüber s. 215 zu vergleichen ist, darf man gewiss nicht auf das vorhandensein von Ur-K und dessen spaltung in K I und II schliessen. Denn wenn dadurch auch bezeugt ist, dass Wate früh als Hagens gegner auftrat, so folgt daraus nicht, dass er schon in die tradition, die zu K I führte, aufgenommen war, viel weniger, dass K II sich von dieser tradition abgezweigt hätte. Eine solche annahme würde auch allen unseren übrigen chronologischen resultaten widersprechen. Aus der auffassung der wikinger als Sarazenen, die aus der bezeichnung Serkland-Môrlant hervorgeht (s. 296 anm. 2), lassen sich kaum sichere chronologische schlüsse ziehen. Diese auffassung findet sich auch anderswo (Deutschbein a. a. o. s. 17 fg.); sie ist aber wol vom 10. jahrhundert an möglich. Und älter ist Ur-K kaum, und K II, wo diese auffassung belegt ist, gewiss nicht.



AMSTERDAM R. C. BOER.

MISCELLEN.

Zwei bisher unbekanntgebliebene gedichte des Nürnberger meistersängers Ambrosius Österreicher aus dem jahre 1562.

Von dem Nürnberger meistersänger Ambrosius Österreicher erwähnt
. Goedeke, Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung² II 260 n. 41 a—f sechs
eder (vgl. Ph. Wackernagel, Bibliographie zur geschichte des deutschen kirchenlieds
n XVI. jahrhundert 541, 593, 595, 596; derselbe, Das deutsche kirchenlied III
. 1196, 1197, 1198) und Schnorr von Carolsfeld, Katalog der handschriften der
önigl. bibliothek zu Dresden II (1883) p. 416, 418, 421, 490, 500 einige andere
ıs M. 5 nr. 9 s. 325 fg., aus M. 6 fol. 108 (aus dem jahre 1560), fol. 109 (a. d. j. 1565),
l. 112—135, aus M. 8 fol. 76, aus M. 191 fol. 257 (a. d. j. 1564), aus M. 210
. d. j. 1566)[1]. Jedoch habe ich in einem sammelband der herzoglichen gymnasial-
bliothek zu Gotha (Alte bibl. nr. 1342; 8 = jetzt Phil. Bibl. p. 379) noch zwei bis-
er unbekannte gedichte desselben dichters aus dem jahre 1562 gefunden, die
ier veröffentlicht werden sollen.

Von diesen gedichten Österreichers ist besonders das erste wegen seiner
:hilderung eines im jahre 1561 in Nürnberg von den messerschmieden auf-
eführten schwerttanzes von kulturhistorischer bedeutung.

Über den so interessanten schwerttanz, der nach Tacitus (Germ. c. 24) eine
tgermanische sitte war (vgl. Simrock, Deutsche mythol.³ p. 276, 326; K. Müllenhoff,
eutsche altertumskunde IV 351, 573), hat Müllenhoff erschöpfend in den „Festgaben
ır G. Homeyer zum 28. VIII. 1871" (Berlin, Weidmann) s. 111—147 gehandelt und
der „Zeitschrift für das deutsche altertum und deutsche litteratur" XVIII p. 9 fg.
nd XX p. 10 fgg. dankenswerte nachträge hinzugefügt. Vom XV. bis ins XVII. jahr-
undert hinein ist der schwerttanz in den verschiedensten städten geübt worden[2], in
raunschweig (1443), in Köln (1487), in Ulm (1551), in Hildesheim (1583), in
itmarschen (s. Festg. p. 129), im Hessischen (s. Winckelmann, Beschreibung der
ırstentümer Hessen und Hersfeld 1697 p. 373 fgg. = bei Müllenhoff, Festg. p. 123 fgg.
nd bei H. Habbicht, Thüringer monatsbl. XV 1907 s. 4 fgg.), in den Hennebergischen
ntern Fischberg und Kalten-Nordheim noch 1625 (s. E. Koch, Thüringer monats-
lätter XIV 1906 s. 33 fgg.), auch in Thüringen bis zum jahre 1651 (s. meinen
ıfsatz in den Thüringer monatsblättern XVI 1908 s. 18 fg.). In Nürnberg sollen
eit 1350 oder 1351 schwerttänze gehalten worden sein (s. Kleine geschichte des Nürn-
ergischen schönbartlaufens, Altorf 1761); und Siebenkaes (Materialien zur Nürnbergi-
:hen geschichte III p. 197 1794) gibt von 1490—1600 im ganzen 14 jahre an, in
enen ein solcher tanz der messerschmiede daselbst stattgefunden habe[3]. Eine
urze aus 46 versen bestehende beschreibung des schwerttanzes der messerer

1) Letzteres hat die überschrift: Ambrosius österreicher, purger und
oet zu nurm Berg von Metablasmus. Historia des Edlen und Streitbaren helden
nd Ritters Achilli, Welcher aus Egibten Burtig Sechzehen Ritterlicher und un-
ıenschlicher Thaten geubet, auch Wasser und landt Erstritten hat. Anno 1566. (117 blatt.)

2) Müllenhoff, Festg. p. 146 sagt: „Der schwerttanz, wie er seit dem XV. jahr-
undert in fast allen germanischen ländern getanzt wurde, ist nach allen merkmalen
ıit dem von Tacitus beschriebenen so sehr derselbe, dass wir, obgleich nachrichten
ber ihn für einen zeitraum von mehr als dreizehn jahrhunderten fehlen, eine un-
nterbrochene oder doch nie ganz unterbrochene überlieferung von der urzeit bis auf
ie gegenwart für ihn annehmen müssen".

3) Nämlich in den jahren: 1490, 1497, 1511, 1516, 1518, 1537, 1539, **1540**,
546, 1558, 1560, **1561**, 1570, 1600.

zu Nürnberg im jahre 1540 verdanken wir H. Sachs, gedichtet 16. VII. 1560 (= Keller und Götze XXIII s. 183 fg.); eine umfangreiche poetische schilderung des schwerttanzes vom 3. febr. 1600 von einem Hans Weber befindet sich handschriftlich und noch unediert in der Nürnberger stadtbibliothek (s. Müllenhoff, Festg. 120).

Zu unsern kulturhistorischen quellen über die Nürnberger schwerttänze der messerschmiede gesellt sich hiermit das bisher unbekannt gebliebene gedicht des meistersängers Ambrosius Österreicher, der uns in 382 versen den **1561** von den messerern veranstalteten schwerttanz ausführlicher beschreibt, indem der dichter fingiert, er habe als kleiner knabe (v. 326) demselben zugeschaut und durch befragen eines alten mannes (v. 65, 216) und einiger anderer leute (v. 232, 249, 322, 330) erfahren, was es für eine bewandtnis mit diesem tanze habe.

Wir erfahren, dass am sonntag Estomihi 16. februar 1561 (v. 1—4) und am darauf folgenden montag (v. 239 fg., 318; vgl. auch H. Sachs s. 183, 6 *an gailen montag vor fasnacht* und p. 184, 3 *gestert)*[1], die messerer (v. 72, 245, 290, 292, 330), zu denen nach H. Sachs 183, 32 *„auch die zum handwerk helffen thüen. Schlewffer und Klingen-schmit“* gehören und denen wegen einer *„löblichen that“* (v. 78—92) von des kaisers majestät (v. 84) das privileg zur aufführung eines schwerttanzes verliehen[2] und speciell vom ehrbaren und weisen rat der stadt (v. 73 fg., 367 fgg., 378) die erlaubnis erteilt war, ihren tanz aufführten. Mit gezückten schwertern (s. v. 116, 135, H. Sachs p. 183, 14 und Müllenhoff, Altertumskunde IV 573) in den händen, dolch und waidmesser an der seite (v. 133), schön gekleidet (v. 104, 293 u. ö.) in einem weissen kittel (v. 120, 126)[3], das barret auf dem kopfe (v. 227) ziehen die messerer (bei H. Sachs 183, 16 sind es 431 fechter!) unter zulauf von tausenden von menschen (v. 60), begleitet von einer schar berittener söldner, die ihnen der rat zum abhalten des drängenden volks gestellt hat (v. 93 fgg.) zur stadt hinaus zum hause des ersten ratsherrn (v. 109), des alten herrn Imhoff (v. 36, 229)[4], vor dessen haus auch die übrigen meister schon versammelt sind (v. 119). Der tanz mit allen seinen verschiedenen touren, unter denen 1) v. 145 der Hupfauf (ein tanz im dreischritt *[tripudium]*, vgl. Grimms wörterbuch IV 2 p. 1952), 2) v. 151 die Brücke (s. H. Sachs 183, 21: *schlossen darnach eine lange prüecken, mit den schwertern hart aneinander)*,

1) Auch in Hessen und Thüringen sind die schwerttänze nur in der fastenzeit abgehalten worden (vgl. Habbicht a. a. o. s. 5 und Schneider a. a. o.).

2) Bei einem aufruhr i. j. 1349 sollen die messerschmiede (und die metzger) dem rate treu beigestanden haben und deshalb vom kaiser Karl IV. dies privileg erhalten haben (s. Müllenhoff, Festg. p. 119). Wenn Ambrosius Österreicher v. 85 sagt, dass das handwerk der messerschmiede *„alle jahr“* diesen tanz halten dürfte, so steht das nicht in widerspruch mit den angaben von H. Sachs p. 184, 6 fg.: *Und halten den schwertanz vürwar „fast almal über sieben jar“* und von Siebenkees *„fast alle sieben jahr“*, wenn man annimmt, dass er ihnen zwar alle jahre zu halten erlaubt war, aber in wahrheit — der kosten wegen — nur ungefähr alle sieben jahre ausgeführt wurde (vgl. oben anm. 3).

3) Das weisse hemd der schwerttänzer ist auch für Hessen, Ulm, Breslau usw. bezeugt (Müllenhoff, Festg. p 126). Österreicher nennt es *„hartzkittel weiss“*, ein wort, das sonst nirgends vorkommt (Grimms wörterbuch IV, 2 p. 522, vgl. hartzkappe); auch sonst gebraucht der dichter nicht nachweisbare worte: v. 13[illegible] *Waidner* (= waidmesser), v. 191 *Tussecke* (= eine waffe zum stoss), v. 244 *Weittor[illegible]* (= weiter platz, = weitfeld), v. 262 *Göckelman* (= Gökelhahn).

4) Wie der zusatz „alter herr“ ergibt, kann 1561 kein anderer als Johann II[illegible] Imhoff, aus dem „altadligen tournier- und stiftsmässigen ratsgeschlecht der Imhoff zu Nürnberg“, der gemahl der Felicitas Pirkheimer, der schwiegersohn des hochberühmten Willibald Pirkheimers, gemeint sein (vgl. Witt, Nürnberg. Gelehrtenlexicon II 231).

3) v. 165, 177, 299 die bildung der rose[1], 4) das Parat am ende des kampfes (219, 273), 5) v. 211fgg. die köpfungstour[2], 6) die kämpfe auch mit anderen waffen (191—193)[3] und mit stangen (v. 199) hervorzuheben sind, wird von v. 136fgg. beschrieben und zwar zunächst der der meister (136—230), sodann der der meisterssöhne und lehrjungen (235—284)[4] vor dem hause des ersten bürgermeisters; kurz wird der in der stadt vor den häusern der vier ältesten ratsherren[5] (251fg.) ausgeführte erwähnt. Damit schliessen die festlichkeiten des ersten tages. Am zweiten festtage findet eine wiederholung der tänze auf dem „herrenmarkt"[6] (v. 239fgg.) statt und zwar wieder der meister (v. 285—313), dann der knaben (v. 314fgg.); den beschluss der feier bildet das feierliche abholen der jungfrauen (v. 330fgg.) zum tanze, der am „Fortenbach" (v. 349fgg.) stattfindet.

Manches von H. Sachs, der ja nur den zweiten festtag beschreibt, wird durch die schilderung Österreichers erst ins rechte licht gerückt; dass letzterer aber seinen grossen landsmann und zeitgenossen nachgeahmt hat, ergibt sich aus dem ganz ähnlichen eingang und namentlich schluss, aber auch aus folgenden parallelen: v. 13 ∾ H. Sachs p. 183, 7; v. 65 ∾ 183, 28; v. 104 (293) ∾ 183, 11; v. 116 ∾ 183, 14; v. 151 ∾ 183, 21; v. 181 ∾ 183, 20; v. 189 ∾ 183, 23; v. 236 ∾ 183, 32; v. 304 ∾ 183, 23.

Das zweite hier veröffentlichte gedicht ist ein geistliches, zur zeit der pestilenz zu singendes lied und besteht aus zwölf zehnzeiligen strophen, deren reimschema: *ababccdeed* ist. A. Fischer, Kirchenliederlexicon, kennt es ebensowenig als Goedeke und Wackernagel.

Die interpunktion, die im ersten gedichte gänzlich, im zweiten zum teil fehlt, habe ich des besseren verständnisses halber eingesetzt.

I.

S. 1.

Der Schwerdttantz:

Mit was zier und
Tapfferkeit derselbige im ein-
und sechtzigsten Jahr, den XVI. Fe-
bruarii, in der löblichen reichstat Nürmberg
daselbst auss vergunst eins Erbarn wey-
sen Raths einem löblichen Hand-
werck zugelassen, und gehalten
worden ist, In Reim verfas-
set, und kurtzweilig zu
lesen.
[titelvignette.][7]
1562.

1) Diesen terminus technicus für die rosettenförmig zusammengehaltenen schwerter, auf die dann einer oder, wenn mehrere rosen gebildet waren, mehrere fechter stiegen (v. 167, 300) bezeugt auch Olaus Magnus (1555) bei Müllenhoff, Festg. p. 122): *sese — in modum figurae hexagoni fingendi subiciunt, quam rosam dicunt.*

2) Vgl. Müllenhoff a. a. o. XVIII, 11; XX, 18: „Hervorzuheben ist die köpfungstour, bei der der hals des vortänzers so dicht von schwertern umkreist wird, dass es aussah, als sollte er von allen seiten her abgeschnitten werden (s. v. 212!).

3) Vgl. H. Sachs p. 183, 28: *in allen wern.*

4) Vgl. H. Sachs p. 183, 32: *und ir süen.*

5) Vgl. dagegen H. Sachs p. 184, 5: *Vür den heusern der sieben Herrn!*

6) Dieser wird noch v. 7, 240, 319 erwähnt und 286, 309, 324 markt, 315 platz genannt.

7) Auf einem von zwei bäumen bestandenen hügeligen platze kämpfen zwei mit einer sturmhaube versehene und sonst gewappnete streiter miteinander, von denen

S. 2. Als tausent und fünffhundert Jar
Ein und sechtzig die Jarzal war
Den sechtzehenden Februari
Am Sontag genandt Esto mihi,
War mir mein weil daheim so lang; [5]
Deshalb ich mir fürnam ein gang
Zu gehn am Herren Marckt hinfür,
Und als ich nah kam für mein thür,
Da sah ich von gemeinem hauffen
Ein auffrur und ein gross zulauffen [10]
Von Buben, Mayden, Mann und frawen;
Ich war vernarrt und thet zuschawen,
Gedacht (hilff Gott!), was will da wern;
Dasselbig möcht ich wissen gern,
Mein hertz vor schrecken thet erkalten. [15]
Da sah ich erst von jung und alten
Ein gross zulauffen, von arm und reychen;
Ich het nie gesehen dessgeleichen.
Was doch wolt werden, west ich nit;
Ich nam mein Rock und lieff auch mit; [20]
In beide Hend thet ich in fassen
Und als ich kam in die Korgassen[1],
Lieff als Gsind Sanct Lorentzen zu
Mit grosser ungestüm und unrhu,
Vor mir lieffen viel grober Knollen, [25]
Da fiel ich über ein Eissschrollen,
Das ich mich streckt, so lang ich was,
Und mir auch blutet Mund und Nass;
S. 3. Ich schemet mich, wurd zu unrhu,
Da spottet mein als Volck dazu, [30]
Und musten all des possens lachen;
Ich nam mich nicht sehr an der sachen,
Wischt wider auff behend und jach
Und lieff den andern Leuten nach.
Als ich kam durch die gassen nauss [35]
Fürs alten Herren im Hof hauss,
Da mocht ich die leut sehen besser:
Das volck het auffgestelt viel Fesser,
Und Bretter oben drauff gelegt;
Die gassen war gar eng versteckt, [40]
Yederman dadurch lauffen was;
Must gehen zwischen zwey grosse Vass,
Das war eng wie ein Kornfurch,
Und als ich musste kriechen durch,
Wollt ich mich schnell zwingen durchs mittel, [45]
Riss ich ein gross loch durch mein kittel,
Der mir an einem raiff behing,
Und als viel Volckes durchhin gieng,
Kundt ich nit kommen von dem Fass,
Das Volck beim loch sich samlen was, [50]
Yeder wolt sein zum ersten drauss
Und drenget sich mit gewalt hinauss,
Hetten mich schier am fass erdrückt,
Kaum ich mich der onmacht erquickt;
Und als ich nauss kam auf den platz, [55]
Sah ich viel Volcks stehn im geschwatz;
Ich stellet mich auch untern hauffen, S. 4.
Do ward noch erst ein gross zulauffen
In kurtzer zeyt der Völcker scharen
Etlich tausent sich samlen waren, [60]
Von reich und armen, alt und jungen,
Und als sie in einander drungen,
Stund ich bey einer gantzen stund,
Das ich kein Gschicht vernemen kund;
Neben mir stund ein alter Man, [65]
Denselben sprach ich freuntlich an:
Mein freund, sprach ich, verzeucht mir das,
Köndt ir mich nicht berichten, was
Doch allhie wil für wunder wern,
Dasselbig möcht ich wissen gern. [70]
Der alt sprach zu mir on finantz:
Die Messerer werdn habn ein tantz,
Ist in erlaubt in dieser Stadt
Von eim Erbaren weysen Rath.
Ich sprach: warumb die Messerer [75]
Und sonst kein ander Handwerck mehr?
Er sprach: das löblich Handwerck hat
Begangen ein löbliche that;
Darumb sie haben solch freyheit
In dieser Stadt vor langer zeyt [80]
Erworben mit seiner ankunfft
In der Erbaren Meyster zunfft
Mit Privilegio und gnad
Von Keyserlicher Mayestat,
Den tantz zu halten alle jar; [85] S. 5.
Und noch ein merers auch fürwar

jeder ein langes breites schwert mit beiden händen erfasst hat, der eine zum stoss, der andere zum hieb. Neben ihnen liegt ein zu boden gefallener kämpfer.

1) Nicht sicher, ob *Korgassen* oder *Kolgassen* zu lesen ist.

gegeben allen sander,
ner sowohl als der ander
ürn ein Königliche Kron
blichen that zu dencken dron [90]
Jünglingen und Nachkommen;
eyheit haben sie die frommen.
sah ich unter den leuten
ewalting hohen Rossen reytten
Menner wie die ausslender. [95]
get: wer sind diese Mender?
ach: es sind Söldner darneben,
zu ehren zugegeben,
das Volck treiben in zaum,
am tantzen haben raum. [100]
das redt, da hört ich frey
en und der Trommeten gschray;
iesen tantzt hernach fürwar
l kleidt ordentliche Schar,
mit varben mancher hand, [105]
mmat und seydn war ir gewant;
ldner sprengten untert leut,
n ein platz, lang, breit und weyt
n Ehrnuesten Herren hauss
f, welcher selbs sah herauss [110]
sser meng volcks überal;
n stund offen Kammern und Sal,
h viel Erbar leut aussgutzten.
n die Schar der wolgeputzten,
der trug zu seinem standt [115]
tzernd schwerdt und schön gewand;
auff den platz theten nehen
h sie besser kondte sehen,
der gab den Meistern preiss,
hett ein Hartzkittel weiss [120]
rchant und von Leinwat klar,
der schön verbremet war
rten, leisten mancherley,
waren geboschelt frey
ncher farb von guter Seyden, [125]
ttel waren weiss wie Kreyden,
darüber vorn und hinten
ancher farb schön seyden pinten;
trug auch mit gantzem fleiss
im Paret ein Federn weiss, [130]
geziert mit flinder und gold,
nzusehen lieblich und hold;
eten an der seyten tragen
und Waidner mit silber bschlagen,

Die Sonn schein in die Schwerdter glantz; [135]
Nach dem hub sich frey an der Tantz,
Der stund gar wol an alt und jungen.
Vornher erbare Meyster sprungen
Nach art und sitten gleich der Gschlechter,
Mitten in Rayen tratten Fechter, [140]
Die den Tantz orndten umb und umben, S. 7.
Gar tapffer schlug man in die Trummen;
Yetzt tantztens hin, dann tantztens her,
Den rayen fürtens über quer,
Etwan thetens den Hupauff springen, [145]
Dann schlossens zsam der schwerdter klingen;
Yetzt schluffens dadurch darnach dort
Und namen ein mancherley ort,
Darnach hubens die schwerter hoch,
Der gantze Rayen durchhin kroch; [150]
Nach diesem machten sie ein Brucken,
Brauchten viel Kunst von freyen stucken;
Denn theilten sich in zwo parthey
Und sprungen gegn einander frey
Mit auffgereckten schwerdtern glantz [155]
Und sprungen gleichwol iren Tantz;
Geschwind sie den rey umbher furten;
Wann dann die Schwerdt einander rurten,
So klapperet es unter in allen
Gleich sam der Himel ein wolt fallen, [160]
Wiewol das gsicht es lustig macht
Als gar ein ernstliche Feldschlacht.
Doch erschrack ich und wurd gantz rot,
Dacht, sie schlagn all einander ztod.
Denn schlossens Rosen alle sander, [165]
Giengen allwegen zwo gen ander,
Darauff stigen gar gschwinde Fechter,
Ein yeglicher wolt sein ein rechter,
Droeten einander ernstlich, S. 8.
Einer mit schlegn, der ander mit stich, [170]
Traffen einander nach irm packt
Tapffer auff die köpff, das es knackt,
Einer wurd geschmitzet auff den giel,
Das im die Schlappen ins kot fiel.
Als nun das fechten het ein end, [175]
Sprungen die Fechter rab behend,
Fürten die Rosen auss einander,
Das wider ein Ray wurd allsander.
Als nun der tantz sich enden wolt
Und man den Ray beschliessen solt, [180]

Triebens viel stück, die ich nit waiss,
Darnach machtens ein weyten kreiss,
Stellten sich gegn einander frey;
Do sah man mitten in dem Ray
Gar manchen künstling Fechter springen, [185]
Die auffschwungen der schwerdter klingen,
Machten ir possn und legten nider,
Kürtzlich thetens auffheben wider;
Gegen einander trat par und par,
Schlugn frey dapffer zusammen dar [190]
Mit Tussecken und Helleparten,
Davon fielen trümmer und scharten;
Dort tratten zwen zusam mit säbeln
Theten umb den puckl einander webeln,
Dort traff einer ein auff die faust, [195]
Der ander auff dem grind im laust;
S. 9. Etlicher wurd gschmitzt auff die Stirn,
Das im der schwindel kam ins Hirn,
Ihr zwen kamen mit kurtzen stangen,
Kondten einander listig fangen, [200]
Dieser thet gen für das Gsess stopffen,
Jener thet in ine seyten proffen,
Das er daumelt, fiel schir in dreck;
Nach dem giengen sie alle weck,
Das der platz wurd gar öd allein. [205]
Do trat einr frey tapffer hinein,
Des kleidung war viel kostens werd,
Trug in der Hand ein zitternt schwerdt,
Macht geschwind possen hin und wider,
Yetzt fur er auff, denn schlug er nider, [210]
Dann macht er umb den Hals ein leyden,
Sam wolt er im den selbs abschneyden,
Bog darnach zsam beid ort der klingen,
Meisterlich kundt er dardurch springen,
Des ich mich nit gnug wundern kundt. [215]
Ich fragt den Mann, der nebn mir stund:
Lieber, wie stellt sich der so rauch?
Er sprach: es ist der Fechter brauch,
Das ein Meister schlegt das Parat,
Sobald das fechten ein end hat, [220]
Und das ist der beschluss der kunst,
Daraus entspringt gross lob und gunst;
Ich sprach: die kunst gar wol er kan.
Als das Parat ein end gewan,
S. 10. Tratten ir etlich in den Ray [225]
Inn aller erbarkeit gantz frey,
Zogn ire Pirret ab, damit
Neigten sich nach höfflichem sit
Gegen dem alten Herrn im Hof,
Gar viel volcks von dem hauffen lof, [230]
Der wincket in mit danck herauss.
Ich fragt ein, ob der Tantz wer auss,
Der antwort: ja aber yedoch
Werden auch nacher kummen noch
Der Erbarn Meyster lehre Knaben, [235]
Ihr viel auch Sön darunter haben,
Die auch auff die weiss werden halten
Ein solchen Tantz gleich wie die alten,
Und morgen werden sie allsander
AmHerrenmarckt tantzen mit einander; [240]
Die Herrschafft hat vor etlich tagen
Ihn zu ehrn schrancken lan auffschlagen,
Das sie vom Volck bleibn unbedrengt,
Ihr weittorff haben ungeengt.
Als nu die Messerer wegdrungen, [245]
Hett ich nur achtung auff die jungen.
Waiss nit, wo die alten hinkamen,
Ich hetts verlorn allesamen.
Doch fragt ich, wo sie hin wern kommen?
Einer antwort: ich hab vernommen, [250]
Sie werden tantzen in der Stadt
Für den vier Eltesten im Rath.
In diesem hört ich gleich ein Trummen,
Bald drauff theten die knaben kommen
Und hielten auch frey iren tantz [255]
Nach meisterlicher observantz;
Fingen all sach klüglichen an,
Gleich wie die alten hetten than;
Und unter diesen jungen allen
Thetn mir zwen kleiner Puben gfallen, [260]
Den stund all ir sach wercklich an
Gleich wie zwen kleiner Göckelman,
Mit schwingen, springen und mit fechten
Thetens bevor sunst allen schlechten;
An einem grossen kam der klein [265]
Und wüscht im bhend nauss durch die bein;
Auch kundt er soviel pösslein machen,
Das yederman sein hett zu lachen.
Als nun der Tantz het auch ein endt,
Da trat einer herfür behend, [270]
Ein schöner Knab im roten kleid,
Der kund auch der Fechtmeister bsch[illegible]
Der thots Parat fein höflich schlagen.
Ich sah in zu und streckt mein kragen

der künstlichst unter in allen, [275]
t ob im ein gross gefallen:
lich er sich stellen kund,
h, höflich, hurtig und rund
mit fechten und auch springen,
werdtlein kund er lustig schwingen. [280]
n gar ein end hett ir sach,
ns den alten gmachsam nach;
olck gieng mit in davon,
d ich auch mein weg heim gon.
gens frü, da es vier schlug, [285]
am am marckt ich fürhin zug,
ntz het ich lust in gedancken;
zt mich oben auff die schrancken;
ier dorauff zwo gantzer stund,
esserers tantz ich sehen kund. [290]
urzem kam gezogen her
lich Handwerck der Messrer,
aidt mit ordentlicher Schar,
nn vorigs tags geschehen war;
chten yetzund mehr partey: [295]
lt erbar Meyster frey
tapffer gen ander her,
am es in lauter ernst wer;
die Rosen schliessen gundten,
darauff viel freyer kunden [300]
barn Meistern und Gesellen,
sich tapffer ernstlich stellen;
nter disen allen sander
zwen geschickte mit einander,
en einander zu poden, [305]
das fechten gwan ein knoden;
thsherren theten zuschawen,
oben bey unser Frawen
lem Marckt auff einen gang;
fiel ir weiss wol, und nit lang [310]
sie des tantz gar ein end,
sich vor den Herren bhend,
tzten widerumb darvon.
ben tantz fing sich erst an,
ich, der platz wurd beengt, [315]
ck mich weit hinunter drengt.
g darvon und dacht mit fug:
mirs heut und gestern gnug;
ng an Herren Marckt hinauff,
s ich, wenn sie hörten auff. [320]

Bey einem guten Gselln ich stund,
Vom tantz zu reden mit im bgund;
Als ich bey im stund ein gut weil,
Das Volck lieff übern marckt mit eyl,
Alles gegn Sanct Lorentzen zu. [325]
Ich lieff mit als ein kleiner pub
Und wolt auch sehen diesen strauss,
Das volck stellt sich fürs Stromers hauss.
Ich fraget: was thun hie die leut?
Do sagt man mir: zwo Messrers Breut [330]
Werden do aussgehn beide sander.
Ich sagt: wie so zwo mit einander?
Man sagt: die Meister on verdriessen
Und die Gselln eine haben müssen.
In kurtzen öffnet man das hauss, [335]
Die zwo Breut füret man herauss;
Die ein zwen Menner füren theten, S. 14.
Die ander het zwen Gselln neben ir tretten,
Welche sich züchtig kundten stellen
Und warn fein hurtige Gsellen. [340]
Die Breut hettn auff der Gschlechter Kron,
Waren zierlich und wolanthan,
Schön auff der Gschlechter art geputzt,
Eine lechelt, die ander schmutzt;
Nach in giengen die Gselln allsandt, [345]
Ein yeder fürt an seiner hand
Ein Junckfraw wol geputzt und zart,
Schön und nach burgerlicher art;
Yegkliche Junckfraw zu dem tantz
Het iten fürer gebn ein Krantz. [350]
Wo sie hin giengen, lieff ich nach;
Sie giengen ein zum Fortenbach,
Da hub sich der Tantz züchtig an,
Gar höflich sprungen Weib und Man,
Dergleich die Gsellen und Junckfrawen. [355]
Mein herz frewt sich den tantz zu schawen,
Mich daucht, es weren lauter Engel,
Vor ihm her tantzet ein Vorhengel.
Es gieng frey zu nach art der Gschlechter,
Höflich sprung mancher freyer Fechter. [360]
Ich sah ein Rayen oder drey
Und het mein schir vergessn darbey;
Ich gieng heimwartz, gedacht bei mir:
Das ist ein Holdselige zier,
Lieblich zu sehen Mann und Frawen, [365] S. 15.
Ein schöner spectackel zu schawen;

Wol thut ein Erbar weyser Rath,
Der seiner Gmein in dieser Stadt
Vergunt und erlaubt solch freyheit,
Das doch zugeht mit einigkeyt [370]
Und die Gemein durch liebe brunst
Gwint zu ihr Herrschaft lieb und gunst,
Und wirdt ir auch zu aller zeit
Mit dienst sein gutwillig bereit
Ghorsam, friedlich und unterthan, [375]
Wirdt ir allzeyt trewlich beystan
Von wegen der freyheit und gnad,
Die in vergünt ein weyser Rath;
Daraus entspringt dann alles guts,
Fried, einigkeit, gemeiner nutz, [380]
Wohlfart, heyl und glück auch zugleich,
So spricht *Ambrosius österreich.*

Getruckt zu Strassburg, im
Jahr 1562.

II.

S. 1. Ein new christlich
Lied zur Zeit der Pestlentz zu sing-
en, darinn man Gott ernstlich bey seiner
zusag vermanen, und von hertzen anruffen
und bitten sol, das er die fürgenommene manigfaltige
plagen, die yetzt vor augen als Pestilentz, Krieg und
Thewre zeyt, damit er uns ernstlich und schröcklich
umb unser sünden viller straffen wil, abwenden,
und uns sein Götliche gnad verleihen wöll.
Es möchte auch wol in Kirchen, und in
eim yeden Hauss teglich gesungen
werden, auff das uns Gott dest
ehe erhören und von seinem
zorn lassen wolt.

Sing mich frölich im Thon der not,
Der Thöricht spricht es ist kein Gott.

Du Haussvater kauff mich mit ehren,
Lass mich dein Haussgsind fleissig leren,
Das sie mich teglich im Hauss singen,
Und lass mich Gott zu lob erklingen.
So wirstu bald erfarn than,
Das dir kein plag nicht schaden kan.

1562.

1.

S. 2. HERR Gott im himel starcker Gott,
Erschröcklich ist dein Name.
All Creaturen in der noth,
Dich förchten allesamme.
Von der Krafft deines antlitz werdt,
Deins zorens droen uns beschwert,
Unleidlich ist dein zoren.
Wir haben all gesündigt seer,
Über die zal des Sands am Meer,
Lass uns nicht sein verloren.

2.

Wir waren Gottloss allesandt,
Unsre Sünde erscheinen
Vor uns, die wir getrieben handt,
Wir wichen all von deinen
Heiling geboten allezeit.
Du weist unser gebrechlichkeit,
Wir kunten nicht erfüllen
Auch unsre Eltern deine recht,
Die durch Moisen deinen knecht
Uns gabst nach deinem willen.

3.

:m Erlöser deinen Son,
ter das Gsetz hast geben,
er würd unser Mitler schon,
›cht uns zum Ewigen leben.
›ein undankbar Herz vor dir,
n bussvertigkeit wirken wir,
ſchatz wir gsamelt haben.
nes zorens zu deim Gericht,
Err unsre Sünd rechne nicht,
Gnad thu uns begaben.

4.

tt Vater, seer haben wir
ündigt in dem Himel.
sein dein nicht wirdig vor dir,
ı vergib uns das übel.
ıchemen uns, zu dir hinauff
ıre augen zu heben auff,
ıt habn wir dich seere.
ımb ist auff uns der zoren dein,
an uns nicht verloren sein,
nes Sons leyden schwere.

5.

ungnad schickstu mit begir
:ch böse Engel schwere,
ır und Theurung sehen wir
unsern augen here.
:otes vorraht nimbstu geschwind
ff die vertilgung unsrer kind
die undankbarkeite.
nes Worts Hunger du uns geist,
kind bleiben ungespeist
ı wegn unsrer bossheite.

6.

:r, der unglaubigen Schwerdt
stu über uns senden.
hat unsre Vhesten verzert,
ıre Freund on abwenden.
ın nun zu der Würme speiss,
en wir gantz betrübter weiss,
mit newen Kranckheiten
tu uns heimgsucht und geplagt,
ns die gantze Welt versagt,
helffen zu den zeytten.

7.

Mehr Pestilentz trifft yetzt uns an,
Das wir mit augen sehen,
Dann zur zeyt unsrer Eltern schon
Von Anfang ist geschehen.
Du hast all plag auff uns gefürt,
Wie den tag deiner rach gebürt;
Du aber, unser Gotte,
Bist unser hilff und zuversicht,
Der uns allzeit sein Hilff verspricht, S. 5.
Hilff uns aus aller note.

8.

Du hast uns heissen bekeren,
Durch deinr Propheten trewen.
So wollestu uns erhören,
Sobald wir zu dir schreyen;
Yetzt schreyen wir, erhör uns HErr,
Mit deiner hilff sey du nicht verr,
Zu dir allein wir schreyen.
Sey uns barmhertzig und gnedig,
Aus dieser noth uns erledig,
Wölst uns all Sünd verzeyhen.

9.

Beker uns HErr, wir wern bekert,
Wir thun bussvertigkeite.
Lass uns bey dir werden erhört,
Und lass uns allezeyte
Kommen zu dem Gnadenstul dein,
Dein Barmhertzigkeit nemen ein,
Die du uns hast bereite.
Von anfang auss der güte dein
Gib uns glauben das wir allein,
Dir gfallen allezeyte.

10. S. 6.

Schenck uns ein recht Christliche lieb
Den Nechsten zu beweisen.
Dein zorn und ungnad uns nicht gib,
Das wir dich ewig preysen
Und deinem Reych nach wohnen bey;
Behüt uns vor schaden allerley,
Gib uns das teglich Brote,
Mit deinem Wort uns alle speiss,
Mit deinem Brunn trenck uns mit fleiss,
Hilff uns aus aller note.

11.

Du König der König, Herr aller Herrn,
Gib uns gedult und troste,
Dein heyligen Namen zu ehrn
Und lass uns wern erloste,
Von aller kranckheit mancherley
Leib und Seel wolstu machen frey,
Du starcker Gott und Vater.
Du bist ja aller armen Gott,
Gib gnad, zu halten dein Gebot,
Du gütiger Wolthater.

12.

Verleyh uns gnad durch Jesum Christ,
Deinen eynigen Sune,
Das wir dein Gebot alle frist
Nach deinem willen thune. S. 7.
Verzeich uns unser missethat,
Die dich schwerlich erzörnet hat,
Durch das Leyden und Sterben
Des allerliebsten Sones dein,
Mit seinem Blut wasch uns gantz rein,
Das wir dein Reych erwerben.

AMEN.

Gemacht durch *Ambrosium österreicher.*

Gedruckt zu Nürmberg
Durch Nicolaum
Knorrn.

Der angebliche *n*-abfall im bayrischen.

Weit verbreitet scheint die ansicht zu sein, dass im bayrischen (bezw. im oberdeutschen) ein auslautendes *n* der endsilbe *-en* abgefallen ist. So meint Behaghel (grundr. I² § 100, 4), es sei hier „nach stammschliessendem labialen, dentalen, gutturalen nasal das *n* abgefallen". Er sieht hierin die ursprünglichen verhältnisse, wonach „bei auf nasal auslautenden wurzeln das *n* der endung lautgesetzlich abgefallen" wäre. An ihn schliest sich wol Paul mit seiner notiz Mhd. gramm.⁵ § 155 anm. 8. Aber auch bei Brenner lese ich beispielsweise in seinem büchlein „Mundarten und schriftsprache in Bayern" (s. 56): „Die abwerfung des *n* [in der schrift] wird überall übersehen.... Man hatte eben für den nasallaut *ã*, *ẽ* kein besonderes zeichen". Der urheber des irrtums scheint Weinhold zu sein. In seiner Bayrischen grammatik heisst es (§ 167): „... Über den durch näselung veranlassten abfall von *n* in den heutigen dialekten ist zu bemerken: ... In einigen bayrischen gegenden südlich der Donau bleibt nach vokalen, nach *m*, *n*, *f* und den gutturalen das *e* der endung: *baue*, *schaue*, *neme*, *nenne*, *kâfe* [sic!], *merke*, *trückne* [sic!], *mache*. In der Oberpfalz nach vokalen, *m*, *n*, *h* Schm. § 583 fg.". Vergleichen wir nun die stelle bei Schmeller, so finden wir bei ihm die sache weit vorsichtiger ausgedrückt: „582 γ. Von der endsilbe *en* wird blos *ə* ausgesprochen.... 583. Dieses geschieht blos nach vokalen oder nach *ch*, *f*, *h*, *j*, *k*, *m*, *n*, *ng* in der östlichen hälfte [des königreichs] südlich der Donau: *bauə̃*, *schreyə̃*, *singə̃* (usw.) ... 584. Blos nach vokalen oder nach *h*, *m* und *n* in der östlichen hälfte nördlich der Donau." Es ist also hier von einem abfall von *n* keine rede. Wie man sich diesen denkt, kann aus den drei ersten citaten entnommen werden. Danach hätten im bayrischen bestimmte konsonanten im stammauslaut, — auf deren unrichtige angabe komme ich noch zurück, — über das endungs-*e* hinweg (!) den abfall des *n* bewirkt, das aber nun in den auslaut getretene *e* wäre infolge seines nasalklangs erhalten geblieben. Nun ist phonetisch recht merkwürdig, wie über das zwischen liegende *e* hin der stammkonsonant eine solche wirkung verursacht haben soll, noch merkwürdiger steht es aber um die erhaltung

des *e*, denn erstens sind die beispiele aus der ältern litteratur zahlreich genug, um darzutun, dass in den in betracht kommenden fällen das *e* geschwunden ist, dann aber liefert doch die lebende ma. den besten beweis: es heisst z. b. der inf. '*kummą, siŋą, kaffą*' usw.. aber '*sęŋ* (< *sëhen*), *hêm* (< *heben*), *štrąin* (< *strîten*). Hier kann doch unmöglich im gleichen fall (infin.) einmal *n* in verlust geraten sein und sich *e* erhalten haben, das anderemal aber das *e* ausgefallen sein, — denn das setzt doch die assimilation und metathese voraus, — während das *n* erhalten blieb. Nun soll sich aber gar in den ersten fällen das *e* im unmittelbaren auslaut bis heute gehalten haben und das im oberdeutschen! Dagegen spricht schon die angabe Behaghels (a. a. o. § 70, 4), dass selbst in mitteldeutschen maa. ein solches *e* teilweise geschwunden ist. Hat man sich — jedesfalls durch die scheinbare analogie mit dem md. — zu jener falschen annahme des *n*-abfalls verleiten lassen, so hätte gerade dieser umstand die unrichtigkeit ergeben müssen. Die berufung auf die nasalierung erklärt dabei gar nichts, denn diese wäre ja auch md. vorhanden gewesen. Dann ist sie überhaupt nur eine scheinbare. Dass Sch. eine solche annahm, — man beachte übrigens, dass die kopfangabe kein ˜ enthält, sondern nur die beispiele es bieten, — ist bei der damaligen unkenntnis der phonetik nur begreiflich, W. hat sie ja tatsächlich für den gegenwärtigen dialekt fallen lassen (er denkt blos an eine nachwirkung); dagegen hat sie Brenner wider angegeben. Es handelt sich aber hier lediglich um die tatsache, dass der Oberdeutsche und besonders der Altbayer, wie ır überhaupt die sprechmuskulatur nur lässig anspannt, nie einen festen nasenrerschluss bildet, weshalb bei ihm jeder vokal eine leicht nasale färbung besitzt.)amit fällt aber auch Weinholds anschauung, dass eine nasale nachwirkung den vokal ehalten habe.

Was aber nun den in frage stehenden vokal betrifft, so setzt ihn Sch. als *ə* n, das nach der am eingange seines buches gemachten angabe den „dumpfen vokalıut" bezeichnen soll, „der in gewöhnlicher hochdeutscher aussprache in endsilben ehört wird". Nun ist das freilich recht unbestimmt; schwerlich hat er sonantisches dabei im sinn gehabt, wodurch er der lösung sehr nahe gekommen wäre, sondern r wird wol die bühnendeutsche aussprache gemeint haben. Richtig ist dies für den orliegenden fall ja nicht, aber W. ist dem laut mit der bezeichnung *e* nicht näher ekommen. Für das alem., wo der klang in der mitte zwischen *e* und *a* liegt, könnte ıan eventuell im zweifel sein, in Altbayern ist die *a*-farbe unzweifelhaft: es ist ein ehr helles *ą*, für mein ohr ist dasselbe mit dem von Sch. als *á* bezeichneten laut = mhd. sekundärumlaut) so gut wie identisch, wie auch mit dem zweiten bestandeil der aus mhd. *ei, ie, uo, üe* entstandenen diphthonge (denen Sch. gleichfalls das eichen *ə* gibt). Es käme somit noch ein umstand in frage, wie der übergang von in *ą* zu stande gekommen ist, der dem stark geschlossenen *ẹ̆* des st. nom. sg. fem. er adj., dem einzig erhaltenen auslauts-*e*, gerade entgegengesetzt ist.

Der sachverhalt ist vielmehr ein viel einfacherer: *e* der endsilben *en* ist in llen fällen geschwunden, dann trat im bayrischen eine spaltung ein, indem *n* durch ewisse konsonanten gehalten wurde, meist infolge von assimilation, während es in en übrigen fällen über *n̥* > *ą* wurde. Das ist auch phonetisch die einzig denkbare ıöglichkeit, da doch der übergang zum vokal durch das aufgeben des dentalen verchlusses gerade im auslaut und zumal in den betreffenden verbindungen ein höchst atürlicher ist.

Der vorgang findet übrigens seine parallele (ohne rücksicht auf den vorherehenden laut), bei den endsilben *-er* und *-el*: jene geht über *r̥* in das nämliche *ą*

über, diese wird über *ḷ* > *i*[1]. Im letztern falle hat schon W. die „mouillierung" erkannt (§ 158); bei *r* spricht er zwar von einer „auflösung *a*" (§ 162), im nächsten augenblick ist aber wider vom „abfall des *r*" die rede; hier kann man sich überhaupt kein bild machen, wie er sich die sache gedacht hat.

Was nun die stellung anlangt, in der *n* vokalisiert wurde, so sind schon Sch.'s angaben nicht ganz genau, W. hat dann noch das seinige getan, die sache fehlerhaft zu gestalten, und Behaghel hat die verhältnisse bis zur unkenntlichkeit entstellt. Es tritt nach ihm (a. a. o.), wie schon erwähnt, der „*n*-abfall" „nach stammschliesendem labialen, deutalen, gutturalen nasal" ein; abgesehen davon, dass die angabe sehr summarisch ist, da die ziemlich starken differenzen zwischen nord- und mittelbayrisch nicht auseinander gehalten sind, greift er mit seiner formel beliebige fälle heraus, die für das eine gebiet zu viel, fürs andere zu wenig sind; wie unter die drei zugehörigen beispiele aber der infinitiv ,*finda*', der überhaupt nicht bayrisch ist, kommt, verstehe ich eigentlich nicht, *nd* fungiert hier offenbar als „dentaler nasal". Dagegen will W. für Ober-Niederbayern Sch.'s „*ch, h, k, ng*" unter dem begriff „gutturale" zusammenfassen, wobei er übersieht, dass *g* nicht hierher fällt. Ich setze die verhältnisse meiner heimat, Oberbayern, her, für die ich wenigstens keine einfache formel finden kann: 1. Das *n* erscheint als *ą* nach vokalen *(šrąią)*, wozu auch die fälle mit dem ursprünglichen übergangslaut *j* gehören *(mąą)*, nach den nasalen *(kummą, lėną)*, nach den gutturalen, ausgenommen *g (meąką < merken, mąχą, siŋą, wiñg̃ą < winken)*, endlich nach *f (kąffą, šlupfą)*. 2. in den übrigen fällen ist *n* ganz oder teilweise erhalten: Erhalten ist es als konsonant bei *dn, tn,* wenn dem dental vokal oder vokalisierte liquide vorhergeht *(lą·n < laden, trẹ·n < trëten)*; geht aber ein konsonant voraus, so ist *n* sonantisch *(findn̥)*. Ferner ist es sonant nach *s (ts, ks)* und *š (tš) (bąisn̥, 'drątsn̥, wąksn̥, wąšn̥, lątšn̥)*. Assimiliert hat es sich in *pn̥ > pm̥ (šlepm̥)*, *bn > m (hẹm < heben), gn > ng > ŋ (sąŋ)*. Gemischt sind die verhältnisse, wo normal-mhd. *w* und *h* nach vokal steht: Es heisst '*šauŋ*' = *schouwen*, aber ,*bauą*', *ruą < ruon < ruowen;* ebenso '*sẹŋ*' aber *wąiχą < wîchen = wîhen, trûą = truhe(n)*.

Wie nun die von W. angeführten reimbelege aus der älteren zeit zu erklären sind, ist eine andere frage. Möglich dass einige formen überhaupt nicht hierher fallen, z. b. dass ,*geselle*' (dat. sg.), das er dreimal aus dem WG. belegt, eine fälschlich oder aus reimzwang gebildete starke form ist. Sonst sind mit ausnahme von '*manne*' (dat. pl., 2 × Helbl.), '*gewinne*' (inf., Dietr. fl.), '*gunne*' (inf., Helbl. u. Dietr. fl.), '*starche*' (schw. dat. sg., Wigam.) die formen jedesfalls nicht bayrisch, sondern alem.

Den vorgang *-en > n > n̥ > ą (ä)* wird man aber nicht auf das bayrische beschränken dürfen, die entsprechende durchlaufende erscheinung im alem.-schwäb. wird, wie schon angedeutet, auf die gleiche weise ihre erklärung finden, ja vielleicht ist diese auch auf teile des westlichen Mitteldeutschland (z. b. Pfalz) auszudehnen. Sicher erscheint mir, das diese *n*-vokalisierung nicht mit dem ostmd. *n*-abfall zusammengeworfen werden darf.

1) Hieher darf man natürlich nicht, wie W. (§ 158) in anschluss an Sch. (523) getan hat, fällle wie ,*kąiwąi*, neben ,*kąiwi*' ziehen und glauben, dass es sich hier um ablautendes suffix *(ala: ila)* handle, dazu wäre denn doch schon der volle vokal in der nebensilbe zu auffallend, im ersteren fall liegt vielmehr suffix *-îna* zu grunde, also mhd. ,**kalbî(n)*' nicht ,**kalbal(e)*, denn dass man es hier mit zwei verschiedenen suffixen zu tun hat, lehrt schon der ganz feste geschlechtsunterschied in parallelen von der art ,'*d-Lâsi*' aber ,'*s-Lâsąi*, ,'*də Sepi*' aber ,'*s-Sepąi*'.

MÜNCHEN. VIRGIL MOSER.

Der Satzparallelismus in dem Opus imperfectum in Matthaeum.

Die mannigfachen, zum teil sehr eingehenden studien, welche theologische philologische fachgelehrte in den beiden letzten jahrzehnten dem Opus imperam in Matthaeum gewidmet haben, beweisen zur genüge, dass es sich um ein k aus der alten zeit der kirche handelt, welches, wenn auch nur fragmentarisch lten, doch wegen seines inhaltes als ein höchst beachtenswerter commentar zum thaeusevangelium zu betrachten ist.

Aber auch in formeller hinsicht verdient diese schrift eingehend gewürdigt werden, da sie uns wertvolle beiträge zu dem capitel über die rhythmische prosa rt. Der verfasser derselben, der zwar nicht undeutlich die absicht kundgibt, sich lie breiten schichten des volkes zu wenden und darum in der lateinischen vulgärche zu schreiben, hat doch die mittel der profanen rhetorik in ausgiebigem masse wandt und in grossen teilen seiner ausführungen sich eines erhabenen stiles und r kunstmässigen sprache bedient.

Insbesondere hat der satzparallelismus in dem Op. imperf. eine sehr reiche verdung gefunden. Durch das ganze werk zerstreut, sind kleinere und grössere geenverbindungen durch diesen parallelismus der form widergegeben, und zwar mit gleichzeitiger verwertung des reims, teils ohne denselben. Diese rhetorischen en beleben und schmücken die prosa in ausserordentlichem masse und tragen t wenig dazu bei, die lectüre des commentars angenehm und genussreich zu geen. Es dürfte daher von interesse sein, diese parallelismen in geordneter weise mmenzustellen.

Bona sua debent contemnere,
sicut Abraham terram suam contempsit,
et parentes suos carnales dimittere,
sicut ille cognationem suam dimisit (col. 613)[1].

Isaac war in allem ein vorbild des erlösers. Dieser wurde geboren
per virginem, ille de anu, ambo extra spem naturae.
Ille postquam mater ejus parere posse cessaverat,
iste priusquam mater ejus parere posse inciperet.
Sed ille de anicula ideo iam deficiente,
iste autem de virgine incorrupta:
quia ille Isaac filios fuerat generaturus in lege corrumpenda,
iste autem in gratia permansura (col. 613).

Die weisen aus dem morgenlande kamen mit ihren schätzen an die krippe erlösers:
Venerunt autem ad judicium gentium et ad praejudicium Judaeorum,
illorum fidem prophetantes futuram,
et illorum incredulitatem condemnantes praesentem (col. 636 sq.).

Der neugeborene heiland flieht vor dem könige Herodes nach Ägypten:
Ut populus, qui ante fuerat persecutor populi primogeniti,
postea fieret custos unigeniti Filii.
Ut qui illi populo violenter dominati sunt,
isti cum devotione servirent.
Ut iam non irent ad mare rubrum demergendi,
sed vocarentur ad aquas baptismatis vivificandi (col. 643).

1) Ich citiere nach Migne, Patr. gr. tom LVI.

Den grausamen befehl, in Bethlehem alle kinder im alter von zwei jahren und darunter zu töten, gab der könig Herodes, nachdem er bei sich selbst etwa folgendes erwogen hatte:

Quis est puer ille,
qui antequam nascatur in terra,
iam apparet in coelo?
Necdum se ipsum ostendit
et iam omnes eum quaerunt.
Et necdum terrenum populum habet
et iam militiae caelestes stellarum illi ministrant.
Quis est ille,
qui antequam mecum pugnet, iam me vincit:
antequam vincat, regnat:
antequam regnet, iam dominatur?
Quid putas facturus est ille homo in regno meo, si creverit?
Ego et dona hominibus spargo et gladium porto,
ut qui non timet, vel diligat;
qui non diligit, vel timeat.
Ille nec populum habet nec divitias congregavit:
et quomodo sine auro diligitur
et sine ferro timetur? (col. 643).

In Matth. 2, 18 (Vox in Rama audita est, ploratus et ululatus multus) bezeichnet *fletus* das weinen der kinder und *ululatus* das wehklagen der mütter.

Plorabant enim parvuli, quia separabantur a matribus:
ululabant matres, quia desolabantur a filiis
et quasi viscera earum separabantur ab eis (col. 645).

Der könig Herodes liess seine drei eigenen söhne töten.

Viscera sua laniabat in filiis
et dolorem eorum non sensit,
ut quemadmodum parvuli mortem suam non senserunt propter infantiam,
sic et ille dolorem viscerum suorum non sensit propter insaniam (col. 645).

Venit Johannes quasi magni regis praeparator fidelis.
Qualis rex,
talis et nuntius regis:
natus ex gratia,
non ex natura.
Sicut Christi conceptionen ante angelus nuntiavit, sic et istius.
Sicut illius nomen, antequam conciperetur, auditum est, sic et istius.
Sicut illius potestas, antequam nasceretur, ostensa est,
sic et istius virtus, antequam nasceretur, manifestata est (col. 646).

Hypocritae pulchritudinem sanctitatis ostendebant in vulto
et venenum malitiae portabant in corde (col. 651).

Die Juden haben keinen grund, sich auf ihre abstammung von Abraham etwas einzubilden (Matth. 3, 9):

Quid enim prodest ei, quem sordidant mores, generatio clara?
Aut quid nocet illi generatio vilis, quem mores adornant?
Ipse se vacuum ab omnibus bonis actibus ostendit,

qui gloriatur in patribus.
Quid profuit Cham, quod filius fuit Noë?
Nonne separatus de medio filiorum?
Qui secundum carnem frater natus fuerat,
secundum animum factus est servus.
Nec familia eius sancta potuit defendere impios mores.
Aut quid nocuit Abrahae, quod patrem habuit Thare luteorum deorum cultorem?
Nonne separatus a genere suo positus est in caput fidelium,
ut iam non diceretur filius peccatorum
sed pater sanctorum?
Nec potuerunt gloriam eius sordidare paterni errores (col. 651).

Jeiunavit ergo quadraginta diebus propter duas causas:
primum ut nobis adversus tentationes ieiunandi daret exemplum,
deinde ut quadragesimi jejunii nostri poneret mensuram (col. 664).

Der grund, weshalb nach dem ausspruche Christi: Wer sich selbst erhöht, der erniedrigt werden, auf die selbstüberhebung der fall in die tiefe folgt, ist klar:

Quoniam omnis qui confidens est in operibus suis et gloriatur, securus est;
qui autem securus est, non timet;
et qui non timet, nec cavet;
qui autem non cavet, quando non sperat,
supplantatur a diabolo et deicitur (col. 670).

Der autor ist der irrigen auffassung, dass die gültigkeit und wirksamkeit der taufe . die rechtgläubigkeit des spenders bedingt sei. Darum ist die von den haeretikern ndete taufe ungültig und die widerholung derselben unumgänglich notwendig:

Ubi est fides, illic est ecclesia;
ubi ecclesia, ibi sacerdos;
ubi sacerdos, ibi baptismum;
ubi baptismum, ibi Christianus.
Ubi autem fides non est, ibi nec ecclesia est;
ubi ecclesia non est, nec sacerdos est;
ubi sacerdos non est, nec baptismum;
ubi baptismum non est, nec Christianus fit aliquis.
Quid ergo reprehendit quasi secundum baptismum,
qui non intellegit, quod est primum? (col. 673).

Als Christus am galiläischen meere die beiden brüder Simon und Andreas sah, h er zu ihnen: Folget mir nach, und ich will euch zu menschenfischern machen h. 4, 19):

Quid enim? Tibi minora repromittit?
Num non, si bene conversatus fueris, regnum coeleste tibi promittit?
Num non vitam aeternam?
Num non angelicam naturam?
Num non haereditatem secum?
Et quare non sequeris eum?

Sciebant enim, quam pretiosa est anima hominis,
quam grata est apud Deum salus ipsius,
quanta merces est hominem aedificare secundum Deum.

Später fand Christus zwei andere brüder, die söhne des Zebedaeus, Jacobus und Johannes (Matth. 4, 21):

Erant enim habitatione cives,
dilectione concordes,
arte officii pares,
fraternitatis pietate conjuncti (col. 675).

Das evangelium ist die frohe botschaft:

Bona autem hominibus nuntiantur,
quando promittitur eis beatitudo coelestis,
peccatorum remissio,
adoptio filiorum,
mortuorum resurrectio
et immortalitas vitae,
haereditas regni coelestis
et possessio gloriae sempiternae,
societas angelorum
et communicatio Spiritus
et fraternitas Christi
et paternitas Dei (col. 678).

Ein gerechter zorn ist die ursache einer guten zucht:

Nam si ira non fuerit,
nec doctrina proficit,
nec judicia stant,
nec crimina compescuntur (col. 690).

Perfecti estote, ut
et amicos diligatis propter peccatum vitandum
et inimicos propter justitiam habendam (col. 703).

Die stelle Luc. 6, 37, 38 gibt dem verfasser des Op. impf. veranlassung folgender bemerkung:

Et quis sit ille, qui nec judicat:
quis autem, qui judicat quidem et non condemnat:
et quis est, qui condemnat quidem et tamen dimittit:
et quis est, qui dat, exposuimus tibi.
Et quoniam superflua quidem mensura datur ei, qui nec judicat —
commota autem ei, qui judicat quidem, non autem condemnat:
bona autem ei, qui condemnat, sed dimittit.
Quoniam sicut major est superflua mensura, quam commota,
et commota major est, quam bona et justa:
sic perfectior est ille, qui nec judicat,
quam ille, qui judicat et non condemnat,
et ille, qui judicat et non condemnat,
melior est illo, qui condemnat et dimittit (col. 726).

Qui se non abstinet a caedibus,
quomodo potest abstinere se ab ira?
Qui non se abstinet a fornicatione,
quomodo se abstinet a concupiscentia?
Qui non se abstinet a perjurio,

quomodo se abstineat a juramento?
Qui alios ferire non cessat,
quomodo se praebeat feriendum?
Qui nec amicum suum sincere diligit,
quomodo diligat inimicum? (col. 729 sq.).

e vernunftlosen geschöpfe hat Gott bei der erschaffung mit waffen so aus- dass sie sich gegen feindliche angriffe schützen und verteidigen können:

Alios enim munivit veloci pedum cursu,
alios armavit unguibus,
alios velocibus pennis,
alios dentibus,
alios cornibus:
hominem autem solum sic disposuit,
ut virtus illius sit ipse (col. 730).

Nullius passionis abstinentia sic sanctificat corpus,
quomodo abstinentia harum,
ut sit homo castus,
ut sit jejunus,
ut sit in vigiliis perseverans.
Et nulla illarum passionum sic coinquinat corpus,
quomodo passiones istae,
ut sit homo aut fornicarius,
aut epulator,
aut deditus somno (col. 734).
Qui vult esse christianus verus,
non solum non occidat, sed nec irascatur sine causa:
non solum non perjuret, sed nec juret:
non solum non fornicetur, sed nec usque ad oculum concupiscat:
non solum non percutiat, sed nec percussus repercutiat:
non solum aliena non tollat, sed etiam cogenti dimittat:
non solum amicos sincere diligat, sed etiam inimicos.
Eleemosynas non faciat coram hominibus:
orationibus instet intrans in cubiculum suum:
jejunia celebret non cum tristitia:
non judicet fratrem suum peccantem, sed suae infirmitatis consideratione ignoscat:
non det sanctum canibus neque margaritas suas mittat ante porcos.
Petat, quaerat, pulset et accipiet (col. 743).

ber das schicksal des ägyptischen Josef sagt der autor:

Numquid non est manifestata innocentia ejus?
numquid non multipliciter coronata est castitas ejus?
Qui quasi maleficus in carcere fuerat,
quasi propheta eductus est (col. 760).

: legt im anschluss an Matth. 11, 27 Christus die worte in den mund:

Mihi traditi sunt servi et reges,
ut nec servi in suo servitio erubescant,
sed in me Domino glorientur:

et reges non in sua potestate extollantur,
sed mihi genua curvent (col. 778).

Der feindselige gegensatz zwischen Christus und dem teufel kommt in den worten zum ausdruck:

Ille praedicat fornicationen, ego castitatem.
Et ideo repellit ille castos et congregat lascivos:
ego autem repello lascivos et congrego castos.
Ille docet discordiam, ego pacem.
Ille seditionarios congregat et turbatos:
ego autem unanimes et mansuetos (col. 786).

In bezug auf das verhalten der schriftgelehrten und pharisäer, welche von Christus ein wunderzeichen fordern, ehe sie sich zum glauben an ihn entschliessen wollen (Matth. 12, 39), sagt der verfasser:

Sicut semper discere,
signum est nihil posse proficere:
sic signum semper petere,
testimonium est nunquam velle credere (col. 787).

Die frage des reichen jünglings: Guter meister, was muss ich gutes tun, um das ewige leben zu erlangen (Matth. 19, 16) charakterisiert treffend die gewohnheit des jüdischen volkes:

Semper Judaei interrogatores Dei fuerunt et non obauditores:
laudatores sanctorum et non imitatores:
auditores legis et non factores:
semper discentes et numquam ad scientiam veritatis pervenientes:
gloriantes in lege et per praevaricationen legis Dominum Deum
inhonorantes (col. 806). —

Die sünde des neides schadet nur der neidischen person selbst, nicht derjenigen, auf welche der neid sich richtet:

Ipse vituperabilis invenitur de sua invidia,
ille autem laudabilis demonstratur de sua virtute (col. 847).

Das gleichnis vom königlichen gastmahle, welches Matthaeus 22, 1 fgg. erwähnt, deutet auf die gesamtheit der weissagungen hin, welche die propheten des A. B. über den zukünftigen Messias gaben:

Qui autem manducat de spirituali convivio,
impletur spiritu,
dilatatur sensibus,
nutritur in veritate,
pinguescit in fide,
et sic ingreditur ad interiora voluntatis Dei
et manens in eis acquirit sibi vitam aeternam.
Qui autem ab hoc convivio verbi longe fuerit factus,
evacuatur spiritu,
angustatur sensibus,
deficit a veritate,
distillat a fide,
et sic egrediens ab omnibus voluntatibus Dei ad inferiora
novissime cadit in mortem (col. 860).

Quando coepit hoc convivium praeparari?
A tempore Mosi, quando lex Domini data est irreprehensibilis, convertens animas:
quando testimonium Domini fidele datum est, sapientiam praestans parvulis:
quando justitiae Domini rectae laetificantes corda:
quando praeceptum Domini lucidum, illuminans oculos:
quando timor Domini sanctus permanet in saeculum saeculi:
quando judicia Domini vera, justificata in semetipsa:
quando ex decem speciebus confectus est cibus decalogi salutaris (col. 861).

Das bild gottes im menschen spiegelt sich wider in der lauterkeit und reinheit gewissens.

Ideoque illibatam Deo semper imaginem suam reddamus:
non superbiae fastu tumidam,
non iracundiae livore marcidam,
non avaritiae facibus succensam,
non gulae illecebris deditam,
non hypocrisis duplicitate contectam,
non luxuriae sordibus attaminatam,
non elationis protensione levem,
non vinolentiae tabe amentem,
non dissidio mutuae caritatis extorrem,
non detractionis mordicitate pestiferam,
non multiloquii vanitate inanem,
sed caritate perspicuam,
fide et spe certissimam,
patientiae virtute fortissimam,
humilitate tranquillam,
castitate purpuream,
parcimonia sobriam,
tranquillitate jucundam,
hospitalitate devotam (col. 868).

Quotiescumque enim aspicimus multiformes species rerum,
audimus varios sonos vocum,
odoramus diversas fragrationes odorum,
gustamus innumerabiles suavitates gustuum,
palpamus qualitates rerum innumeras,
de operibus potentiae et sapientiae Dei dijudicamus,
ut cognoscamus et colamus ejusdem creationis auctorem (col. 870).

Item qui putat,
incantationes aliquid posse,
aut auguria aliquid intellegere
aut divinationes aliquid nuntiare,
non ille in tota anima diligit Deum (col. 874).

Zu dem hochzeitsmahle waren zwar die Juden der zeit nach zuerst berufen, aber die heiden sind ihnen in der erlangung der plätze zuvorgekommen:

Illi enim ad prandium mediocre invitati sunt,
isti autem ad coenam magnam.
Illorum invitatores prophetae fuerunt,
istorum autem ipse filius, qui erat causa convivii.
Illorum delectio apud Deum ex patribus erat,
istorum autem ex fide ipsorum (col. 880).

Der verfasser tadelt die sitte derjenigen, welche über den gräbern der verstorbenen prächtige kapellen errichten, in der absicht, dadurch ihren namen berühmt zu machen:

Dicebant enim apud se:
Si bene fecerimus pauperibus, quis illud videt?
Et si viderint, non multi vident;
et si multi viderint, pro tempore vident.
Transit enim tempus,
et transit cum tempore benefacti memoria.

* * *

O insipiens homo, quid tibi prodest post mortem ista memoria,
si, ubi es, torqueris
et, ubi non es, laudaris? (col. 886).

In ergreifenden worten umschreibt der verfasser des Op. impf. den weheruf Christi: Jerusalem, Jerusalem, das du die propheten mordest und steinigest die, welche zu dir gesandt worden usw. (Matth. 23, 37).

Misi ad te Isaiam, et serrasti eum;
misi ad te Jeremiam, et lapidasti eum;
misi Ezechielem, et tractum super lapides excerebrasti eum.
Quomodo sanaberis, quae nullum ad te medicum venire permittis?
Quomodo curabo infirmitatem tuam, quae omnem medicinam conculcas?
Sanctis meis non peperci, ut tibi parcerem peccatrici.
Illorum vitam neglexi, ne tuam mortem viderem.
Omnes medici spirituales in te defecerunt, et tu curata non es.
Insanabalis est passio tua; vicit enim artem divinam.
Si de morte tua gavisus fuissem, numquam ad te misissem prophetas.
Si te perdere voluissem, numquam ad te ego ipse venissem (col. 895).

Omnibus enim laborantibus dulcis est finis.
Viator libenter interrogat, ubi est mansio;
mercenarius frequenter computat, quando annus completur,
agricola semper tempus messis exspectat;
negotiator die ac nocte thecae suae discutit rationem;
mulier praegnans semper de decimo mense cogitat;
sic et servi Dei libenter de consummatione saeculi requirunt (col. 900).

Quemadmodum si quis in campo quodam tabernaculo circumdatus sit,
si aliqua surrexerit tempestas ventorum,
sonum quidem tempestatis audit,
vexationes silvarum videt,

ipse autem flatum non sentit:
sic qui intra justitiam sedet inclusus,
quando mundus concutitur,
rumores turbationum audit,
saecularium miserias aspicit,
ipsum autem concussio mundi non movet (col. 903).

Die Worte Matth. 24,9 sind bildlich aufzufassen:

Quando haec omnia coeperunt fieri contra ecclesiam Christi, id est,
quando coeperunt esse dogmata falsa quasi pseudochristi,
quando coeperunt auditiones fieri,
quando coepit insurgere haeresis super haeresim et episcopatus super episcopatum,
quando facta est fames verbi in populo christiano,
quando comprehenderunt eos pestilentiae vitiorum multorum,
quando facti sunt eis terrae motus turbationum de rebus divinis:
tunc traditi sunt patres nostri in multas tribulationes persecutionum in toto mundo
et occisi sunt et quidem odio habiti sunt omnibus gentibus, id est, omnibus haeresibus (col. 904).

Legt man die stelle 24,17: Wer auf dem dache ist, der steige nicht herab, was aus seinem hause zu holen, im allegorischen sinne aus, so ergibt sich lanke: Wer auf dem dache ist, d. h. der *in rebus spiritualibes vivens,* soll inabsteigen *ad aliquas res carnales, ut desideret aliquid, quod est corporale.* wird der greuel der verwüstung ihn erfassen. Denn alle christen, welche n gehen, verscherzen ihr eigenes heil *propter aliquam corporalem causam utam deorsum*:

Alii propter avaritiam,
ut ne perdant quod habent
aut inveniant quod non habent:
alii pereunt propter gulam paupertate coacti:
alii propter uxores aut propter maritos:
alii propter alias causas carnales (col. 910).

Ein vergleich zwischen dem furchtbaren schicksal, welchem die stadt Sodoma fiel, und der grossen trübsal, die beim ende der welt hereinbrechen wird 24,21), ergibt folgendes bild:

Illic fuit adversus peccatores justa Dei vindicta,
hic autem erit adversus sanctos crudelis diaboli violentia.
Quanto ergo pretiosior anima quam corpus,
tanto miserabilior perditio animarum quam corporum.
Illic perditis iniquis evaserunt justi:
hic autem punitis aut fugatis justis iniqui gaudebunt (col. 913).

Die falschen propheten, welche unmittelbar vor dem ende der welt auftreten, menschen in irrtum und zum abfall von Christus zu führen, werden zum dasselbe tun, was die gläubigen in wahrheit üben:

Nam et castitati student,
et jejunia celebrant,

et eleemosynas faciunt,
et omnem ecclesiasticum canonem supplent (col. 916).

Ideo vigilare debet et claudere omnes istos introitus:
os quidem narrationibus sanctis,
aures auditionibus piis,
oculos consideratione mirandorum operum Dei,
mentem cogitationibus occupare coelestibus.
Non enim sufficit, ut non loquatur
vel audiat,
vel videat,
vel cogitet mala (col. 925).

Nach ansicht des verfassers betrügen die menschen sich alle gegenseitig:

Alii fingunt se justos, cum sint iniqui;
alii humiliant se ut peccatores, cum sint sancti;
alii autem turpes actus suos usque ad mortem abscondunt,
amplius homines erubescentes, quam Deum timentes,
et semper sunt in vulnere, dum pro tempore nolunt apparere vulnerati
(col. 929).

Durch die eifrige lectüre der hl. schrift wird die tugend des glaubens vermehrt:

Paulatim enim de die in diem timor Domini generatur,
sensus ejus illuminatur,
scientia ejus crescit,
confirmatur in fide,
excitatur ad desiderium regni coelestis,
apprehendit eum zelus antiquorum sanctorum, quos legit,
excitatur et ipse plerumque ad easdem virtutes (col. 938).

Mit rücksicht auf Matth. 25, 32: Christus wird im weltgerichte die völker voneinander scheiden, wie ein hirt die schafe von den böcken scheidet, sagt der autor:

Oves sunt homines justi,
propter mansuetudinem, quia ipsi neminem laedunt,
propter patientiam, quia cum ab aliis laesi fuerint, sustinent.
Et sicut oves, quando ligantur, aut tacent aut in simplicitate balant,
sic et sancti cum laeduntur, aut tacent aut certe in benignitate pro[illegible]
preces transmittunt ad Deum.
Et sicut ovis ad mortem ducitur et non clamat;
vita ejus tollitur et mansuetudo ejus non immutatur:
sic et sancti maledicuntur et non remaledicunt;
percutiuntur et non repercutiunt;
bona eorum diripiuntur, et illi non contradicunt;
dolorem sentiunt et clamorem non emittunt.
Et quid opus est clamoribus,
cum ille, qui nocet, non miseretur, etiamsi clamaveris?
ille autem, qui misericors est, miseretur, etiamsi non clamaveris,
audit et videt (col. 942).

Diejenigen, welche mit irdischen gütern reich gesegnet sind, sind die geistig
ı; denn bei dem überfluss an äusseren dingen findet sich meistens ein mangel
rer vollkommenheit:

Sunt peregrini corde,
sunt debiles animo,
sunt mente caeci,
inobedientia surdi,
et ceteris passionibus spiritualibus aegrotantes,
quorum animae omnem escam spiritualem abominantur (col. 946).

E. Norden hat bereits in seinem ausgezeichneten buche: Die antike kunstprosa
I. jahrhundert v. Chr. bis in die zeit der renaissance, Leipzig 1898, nach-
n, dass in der alten zeit der kirche die grossen christlichen prediger des
sowol, wie des occidents die mittel äusserer rhetorik in ausgedehntem masse
vendung gebracht haben. Er kommt in seinen untersuchungen über die littera-
erzeugnisse des abendlandes zu dem ergebnis: „Die signatur des stils der
chen predigt in lateinischer sprache ist der antithetische satzparallelismus mit
eleuton“[1] Diese christlichen predigten, die er in einem höheren sinne hym-
nnt, sind „zwar ἄνευ μέτρου, aber nicht ἄνευ ῥυθμοῦ“, und das ὁμοιοτέλευτον
ie willkürlich gesetzt, sondern bleibt den stellen des höchsten pathos vor-
ı“.[2]

Auch der unbekannte verfasser des Op. impf. hat sich dieser art des stils
e glieder des satzes mit endreim) in seiner schrift bedient. Sind die bei-
die man aus derselben beibringen kann, auch nicht so zahlreich, wie bei
lateinischen autoren, etwa Cyprian und Augustinus, welche in ihren werken
stil in einem sehr umfangreichen masse angewandt haben,[3] so können doch
in die folgenden angegeben werden.

Isaac ein vorbild Christi:

Sicut ille ligna portavit, ubi fuerat incendendus;
Sic et iste lignum portavit, ubi fuerat crucifigendus (col. 613).

Zara, ein sohn des Judas, war ein typus des heidnischen volkes:

Dum enim per Christi sanguinem regenerandus prophetixabatur,
cocco dominici sanguinis signabatur (col. 615).

Zur zeit des Aram hatten sich die Israeliten in Ägypten bedeutend vermehrt:

Multiplicatio eorum zelabilis facta erat in oculis Aegyptiorum
et irritatio erat facta ipsorum (col. 616).

Nunc autem qui divitias eligunt et non mores,
pulchritudinem et non fidem,
et quod in meretricibus solet quaeri,
hoc in conjugibus optant,
propterea non generant filios subditos vel sibi vel Deo,
sed contumaces et contra se et contra Deum,
ut filii eorum non sint fructus justae conjunctionis eorum,
sed poena condigna irreligiositatis ipsorum (col. 619 sq.).

1) S. 562fgg. S. 616fg.
2) a. a. o., s. 847.
3) a. a. o., s. 618fgg.

Salomon und Roboam sind ein vorbild Christi und des christlichen volkes:

Salomon in mysterio populi fuit christiani bene incipientis:
Roboam autem in mysterio populi male finientis (col. 621).

Zu Matth. 1, 22: Dies alles aber ist geschehen usw. fragt der autor: *Quid totum?* und gibt sich dann selbst die antwort:

Ut virgo propinquo suo desponsaretur,
ut casta servaretur,
ut angelus per somnium Joseph loqueretur,
ut sponsam eam accipere juberetur,
ut pueri nomen Jesus vocaretur,
ut virgo mundi Salvatorem generaret (col. 634).

Von dem nährvater Christi, dem hl. Josef, wird gesagt:

Ipsos denique magos vidit adorantes,
et divina dona eorum praesentantes (col. 635).

Um die heuchelei des königs Herodes (Matth. 2, 7. 8) zu geisseln, hebt der verfasser hervor:

Devotionem promittebat,
qui gladium acuebat
et malitiam cordis sui humilitatis colore depingebat (col. 641).

Würden wol die weisen aus dem Morgenlande das kind in der krippe, welches (seiner menschlichen natur nach) die ehrfurchtsvolle anbetung nicht erkannte, angebetet haben, wenn sie nicht geglaubt hätten, dass etwas göttliches in ihm verborgen sei?

Ergo non pueritiae detulerunt honorem nihil intellegenti,
sed divinitati ejus omnia cognoscenti (col. 642).

Sicut enim aurum vel argentum combustis in fornace sordibus colatur,
sic homo in fornacem tentationis missus depositis peccatis sanctificatur (col. 661).

Warum hat Christus nicht von einer *virgo simplex*, sondern von einer *virgo desponsata* geboren werden wollen?

Ideo desponsata intravit domum Joseph,
ut dum maritalis conceptio aestimatur,
unigeniti Dei nativitas non cognoscatur? (col. 664).

Von den beiden brüdern Simon Petrus und Andreas, die am galiläischen meere von Christus zu aposteln berufen wurden, wird gesagt: *mittentes rete in mare* (Matth. 4, 18), damit durch das gewerbe, welches sie ausübten, ihre zukünftige erhabene würde bereits im voraus angedeutet würde:

Ut intellegamus, quia
non solum ista secunda piscatio spiritualis a Deo eis erat donata,
sed etiam prima illa corporalis Dei providentia in eis fuerat ordinata (col. 674).

Der zorn ist die ursache des mordes. Nimm den zorn hinweg, und der mord unterbleibt:

Nam si concedatur licentia irascendi,
datur et causa homicidii faciendi (col. 689).

Nach Luc. 7, 21 wirkte Christus in der stunde, als die beiden von Johannes, täufer, entsandten jünger bei ihm eintrafen, viele heilwunder. Die geheilten prachen ihm laut ihren dank aus; einige sagten: So etwas haben wir in Israel ls gesehen; andere erklärten: Gott hat sein volk heimgesucht; wider andere : Ehre sei Gott, der solche macht dem menschen gegeben hat. Darum gab us den jüngern auf ihre frage: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen f einen andern warten, zur antwort: Gehet hin und verkündet dem Johannes, ır gesehen und gehört habt.

Sic ergo discipuli et oculis et auribus pascebantur,
mirabilia sanitatum videntes,
gratias agentium voces audientes,
aut certe mirabilia ejus videntes,
et doctrinam ejus audientes,
aut certe sanitates infirmorum videntes,
et confessiones eiectorum daemonum audientes (col. 773).

Christus sagt (Matth. 11, 27): *Omnia mihi tradita sunt a Patre meo.* Leben d, reichtum und armut sind in seine hand gelegt:

Usque nunc enim paupertas blasphemare cogebat,
furtum committere suadebat;
divitiae autem inflabant,
nocendi virtutem praestabant (col. 778).

Quale praemium detur,
in potestate est munerantis;
qualem autem exitum habeat unumquodque certamen,
non est in potestate certantis (col. 827).

Als Christus seinen feierlichen einzug in Jerusalem hielt und dort im tempel m munde der kinder sein lob erscholl, wurden die hohenpriester und ältesten lkes von neid und eifersucht erfüllt.

Qui ingrediebatur ut homo, laudabatur ut Deus.
Qui celabatur in carne, demonstrabatur in voce.
Quem malitia sacerdotum quasi hominem blasphemabat,
hunc innocentia parvulorum quasi Deum exaltabat.
Quantum autem ille glorificabatur,
tantum sacerdotes invidia torquebantur,
et illius honor illis fiebat in tormentum.
Sic enim est res,
ut quando boni in sua virtute laudantur,
mali autem in sua invidia cruciantur (col. 847).

Matth. 25, 24: Der faule knecht beschuldigt seinen herrn der härte, um seine it zu entschuldigen:

Si igitur etiam in gentibus seminavit gratiam suam,
ex quibus nullus justitiae colligitur fructus:
quomodo in te metit, quod non seminavit,
quem quasi aratro spirituali crucis suae verbo aravit,
quem doctrina justitiae seminavit,
quem Spiritu sancto irrigavit? (col. 937).

Aus allen diesen beispielen, welche hinsichtlich der zahl, sowie des baues der einzelnen parallelen glieder eine reiche mannigfaltigkeit darbieten, gewinnt man den eindruck, dass der autor des Op. impf. mit den gesetzen und regeln, welche während der verflossenen jahrhunderte über den satzparallelismus der form in der kunstprosa sich ausgebildet hatten, wol vertraut war und sie praktisch anzuwenden verstand. So wird das bereits durch andere gründe gewonnene und sicher gestellte urteil, dass er als stilist eine sehr gewandte persönlichkeit war, auch auf diesem wege von neuem bestätigt.

CREFELD. DR. THEODOR PAAS.

Zu Zeitschr. 39, 308 fg. 322 fg.[1]

Die hier vorgenommene scheidung innerhalb des c. 26 wird durch folgende überlegung bestätigt. Wenn der dichter des Grossen Sigurdsliedes aus seiner deutschen quelle den pakt aufnahm, den Sigurd mit den Giukungen in betreff ihrer schwester schliesst (s. 324 fg.), so konnte er ein unverhülltes anbieten der tochter, wie es c. 26, 44 fgg. erzählt wird, nicht gebrauchen. Letztere scene stammt also aus dem andern text, dem Alten liede. Wol aber lag es für den dichter des Grossen liedes nahe, diese scene auszubilden in eine form, in der sie sich als eine blosse ermunterung Sigurds zur werbung um Guðrún darstellt. Diese form liegt c. 26, 20—35 vor.

Das Traumlied von c. 25 ist ein litterarischer ableger der Sig. m. Golther nannte die scene zwischen Brynhild und Guðrún c. 25, 39 fgg. eine art vorwegnahme des zankes der königinnen. Aber nicht die senna selbst (c. 28, 1—16) ist hier nachgeahmt, sondern das in der saga folgende gespräch (c. 28, 26—78), das ich s. 325 als eine vom dichter des Grossen Sigurdsliedes herrührende umbildung der senna erklärt habe.

Gleich die einleitende frage ist hier und dort ganz dieselbe. Wie Guðrún in c. 28 beginnt: *Ver kát, Brynhildr! . . . hvat stendr þér fyrir gamni?* so an der früheren stelle Brynhild: *Hvi megi þér eigi gleði bella? ger eigi þat! skemtum oss allar saman! . . . .* Die rollen sind einfach vertauscht. Auch der männervergleich, den Brynhild nun vorschlägt und der auf die erzählung von Sigurd hinausläuft, ist im Grossen liede deutlich vorgebildet (c. 28, 45—60). Auch dort preist Brynhild den Sigurd (str. 24). Endlich die traumdeutung führt einfach das aus, was in c. 28 Guðrún über das weissagen der Brynhild äussert: *Langt sér hugr þinn um fram* (z. 78).

Es ist nicht recht klar, worauf sich diese äusserung bezieht. In dem, was unmittelbar vorangeht, scheint sie keine rechtfertigung zu finden. Vielleicht gehört sie z. 71 fg: *er af þér rennr, mantu iðrax.* Dann wäre Guðrúns bemerkung im original höhnisch gemeint gewesen. Das würde nicht bloss gut in den zusammenhang passen — seit z. 65 ist Guðrún gereizt, weil Brynhild ihre kindliche pietät verletzt hat (bezeichnend für den dichter!) —, es würde sich auch gut damit vertragen, dass der dichter des Traumliedes den gedanken aufgriff und neu motivierte. Weder er noch der sagaschreiber scheinen die äusserung verstanden zu haben. Letzterer brachte sie deshalb als losgerissene einzelheit am ende des dialogs.

In ihrer traumdeutung erwähnt Brynhild auch die Grimhild und ihren gedächtnislöschenden trank. Das beruht nicht nur offenbar auf dem Grossen liede (Heusler, Germanist. abh. für H. Paul 46), sondern widerum eben auf unserm c. 28, wo Bryn-

1) Fortsetzung von Zeitschr. 40, 219 fg.

hild der Grimhild grollt wegen des *grimt ǫl* (c. 28, 64, vgl. c. 25, 76: ... *miǫð*, *er ǫllum oss kemr í mikit stríð*).

Es ist unverkennbar, dass der verfasser des Traumliedes von der absicht geleitet gewesen ist, gewisse für ihn gegebene motive so oder so in seinem werke unterzubringen. Er verdoppelte den traum der Guðrun, lediglich weil er den aus Deutschland importierten falkentraum verwerten wollte[1]. Und wie seltsam berührt es, wenn Guðrún, die in der absicht kommt, sich ihre träume deuten zu lassen, erst in eine lange unterhaltung verwickelt wird, die mit den träumen wenig — auf den ersten blick gar nichts — zu schaffen hat. Brynhild beschränkt sich nicht auf die traumdeutung, sondern fügt etwas über Grimhild ein, was widerum nicht zur sache gehört.

Wir verstehn diesen aufbau des gedichts, wenn wir auf seine quellen blicken. Das meiste stammt, wie gesagt, aus dem teil der Sig. m., der in c. 28 nacherzählt ist. Die zweite hauptquelle ist die Guðrún II, was ich in der erwähnten arbeit nachzuweisen hoffe.

Bemerkenswert ist bei diesem fall, dass sich hier das abhängigkeitsverhältnis zweier denkmäler, wie mir scheint, zur evidenz dartun lässt, von denen uns keins im original vorliegt.

1) Abweichend von Heusler (a. a. o. 40 fgg.) u. a. glaube ich, dass das gedicht von anfang an beide träume enthielt. In meinen Beiträgen zur Eddaforschung wird diese auffassung begründet.

BRESLAU. G. NECKEL.

Zu Zeitschr. 40, 237.

Wenn Uhland im „Blinden König“ *Hoch auf des meeres bord* schreibt, so hat Rosenhagen a. a. o. wol nicht unrecht, wenn er darin etwas „nordisch-seemässiges“ findet. Aber unrecht hat er in anderem. Erstens hat Uhlands Pariser aufenthalt mit der lesart gewiss gar nichts zu tun; denn so viel französisch hat er schon vorher gekonnt, und es ist doch an der stelle vor allem an das niederdeutsch-nautische *bord* zu denken. Zweitens ist der satz falsch: „Im deutschen hat *bord* nie und nirgends den sinn *ufer* oder *rand*.“ Dass es den sinn „rand“ ursprünglich hat, steht im Kluge. Aber auch in den heutigen südwestdeutschen mundarten ist *b.* (hochdeutsch *bort*) weit verbreitet: Schweiz. idiotikon 4, 1627 fgg. = rand, fluss-, seeufer u. dgl. (nebst 20 compositionen); mein Schwäbisches wörterbuch 1, 1299 = ufer eines flusses, bachs, grabens; Martin-Lienhart, Elsäss. wörterbuch 2, 84 (*port*, nicht etwa *pōr* gesprochen) = abhang, rain, ufer. Für das ufer eines baches braucht es neben G. Keller auch mein vater: *An des baches verblühten borden* (J. G. Fischer, Gedichte 1854, s. 120). Von einem „gallizismus“ ist nicht die rede.

TÜBINGEN. HERMANN FISCHER.

LITTERATUR.

Paul Herrmann, Island in vergangenheit und gegenwart. Reiseerinnerungen. Leipzig, W. Engelmann 1907. 2 bde. XII, 367 und VI, 316 s. Mit 116 abbildungen im text, 2 titelbildern und 1 übersichtskarte. 15 m.

Paul Herrmann, gymnasialprofessor in Torgau, bekannt als übersetzer des Saxo grammaticus und als verfasser von zwei populären handbüchern der germanischen und nordischen mythologie, hat sich im sommer 1904 zwei monate lang (vom 4. juni bis zum 9. august) in Island aufgehalten und legt bereits jetzt, was ihm so leicht keiner nachmachen wird, ein 2bändiges reisewerk vor. Man darf ihm nachrühmen, dass er für seine reise umsichtig und sorgfältig sich vorbereitet hatte, indem er bemüht gewesen war, über die politische und culturelle geschichte des landes, seine natürliche beschaffenheit und seine wirtschaftlichen zustände, nicht minder aber auch über seine sprache und litteratur durch das studium der einschlägigen werke, deren zahl nicht gering ist, sich zu unterrichten.

Sein buch zerfällt, wie der titel andeutet, in zwei teile. Den grösseren raum beansprucht der eigentliche reisebericht, da der verfasser sich nicht darauf beschränkte, die von allen touristen befahrene strecke von Reykjavík nach der alten thingstätte und den weltberühmten springquellen in augenschein zu nehmen und zu beschreiben, sondern auch an der unwirtlichen, durch reissende gletscherströme gefährdeten südküste entlang, die vor ihm noch kein deutscher reisender betreten hatte, von einem umsichtigen führer geleitet, seinen weg nahm, um über die südabhänge des Vatnajökull hinweg den Djúpivogur zu erreichen, von wo aus dann der ritt in nnw. richtung durch die Jökuldalsheiðr und im tale der dem Axarfjörðr zuströmenden Jökulsá mit ihrem grossartigen wasserfalle (Dettifoss) fortgesetzt wurde, bis man bei Húsavík die küste des Eismeers erreichte und nun im weiten bogen, um das Mývatn herum, nach Akureyri am Eyjafjörðr, dem zielpunkte der reise, gelangte. Er weiss mit lebendiger anschaulichkeit, die dem trefflichen werke von Kålund (das ihn an stelle des noch nicht vorhandenen reisehandbuches auf seinem ritt begleitete) abgeht, zu schildern und von der durchzogenen landschaft dem leser ein greifbares bild zu geben, dessen eindruck durch die beigegebenen illustrationen (guten reproductionen wolgelungener photographien) noch verstärkt wird. Besonderes interesse wendet der verf. den stätten zu, an denen von den altisländischen sagas berichtete denkwürdige ereignisse sich abspielten, namentlich den aus der Njála bekannten gehöften Bergþórshváll und Hlíðarendi und ihrer näheren umgebung, und er flicht längere auszüge aus diesen berichten in seine erzählung ein, um auch seine leser[1] für diese jedem Isländer teuren erinnerungen zu interessieren. Dass hierbei neue, für die wissenschaft fruchtbare ergebnisse sich herausstellen würden, war nicht zu erwarten, und wenn er hier und da betont, dass der sagaschreiber infolge ungenügender kenntnis des lokals irrtümliche angaben gemacht hat oder dass die ströme in der Rangárvallasýsla durch veränderung ihres laufes die landschaft im süden des Þríhyrningr nicht unbedeutend umgestaltet haben, so sind das dinge, die in der Árbók des Fornleifafèlag, bei Kålund, Finnur Jónsson u. a. längst festgestellt waren. Aber die aus zuverlässigen quellen und eigener anschauung

1) H. hofft, wie es scheint, ein grosses publikum zu finden und darunter auch leute, die sich über die quartanerbildung nicht erhoben haben. Denn band I s. 32 lesen wir die belehrung, dass ein gewisser Tacitus 'der bedeutendste geschichtsschreiber der nachaugusteischen zeit' gewesen sei!

geschöpften, überall von guter beobachtungsgabe und gesundem urteil zeugenden mitteilungen über das heutige Island, die handels-, verkehrs- und erwerbsverhältnisse, das schulwesen[1], die vielversprechenden anfänge neuisländischer musik, sculptur und schauspielkunst usw. begrüsst man mit aufrichtigem danke, und zahlreiche praktische winke und ratschläge werden reisende, die nach dem verf. die alte Ísafold besuchen, mit vorteil benutzen.

Der zweite teil des buches, die eingeschobenen capitel historischen, geographischen und naturwissenschaftlichen inhalts, sind nur als mehr oder minder geschickte, aber unselbständige compilationen zu bezeichnen, in denen die benutzten werke allzu reichlich und allzu oft wörtlich ausgeschrieben sind (die gänsefüsschen, die diese entlehnungen andeuten sollen, hätten um ein beträchtliches vermehrt werden können). Im 2. capitel (bd. I s. 90 fgg.) sind sogar aus der Landfræðissaga Íslands von Þorvaldur Thoroddsen auch die bibliographischen hinweise auf die von dem trefflichen isländischen geologen in langer, mühseliger arbeit durchforschte, z. t. schwer erreichbare litteratur in den fussnoten reproduciert.

Eine nicht ganz unbeträchtliche anzahl von versehen und flüchtigkeiten wollen wir dem verfasser, dem sein mit arbeit gesegneter beruf zu litterarischer beschäftigung wenig zeit übrig lässt, minder hoch anrechnen. Es ist ihm z. b. passiert, dass er einen isländischen vogel, den seepapagei *(lundi)*, den er bd. I s. 35 nach seiner zoologischen quelle ganz richtig beschreibt und benennt[2], auf s. 181 zu einem fische macht, weil er der falschen übersetzung eines (nicht erwähnten!) gewährsmannes[3] allzu vertrauensselig gefolgt ist. Hätte er etwas minder eilfertig gearbeitet, so wäre ihm auch wol nicht die kühne behauptung entschlüpft (I, 30), dass Pytheas von Massilia die erste nordpolexpedition unternahm, oder (I, 89) die befremdende mitteilung, Arngrímur Jónsson habe als erster 'erwiesen', dass der verfasser der Eddalieder nicht Sæmundr, sondern Snorri wäre (bd. II s. 37 zeigt er sich ja besser unterrichtet); er hätte sich vielleicht auch gesagt, dass das citat aus der Maria Stuart (I, 23) an jener stelle gänzlich deplaciert ist. Bd. I s. 29 lesen wir: 'Hier (auf Háey) fand einst einer der bedeutendsten wikingerkämpfe statt' — als wenn es um ein historisch festgelegtes ereignis des 9. jahrh. sich handelte! Ebenda s. 152 werden als zeugen für den stand der chirurgie im nordischen altertum die Hrólfs saga Gautrekssonar, die Sturlaugs saga und die Vǫlsunga

1) Der klage, dass die ehrwürdige lateinschule zu Reykjavík durch die umgestaltung des lehrplans aus einer heimstätte humanistischer bildung zu einer nur die praktischen bedürfnisse anerkennenden und berücksichtigenden modernen 'normalanstalt' herabgesunken ist, kann man nur aus vollem herzen sich anschliessen. Das beispiel des norwegischen radikalismus ist leider auch hier massgebend gewesen, der durch die verbannung des griechischen aus den höheren schulen ebenso kulturfeindlich sich erweist wie durch sein bestreben, die litteratursprache, in der grosse dichter unsterbliche meisterwerke schufen, durch ein destillat aus den rohen bauerndialekten zu ersetzen. Es war die höchste zeit — und hoffentlich noch nicht zu spät! — dass Björnstjerne Björnson sein zorniges: *Quousque tandem!* erschallen liess: trifft man doch bereits auch in wissenschaftlichen zeitschriften aufsätze, die in dem nirgends gesprochenen kunstjargon geschrieben sind, was man nur als groben unfug bezeichnen kann.

2) Vgl. die interessanten mitteilungen über den fang dieses vogels auf den Færöer bei Hammershaimb, Færøsk anthologi I (Kbh. 1891) s. XXX fg.

3) Rud. Kögel, Lit-gesch. I, 57. Auf einen zweiten übersetzungsfehler dieses gelehrten, den Herrmann ihm ebenfalls auf treu und glauben nachschreibt [illegible] 'bärenfleisch'!!), hat bereits Andr. Heusler (Anz. f. d. alt. 22, 244) a[illegible] gemacht.

saga citiert! — Der berühmte erfinder des lichtheilverfahrens, Finsen, war nicht, wie bd. I s. 151 angegeben wird ein Isländer, sondern ein Færinger (wenn auch aus isländidischem geschlechte). — Zu der behauptung (I, 190): 'Roggen *(rugr)* wird öfter in den Edden und sagas erwähnt' muss ich ein grosses fragezeichen machen. In der Lieder-Edda kommt das wort jedesfalls nicht vor, und in der Snorra Edda (II, 493) nur in einer nafnaþula, die die *sáðs heiti* zusammenstellt, was für isländischen roggenbau ebenso wenig beweisend ist wie die erwähnung von roggenmehl in einer visa der Bjarnar saga Hitdœlakappa (str. 14^4): alle andern belege für *rugr* und seine composita, die bei Fritzner und Guðbr. Vigfússon sich finden, stammen, wenn man von der *Lækningabók* absieht, die bekanntlich kein originalwerk ist, ausschliesslich aus norwegischen quellen. — Die angabe, dass isländ. *fjós* aus *fé-hús* entstanden sei (I, 218) ist ohne zweifel unrichtig (vgl. Noreen, Altisl. gramm.^{3} § 111) und überaus seltsam die meinung (I, 268), dass die aussprache des *rn* und *ll* als *ddn* und *ddl*, die schon im 15. jahrh. sich nachweisen lässt (Noreen, Grundr. I^2, 583) 'historisch nicht berechtigt' sei. — Bd. I s. 237 sagt der verf.: 'Der Königsspiegel ist die älteste cetologie, die wir haben'; dieser ausspruch (vermutlich veranlasst durch den titel von Konr. Maurers bekannter abhandlung, Zeitschr. 4, 81 fgg.) muss doch notwendigerweise bei unkundigen die meinung erwecken, dass in der Konungsskuggsjá von weiter nichts als von walen die rede sei; wenn ebenda angegeben ist, dass *háskerðingr (= hákerling, hákarl)* das 'seekalb' bezeichne, so ist das nur ein aus Weinholds Altnordischem leben herübergenommener, vermutlich durch wörtliche übersetzung des dän. *havkalv* (einer volksetymologischen umdeutung von altn. *há-karl*) entstandener irrtum, da jene isländischen wörter nur verschiedene namen einer haifischart (squalus carcharias) sind. — Bd. I s. 286 lesen wir, dass Snorri Sturluson, 'einer der grössten männer aller zeiten' (!) zweimal gesetzsprecher, 'd. h. präsident des freistaates' gewesen sei, was zu ganz falschen vorstellungen anlass geben könnte, da gerade das die charakteristische eigentümlichkeit des isländischen staatswesens war, dass eine centralgewalt mit executiven befugnissen nicht existierte und (wie s. 103 ganz richtig bemerkt ist) die functionen des lǫgsǫgumaðr sich im wesentlichen darauf beschränkten, während des althings vorträge über das geltende recht zu halten und in strittigen fällen gutachten zu erteilen. — Dass das wort *goði* (got. *gudja*) ursprünglich einen 'besprecher' oder 'zauberer' bezeichnet habe (I, 102) dürfte schwerlich zu erweisen sein. — Bei der beschreibung eines flügelaltars in der kirche zu Bessastaðir (I, 331) äussert H. sein erstaunen, dass 'bei den seitenbildern sogar die rückseite auch bemalt ist', scheint also nicht zu wissen, dass dies bei triptychen geradezu die regel bildet. Die von ihm selbst mit bedauern eingestandene unkenntnis des schachspiels (I, 365) bekundet er dadurch, dass er die figur der *riddari* durch 'soldat' statt durch 'springer' verdeutscht. — Finnur Magnússon (Finn Magnusen) erhält bd. I s. 340 das ehrende prädikat: 'der berühmte sammler isländischer handschriften', auf das Árni allein gerechten anspruch hat, während die bescheidenen verdienste von Finnur, der allerdings auch handschriften sammelte, auf einem ganz anderen gebiete liegen. — Dass Skarpheðinn auf seiner nase eine 'warze' hatte (bd. II s. 60) wird in der Njála nicht berichtet, denn die von Möbius im Glossar gegebene erklärung von *liðr* ist unrichtig (s. Fritzner s. v. und Kålund zu Laxd. c. 63, 12). — Auffallend ist auch die sorglosigkeit, mit der H. über die nordischen genusregeln sich hinwegsetzt: 'später zog man in **den** wiking' (I, 85), 'in **dem** sogenannten *vertíð*' (I, 244), '**der** *búr*' (I, 313), 'eine abschrift **des** *Landnámabók*' (I, 327), 'an **der** *prestaskóli*' (II, 36), '**der** *litla Snæfell*' (II, 172), 'in **der** *Dyngjufjöll*' (II, 178), auf **der** *Hrafnasker* (II, 235) usw. Ärgerlich endlich ist es,

dass der verf. die bd. I s. VII aufgestellte regel für die worttrennung, die so allgemein ausgesprochen falsch ist, in den ersten 11 bogen (später hat ihm wol ein isländischer freund den star gestochen) mit pedantischer consequenz strengstens befolgt: *landl-æknir* (!), *förum-aðr* (!), *Hjeraðsv-atn* (!) usw. usw.

Auch über den deutschen ausdruck ist verschiedentlich klage zu führen: vgl. z. b. I, 259: 'man schloss gemäss des berichtes alter leute, dass dies Egils gebeine wären'; I, 268: 'um eben der schwierigkeit der aussprache wegen'; I, 313: 'die alten Deutschen pflegten unter dem boden höhlen zu öffnen'; I, 322: 'die kühe stehen zuweilen im winter unter oder neben der *baðstofa*, um die wärme aufzufangen'; I, 345: '1608 wurden die noch stehenden speicher . . abgebrochen oder eingelegt (?); I, 365: 'eine zeitschrift . . die er ausschliesslich allein schrieb'; II, 44: 'ein tal von völlig alpinenhaftem charakter'; u. a. m. Als unzulässige connivenz an die nordische gepflogenheit muss es bezeichnet werden, wenn ein Deutscher von Südjütland statt von Schleswig spricht (bd. II s. 254).

Die correctur ist, obgleich H. durch einen hilfsbereiten collegen unterstützt wurde, recht mangelhaft ausgeführt. Ich halte mich nicht bei den harmloseren druckfehlern auf, die jeder leser selbst berichtigt, sondern verzeichne nur die schlimmeren und sinnstörenden: band I s. 42[16] lies unterseeischen st. unterirdischen; 48[37] braunkohlenablagerungen st. braunkoblablagerungen; 74[42] zu ross st. zu fuss; 98[20] im sogenannten Julianehaabs-distrikt; 150[1] leberbandwurms st. lederbandwurms; 154[27] isländische st. griechische; band II s. 12[28] königsspiegel st. königsspiel; 37[19] vergessenheit st. vergangenheit; 54[13] rollt st. sollt; 99[6] zu zeiten st. zuweilen. Besonders häufig sind nordische wörter verunstaltet (wobei ich von den unzähligen vergessenen oder falsch gesetzten accenten sowie von der verwechslung zwischen *d* und *ð* ganz absehe): band I s. 47[11] lies Iagttagelser st. Jagttagelser (ebenso II, 69[3]); 48[6] Borgarhraun st. -hrann; 176[11] Alþingishús st. Alpingis- (das cursive *p* in der verwendeten schrift sieht allerdings, weil die hasta nach oben übermässig verlängert ist, einem *þ* verzweifelt ähnlich); 215[10] *Fjárborg* st. *Fiaar-*; 236[4] Fóstbr. st. Fróstbr.; 236[12] *veiðarfæri* st. *-fjæri*; 268[13] *jeg skil* st. *jeg skild*; 279[2] *Þrælastraumur* st. *-stramur* (übernommen aus Kålund II, 413!); band II s. 46[29] *Þórsmörk* st. *Pórsmörk*; 59[28] u. ö. *Bergþóra* st. *-póra*; 123[12] *Sýslumaðr* st. *Sýlumaðr*; 131[29] smørrebrød st. smörbrod; 164[20] *Þvottáreyjar* st. *Pvottár-*; 240[25] *Hallormsstaðaskógur* st. *Hallormstaðakógur*; 251[2] *stofnun* st. *stofnum*; 252[2] *bókasafn* st. *bókarsafn*; 261[1] *Minningarrit* st. *Minnigarrit*; 271[20] *Þormóðseyrr* st. *-err* usw. usw. Hübsch ist es auch nicht, dass der name des von H. häufig citierten und um Island wolverdienten Wiener schriftstellers J. C. Poestion consequent falsch geschrieben wird: denn jedermann, nicht bloss ein Goethe, hat das recht, die respectierung seines ererbten *hantgemâl* zu fordern (vgl. auch I, 72 u. ö. Howel st. Howell).

KIEL. HUGO GERING.

Piquet, F. (professeur à la faculté des lettres de l'université de Lille), L'originalité de Gottfried de Strasbourg dans son poème de Tristan et Isolde. Étude de litterature comparée. Lille 1905 (Travaux et mémoires de l'université de Lille. Nouvelle série I. Droit-Lettres. — Fascicule 5). 380 s. 8°[1].

1) Vgl. DLZ 1906 d. 24. februar (E. Martin), Rêvue critique 1906 d. 23. juli (E. Henry Bloch), Herrigs Archiv N. S. XVII (1906) s. 195—199 (M. J. Minckwitz).

Wenn E. Kölbing in seiner „Tristrams Saga“ s. CXLVIII die ansicht aussprach, dass seine untersuchung dazu dienen werde, „der neigung, denjenigen unserer mittelhochdeutschen dichter, welche nach französischen quellen gearbeitet haben, diesen gegenüber eine übergrosse fülle von subjectivität und selbständigem urteil zu vindicieren, ein für allemal ein ende zu machen“, so schoss dieses urteil doch wol über das ziel hinaus und blieb daher nicht unwidersprochen (vgl. R. Bechstein, Gottfrieds von Strassburg Tristan[3] s. XLII). Seine grundlegenden quellenuntersuchungen, die zum ersten male unwiderleglich dargetan haben, dass Gottfried „peinlich genau“ nach dem französischen Thomasgedichte gearbeitet habe, schliessen an sich eine gewisse selbständigkeit, die auch über stilistische unterschiede hinausgeht, nicht aus. Auf der grundlage dieser und anderer untersuchungen deutscher und französischer Tristanforscher war erst die arbeit J. Bédiers möglich, der 1902 als ersten band von nr. 46 der Société des anciens textes français seine inhaltliche reconstruction des roman de Tristan par Thomas unter einfügung der erhaltenen Thomasfragmente veröffentlichte, dem dann 1905 der zweite band, die einleitung, folgte, die mit grosser vollständigkeit und feinsinnigem urteil die Tristanfrage ihrem gesamten umfange nach kritisch beleuchtet und zu einem vorläufigen abschluss gebracht hat. In einem besonderen capitel hat er auch die frage gestreift, wie weit Gottfried original genannt werden kann, aber p. 80 sich beschieden: „C'est aux critiques de Gottfried de le tenter, si notre reconstruction du Tristan de Thomas leur offre pour la première fois, comme nous l'espérons, une base solide“. Dieser aufgabe hat sich F. Piquet in der vorliegenden preisgekrönten schrift, die er J. Bédier widmet, mit einer hingebung und einer schärfe des urteils unterzogen, die das werk zu einer der bedeutendsten germanistischen arbeiten der letzten zeit machen. Das buch ist auch insofern beachtenswert (ebenso wie Bédiers Thomas), als es uns zeigt, dass es in wissenschaftlichen fragen keine nationalen unterschiede gibt und geben sollte. Schon durch seine Étude sur Hartmann d'Aue (1898) hatte der verfasser sein geschick bekundet, sich liebevoll in einen dichter unserer nation zu versenken, seine abhängigkeit von französischen vorbildern und seine künstlerische selbständigkeit scharfsinnig abzuwägen und die letztere zu einem gesamtbilde zu vereinigen, wie wir sie bis dahin — trotz Schönbachs wertvollem buche über Hartmann von Aue — noch nicht hatten. Dass man in Frankreich auch andere meinungen über das verhältnis unserer mittelhochdeutschen dichter zu ihren französischen vorlagen hegt, zeigt das 1901 erschienene buch von J. Firmery, Notes critiques sur quelques traductions allemands de poèmes français au moyen âge, das sich in seinem dritten capitel auch mit Gottfried beschäftigt und ihn auf grund von einzelnen wörtlichen anklängen p. 120 als einen sklavischen übersetzer bezeichnet, der von Thomas und Chrétien so genau wie möglich abhängt. Piquet citiert diesen seinen landsmann einmal en passant, ohne jedoch gelegenheit zu nehmen, seinen prinzipiell verschiedenen standpunkt Gottfrieds dichtung gegenüber besonders zu betonen: sein buch spricht ihn vernehmlich genug aus.

Nachdem P. in einer einleitung seine kritischen grundsätze dargelegt hat, geht er mit grosser besonnenheit auf dem vorgezeichneten wege auf sein ziel los. Er vergleicht mit scrupulöser genauigkeit die 3144 erhaltenen verse der Thomasfragmente, allerdings unter der voraussetzung, dass die fragmente ein und demselben gedichte oder gar derselben redaction angehört haben, mit den entsprechenden teilen der Saga, um dann die gewonnenen resultate für die vergleichung der Saga mit Gottfried verwerten zu können. Eine ebenso exacte vergleichung zwischen 142 Thomasversen mit den entsprechenden Gottfriedischen versen ist besonders instructiv für die richtige

ästhetische würdigung Gottfrieds, weil einige grundzüge seiner genialen dichterischen persönlichkeit schon hier zum ausdruck kommen. Die Saga muss also neben den geringen resten des Thomasgedichtes die eigentliche grundlage der vergleichung Gottfrieds mit seiner vorlage abgeben. In dem folgenden hauptteile des buches, der abschnitt für abschnitt (nach Bechsteins capiteleinteilung), fast vers für vers diese vergleichung durchführt, wird nur gelegentlich in zweifelhaften fällen der Sir Tristrem (noch seltener die folie Tristan und der prosaroman) herangezogen.

Dass P. zur feststellung der dichterischen persönlichkeit Gottfrieds und zur charakteristik seines schaffens auf die partieen besonders hinweist, in denen wir notwendig sein geistiges eigentum sehen müssen, lag in der natur der ganzen frage: also auf den prolog, die litterarische stelle in der schilderung der schwertleite, in der allegorischen deutung der minnegrotte und in allen den kürzeren oder längeren stellen, in denen er offen seine persönliche meinung ausspricht oder gegen die überlieferung polemisiert. Hier freilich werden wir schon vorsichtiger sein müssen, wenn wir z. b. sehen, wie Gottfried in der bekannten kritik seines gewährsmannes Thomas (v. 146 fgg.) einfach eine stelle übertragen hat, in der Thomas fast dasselbe von seinem vorgänger Breri sagt (vgl. J. Bédier, Le Roman de Tristan I p. 377 v. 2116—2123 und dazu II p. 38). Doch P. geht recht vorsichtig zu werke; er scheidet p. 7 fg. die stellen, wo Gottfried sich auf *daz mære* beruft und durch die Saga und Sir Tristrem controlliert werden kann, von denen, wo die Saga und Sir Tristrem schweigen. Freilich eine andere frage ist es, ob wir dem verfasser in seiner identificierung von S (Saga) und und T (Thomas) werden überall folgen können. Wir dürfen nicht vergessen, dass die fragmente des Thomasgedichtes, die sich mit S vergleichen lassen, vorwiegend wenig handlung, dagegen viel reflexion, dialoge und monologe enthalten und Sir Tristrem nur einen balladenartigen auszug aus der ganzen handlung gibt. Wir können daher doch kein für alle fälle sicheres urteil darüber abgeben, wie in bezug auf die reihenfolge der ereignisse das verhältnis zwischen S und T war, selbst wenn wir zugeben, dass die junge handschrift, in der uns S überliefert ist, im wesentlichen die arbeit des mönchs Robert repräsentiert. Ob also z. b. auch die allegorische deutung der kleider der jungen ritter in spe, wie sie Gottfried 4553 fgg. unter berufung auf *daz mære* gibt und die in S nicht steht, trotzdem auf T zurückzuführen sein wird, wie Heinzel wollte, oder nicht, ist kaum zu entscheiden. Ebenso ist auch inbetreff der umstellungen einzelner handlungen oder reden, wie sie in Gottfrieds gedicht gegenüber der Saga mehrfach sich zeigen, durchaus noch nicht entschieden, dass wir hierin selbständige änderungen Gottfrieds vor uns sehen und nicht vielmehr, wie Kölbing wollte, spuren einer anderen redaction von T, die Gottfried vorlag.

P. ist allerdings nicht bestrebt, wichtige abweichungen Gottfrieds von S ihm allein zuzuschreiben. In der berühmten stelle 7315 fgg., die die erzählung von der fahrt Tristans nach Irland, um seine wunde heilen zu lassen, enthält, rechnet er durchaus mit dem factor, dass S verstümmelt den text von T widergibt. Er setzt sich mit Kölbing und mit Bédier in der frage auseinander, ob T den Tristrem *nâch wâne* oder mit bestimmt ausgesprochener absicht nach Irland hat fahren lassen. Der beweis, dass S und Sir Tristrem (vgl. v. 1162 to wil) trotz der kürze doch spuren der zweiten auffassung von Tristans fahrt zeigen, scheint mir durchaus gelungen zu sein; aber das bedenken, ob wir wirklich gezwungen sind, S und Sir Tristrem auf dieselbe redaction von T zurückzuführen, wie Gottfried, ist doch noch nicht beseitigt.

Auf s. 250 bespricht P. die beiden stellen 13781—13816 und 13817—13856, wo einmal zweifel und argwohn in der liebe verwünscht werden und dann ohne ver-

mittlung das gegenteil ausgeführt wird. In meiner Tristanausgabe s. LVI habe ich die vermutung ausgesprochen, dass wir es hier mit einer doppelten recension Gottfrieds selbst zu tun haben[1], und die ausführungen Piquets bestärken mich nur darin, zumal der zweite gedanke mit einer andern originalen partie Gottfrieds v. 13053 fgg. inhaltlich sich berührt; zu beachten ist auch, dass 13817—13856 in der Münchener Tristanhs. fehlen. Dass aber v. 15181 fg., wie Piquet s. 261 nr. 2 vermutet, unecht sein sollen, vermag ich nicht einzusehen; dass Tristan von Brangäne bereits auf das gestreute mehl aufmerksam gemacht ist, genügte doch noch nicht unter allen umständen Tristan, diese list zu schanden zu machen, es musste sicher auch darauf hingewiesen werden, dass er für den gewagten sprung noch die genügende beleuchtung hatte, um die entfernung abschätzen zu können; dass ferner v. 15140 fgg. das licht verhangen ist, steht dem inhalte jener fraglichen verse auch nicht im wege.

Es ist sicher richtig, dass, wie P. s. 279 ausführt, weder S noch Sir Tristrem eine genaue beschreibung der minnegrotte geben, aber S enthält doch cap. LXIV die grundlinien der beschreibung. Wenn sich also Gottfried v. 16707 auf *daz mæri* beruft, so können wir schon annehmen, T habe die wesentlichsten züge dieses liebesparadieses ihm bereits zur verfügung gestellt. Trotzdem enthält sicher diese scene sehr viel eigenes von Gottfried, vor allem die allegorische deutung mit ihrem rein persönlichen ton und dem selbstbekentnis, die übrigens wider in der Münchener Tristanhs. fehlt (16905—17142); vgl. s. LV fg. meiner Tristanausgabe über die lücken dieser hs.

Ein paar kleine versehen sind noch stehen geblieben, von denen ich die wesentlichsten berichtige: S. 164 z. 7 ist 7235 statt 7335 zu lesen, s. 197 nr. 1 ist als fünfte stelle, wo Paranîs vorkommt, noch 10708 hinzuzufügen, s. 265 z. 2 muss 15660 statt 15560 stehen, s. 287 ist durch eine merkwürdige ideenassociation aus Bl. von Steinahe ein Bl. von Steinbach geworden, s. 298 fgg. ist überall *huote* statt *huot* zu lesen.

Das buch als ganzes ist eine hervorragende erscheinung, ein schönes denkmal für unseren Gottfried. Der letzte teil, der Gottfried als mensch und dichter charakterisiert, vereinigt die durch mühsame einzeluntersuchung gewonnenen steinchen zu einem glänzenden mosaikbilde, aus dem uns in ermangelung der kenntnis von den äusseren lebensumständen des dichters nun ein bild des inneren menschen entgegenstrahlt, wie wir es uns glänzender bisher nicht vorstellen konnten. P. ist selbst erstaunt über dies bild: „de l'épreuve à laquelle nous l'avons soumise, la gloire de Gottfried sort plus rayonnante“.

1) Ich benutze hier die gelegenheit, einen störenden druckfehler auf jener seite zu verbessern: Z. 12 v. u. ist ein „nicht“ zwischen „überhaupt“ und „vor“ einzuschieben. — S. 201 ist *huote* für das unberechtigte *nôt* einzusetzen (v. 14420).

KÖNIGSBERG I. PR. K. MAROLD.

Die personennamen der deutschen schauspiele des mittelalters von **Wilhelm Arndt.** Germanistische abhandlungen, 23. heft. Breslau, M. u. H. Marcus 1904. X, 113 s. 8°. 3,60 m.

Das spiel von den zehn jungfrauen und das Katharinenspiel, untersucht und herausgegeben von **Otto Beckers.** Germanistische abhandlungen, 24. heft. Breslau, M. u. H. Marcus 1905. VIII, 158 s. 8°. 5 m.

Arndt hat das material fleissig gesammelt, auch belege für das vorkommen seltenerer namen aus andern mhd. dichtungen und aus geschichtsquellen beigebracht,

aber über eine statistische aufzählung mit etymologischen erklärungen und erklärungsversuchen ist er nicht hinausgekommen. Er ist zu sehr an der rein sprachlichen seite der aufgabe haften geblieben und gibt z. b. etymologien von so bekannten namen wie Franciscus, Cunrat, Eberhart und dgl. Das thema konnte aber zu einem kulturbild erweitert werden, wobei allerdings die untersuchung auf einen viel breiteren boden hätte gestellt werden müssen.

Das spiel von den zehn jungfrauen ist in zwei handschriften auf uns gekommen, der Mühlhauser (A) und der Darmstädter (B). Beide gehen auf eine gemeinsame quelle zurück. B ist eine ziemlich starke umarbeitung, die hauptsächlich durch ausmalung ergreifender scenen vielfach erweitert ist. Da aber in A ebenfalls die überlieferung oft fehlerhaft ist, so blieb für die kritik ziemlich viel spielraum. Beckers hat die aufgabe der textherstellung mit geschick gelöst. Die zusätze von B verraten sich in vielen fällen schon äusserlich durch massenhaft gleiche bindungen (*gên : geschên : sên*) als unecht, anderes aber liegt, besonders bei A, verdeckter.

Die beurteilung der einschaltungen wie die textkritischen fragen überhaupt fallen den beiden ersten capiteln zu (I. Die überlieferung, s. 1—22, II. Die behandlung des stoffes, s. 23—37, wo auch die beschreibung der handschriften und ihrer sprache [A thüringisch, B oberhessisch mit resten des thüringischen originals]). Das dritte capitel enthält „die entwicklungsgeschichte des zehnjungfrauenspiels“ (s. 38 bis 44). Unabhängig ist es von dem altfranz. Sponsus. Der grundstock ist hergestellt aus dem text der evangelien, aus anderen versen der Bibel, aus antiphonen und wenigen hymnen. Für das zu grunde liegende lateinische spiel will der verfasser zwei entwicklungsstufen annehmen und rechnet unter die zutaten der zweiten stufe besonders zwei hymnen. Das würde also zwei redactionen voraussetzen. Aber beweisgründe sind dafür nicht vorzubringen, vielmehr gehören solche lyrisch gehobene einlagen zu dem wesen dieser späteren lateinischen spiele, wie denn auch schon der nahverwandte Benedictbeurer Ludus paschalis durch pathetische stellen ausgeschmückt ist (vgl. W. Meyer, Fragm. Bur. s. 65 fgg.).

Im vierten capitel, „das zehnjungfrauenspiel und die tradition des geistlichen schauspiels“ (s. 45—95), werden die berührungen mit anderen spielen aufgedeckt. Verwandtschaft, teilweise unmittelbare benutzung, lässt sich erweisen für das Künzelsauer fronleichnamsspiel, das Juttaspiel, den Ludus Mariae Magdalenae in gaudio (Erlauer spiele IV), das Alsfelder passionsspiel, die Frankfurter und Innsbrucker spiele. — Die stimmung, aus welcher das lateinische spiel mit der idee 'bereit sein ist alles' hervorgieng, findet der verfasser in jener starken religiösen bewegung, welche 1260 von Umbrien aus die gläubigen des mittleren und oberen Italiens in ihrer seelenangst zur exstase hinriss und deren sittlicher grundgedanke das gefühl der sündhaftigkeit, das bedürfnis der busse war. Auch nach Deutschland, aber nur nach den oberen landen, hat diese erregung, ein vorlauf der späteren geisselfahrten, übergegriffen. So wäre allerdings hiermit ein günstiger boden gegeben gewesen für die entstehung eines bussspiels. Aber diese epidemie war, wie auch die von 1349, nur akut. Am ende des dreizehnten jahrhunderts, wo der verfasser die entstehung des lateinischen spiels ansetzt, konnte diese plötzliche erscheinung nicht mehr auf die dichterische hervorbringungskraft anregend einwirken. Zu der auffassung dieser zeit gehört aber doch das thema von der bereitschaft und in der zweiten hälfte des jahrhunderts wird darum wol das lateinische original entstanden sein.

Unter der metrik (s. 5 fgg.) hat der verfasser nur den reimgebrauch beobachtet. Aber in der wahl der rhythmen gerade zeigt sich die stärke des dichters, durch die

künstlerische form zu wirken. Nach der stimmung wechselt der rhythmus. Rasch bewegt durch viele senkungen sind z. b. die leichtsinnigen, zum vergnügen auffordernden reden der törichten jungfrauen v. 73 fgg., dazu im gegensatz stehen die ernsten, angstvollen mahnungen zum wachsein, v. 117 fgg., getragen in langsamem tempo mit wenig senkungen. Zu leidenschaftlicher erregung steigert sich der ausdruck in den zwischen kurzen und langen versen an- und abschwellenden klagen der *fatuae* bes. v. 421—502; die reden der *dominica persona*, einfach und würdevoll in der sprache, haben dagegen gleichmässige, wenig bewegte rhythmische formen (die abschreiber haben hier öfter längere verse gesetzt, die sofort durch ihre stilwidrigkeit aus dem rhythmischen schema herausfallen, so A 238. 248. 274 und wahrscheinlich auch 250, B 201). In der declamation und der sprachmelodik muss eine solche abwechslung wirksam zur geltung gekommen sein.

Kürzer ist, seiner geringeren bedeutung entsprechend, das Katharinenspiel behandelt. Auch hier verdient die herstellung des textes alles lob, zumal mehrere schwierige entstellungen in der handschrift vorliegen.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Die lautlichen und geschichtlichen grundlagen unserer rechtschreibung von **O. Brenner.** Leipzig, B. G. Teubner 1902. II, 68 s.

Das büchlein ist aus vorträgen erwachsen, die den teilnehmern der Würzburger ferienkurse das verständnis erschliessen sollten für die bedingungen, unter denen ein schriftsystem sich entwickelt, und für die Grundlagen, auf denen unsere deutsche rechtschreibung beruht. Daraus ist, wie begreiflich, eine verurteilung des heutigen systems gefolgert worden, doch hebt der verf. ausdrücklich hervor, dass er niemand veranlassen wolle, „an der nun neu gewonnenen reichsorthographie zu bessern“, sie möge „fortbestehen bis alle massgebenden kreise von ihrer unzulänglichkeit überzeugt sein werden und eine wirklich befriedigende, moderne schreibung fertig vorbereitet zur verfügung steht“.

Wir haben also zwei richtungen, in denen die darstellung sich bewegt, eine didaktische und eine polemische. Die ausführungen, die der belehrung und aufklärung dienen, sind in mustergültiger knapper form dargeboten, nichts ist unterlassen, was das verständnis erleichtern könnte. Die physiologische erklärung bereitet den boden vor, auf dem die historische würdigung nachpflügt. Vielleicht dass dann und wann in dem bestreben knapper zusammenfassung eine einzelheit abgestreift wurde, die für die zeichnung hätte bestimmend sein können. Auch des eindrucks kann man sich nicht erwehren, dass die polemische richtung auf die auswahl der vorzuführenden tatsachen zu sehr drückte.

Und wenn sich dann aus der darstellung der geschichtlichen grundlagen der deutschen rechtschreibung das gleiche ergebnis herausschält, das die geschichtliche betrachtung unserer sprache überhaupt erzielt, dass willkür und inconsequenz in allem gewordenen mitsprechen, so ist dies kein genügender anlass, gerade das schriftsystem von den schicksalen ausnehmen zu wollen, die es mit anderen richtungen des sprachlebens teilt.

Die allgemeingültigkeit als wichtigste eigenschaft einer orthographie bringt auch in diese frage, wie Brenner richtig anerkennt, das konservative moment herein; gegen dieses kann wol nur unter dem gesichtspunkt der technischen schwierigkeiten angekämpft werden, die das erlernen des systems in der volksschule bereitet. Durch die

didaktischen zwecke der vorträge ist diese seite der beweisführung naturgemäss zurückgedrängt. Immerhin kommt sie zur geltung in der dritten von Brenners schlussforderungen (keine lautverbindungen, wo einfache laute vorliegen, kein *sch*, *ng*, *ch* s. 61). Ob dem obersten grundsatz, den er aufstellt „für jeden laut ist ein zeichen zu wählen, das den verschiedenen gleichwertigen aussprachsformen des deutschen sprachgebietes in gleichem masse gerecht wird“ (s. 60) schon jetzt nachgegeben werden kann, scheint mir fraglich. Der verf. täuscht sich gelegentlich (vgl. s. 33 zu „*ü*“ und „*i*“) über die tatsächlichen verhältnisse norddeutscher aussprache. Durch tatsächliche gegensätze in der landschaftlichen aussprache würde auch die durchführung des zweiten grundsatzes (nicht mehrere zeichen für einen laut) erschwert, während der fünfte grundsatz (länge- oder kürzebezeichnung nur in den nötigsten fällen und jedesfalls entweder nur die länge- oder nur die kürzebezeichnung) sich schon in der heutigen rechtschreibung ohne schwierigkeit hätte durchführen lassen.

HALENSEE. HERMANN WUNDERLICH.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Forrer, Robert, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen altertümer. Mit 3000 abbildungen. Stuttgart, W. Spemann (1908). VIII, 943 s.

Haskell, Juliana, Bayard Taylors translation of Goethe's Faust. New York, Columbia University Press 1908. XI, 110 s.

Hellquist, Elof, Några anmärkningar om de nordiska verben med media-geminata. [Göteborgs högskolas årskrift 1908. II.] Göteborg 1908. 51 s.

Mildebrath, Berthold, Die deutschen 'avanturiers' des 18. jahrhunderts. [Würzburger dissert.] Gräfenhainichen, C. Schulze & Co. 1907. (IV), 147 s.

Sachs, Hans. — Geiger, Eugen, Hans Sachs als dichter in seinen fabeln und schwänken. [Progr. des gymnasiums zu Burgdorf in der Schweiz 1908.] VI, 53 s.

Schissel von Fleschenberg, Otmar, Das adjektiv als epitheton im liebesliede des zwölften jahrhunderts. Leipzig, E. Avenarius 1908. XIII, 144 s. (= Teutonia. Arbeiten zur germanischen philologie hrg. von W. Uhl. 11. heft).

Schönbach, Anton E., Studien zur erzählungsliteratur des mittelalters. Siebenter teil: Über Caesarius von Heisterbach II. S. A. aus den Sitzungsberichten der kais. akademie der wissenschaften in Wien. Philos.-histor. klasse, bd. CLIX. Wien 1908. 51 s.

Untersuchungen und quellen zur germanischen und romanischen philologie, Johann von Kelle dargebracht von seinen kollegen und schülern. 1. teil. Mit unterstützung der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und literatur in Böhmen. [Prager studien herausgegeben von Carl von Kraus und August Sauer. VIII.]

Darin u. a.: E. Berneker, *Weihen*. — Fr. v. d. Leyen, Der gefesselte unhold. — J. Janko, Zum lautwert des gotischen *h*. — W. Meyer-Lübke, Germanisch-romanische wortbeziehungen. — A. Pogatscher, Zur behandlung von lat. *u* in altenglischen lehnwörtern. — W. Keller, Über die akzente in den

angelsächsischen handschriften. — V. E. Mourek, Zur syntax des konjunctivs im Béowulf. — W. Wilmanns, Zur althochdeutschen declination und wortbildung. — E. Steinmeyer, Isidor und Fragmenta theotisca. — J. Schatz, Zur sprache der Wessobrunner denkmäler. — E. Sievers, Zur älteren Judith. — C. v. Kraus, Die ursprüngliche sprachform von Veldekes Eneide. — R. Much, Zur Rigsþula. — P. Lessiak, Der vocalismus der tonsilben in den deutschen namen der ältesten kärntnischen urkunden. — E. Martin, Zur geschichte der tiersage im mittelalter. — A. Wallner, Kerling und Spervogel. — S. Singer, Literarhistorische miscellen. — G. Ehrismann, Die treue in Hartmanns Armem Heinrich. — J. Seemüller, Zur poesie Neidharts. — E. Schröder, Der dichter der Guten frau. — V. Junk, Eine historische anspielung in Rudolfs Wilhelm. — W. Foerster und K. Burdach, Die Nikolsburger Bispelhandschrift. — A. Leitzmann, Zu den Kitzinger fragmenten der schlacht von Alischanz. — J. Bolte, Zehn meisterlieder Michael Beheims. — R. Priebsch, Die grundfabel und entwicklungsgeschichte der dichtung vom bruder Rausch. — A. Bernt, Ein beitrag zu mittelalterlichen vokabularien. — M. H. Jellinek, Zur geschichte der agglutinationstheorie. — H. Tschinkel, Der genitiv in der Gottscheer mundart. — G. Roethe, Regelmässige satz- und sinneseinschnitte in mittelhochdeutschen strophen. — H. Lambel, Ein bruchstück einer deutschen predigt Bertholds von Regensburg. — K. Zwierzina, Bemerkungen zur überlieferung des ältesten textes der Georgslegende. — A. Sauer, Aus Jacob Grimms briefwechsel mit slavischen gelehrten.

Vollmer, Hans, Ein deutsches Adambuch. Nach einer ungedruckten handschrift der Hamburger stadtbibliothek aus dem XV. jahrhundert. Mit zwei illustrationsproben. Hamburg, Gelehrtenschule des Johanneums 1908. 51 s.

NACHRICHTEN.

Der ausserordentl. prof. dr. Max frhr. von Waldberg (Heidelberg) ist zum ordentl. honorarprofessor ernannt.

Es habilitierten sich: in Zürich für germ. philol. dr. Rudolf Pestalozzi, in Wien für neuere deutsche litteraturgeschichte dr. Eduard Castle, für dasselbe fach in Bonn: dr. C. Enders.

Der internationale congress für historische wissenschaften wird vom 6.—12. august d. j. in Berlin tagen. Die anmeldung zur teilnahme und die einsendung des mitgliedsbeitrages (20 m.) wird bis zum 31. juli an den schatzmeister des congresses, herrn geh. kommerzienrat Leopold Koppel, Berlin NW. 7, Pariser platz 6, erbeten.

Vorträge haben u. a. die folgenden herren angemeldet: für die allgemeinen versammlungen Pio Rajna-Florenz (Storia ed epopea) und Alexander Bugge-Christiania (Ursprung und glaubwürdigkeit der isländischen saga), für die 4. section (Kultur- und geistesgeschichte des mittelalters und der neuzeit) J. Minor-Wien, A. Olrik-Kopenhagen, E. Schröder-Göttingen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

STUDIEN ZUR ALTGERMANISCHEN VOLKSTRACHT.

In den sammlungsräumen unserer vaterländischen altertumsmuseen :ifft man das von Lindenschmit reconstruierte, in der werkstatt des :ömisch-germanischen centralmuseums zu Mainz hergestellte modell eines ranken d. h. eines deutschen wehrmannes der völkerwanderungszeit. s ist zu wünschen, dass diese wolgelungene und sachverständige nachildung des kostüms und der trachtgemässen ausrüstung unter uns ›pulär werde. Sie weicht allerdings zum teil von den volkstypen, die ir aus der archäologischen litteratur kennen lernen, nicht unerheblich ›. Während die nordischen gelehrten den Germanen jener epoche ein nges von den hüften bis auf die füsse reichendes beinkleid geben[1], ›igt der „Franke" eine von den hüften bis zum knie reichende „bruch" ad unterhalb des nackten knies[2] die von den füssen bis über die aden herauf mit bändern umwickelten „hosen". Ich möchte im folgenen diesen widerspruch mit hilfe der archäologischen und sprachlichen ıaterialien aufzulösen versuchen[3].

Aus der vorgeschichtlichen bronzezeit besitzen wir, was uns in den ichsärgen des nordens von den trachtstücken der verstorbenen erhalten ,eblieben ist[4]. Für die jüngeren perioden sind die kleidungsstücke der

1) S. Müller, Nordische altertumskunde 2, 129. O. Montelius, Kultur;eschichte Schwedens (Leipzig 1906) s. 175.

2) „Das nackte knie gehört zur Germanentracht der völkerwanderungszeit" ‹. Heyne, Körperpflege und kleidung bei den Deutschen von den ältesten geschichtichen zeiten bis zum 16. jahrh. (Leipzig 1903) s. 259. 282.

3) Zur geschichte der altgermanischen tracht sind die ausführungen Weinolds (Die deutschen frauen 2², 218 fgg.) und Müllenhoffs (Zs. f. d. a. 10, 550 fgg. = ›eutsche altertumskunde 4, 569 fgg.) nicht zu übersehen. Ferner ist zu verweisen uf E. Saglio, Les *bracae* et les *hosae*. Revue celtique XI (1890), 33 fgg.

4) Vilh. Boye, Fund af Egekister fra Bronzealderen i Danmark. Kjøbenhavn 896; vgl. die ausserdänischen funde s. 170 fgg. W. Splieth, Inventar der bronzelterfunde aus Schleswig-Holstein s. 21. R. Beltz, Die vorgeschichte von Mecklenurg s. 39 fg. 61. Jahresschrift für die vorgeschichte der sächsisch-thüringischen änder 1, 39 fgg. Zur webetechnik ist zu vergleichen G. J. Karlin, Några underökningar om den förhistoriska textilkonsten i norden. Studier tillägnade O. Montelius 1903) s. 189 fgg.

aus unseren deutschen mooren gehobenen leichen zu verwerten[1]. Von zweifelhafterem ergebnis ist für unser problem die nach typen der hellenistischen skulptur und der schaubühne stilisierte monumentale überlieferung des klassischen altertums. Brauchbarer sind einzelne angaben der römisch-griechischen autoren. Eine wesentliche ergänzung dieser der natur der sache nach fragmentarischen überlieferung verdanken wir allein dem altgermanischen sprachschatz[2], sodann der trachtenforschung des mittelalters und der neuzeit.

In den prähistorischen zeiträumen stellt sich uns die altgermanische landestracht an der westlichen Ostseeküste um das jahr 1000 v. Chr. folgendermassen dar: eine rundliche, aus einer art filz hergestellte kopfbedeckung der männer war ihre — auch auf den ostgermanischen „gesichtsurnen“ widerkehrende — „haube“; dies wort ist uralt, denn es steht im ablaut zu haupt (vgl. sturmhaube, pickelhaube). Um die schultern wurde ein dicker lodenmantel getragen (got. *hakuls*, anord. *hǫkull*, ags. *hacele*, ahd. *hackul*); darunter sass der schurzartige wollene leibrock, der gern farbig gestreift genommen wurde (anord. *skikkja*, ags. *sciccinȝ*, *sciccels*, ahd. *scëccho*, mhd. *schëcke*)[3]. Die hauptstücke der frauentracht bildeten eine mit ärmeln versehene, eng an den oberleib sich schmiegende jacke (anord. *smokkr*, ags. *smocc*, ahd. *smoccho*) und der dazu gehörende lange, schwere frauenrock. Dazu kam für männer und weiber ein paar mit stoff gefütterter lederschuhe (and. ahd. *giskôhi*, ags. *ȝescœ*). Sie waren wol nicht alltäglich, denn einzelne leichen scheinen mit blossen füssen beigesetzt worden zu sein; andere bestattungen wiesen noch lederreste auf, die als fragmente einer sohle und eines riemenwerks bestimmt werden konnten; vereinzelt ist der fund des vorderteils eines wollenen schuhes geblieben. Boye bemerkt zusammenfassend: det synes i det hele, at fodbeklædningen har bestaaet af lædersandaler med remme og indenfor disse af tøibevikling, medens der er sandsynlighed for, at man ogsaa har benyttet tøisko indenfor sandalerne (s. 161)[4].

1.

Unklar ist die in den prähistorischen eichsärgen gefundene und von Boye so genannte „tøibevikling“ geblieben. Er sagt a. a. o.: „der

1) J. Mestorf, Moorleichen. 44. bericht des Schleswig-Holsteinischen museums vaterländischer altertümer (Kiel 1907) s. 14 fgg.

2) Vgl. z. b. L. Stroebe, Die altengl. kleidernamen. Diss., Heidelberg 1904.

3) Wackernagel, Kl. schr. 1, 40 fg.

4) Über prähistorische stiefel, die andern kulturkreisen angehören, vgl. Jahresschrift für die vorgeschichte der sächs.-thüring. länder, bd. 6 (1907) nebst

var om hver af ligets fødder i Muldbjerg-kisten viklet et tøistykke (taf. IV fig. 4. 5), som vistnok oprindelig have haft anden bestemmelse... fødderne paa liget i kisten Trindhøi A have vistnok været omviklede med to strimler uldtøi, som oprindelig have udgjort eet stykke (taf. XX fig. 4. 5), der vel fra første færd har været benyttet paa anden maade.“ Es sind wollene lappen, die meines erachtens dazu dienten, die füsse und beine bis zu den knieen herauf zu verhüllen. Boye hat diese lappen (s. 34 und s. 90) genauer beschrieben: „to tøistykke vævede af faareuld, hvori hjortehaar ere ret rigelig ispundne, de ere hver 0,52 m lange, paa det bredeste 0,18 m brede, og have vævekant paa de tre sider“; „fødderne syntes at have været omviklede med to strimler uldtøi, de ere næsten rectangulaire, hvoraf det ene er 0,367 m lang og 0,087—0,105 m bredt, det andet 0,39 m lang og 0,075—0,091 m bredt; de have udgjort eet stykke, det ene af dem har i den ene ende en bort.“ Diese tücher waren also dazu bestimmt, gesehen zu werden; mit ihnen werden die unterschenkel bekleidet worden sein; es fehlen nur die schmäleren wollen- oder lederstreifen mit denen diese „hosen“ festgeschnürt werden mussten. Aber gerade solche reifen-, ring- oder spiralförmig umlaufenden schnürbänder kennen wir aus unserem altgermanischen wortschatz: got. *raips* : anord. *ript*, ags. *rift*, ahd. *reft* bezw. ags. *bánrift* (tibialis), ahd. *peinrefta* (Heyne a. a. o. s. 253, Stroebe s. 12. 53), genauer *chnioreft* Ahd. gl. 2, 371, 55 (synonym mit *duahilla*). Diese hosentracht, bestehend aus wollenen tüchern als wadenbinden und ringförmig umlaufenden schnürbändern, hat sich offenbar sehr lange in Deutschland erhalten. Recht gut kennen wir sie noch aus den frühgeschichtlichen zeiten. Paulus Diaconus bemerkt, die Langobarden hätten ihre „hosen“ mit weissen bändern verschnürt (*a suris inferius candidis utebantur fasceolis*); fügt jedoch hinzu, diese altmodische kleidung sei unter dem einfluss der römischen mode von den Langobarden, wenn sie sich zu pferd setzten, mit gamaschen vertauscht worden (*postea vero coeperunt osis uti, super quas equitantes tubrugos birreos mittebant* I, 24. 4, 22). An beiden stellen ist von den langobardischen hosen die rede; aus der zweiten scheint sich zu ergeben, dass die Langobarden auch die wollenen gamaschen *hosen* nannten, nachdem das alte wort für das neumodische kleidungsstück frei geworden war[1]. In Deutschland ist es mit der hose ebenso gegangen: als die fusslappen von den strümpfen verdrängt wurden, ging auf diese der alte name über; fortan verstand man unter einem paar hosen ein paar strümpfe, hosenbendel

1) La guêtre, qu' on a nommé *heuse* ou *houseau* Revue celtique XI, 40; J. Grimm (GDS s. 482) hat fälschlich die bruch herangezogen.

oder hosennestel wurde die bezeichnung für das strumpfband und hosenstricker ist so viel wie unser strumpfwirker (vgl. Dwb.)[1]. Andernorts ist der erneuerung der tracht eine erneuerung des sprachgebrauchs gefolgt. Die römischen gamaschen, von denen unsere wollenen strümpfe abstammen[2], sind nicht mehr zum umlegen, sondern zum überstreifen eingerichtet; darum nannten die Angelsachsen diese ärmelförmigen, römischen wadenstrümpfe *strapulas* (= *tubrugi*, *tubroces*) d. h. überzüge und dieses wort ist gerade auch als englische übersetzung der langobardischen *tubrugi* belegt (Stroebe s. 64, Heyne s. 261).

Aus der veränderung der langobardischen reitertracht oder reiteruniform wird das altmodische kleidungsstück deutlich, das auch jenes volk mit dem gemeingermanischen worte *hosae* bezeichnet hatte. Gemeingermanisch waren aber auch jene *fasciolae*, mit denen man nach den worten des Paulus Diaconus die unterschenkel verschnürte, denn das langobardische wort dafür ist *wintingas* (Bruckner, Sprache der Langobarden s. 69. 135. 180) und auch dieser terminus technicus ist gemeingermanisch; vgl. ahd. *wintinga* (fasciolae, fasciales Ahd. gl. 3, 273, 58. 618, 8. 619, 23. 620, 26. 623, 22. 624, 5. 722, 36 u. ö.), sowie anord. *vindingr* („strimmel af det slags hvormed man omviklede læggen fra knæet til ankelen“ Fritzner) und ags. *wyninc3*, *wync3* (Stroebe s. 68 fg.) = and. *winning*, *winding* (Gallée, And. wb. s. 386). Das wort hat sich auch im französischen erhalten (afranz. *guinche* band, schildband; *s'aguincher* [in neufrz. mundarten] sich mit bändern schmücken, vgl. Körting, Lat.-roman. wb. nr. 10400, dazu Ahd. gl. 3, 11, 8).

Gemeingermanisch ist also die bekleidung der unterschenkel mit *hose* und *winding*.

Die verschnürung der hosen darf man aber nicht mit den schuhriemen verwechseln. Diese werden durch Paulus Diaconus (*calcei*... *alternatim laqueis corrigiarum retenti* 4, 22) und Einhard (*fasciolis crura et pedes calciamentis constringebant* Vita Karoli 23) von jener unterschieden. Erst der mönch von St. Gallen spricht von langen, die hosen vorn und hinten kreuzenden schuhnesteln (1, 34)[3]. In der völkerwanderungszeit hatten die schuhe noch ihre eigene und die wadenbinden ihre besondere verschnürung. Das haben wir auch aus den grab-

1) Auch für die langen beinkleider hat sich das wort „hose“ zäh erhalten; ein interessantes überlebsel ist namentlich der ausdruck „ein paar hosen“, der die alte, aber nicht mehr die moderne hosentracht deckt.

2) Müllenhoff, DA 4, 294. 570.

3) *corrigia calige*: hosanestila Ahd. gl. 1, 305, 11 u. a.

funden der völkerwanderungszeit erfahren[1]. Beispielshalber wurden in den Alemannengräbern von Schretzheim bei den schuhen zwei schnallen mit zum teil noch erhaltenen lederriemen gefunden, dagegen zwei riemenzungen bei den unterschenkeln oder an den waden[2]. In den Baierngräbern von Reichenhall traf man bei den knöcheln kleine beschläge mit viereckigen ausschnitten, bei den waden riemenzunge nebst schnalle (Chlingensperg s. 121, taf. XXVI) oder schnallenwerk bei den füssen und riemenzunge bei den unterschenkeln (ebenda s. 127, taf. XXXI). Die schuhe der Damendorfer moorleiche sind an dem gitterartig durchbrochenen oberleder auf dem fuss mit lederriemen geschnürt; ausserdem hatte der mann aber zwei wollene „fussbinden“, richtiger wadenbinden, denn diese 10 cm breiten bänder sind 1,05 m lang und an beiden seiten mit webekanten versehen. Während die moorleiche von Rendswühren eine „fussknöchelbinde“ von behaartem fell ergab, die mit ledernen riemen kreuzweise zusammengeschnürt ist, wurden bei der moorleiche von Bernuthsfeld (kreis Aurich) wider 14 cm breite wollene wadenbinden mit webekanten gefunden in stücken von 1,60 und 2,10 bezw. 1,65 und 1,27 m länge (Mestorf, 42. bericht s. 10. 12. 18; ferner 44. bericht s. 36).

Die altgermanischen „hosen“ waren noch keine ärmelförmigen strümpfe, sondern aus losen lappen gebildete unterschenkelhüllen, die sich hülsen- oder schotenförmig ausnahmen. Es begegnet noch nhd. bei pflanzen der ausdruck *hose* im sinn von hülse (Dwb. 4, 2, 1840. 1843) und dieser sprachgebrauch ist schon ags. belegbar[3]. Got. *skaudaraips skohe* (τὸν ἱμάντα τῶν ὑποδημάτων Mc. 1, 7, Luc. 3, 16) bezeichnet also nicht den schuhriemen, sondern das wadenband, das um die (gleich einer schote den unterschenkel verhüllende) hose geschnürt wurde (= *ζωστάρια γοτθικά* Müllenhoff, Germ. antiqua p. 169?). Dass die hose *skauda* genannt werden konnte, ist durchaus nicht verwunderlich; bedeutet doch *schote* (: anord. *skauþer* scheide) im etymologischen verhältnis nichts weiter als eine schutzdecke[4]. Von haus aus wird also die *hose*

1) Lindenschmit, Handbuch s. 344 fg.; vgl. s. 279 fg. 304 fgg.

2) J. Harbauer, Katalog der merowingischen altertümer von Schretzheim, progr. Dillingen 1901, s. 21 fg. — Aus dem langobardischen gräberfeld von Castel Trosino wäre zu erwähnen: puntale di una cintura .. con resti aderenti de *tessuto di lino* (Monumenti antichi XII, 305, 5. 333 fg.).

3) *hosa* : glumula, siliqua (d. i. hülse, schote) bei Stroebe s. 37 fg. Vgl. übrigens auch *strumpf* : *strunk* : *stumpf*; *faser* : mhd. *vese*.

4) Vgl. griech. *σκῦτος*, lat. *scutum* : griech. *σκῦλον*; man ist fast versucht, noch engere etymologische verwandtschaft zwischen *schote* und *hose* zu vermuten (*sk*- : *k*- wie griech. *σκῦτος* : *haut*). Widerholt ist aber unser „hose“ als keltisches lehnwort

kaum etwas anderes gewesen sein, denn ein im nordischen klima nicht wol zu entbehrender primitiver kleiner schutzmantel für die blossen beine (vgl. ahd. *beinberga* Ahd. gl. 3, 632. 637; ags. *bánbeorȝ*, *sceancȝebeorȝ*).

Hier greift nun aber eine bemerkenswerte variante der landestracht ein; denn die „beinberge" ist aus leder (Heyne s. 261. 286)[1]. Über diese lederne schutzhose, die zum unterschied von der wollenen oder leinenen hose[2] ein uniformstück der berittenen wehrmänner gewesen sein dürfte, sind wir genauer unterrichtet. In diesem fall sind die hosen nicht mit unsern strümpfen, sondern mit unsern lederstiefeln zu vergleichen. Hierüber werden uns die grabfunde schwerlich viel verraten, weil die lederwaren bis auf kümmerliche, meist unbestimmbare reste vom zahn der zeit zerfressen worden sind. Aber der wortschatz ist hier durchaus entscheidend; ich erinnere an anord. *skinnhosur* = *leþrhosur*, ags. *leðerhosa*, ahd. *lederhosa* > mnd. *lêrse*, holländ. *laars*[3].

Nehmen wir nun auf grund von anord. *skinnhosur* usw. an, es sei sitte gewesen, diese lederhosen (d. h. lederne wadenbinden) auf die art zu tragen, dass wie beim römischen *pero*, dem soldatenstiefel aus ungegerbtem leder[4], die rauchseite mit der natürlichen behaarung sichtbar blieb und nach aussen gekehrt war[5], so wird verständlich, wie man dazu gelangen konnte, nicht bloss die „rauhen" unterschenkel des germanischen reiters, sondern auch die mit gröberen haaren besetzten unterschenkel seines pferdes oder gar die rauch bewachsenen unterschenkel der vögel mit demselben worte „hosen" zu benennen[6].

Diese bemerkung enthält in der tat mehr als eine naheliegende combination. Wissen wir doch, dass im 5. jahrh. die „lederhosen" der Goten, von den füssen bis über die waden reichend, aus einer pferdehaut geschnitten waren. Ich hebe die klassische stelle des Sidonius Apollinaris (Carm. 7, 452fgg.) aus:

aufgefasst worden: Müllenhoff. DA 4, 294. Heyne s. 260; vgl. Schrader, Reallexikon s. 380fg. (zu kelt. **lâtro* gehört ahd. *ludra* windeln).

1) Ags. *bánbeorȝ* = *scinhosa* (lat. *ocrea*) = *sceancȝebeorȝ*; ahd. *peinperga* vel *ledirhosa* Ahd. gl. 1, 401, 13.

2) Vgl. *ἀναξυρίδας οἱ μὲν λινᾶς, οἱ δὲ σχιτίνας* Agathias 2, 5 (dazu unten s. 400).

3) Heyne s. 261. Stroebe s. 37.

4) Ags. *rúh*, *hemminȝ* Stroebe s. 57. Den römischen soldatenstiefel haben übrigens die vornehmen Burgunder frühzeitig übernommen: *pedes primi perone saetoso talos adusque vinciebantur. genua crura suraeque sine tegmine* Sidonius Apollinaris, Epist. 4, 20 (Mon. Germ. Hist. Auct. antiq. VIII, 70, 16; vgl. Marquart, Privatleben der Römer II[2], 590fg.).

5) Vgl. Heyne s. 264 (von den schuhen).

6) Adelung und Dwb. s. v.

luce nova veterum coetus de more Getarum
contrahitur; stat prisca annis viridisque senectus
consiliis; squalent vestes ac sordida macro
lintea pinguescunt tergo, nec tangere possunt
altatae suram p e l l e s *ac poplite nudo*
p e r o n e m *pauper nodus suspendit* e q u i n u m[1].

Nun klärt sich aber auch eine andere lebhaft erörterte stelle vollends auf[2].

Als Alboin zu dem Gepidenkönig Turisind gekommen war, dessen sohn Turismod er im kampf getötet hatte, musste er sich und seine landsleute von dem zweiten sohn des Gepidenkönigs mit den worten höhnen hören: *fetilae sunt equae quas similatis* (Langobardos iniuriis lacessere coepit, asserens eos, qui a suris inferius candidis utebantur fasceolis, equabus quibus crure tenus pedes albi sunt similes esse. Paulus Diaconus 1, 24). Auf den höhnischen ausdruck von den „gestiefelten stuten" replicierte einer der anwesenden Langobarden: *perge in campum Asfeld ibique procul dubio poteris experiri, quam validae istae quas equas nominas praevalent calcitare, ubi sic tui dispersa sunt ossa germani, quemadmodum vilis iumenti in mediis pratis.*

Etwas wie jener *pero equinus* (des Sidonius Apollinaris) liegt offenbar der metapher zu grunde, wenn zwischen den von weissen bändern umschnürten rauhen „lederhosen" und den „hosen" der Langobarden- oder Gepidenstuten ein vergleich gezogen worden ist. Der beruht wol auf einem auffälligen uniformabzeichen der berittenen Langobarden, die festsitzende (aus einer pferdehaut geschnittene?) rauhe lederhosen trugen, sie aber mit weissen (wollenen oder leinenen) bändern umschnürten (*wintingas* oben s. 388). Lederhosen kannte man vielleicht bei allen Germanen, denn ags. ahd. *hosa* hat auch die bedeutung von „stiefel"[3] und *ledrein hos* ist noch im mhd. mit „stiefel" synonym[4]; vgl. auch italien. *usatto* (stiefel)[5]. Keineswegs haben aber die Germanen insgesamt ihre lederhosen aus pferdehäuten geschnitten; wir wissen dies nur von den Goten und müssen es wol für die Langobarden erschliessen; bei den Gepiden scheint solches nicht der brauch gewesen zu sein, wie

1) MGH. Auct. antiq. VIII, 214; vgl. L. Schmidt, Geschichte der deutschen stämme 1, 288. 302 fg.

2) Sievers, Beitr. 16, 363 fg.

3) *caliga, caligula* Stroebe s. 37 (dazu *læsthosu* s. 37. 42); Ahd. gl. 1, 745, 58.

4) Es ist die bekleidung vom knöchel bis unter das knie gemeint; vgl. Schmeller, Bayr. wörterb. 1², 1180.

5) < *hosa* wie französ. *houseaux* (hohe gamaschen); Körting, Lat.-romanisches wörterb. nr. 4631; vgl. Revue celtique XI, 40.

es auch andernorts nicht sitte war. Wir kennen eine lederhose von der Rendswührener moorleiche: „eine fussknöchelbinde von behaartem fell mit ledernen riemen kreuzweise zusammengeschnürt;" leider ist in dem fundbericht nicht gesagt, von welchem tier das fell stammte, aber landesüblich waren schuhe aus rindsleder (innen behaart), also werden wol auch die hosen daraus geschnitten worden sein[1]. Daneben ist allerdings die bockshaut zu berücksichtigen, wie das volkstümlich gewordene plattdeutsche wort für unsere moderne hose beweist: *bukse* ist aus **buckhose* (wie *lêrse* aus *lederhose*) hervorgegangen und ein kontinentales gegenstück zu engl. *buckskins* (vgl. anord. *bukkskinnshosa*, *geitskinnshosa*)[2]. Trugen die Gepiden rinds- oder bocklederne wadenbinden, so war der hohn auf die rossledernen Langobarden um so wirksamer; aber möge es sich damit verhalten wie es wolle, eine auffällige, nachbarliche neckereien herausfordernde besonderheit der Langobarden waren ihre über die pelzhosen gebundenen weissen schnüre.

Dieses uniformstück brachte einen losen mund darauf, den unbeliebten nachbarn nicht etwa bloss seiner behaarten beine wegen als rauhbein (im buchstäblichen sinn des wortes)[3], sondern, weil die stuten auch bis an die waden herauf weiss sind, als „stutenfüssler" dem spott und hohn preis zu geben. Der boshafte witz mag zugleich theriomorphe volksvorstellungen als bundesgenossen wachgerufen und dadurch nur um so drastischer gewirkt haben[4].

Gerade in diese richtung weist der spottname *Sinfjǫtli* der skandinavischen Welsungendichtung, denn ihm liegt höchst wahrscheinlich ein höhnischer tiervergleich zu grunde und den bringt uns die dichterische überlieferung durch das werwolfsmärchen nahe. Steckt etwa in *Sin-* ein *heiti* für wolf? Der Welsung mochte als „wolfsfüssler" durch das epitheton **fitil-* : *fetul* geschmäht worden sein.

Paulus Diaconus hat in einem bekannten gedicht den Dänen Sigifrid mit den böcken verglichen[5]. So verfiel der Gepide darauf, dem Langobarden mit den stuten zu kommen, vielleicht auch deswegen, weil man

1) Mestorf, 42. bericht s. 18; vgl. s. 13. 22. 24.

2) Falk-Torp, Norwegisch-dänisches etymologisches wörterbuch 1, 115.

3) Ich erinnere an den personennamen *Rauchfuss*.

4) Vgl. z. b. *ziegenfüssler* Dwb. 8, 264. Namentlich aber wird man das alte fränkische schimpfwort „weisse stute" in erinnerung bringen müssen (Jordan in Herrigs archiv 118, 86); auch wird abd. *merhin sun* (Ahd. gl. 1, 402, 48) zu berücksichtigen sein.

5) *sit licet hirsutus hirtisque simillimus hircis*
iuraque det hedis imperitetque capris

(MGH. Poetae latini aevi Carolini 1, 52).

unter den Gepiden gern die gelegenheit benützte, auf eine lieblingspassion der Langobarden als pferdeliebhaber zu sticheln[1]. Der Langobarde war jedoch dem streitgespräch gewachsen und erinnerte seinen gegner an die schmerzhafte stosskraft, mit der von seinen kameraden, den „stutenfüsslern", die Gepiden auf dem schlachtfeld niedergetreten worden sind.

Weil nicht bloss die rauhe behaarung, sondern auch die farben der untern extremitäten übereinstimmten, war der wortwitz nicht allzuweit hergeholt. Der augenschein tat jedermann kund, dass die hosen der Langobarden den „hosen" ihrer stuten zum verwechseln ähnlich sahen. Das epitheton *fetilus* wurde sonst nur von personen gebraucht, die pelzhosen um die unterschenkel trugen; wegen ihrer weissen wadenbänder mussten sichs die Langobarden gefallen lassen, dass das epitheton *fetilus* mit *equae* verbunden ihnen zum schimpf gewendet ward.

Weisse schnürbänder um die waden kannte man bei den Gepiden nicht, wol aber trugen sie wie vermutlich alle Germanen pelzhosen. Denn gerade die Gepiden haben uns ihr volkstümliches wort für dieses trachtstück aufbewahrt. Allerdings ist dieses gepidische wort *fetilus* oder *fetilis* bisher nicht richtig verstanden worden.

Es war ein irrtum, *fetilus* mit lat. *petilus* zu identificieren, weil die beiden termini in unserer überlieferung einander begegneten. Das geschah aber nicht aus gründen etymologischer verwandtschaft. Denn lat. *petilus* gehört einer ganz anderen bedeutungssphäre an als gepid. *fetilus*. *petilus* bedeutet „dünn, schmächtig". Aber im spätern latein wurde dieses adjectiv ein kavalleristischer sportausdruck und bezeichnete pferde mit eleganter, dünner fessel, vornehmlich dann, wenn diese weiss behaart war[2]. Das durch gepid. *fetilus(-is)* bezeugte altgermanische wort fordert aber durchaus nicht die vorstellung weisser farbe, wie lat. *petilus*. „Weiss" ist in unserer geschichte nur ein langobardischer specialfall, der die übertragung des wortes *fetilus* auf die stuten rechtfertigt. Entscheidend sind dabei die hochdeutschen composita *fizzelbrun*, *fizzilvêch* (Heyne s. 239 fg., 244). Mit *fizzil* — *fetil* ist überhaupt keine farbe angedeutet; erst durch verbindung mit einer farbenbezeichnung wie *brûn* oder *fêch* kann unter der voraussetzung, dass die buntheit durch den gegensatz heller und dunkler behaarung erzeugt war, eine ahd. satzformel *fizzilvech ros* ungefähr das gleiche besagen wie das lateinische lemma *petili dicuntur qui pedes albos habent* Ahd. gl.

1) L. Hartmann, Geschichte Italiens im mittelalter II, 2, 47 nebst anm.

2) *equus qui habet albos pedes* Corp. gloss. lat. 7, 82. Walde, Lat. [et]ym. wb. s. v.

3, 367, 38. 201, 45. 79, 3. Vermutlich ist also eine sprachliche gleichung zwischen lat. *petilus* und ahd. *fizzil* dadurch zu stand gekommen, dass ein römischer sportausdruck durch einen altdeutschen sportausdruck widergegeben werden konnte. Bei den Germanen war es aber nicht die schmächtigkeit der fessel, sondern deren ähnlichkeit mit einem auffälligen bestandteil ihrer reiteruniform, was den kavalleristischen gebrauch des wortes *fizzil* rechtfertigte. Genau so, wie wir noch heute von der „hose" eines pferdes sprechen hören, ist, denke ich, das wort „fessel" aus der terminologie unserer alten volkstracht entlehnt. Es bezeichnete zum unterschied von der wollenen hose eine art pelzmantel für die unterschenkel der männer, eine pelzhose, eventuell sogar einen pelzstiefel[1]. Denn das altgermanische wort **fetil* deckt sich buchstäblich und sachlich aufs genaueste mit griech. *πέδιλον* (fussbekleidung) und steht zu lat. *pedulia* (gamaschen[2]) in allerengster verwandtschaft. Ist nun aber die gleichung gepid. *fetil*, resp. and. *fitil*, ahd. *fizzil* = griech. *πέδιλον* unanfechtbar, so darf der etymolog lat. *pedulia* dazu stellen, muss aber auf lat. *petilus* endgültig verzichten. Das hat sich im grunde schon aus den früheren erörterungen ergeben[3]. Sievers meinte allerdings, gepid. *fetil* sei eine mischform, die in Oberitalien aufgekommen sein könnte[4]. Bruckner hielt *fetil* für ein altes lehnwort — wie der „unverschobene" dental beweise —, „das dann im spätlatein Oberitaliens mit dem ähnliches bedeutenden lat. *petilus* eine mischform einging, wobei das deutsche wort für den consonantischen anlaut, das lateinische aber für den vocalismus massgebend wurde[5]". Kögel wollte sogar *fitiluot* von *fizzilvêch* trennen, weil nur dieses sich mit **pel-* verbinden lasse[3]. Alle diese unwahrscheinlichen forderungen — vgl. noch Kluge in Pauls Grundr. 1², 342 — werden durch meinen vorschlag entbehrlich. Es convergieren die belege auf *fizzil* als ein synonymon von „hose" mit dem bedeutungsunterschied, dass *hose* aus wolle, *fizzil* aus pelz besteht; occasionell sind beide termini auf die pferde übertragen worden; der sportausdruck *fetilus* hat den ursprünglichsten sinn des letzteren wortes getreulich bewahrt. Neund. *fitl* ist in übereinstimmung mit

1) Diese letztere bedeutung hat das compositum ags. *fitelfōta* (Anglia VIII. 449), and. *fitiluot* (Ahd. gl. 2, 717, 44. Wadstein, Altsächs. sprachdenkm. s. 109, 10); es muss etwa mit „gestiefelter fuss" übersetzt werden.

2) > ital. *pedule* (socken); entlehnt ist and. *pedela (soccka)* Pauls grundr. 1², 342.

3) Kögel, Litteraturgeschichte 1, 2, 200 fg.

4) Beitr. 16, 364.

5) Sprache der Langobarden s. 166. — Der übersetzer des Paulus Diaconus (Geschichtschreiber der deutschen vorzeit) ist daher kaum zu tadeln, wenn er in *fetilus* eine „vulgäre" form für *petilus* sah.

schweiz. *fislə* (Idiot. 1, 1080) der „hinterbug der pferde mit dem kötenhaar“[1], nhd. *fessel* bezeichnet den von der köte bis zur krone des hufes reichenden teil des pferdefusses und hat die variante *fissel* neben sich, wie mhd. *vizzel* — *vezzel* als durch suffixablaut determinirte doppelformen neben einander bestehen. Da nun in der volkstracht die „fessel“ als ein breites band um die unterschenkel gelegt wurde, steht nichts im wege die ablautsform **fatila* > ahd. *fezzil*, ags. *fetel*, anord. *fetill* band, schwertfessel (vgl. afranz. *guinche* oben s. 388) bezw. mhd. *fezzer*, nd. *feter*, ndl. *veter*, ags. *fetor*, anord. *fjǫturr* (fussfessel, schnürriemen) unter ein und dasselbe etymon zu stellen[2]. Es ist von den band- oder streifenförmigen fusslappen auszugehen, die, wenn sie nicht aus wollstoff gewebt, sondern aus einer tierhaut geschnitten waren, *fizzil* (bandförmige fussbekleidung) genannt worden sind.

In diesen zusammenhang gehört meines erachtens auch der ahd. personenname *Sintarfizzilo:* ich verstehe ihn als übernamen eines bairischen mannes, der, wie die Langobarden bei den Gepiden durch ihre weissen hosen oder schnürbänder, bei seinen landsleuten durch seine tuffsteingelben pelzhosen aufgefallen sein mochte (Beitr. 16, 366, über *sinter* vgl. Dwb. s. v.). Gerade im bairischen sprachgebiet hat sich das wort *fizzel* — *fezzel* im volkstümlichen sprachschatz bis auf den heutigen tag erhalten > *pfösel*. Ein interessantes überlebsel. Denn das wort bezeichnet jetzt den wandlungen der tracht sich anschmiegend[3], die dort landesüblichen, die kniee frei lassenden wadenstrümpfe, „hosen“ oder halbstrümpfe (ohne sohle), die über den waden bis zu den knöcheln sitzen. Man hat anlässlich dieses trachtstückes schon früher an die „hosen“ der Langobarden erinnert. „Die bei den Langobarden vor ihrem einzug nach Italien getragenen wadenstrümpfe von weisser farbe scheinen den

1) Niederd. jahrbuch 32, 14; hier ist bereits auf and. *fitiluot* bezug genommen. Zu nd. *fitl* gehört engl. *fetlock* (köte des pferdes), mengl. *fitlak*, mhd. *fizzelach*, schweiz. *fisloch*: diese ableitung liegt Ahd. gl. 2, 709, 5 vor, wo *fizzelae* überliefert ist, ich betrachte diese form als umschrift eines älteren *fizzelaz*, vgl. das lemma *albis maculis bicolor* (Aeneis 5, 566). Für ein ahd. adj. *fizzil* „gefleckt“ finde ich sonst keinen beleg. — Vgl. jetzt auch Weigands Deutsches wörterbuch 1[5], 523.

2) Ich verweise auf Zeitschr. 24, 124 fg., insbesondere auf Falk-Torp, Norweg.-dänisches etymologisches wörterbuch 1, 225 *(fjetre)*. 209 fg. *(fed)*, glaube aber, dass die sippe von nhd. *fitze* aus dem spiel gelassen werden muss, weil ihre bedeutung gar zu weit abführt; über ags. *fetelhilt* vgl. Studier tillägnade O. Montelius s. 114 fg.

3) Ich erinnere an den bedeutungswandel, den das wort „socke“ durchgemacht hat; bedeutete es doch anfänglich nicht wollene strümpfe, sondern leder- oder holzschuhe (Mon. Germ. Hist. Scipt. rer. Merovingicarum 3, 144, 3; dieser beleg fehlt bei

weissleinenen faltigen beinhöseln in Steiermark *(pfoesseln)* geähnelt zu haben"[1].

2.

Während hose und fissel sich auf die woll- oder pelzbekleidung der unterschenkel beziehen, ist bruch das alte wort für ein die oberschenkel schamhaft verhüllendes kleidungsstück (vgl. ahd. *deohbrôh*). Der gleiche sprachliche ausdruck ist noch heute volkstümlich: *brusch* ist in der Schweiz für die verhüllung der schamgegend[2] und der oberschenkel allgemein gebräuchlich (soweit sie nicht auf die bedeutung „badehose" eingeschränkt worden ist[3]). Genau so verhält es sich mit dem entsprechenden gallischen wort *braca*, das von Isidor folgendermassen definiert wird: *bracae* quod sint breves et verecunda corporis iis velentur (Orig. 19, 22, 29)[4]. Am ursprünglichsten scheint dieser gallische ausdruck sich bei den kleinen kindern erhalten zu haben: französ. *braie*, span.-portug. *braga* heissen „windeln"[5].

Heyne hat den sachverhalt freilich ganz anders beurteilt. Er sagt (s. 260): „die form der bruch zeigt eine fortschreitende verkürzung: ursprünglich den oberschenkel bis in die gegend des knies mit bedeckend, schrumpft sie zur blossen, vom rocke völlig verhüllten und daher auch auf den darstellungen gewöhnlich unsichtbaren hüft- und lendenbekleidung ein, in dem masse, als ein anderes beinkleid, die hose, diese von unten herauf, an ausdehnung gewinnt. Diese hose ist ursprünglich nur strumpfartige hülle der unterschenkel".

Dass unsere lange hose nicht durch verlängerung der unterschenkelhose entstanden sein kann, ergibt sich aus meinem nachweis, dass die hose nicht strumpfartig, sondern schotenartig gewesen ist. Dass die bruch nicht verkürzt worden, sondern schon im altertum ein schamtuch gewesen ist, wird durch meine belege zusammen mit ahd. *bruoh*, ags. *brêc* = *femoralia*[6]; ags. *brêc*, engl. *breech*, ndl. *broek* = steiss[7], unwiderleglich dargetan (vgl. engl. *breeches* : *trousers*). Dieses primitive bekleidungs-

1) M. v. Chlingensperg, Das gräberfeld von Reichenhall s. 88. 99 anm. Im übrigen vgl. über die *pfösseln* Schmeller 1², 442; nach *hos(e)* scheint die kurzform *pfos* gebildet worden zu sein (Frommanns Zeitschr. f. mundarten 3, 90. 4, 331).

2) *brûch oder fürtûch umb die scham* Dwb. 2, 410.

3) Schweiz. Idiotikon 5, 382 fgg.; *hose* = strumpf 2, 1688 fgg.

4) Thesaurus linguae latinae 2, 2154.

5) Körting, Lat.-romanisches wörterbuch nr. 1531.

6) Stroebe s. 22; ebenso altdän. *brog* (femorale). Vgl. übrigens zu *bruch* als „schamkleidung" Heyne s. 282. Beweiskräftig ist schon die glossierung von *lumbare* durch *pruoh* einerseits und *lentifano* andererseits (Ahd. gl. 1, 629, 22. 636, 29).

7) Much, Zs. f. d. a. 42, 170; vgl. Müllenhoff, DA 4, 294.

stück ist nach dem muster einer neu aufkommenden mode verlängert worden, denn in den nordischen, englischen, friesischen und deutschen idiomen bezeichnet *brôk—bruoh* übereinstimmend eine über die oberschenkel bis zu den knieen reichende hülle, eine sogenannte kniehose[1].

Diese verlängerung kam vermutlich durch einwirkung ausländischer mode auf. Das neumodische kleidungsstück — die „kniehose", an stelle des primitiven „schamtuches" — wurde aber von den Germanen nicht mit seinem ausländischen, sondern mit dem altheimischen namen benannt (bracis: *pruohhun* Ahd. gl. 1, 660, 37), der eine in der geschichte altgermanischer tracht keineswegs vereinzelt dastehende bedeutungsveränderung erfahren hat.

So stellt sich mir das neuerdings widerholt besprochene verhältnis von gall. *braca*: germ. *brôk* dar.

Während man es früher als die selbstverständlichste these hinnahm, dass die germ. *brôk* die gall. *brāca* sei (Müllenhoff, DA 4, 294), ist neuerdings von Schrader und Much[2] eine umkehrung des verfahrens beantragt und gall. *brāca* aus urgerm. **brâka* abgeleitet worden. Heyne allerdings blieb dabei, dass der gemeingermanische name für das beinkleid nicht als germanischen ursprungs angesehen werden dürfe, sondern die übernahme eines keltischen *brâca*, *brâcca* darstelle; die umgekehrte annahme, dass das wort deutschen ursprungs und in das keltische gedrungen sei, habe keine wahrscheinlichkeit für sich (Körperpflege und kleidung s. 260).

Ich glaube, dass man die von mir ins auge gefasste gallische mode von dem gallischen und germanischen wort trennen und gallisch *brāca* mit germ. *brôk* für urverwandt ausgeben muss[3]. Als älteste bedeutung dieser urverwandten wörter halte ich für beide kulturgebiete „schamtuch" fest. Nun ist aber bei den Galliern eine von *brāca* lautlich differenzierte form *bracca* belegt[4]. Ich vermute, dass diese lautliche

1) Vgl. Dwb. s. v. *hose*, unter ahd. *chnehosa* ist aber noch der alte wadenstrumpf verstanden (Dwb. s. v. Kniehose).

2) Much berief sich im Correspondenzblatt d. deutschen gesellsch. für anthropologie 1904, 135 fg. darauf, dass idg. *ā* zu beginn der Römerzeit in Deutschland noch erhalten gewesen sei, wird aber jetzt vermutlich nach den ausgezeichneten bemerkungen von Collitz (The journal of english and germanic philology 6, 253 fgg.) nicht mehr darauf zurückkommen.

3) Mit um so besserem grund als lat. *suffrago* dazu gehört (O. Schrader, Reallexikon s. 379 fg., Sprachvergleichung und urgeschichte 2[3], 268 fg., Zeitschr. f. d. wortforsch. 1, 239: „ein zweifel, dass altgall. *brâca* im germanischen wurzelt, ist also nicht mehr gestattet"). *braca* = *braga?*

4) Holder, Altceltischer sprachschatz s. v.

differenzierung einer differenzierung des kleidungsstückes entspricht: dann würde gall. *brāca* wie germ. *brôk* das schamtuch, gall. *bracca* die verlängerte oberschenkelbedeckung, die kniehose bezeichnen. Wie bei Galliern sowol *braca* als *bracca*, so ist auch unter den Germanen, nachdem sie die gallische kniehose übernommen hatten, sowol das neuere wort *bracka* als das ältere *brôk* für das veränderte kleidungsstück üblich geworden[1]. Neben dem allgemeinen sprachgebrauch *brōk* — *brāca* besteht nämlich auch auf germ. sprachgebiet eine lokale abweichung, auf die man bisher nicht genügend geachtet zu haben scheint. Für die kniehosen existiert neben *brēk* auch ags. *braccas*, adän. *brakker*, aschwed. *brackor*. Es ist höchst unwahrscheinlich, wenn wir der gall. *braccae* gedenken, dass auf seiten der Germanen damit eine ablautsform zu *brōk* ans licht komme, denn die doppelconsonanz bliebe selbst bei dieser annahme durchaus rätselhaft. Andererseits scheint bei den Iren die grundform **bracca* in abgang gekommen zu sein; altirisch *brōc* wird jetzt von den sachverständigen einmütig als skandinavisches lehnwort betrachtet[2].

In der germanischen *ă*-reihe (ags. *braccas*, adän. *brakker*, aschwed. *brackor*[3]) wird man das gallische lehnwort anerkennen müssen[4]. Dieser sprachliche import ist es nun aber, der uns nahe legt, an eine wandlung der hosenmode bei den vorgeschichtlichen Germanen zu denken und auch ihr neues hosenmuster (an stelle des primitiven schamtuches) auf die, geraume zeit für sie vorbildlich gewesene, gallische sitte zurückzuführen. Das ist um so wahrscheinlicher, als das gallische wort und die gallische hose nicht bloss nach Deutschland sondern auch nach Italien eingeführt wurde, wo sowol *brāca* als *bracca* aufnahme in den lateinischen wortschatz gefunden haben.

Für altgerm. *brōk* darf zunächst nicht mit der bedeutung „kniehose“ gerechnet werden, weil die etymologische bedeutung und der neuere volkstümliche sprachgebrauch auf ein primitiveres kleidungsstück weisen. Auch ist zu berücksichtigen, dass die eichsärge der nordischen bronzezeit noch keine spur einer solchen oberschenkelbekleidung geliefert haben[5], während die Gallier ihre kniehose frühzeitig — nach dem zeugnis des Polybios mindestens seit dem 3. jahrh. v. Chr. — im ge-

1) Ich erinnere an die geschichte des wortes *hose*.

2) Kuhns Zeitschr. 30, 81 fgg. Windisch, Irische texte (1905) s. 362. 533. 534.

3) Falk-Torp, Norweg.-dänisches etymologisches Wörterbuch 1, 104.

4) βράκκαι: αἴγειαι διφθέραι παρὰ Κελτοῖς Hesychius (Thes. linguae latinae 2, 2154). — Russ. *braki* hat auch O. Schrader auf eine form *bracca* zurückgeführt (Reallexikon s. 381).

5) Montelius, Kulturgeschichte Schwedens s. 93.

uch hatten[1]. In diesem stück war die männertracht noch dieselbe wie weibertracht: *lineis feminalibus*[2], *quae usque ad genua et poplites iunt, verenda celantur et superior pars sub umbilico vehementer ringitur, ut ... etiam si lapsi fuerint et femora revelaverint, non pateat ɔd opertum est ... vocaturque hoc genus vestimenti .. graece* περισκελῆ, *ostris feminalia vel* **bracae** *usque ad genua pertingentes* (Hieronymus, ist. 64 bei Migne, Patrol. Ser. Lat. XXII, 613). Schon im jahr 70 n. Chr. gte sich in Italien Caecina mit gallischen kniehosen angetan[3]; spätestens zeit Trajans wurde sie hier allgemeiner üblich, denn auf der Trajanıle gehört die kniehose zur uniform der auxilien und dasselbe gilt die bilderchronik der Marcussäule; auch hier unterscheiden sich peregrinen soldaten durch „die nie fehlenden kurzen hosen"[4]. Massɔend sind aber für diese tracht nicht die Germanen gewesen, sondern :h übereinstimmender aussage unserer gewährsmänner: *Gallia bracata.* :gends werden in der historischen litteratur die kniehosen den Gernen zugeschrieben, sondern wo von Germanen und Galliern an ein d derselben stelle die rede ist, werden die *bracae gallicae* mit bedacht :vorgehoben[5]. Früher als in Italien scheint die gallische kniehose Deutschland allerdings in aufnahme gekommen zu sein. Wahrıeinlich gehören sie zu dem gallischen import der La-Tènezeit. Der ıptbeleg hierfür ist der silberkessel aus Gundestrup (Jütland): die nnlichen personen, die zu fuss gehen, zeigen hier alle die eng anʒenden gallischen kniehosen vgl. Nordiske fortidsminder I, 46 fg. d die abbildungen auf taf. 6. 7. 9. 11. 12[6]. Ebenfalls in Jütland, in n moor bei Moeslund (ksp. Bording), wurde ein gewand von gewebtem llenzeug gefunden, bestehend aus jacke und hose in einem stück .0 m lang[7]. Hier haben wir also die kurze hose als kniehose in tura zusammen mit dem enganliegenden leibrock, den wir aus den iefs des Gundestruper silberkessels gleichfalls kennen (Nord. fortidsnder I taf. 6. 10).

1) ἀναξυρίδες der Belgen und Gallier bezeugen Strabo (bezw. Posidonius) und odor (ἃς ἐκεῖνοι βράκας προσαγορεύουσιν): Müllenhoff DA 4, 294.

2) *(feminalia) femoralia : linpruah* Ahd. gl. 1, 279, 51; vgl 273, 20.

3) *bracas, barbarum tegmen, indutus* Tacitus, Histor. 2, 20; vgl. dazu Revue tique XI, 36.

4) Marcussäule, Textband s. 45. 46. 68.

5) Vopiscus, Aurelianus 34, 2.

6) Es beruht auf einem irrtum, wenn der bearbeiter s. 47 bemerkt: de galliske *ıccae* gik helt ned til skoen. — Vgl. auch den mann mit der kniehose auf dem ɑbecher Nord. fortidsm. I, 7 taf. 1.

7) Mestorf s. 24.

Aufs schönste steht damit die monumentale überlieferung in einklang.

L. Lindenschmit hat zuerst in der Westd. zeitschr. 18, 396 taf. 12 ein steinrelief aus dem Römisch-germanischen centralmuseum in Mainz veröffentlicht, das neuerdings auch von P. v. Bieńkowski[1] und in den Altertümern unserer heidnischen vorzeit (5, 82 fgg.) abgebildet und eingehender behandelt wurde. Es stellt eine barbarenfrau dar, eine Germanin. Den körper bedeckt ein enganliegendes, diagonal-gestreiftes gewand, bestehend aus jacke[2] und hose, und zwar endete, nach dem verstümmelten bilde zu urteilen, die jacke vermutlich in eine kniehose. Wie bei den Galliern war also auch bei den Germanen die unterkleidung für männer und weiber dieselbe.

Mit diesem archäologischen befund kommt die litterarische überlieferung überein.

Tacitus bemerkt (Germ. c. 17): *nec alius feminis quam viris habitus nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur ... locupletissimi veste distinguuntur non fluitante sicut Sarmatae ac Parthi sed stricta et singulos artus exprimente*[3]. Hierzu hat schon Müllenhoff (DA 2, 295) einmal an die *vestis stricta* der Germanen Südfrankreichs erinnert, die Sidonius Apollinaris mit ausdrücklichem zusatz: *genua . . sine tegmine* hervorhob (Epist. 4, 20) und zum anderen an die von Agathias (2, 5) geschilderte fränkische tracht, zu der — widerum wie bei den Galliern (s. o. s. 398 fg.) — kniehosen entweder aus leder oder aus leinenzeug (cfr. Tacitus) gehörten: *γυμνοὶ τὰ στέρνα εἰσὶ καὶ τὰ νῶτα μέχρι τῆς ὀσφύος, ἐνταῦθα δὲ ἀναξυρίδας οἱ μὲν λινᾶς, οἱ δὲ καὶ σκυτίνας διαζωννύμενοι τοῖς σκέλεσι περιαμπίσχονται*[4]. Spätestens in der völkerwanderungszeit war also unter uns die kurze leder- oder zeughose nationalisiert und mit dem altheimischen worte *brōk* oder mit dem fremdwort *bracka* benannt.

Unter den kleiderresten aus dem moor von Daetgen (ksp. Nortorf, Schleswig-Holstein) wurde ein beinkleid von braunem wollköper gehoben: es ist eine kniehose[5].

1) Beiträge zur alten geschichte (Festschr. f. O. Hirschfeld. Berlin 1903) s. 350 fgg.

2) Eine neuere enganliegende ärmeljacke ist wie got. *paida* (ags. *pād*, and. *pêda*, ahd. *pheit*) verrät, gleichfalls ausländischen ursprungs (Heyne s. 255), doch beachte Müllenhoff DA 4, 575.

3) Von Müllenhoff (DA 4, 294) auf „eine art kurzer hose“ gedeutet.

4) *periscelides : nechala*, *hosun* Ahd. gl. 1, 362, 10. *ristilla* 2, 159, 27.

5) Mestorf s. 19. 22.

3.

Die jüngste errungenschaft der Germanen ist schliesslich die ;e hose[1].

Nächst dem gallischen import war für die Germänen die im ıhrh. beginnende zufuhr aus den Pontusländern von der allergrössten eutung. Sie ist neuerdinds gerade auch für die geschichte der alt- manischen tracht nach gebühr gewürdigt worden[2]. So dürfen wir nunmehr wagen, auch die lange hose aus Südosteuropa herzuleiten, e befürchten zu müssen, dass diese hypothese ungeprüft von vorn- əin abgelehnt werde.

Wenn wir in dem katalog der langobardischen könige und herzöge Benevent lesen, dass der könig Adebald (616—626) zuerst lange en getragen habe (Adebaldus crinitus ... primum calciavit osam ticam[3]), so fertigt Heyne (s. 261) diese notiz mit der fussnote ab: .e gelehrsamkeit des schreibers bringt die hose mit parthischer tracht ammen". Wir andern sehen hier keinen anlass zur ironie, sondern enken der worte des Tacitus, der die weite lange hose — im gegen- ; zur enganliegenden kniehose der Germanen — als *vestis fluitans* Sarmaten und der Parther kannte (Germ. c. 17). Lucan war der te, der die Germanen und zwar zunächst die Vangionen als träger ses altorientalischen kleidungsstückes[4] bezeichnete: *qui te laxis imitan-* , *Sarmata, bracis Vangiones* (de bello civili [ed. Hosius 1905] 1, 431). mit ist aber für die Germanen des mutterlandes noch nichts ent- ieden.

Unter den monumenten ist in erster linie die Marcussäule zu be- ·ksichtigen; im textband der publikation hat E. Petersen (s. 47. 48) die ıge hose der Skythen und Sarmaten besprochen. Auf ihren dar- llungen ist an den langen hosen der Nichtrömer zu erkennen (s. 71). reinzelt tragen sie aber auch schon die equites singulares, die nicht hr bloss mit der gallischen kurzen, sondern auch schon mit der ıgen parthischen hose bekleidet erscheinen (s. 74); auch einzelne nische legionäre sind mit ihr angetan (s. 66). Von den barbaren

1) Heyne setzte sich mit unserer überlieferung in offenen widerspruch, wenn s. 259 fg. sagte, die langhose müsse als unsere älteste geschichtliche form angesehen rden.

2) Vgl. B. Salin, Die altgermanische tierornamentik. Stockholm 1904. Henning, Der helm von Baldenheim. Strassburg 1907. A. Götze, Gotische nallen. Berlin (1907).

3) Scriptores rer. Langobard. s. 491.

4) Herodot 7, 61. Ovid, Trist. 5, 7, 49; vgl. Müllenhoff, DA 4, 570fg.

sind es namentlich die völker an der unteren Donau, zu deren nationaltracht die weiten langen hosen gehören: zu sehen sind sie sowol auf dem monument von Adamklissi[1] als auf der Trajanssäule. Die südöstlichen nachbarn der Germanen haben bis auf die knöchel reichende hosen an[2]. Dieselbe tracht hat auch der pannonische Kelte angenommen[3]; unter dieser bevölkerung fallen namentlich die in dem vergrösserten Germanien sitzen gebliebenen Cotini auf, die man in der 69. scene der Marcussäule widererkennen wollte[4]. Es ist also nicht zu verwundern, dass das gleiche kleidungsstück auch zu den im südosten angesiedelten, den Sarmaten und Kelten verbündeten Germanen, den Quaden und Markomannen, gelangte, die auf der Marcussäule dargestellt sind; ihre langen hosen sind um die schuhe herum zusammengeschnürt[5]. Es ist jedoch bemerkenswert, dass angehörige dieser Germanenstämme der südostmark auf der Trajanssäule in niedrigen halbschuhen noch mit enganliegenden beinkleidern stehen, während die Daker durch weite hosen von ihnen unterschieden sind[6]. Aber auf taf. 73 scene 263 stechen drei besonders stattliche, hohe gestalten bärtiger barbaren hervor; diese männer tragen halbschuhe (mit deutlich zu erkennenden schuhriemen) und lange faltige beinkleider, die unten in die schuhe gesteckt und in der taille durch den vorn mit einer schnalle versehenen leibriemen gegürtet sind (balteum: *pruahhah* Ahd. gl. 1, 273, 20). Furtwängler und Cichorius halten sie für Germanen[7]. Es scheint, dass Furtwängler recht hatte, wenn er auf diesen bilderchroniken bei denjenigen barbaren, die lange, enge hosen tragen, zunächst immer an Germanen denken wollte[8]; die lange weite hose haben sie mit ihren nachbarn gemein, werden sie von ihnen bezogen, dann aber mit der zeit an stelle ihrer enganliegenden tracht nationalisiert haben. Zweifelhaft ist die auf einem römischen denkstein des Mainzer museums (abgebildet in den Altert. uns. heidn. vorz. I, XI, 6, 2) widergegebene figur, aber sicher gemanisch ist die enge, mit rautenmuster versehene, lange hose des bekannten figürchens des Britischen museums[9],

1) Furtwängler, Intermezzi s. 49 fgg.

2) Daker mit langen faltigen beinkleidern (Trajanssäule ed. Cichorius taf. 15. 19 u. ö.).

3) Furtwängler s. 75.

4) Textband s. 120.

5) Textband s. 47.

6) Trajanssäule taf. 21 scene 68.

7) Intermezzi s. 71. Trajanssäule bd. 3, 144. 148. 150.

8) Intermezzi s. 72 fg.

9) Bieńkowski in der Festschrift für Hirschfeld s. 351. 352. Altert. unserer heidn. vorzeit 5, 83.

das nach der haartracht sogar auf einen der nach südosten sich ausbreitenden Sueben bezogen werden darf. Lange hosen trägt auch die Germanin und der Germane auf zwei münzen des Domitian, die in vergrössertem massstab in den Alt. uns. heidn. vorz. 5, 86 bequem zugänglich gemacht worden sind[1]. Doch ist auf die münzen kein verlass, denn ihre reliefs scheinen einem idealcostüm der älteren skulpturen und der bühne gefolgt zu sein und die nationaltrachten vernachlässigt zu haben[2]. In der römischen kaiserzeit und in der völkerwanderungszeit ist die lange hose auch bloss für Kolonialgermanen — namentlich im südwesten und südosten[3] — nicht für die Germanen des mutterlandes belegbar. Als beutestücke[4], oder wol eher unter den vorräten eines händlers, sind zwei lange hosen aus dem Thorsberger moor ans licht gekommen (Heyne s. 259): dieser grossartige fund brachte bekanntlich eine sammlung ausländischer, ihrem stil nach auf den südosten Europas hinweisender erzeugnisse.

Der älteste beleg für lange hosen im nördlichen Deutschland bleibt daher die Damendorfer moorleiche; über ihre zeitstellung lässt sich leider genaueres nichts mehr ausmachen[5].

Zum schluss sei darauf aufmerksam gemacht, dass die lange hose noch heutigen tags nicht allgemein in Deutschland getragen und noch nicht recht volkstümlich unter uns geworden ist. Darum gibt es auch keinen durchgehenden, volkstümlichen namen für sie (über *buxe* vgl. oben s. 392)[6].

1) Die münzlegenden lauten: *Germania subacta* .. und *Germania capta*.

2) Vgl. Revue celtique XI, 35. P. Bieńkowski, De simulacris barbararum gentium apud Romanos. Cracoviae 1900.

3) Die Wandalen hielten in Afrika darauf, dass ihre nationaltracht sie von den „Römern“ unterscheide (Migne, Patrol. ser. lat. 58, 204. Martroye, Genséric s. 283. 309 fgg.). Die Langobarden trugen anfänglich in Italien noch die *bruch* (Paul. Diac. 5, 38); vgl. Revue celtique XI, 39 fg.

4) S. Müller, Nord. altertumskunde 2, 144: „diese funde enthalten kampfbeute.“ Lindenschmit, Handbuch s. 338 fg. Zur webetechnik vgl. Studier tillägnade O. Montelius (1903) s. 206.

5) Mestorf, 42. bericht s. 12. 44. bericht s. 19 fg.

6) Zu anord. *leistabrøkr* vgl. Pauls grundr. 3², 440 (zu ags. *læshosu?* Stroebe s. 37 fg.; vgl. oben s. 391); anord. *hosa* definiert Fritzner (s. v.): oprindelig et klædningsstykke som tjente til benets bedækning fra risten til knæet (mellem *leistr* [= socke] og *brók*).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

DIE SCHWELINSCHE LIEDERHANDSCHRIFT.

Die königliche, öffentliche bibliothek in Stuttgart bewahrt unter der signatur Poet. et phil. O. 43 eine bisher nicht beachtete liederhandschrift in 8° aus der ersten hälfte des 17. jahrhunderts auf, die für die geschichte des deutschen volks- und gesellschaftsliedes nicht ohne wert ist.

Die seiten 1—113, von einer hand geschrieben, sind unter der aufschrift: „*Lieder Buoch darinen vihl schöner außerlößner lustiger vnnd kurzweiliger Lieder zue finden sein, zueßamen geschriben durch Narcissum Schwehlen. Anno 1611*“ zusammengefasst, während die s. 114—149 einer anderen hand angehören und s. 114 die bemerkung „*Nachvolgende Lieder zusammengeschriben durch Johann Friderich Schwehlen, phil. stud. Anno 1658*“ aufweist. Am schlusse des liederbuches findet sich ein register, das von der ersten hand geschrieben ist, jedoch auch eintragungen der zweiten, jüngeren hand aufweist. Vorne am deckel findet sich als Ex libris ein wappen mit der überschrift: *Mich begnüget | Wie es Gott füget.*

Über die beiden schreiber der handschrift war nicht viel zu ermitteln. Von Narcissus Schwelin erschien 1660 zu Stuttgart eine „Würtembergische kleine Chronica“ in druck. Johann Friderich Schwelin, Stuttgardianus ist unterm 10. märz 1654 unter den „Alumni Bebenhusani“ in der matrikel der universität Tübingen nachweisbar.

Ihre liederhandschrift, die, da ja beide Stuttgarter oder mindestens in Stuttgart ansässig waren, ein bild des württembergischen liederwesens in der ersten hälfte des 17. jahrhunderts bietet, ist auch insoferne interessant, als sie eine grosse anzahl volks- und gesellschaftslieder enthält, die bisher nicht bekannt waren.[1]

1.

[1] 1. Wie werd ich mich von dür schaiden,
meins herzen frewd vnnd zier,
all kurzweil wirdt mir verlaiden,
wann du nicht werst bey mir;
souil mir wil gebüren,
von herzen lieb ich dich,
ach, trewste dienerin mein,
der maiste thail meins herzen
soll dir geschenckhet sein.

2. Im innersten theil meins herzen
empfünd ich solche pein,
auch nit den grüngsten schmerzen
leid ich von wegen dein;
die lieb, die ich jez trage,
kompt auß dem herzen rein,
ach, trewste dienerin mein,
der maiste thail meins herzen
soll dir geschenckhet sein.

1) Betreffs des abdrucks der einzelnen texte habe ich mich der von A. Kopp durchgeführten methode angeschlossen. Zu bemerken wäre nur, dass ich für hds. *h* = *ch*, da die schreibung *h* nicht folgerichtig durchgeführt ist, sondern mit *ch* wechselt, stets *ch* setzte, dass ich, da in der hds. zu viele unregelmässigkeiten unterlaufen, ausser den strophenanfängen alles klein schrieb, jedoch den wechsel zwischen *ue* und *uo* (*thuet* und *thuo*), der sich ziemlich häufig findet, beibehielt.

2] 3. Ach, thet dir mein lieb gfallen
vnnd wölst sy zahlen mir,
begehrt vor andrem allen
nichts liebers ich von dir,
nur dz du mich wölst lieben
in zucht vnd bständigkeit,
ach, trewste dienerin mein,
so wolt ich in zucht vnnd ehren
dein trewster diener sein.

2.

1. Lieblich im schlaff ein traum ich het,
wie mein feins lieb stund vor mein beth,
bloß wie sy gott geschaffen;
dz edle büld sprach, so du wilt,
so will ich bey dir schlaffen.

2. Vnnd ich alsbald anttwortet ihr,
also laß ich dich nit von mir,
3] mecht [3] dann von dir bekommen
ein schmezelein, so kreuch herein
vnnd biß mir gott willkommen.

3. Darauf sprach sy mit freundtlichkeit,
zue dienen dir, bin ich bereit,
doch wil ich dich nit kißen,
du wölst dann sein der liebste mein,
dz will ich von dir wißen.

4. Welchs ich in frewd ganz herzigelich
dir inn die hand hinein versprich,
hiemit sey dir geschworen,
bey meinem ayd in ewigkeit
hab ich dich außerkoren.

5. Inns beth zue mir mit frewd hinein
sprang bald dz herzig engelein,
huob freundtlich an zue lachen;
der edle schaz gab mir ein schmaz,
dz ich bald thet erwachen.

6. Gar bald, da ich erwachet recht, [4]
ich ann mein schaz vnnd traum gedächt,
ward mir aber entzogen;
da sprach mein herz, bey dißem scherz
hat mich der schlaff betrogen.

Akrostichon: Ludwig.

3.

Im thon: ach, höchster schaz auf erden.

1. Bey dir inn allen ehren
möcht ich nun stettig sein
vnnd solts gleich ewig wehren,
geb ich den willen drein;
solchs red ich recht ohn scherzen
vonn ganzen grund meins herzen,
herzliebs jungkfrewelein.

2. Ach, thuo dich doch auch kehren
5] mit [5] deiner lieb gehn mir,
so soll sich alsdann mehren
mein lieb auch gegen dir,
will daruon nimmer laßen,
dich stets inn mein herz faßen,
o, du mein höchste ziehr.

3. Recht schön bistu geziehret
mit tugent ganz vnnd gar,
darneben auch wol gformieret,
hast zway schön äüglein klar;
o, wann ich die selb thue sehen,
thuns mich herzlich erfrewen,
dan ich nimbs stettigs war.

4. Bey leib, laß dich nicht wenden
von mir, ach herzigs herz,
solt ich dz selb empfinden,
brecht mir gar großen schmerz;
bey rechter lieb thuo bleiben,
laß [6] dich auch nichts abtreiben [6]
vnd dir nit sein ein scherz.

5. Allein will ich dich pitten,
du zarts junckhfrewelein,
thuo dein herz auch außschitten
gehn mir, wie ich dz mein,
dann du darffst keckhlich trawen
vnnd gwißlich auf mich bawen,
du herzigs mundelein.

6. Reichthumb thue nicht anschawen,
dann ich hab selbigs nicht,
muest gott allein vertrawen,
weil er all ding anricht;
solt mich darumb nicht haßen
vnnd von deßwegen laßen,
wie es sonnst gmeinelich gschicht.

[7] 7. Allso will ich beschließen
diß liedlein also klein,
ich hoff, ich werds genießen,
weil ichs so trewlich mein,
wann wir kommen zuesammen;
ade inn Gottes nammen,
der helff vnns beeden fein.

Akrostichon: Barbara.

4.

1. Soldat.
Mein gott vnnd heer, nun stehe mir bey,
weil ich jez muoß von hinen
inns vnngerland nach ritterschafft,
hilff gott, dz mirs gelinge.
ich bitt dich auß meins herzengrund,
du welst mir gnad verleichen,
dz ich treff ein glückhseelige stund,
dz sich mein lieb mög frewen.

[8] 2. Jungfraw.
Ach, liebster schaz, sprach sie, mein lieb,
was trawrest du so sehre,
ich wil dir geben ein gueten rath,
folg du nur meiner lehre,
was ich dir gönne, dz weiß gott wol,
er kent all mein gedanckhen,
du zeuchst von mir vnnd lest mich hier,
dz thutt mein herze kronckhen.

3. Soldat.
Ziech ich von dir vnnd laß dich hier,
thue du darumb nit zagen,
ich muoß jezund ins vnngerland,
mich mit dem feinde schlagen;
darein zeucht mancher stolzer höld
vnnd thuet nach ehren streben,
also will ich es wagen auch,
verleicht mir gott dz leben.

4. Junckhfraw.
Ach gott, ach gott, wo soll ich nun,
[9] mein junges herz hinkehren,
weil mich mein lieb verlaßen will,
mein trawren thuet sich mehren;
waß hülfft mich dann die große lieb,
die ich zu dir getragen,
weil du jezt zeuchst ins vnngerland,
wilt leib vnnd leben wagen.

5. Soldat.
Ich ziech dahin, gott geb mir glückh
vnnd hoff, was zu erwerben,
ich förchte nicht deß feindes tückh,
gott lest mich nit verderben,
er waiß, dz ich dich herzlich mein
vnnd kan es doch nit wenden,
weil es dann nit kan anders sein,
so will ich es vollenden.

6. Junckhfraw.
Kan es dan jezt nit anders sein,
so wöll dich gott geleiten
vnnd [10] gebe meinen willen drein, [10]
gott stehe auf beeden seiten.
bitt du für mich, wie ich für dich,
er würdt dich nit verlaßen,
denckh, was du hast verheißen mir,
nun ziech hin deine straßen.

7. Behüet dich Gott, mein taußent schaz,
auf weegen vnnd auf straßen,
frölich biß auf denn musterplaz
vnnd auch in wehr vnnd waffen
vnnd andre frombe kriegsleüth guett,
die da ir leben wagen,
ja, die da wagen leib vnnd bluott,
damit sie nit verzagen.

8. Noch eins kompt mir jezt inn mein sün,
mein höchster schaz auf erden,
weil du jezunder zeuchst dahin,
fiehr nit ein gott[11]loß leben [11]
vnnd hüet dich vor der trunckhenheit,
bringt manchen vmb sein leben,
daran gedenckh zue aller zeit,
so würdt dir gott glückh geben.

9. Soldat.
Ade zue taußent gueter nacht,
hieran will ich gedenckhen,
bewahr dich gott mit seiner macht,
jezund muoß ich mich lenckhen
zum thor hinauß ins vnngerland
mit anderen kriegsleüthen,
alda wir sein von gott gesandt,
er wöll vnnß helffen streitten.

anckhfraw.
lir gott zue aller stund,
liebste alleine,
›tt spar dich gesund,
; ich dich meine
[12] frombe kriegsleüth,
ıelffen streitten,
›wahren in dem streitt
gelaiten.

11. Wer war, der vnns diß liedlein sang,
er meint sein lieb von herzen,
ein freyer soldat ist ers genant,
hierauß treibt er kein scherze;
kriegsleüth seind im von herzen lieb
vor anderen auf dißer erden
vnnd auch darzue die liebste sein,
gott geb ir langes leben.

hds. weist. — 2, 7 *hds.* von mir von.

5.

er nach reichthumb freyet,
ernach offt reyet,
tt ist verzehret,
aufgehöret.

em thuet auch gefallen
›r andrem allen,
ber nicht bestehet,
eit bald vergehet.

3. Drumb will ich solchs verachten,
allein nach frömbkeit trachten,
reichtumb, schönheit ohn maßen
will ich ganz fahren laßen.

4. Würdt mir aber frömbkeit geben,
reichtumb vnnd schön darneben,
thue ich mit warheit sagen,
ich volts auch nit abschlagen.

'autenbuch des Rudenius 1600 (Radecke, Vierteljahrsschrift für musik-
ł VII. 326 nr. 242).

ıch euch, hertzliebstes Liebelein, | sehnet sich immerzue | all zeit dz trawrig
. . . *9 str. auf s. 14—17.* — *Akrostichon:* Narcissus.

7.

ust tregt mich zue singen
dir zur ehr,
› kündt gelingen
esto mehr,
huld bekeme,
ring allein,
wer sehr bequemo,
ı junckfrewelein.

h so offt ich denckhe,
stunde schlecht,
ɔh offt drob krenckhe,
lich gedächt,
eit muoß bleiben,
weit von dir,
ich vertreiben,
st noch bey mir.

wie die turteltauben
esellen fein,
in wegg thuet rauben,
trawrig sein,

thun doch bißweillen lachen
in irem großen schmerz,
sehn bald sawr in die sachen,
es geht in nicht von herz.

4. Gleich also auf die maßen
muoß ich bekennen dir,
wan ich reitt auf der straßen,
geht es auch so mit mir,
kann nimmer lustig werden,
ob ich schon lach bißweil,
sey, wo ich well auf erden,
im sün stetts zue dir eyl.

5. Red ich mit mein gesellen,
so red ich stetts von dir,
mein reden thue ich stellen
von dir, o höchste ziehr;
schlaff ich, so kompt mir füre
im schlaff dein schön gesicht,
wach ich, alßdann ich spühre, [20]
dz es ist ein gedicht.

6. Eß ich spatt oder morgen,
so schmekht mir doch kein biß
vor vihlen schwehren sorgen,
wann ich die malzeit iß;
trinckh ich, so trinckh ich gerne
auf dein gesundheit auß,
denckh dann, ach, wie so ferne,
dz geht zum herzen auß.

7. Tanz ich gleich einen rayen
mit andern junckfrawn fein,
will michs doch nit erfrewen,
spring nimmer frölich drein,
weill ich dich nit mit schallen,
mit deinem ehrenkranz,
vor andren jungkfrawn allen
mag fiehren an den tanz.

8. Ach gott, thuo doch bald wenden
mein herz vol trawrn vnnd laid,
laß trawrn vnnd laid sich enden,
verkhers in stette frewd;
schickh mich bald hin in frewden
zu der, daruon ich sing,
dz ich frey sey von leiden,
die frewd mit rhuom herr spring.

5, 2 *hds.* stett stetts. — 7, 2 *hds.* junckfraw. — *Akrostichon:* Margreta.

8.

1. Tüeff in dem vnngerlande
lag ich junger trometer,
vihl gfahr hab ich außgstanden
|: von dem türckischen heer. :|

2. Noch ließ ich offt erklingen
der mein trometen schall,
die hört man lustig singen
|: vber berg vnnd tüeffe thal. :|

[22] 3. Nun machet ich besunder
ein schöne melodey
vnnd hab die bracht besunder
|: gehn München in die statt frey. :|

4. Vnnd thet dieselbig schenckhen
einer jungkfrawen zart,
mein darbey zue gedenckhen,
|: sy ist von edler art. :|

5. Cupido hat mich gschoßen
vnnd mir mein herz verwundt,
ich hab sy eingeschloßen
|: in meines herzen grund. :|

6. Laider so miest ich sterben
von wegen ehren fromb,
also müest ich verderben,
|: wo ich dich nit bekom[b]. :|

7. Wie Piramus thuet lieben
Thisbe, die wolgethon,
also thue ich mich ieben,
|: wo ich ir dienen kan. :|

8. Ich blaße ir zue ehren
vihl manchen schönen tanz,
wie man thuet täglich hören,
|: in ehren steht vnd ganz. :|

9. Mein zungen sy regieret
auf der trometen thon
vnnd mir dieselbig führet,
|: dz nicht bald immer kan. :|

10. Die lieb hat vberwunden
dz junge herze mein,
jez vnnd zue allen stunden,
|: so bleib ich ewig dein. :|

11. Thue dich nicht von mir wenden,
dz ist mein höchste pitt,
dein bin ich biß ans ende,
|: laß dich verfiehren nicht. :|

12. Wann du dz lied hörst singen,
so gedenckhe, dz mich
die lieb darzuo thuot zwingen,
gott well behüeten dich.

10, 1 *hds.* hab.

9. Ein new schüzenlied, so ich selb gemacht. A. 1612: Ein schüz nach sein belieben, | gieng zue dem schießen auß ... *10 str. auf s. 25—29.*

10.

[30] Ein schön, newes lied. In aigner melodey.

1. Die sonn scheint auf den harten frost,
der früeling bringt vnnß guete post,
frisch auf, frisch auf, frisch auf;
man hört die drumen schlagen,
es geht an allen orthen an,
zue waßer vnnd zue land.

2. Vorhanden ist die zeit einmal
ın würbt soldaten vberal,
ɜch auf, frisch auf, frisch auf,
ın fierth durch alle landt
ınition vnnd prouiant,
rzue vihl newe münz.

3. Auf gott hab ich mein sach gericht,
r würdt euch auch verlaßen nicht,
sch auf, frisch auf, frisch auf,
l inn dz vnngerland,
manchem kriegsman wol bekandt,
bleib ich länger nit.

4. Wie würdt es aber gschehen mir,
in höchster schaz vnnd schönste zir,
sch auf, frisch auf, frisch auf,
t mannheit, gueth vnnd ehr
ll ich bald wider kommen her,
ıch dir die weil nit lang.

5. An statt deiner schönen gstalt
in apfelgrawes pferdt ich halt,
sch auf, frisch auf, frisch auf,
geht mit mir inn todt
nd tregt mich offt auß mancher noth
rch dein großmüetigkeit.

6. Für deinen sießen rotten mund
gieß ich die bleyin küglein rund,
frisch auf, frisch auf, frisch auf,
für deine fingerlein
inn meine hände sinckhen nein
der degen vnnd pistol.

7. Nun mag es gehn, wie gott es will,
mein leben steht inn gottes zill,
frisch auf, frisch auf, frisch auf,
mit gottes hülff vnnd [33] crafft [33]
sez ich inn ehr vnnd ritterschafft
mein junges leben dahin.

8. Nach dißem trunckh zue gueter nacht,
sey dir mein lieber schaz gebracht,
frisch auf, frisch auf, frisch auf,
bey dißem ringelein
wirstu ein weil gedenckhen mein,
biß ich widr komb zue dir.

9. Ade, stell mir dz weinen ein,
es kan vnnd mag nit anderst sein,
frisch auf, frisch auf, frisch auf,
zue tausent gueter nacht;
schaiden hat mich bald weinen gmacht,
ade, ich schaid von dir.

2, 5 *hds.* munontion. — 8, 1 *wäre besser:* uoch dießer.
Hilarius Lustig nr. 40 (Meusebach-Hayn s. 11); danach Hoffmann von ıllersleben, Gesellschaftslieder II, 45 nr. 285 (13 strophen).

11. Ein new lied: Khein frewd ohn laid, | ein sprichwort ist . . . *9 str. auf 34—38.* — *Akrostichon:* Katharina. — *Hilarius Lustig nr. 166 (Meusebach-ayn s. 17).*

12. Auf allen seiten | hab ich zue streitten | in lieb vnnd laid . . . *8 str. auf 39—42.*

13. Euch, herzigs lieb, | will ich zue ehren, | auß liebestrib, | ohn allß be-hwehren . . . *7 str. auf s. 43—46.* — *Akrostichon:* Euphrosina.

14. Ein maistergesang: Ein junger man, der namb ein weib, | gar schön vnnd ıldseelig von leib . . . *3 str. auf s. 47—51.*

15.

1. Es sas ein vöglein
ı grüenen büschlein,
sang so süeße
ın allß verdrieße;
it hüpfen, mit danzen, mit springen
et sich dasselb vöglein
t her in seinem singen.

2. Diß vögelein
welches ich hie maine,
thet mir gefallen
fürn vöglein allen;
sein schnäblein, sein zünglein, sein hälßlein
war abgericht artlich vnnd fein,
es köndt nit lieblicher sein.

3. Het ich diß vöglein
in meinem häußlein,
[53] ich wolt es sezen,
solt mich ergözen,
vihl kurzweil, vihl frewde, vihl wohne
solt mir es geben mit seinem thone,
ich wolts auch warten schone.

16.

[54] 1. In trawern muoß ich leben,
betrüebt ist mir mein hertz,
die lieb, so frewdt thuet geben,
mir nur vervrsacht schmertz.
indem daß ich hier liebe
vnd darff es melden nicht,
wie hoch mich thuet betrüeben
dein holtseeliges gesicht.

2. Wolt gott, du möchtest wißen
die große lieb vnnd gunst,
deren ich mich beflißen,
zu tragen in gedult;
obschon selbige vergebens
solches geschehen thuet,
soll doch die zeit meins lebens
wehren mein trewer muth.

3. Ruhe thet ich offt begehren
dem großen schmertzen mein,
doch weil dir geschicht zue ehren,
sols mir auch angenehm sein;
[55] mein hertz ist schon gewohnet,
in pein zue vben sich,
darin niemahl verschonet
die große liebe hat mich.

4. Gedult thuet mich ernehren,
hoffnung mein trost thuet sein,
du aber auß beschweren
mich erretten kanst allein;
wie kanstus aber ratten,
wenß ihr nit sagen thue,
ach, schweigen ist mein schade
vnd hindert meine rueh.

5. Solts ich dan offenbaren,
ach mein, es schicket sich nicht,
kein mensch sols erfahren,
warauf mein sinn ist gericht,
heimlich so will ich füehren
mein lieb wol in der still,
an augen kan man spüren,
waß der mund reden will.

6. Ade, mein einiges leben, [56]
diß lied nim du in acht,
dir hab ich es ergeben
vnd dir zue ehren gemacht.
Gott wol dich stehts bewahren
vor vnglückh, pein vnd schmertz,
für vnfahl vnd gefahren
wünsch dir ein trewes hertz.

2, 2 *besser* huldt. — 4, 5 *hds.* retten. — 5, 2 *hds.* schickets. — 6, 7 gefahre.

17. Ach, waß vor klag | füehr ich alltag | vnd laß es doch nit scheinen ··· *9 str. auf s. 56—60. — Paul von der Aelst 1602 nr. 29 (Hoffmann von F., Weim. Jb. II [1855] 327).*

18. Soll den Venus ein göttin sein, | die so quelet das hertze mein ··· *21 str. auf s. 61—66.*

19.

[66] 1. Der monschein ist verblichen,
die finstere nacht ist gewichen,
stehe auf, du edle morgenröth,
zu dir all mein vertrawen steht.

2. Dein vorbott, der klein Lucifer,
fehrt albereit im himmel her,
er hat die wolckhen vfgeschloßen,
die erd mit seinem tauw begoßen.

3. Phoebus, dein vorbott wol geziert,
hat schon sein weeglein angefüehrt,
der sonnen pferdt seind angespandt,
die zeit ist da, fahr du von dann.

4. Fahr hin für das schlafkämmerlein, [67]
da ligt die allerliebste mein,
meld an, Orian, waß ich dir sag,
mein dienst, mein gruoß, einen gueten tag·

t sie fein zichtig weckhen,
n große lieb entdeckhen,
wie ich die gantze nacht
schwere pein zubracht.

agt, das dein liecht alles sicht,
l]enn verborgen nicht,
in dem hertzen mein,
einig diener dein.

7. Begrüeß vor mich ihr äuglin klar,
ihr helßelein weiß, ihr adeliches haar,
vmbfahe für mich ihren rotten mund
vnd trückhs, o, wo ihre brüstlein rund.

8. Fahr hin, du edle morgenröth, [68]
zu dir al mein vertrawen steht,
fahr hin, fahr hin, mehr bitt ich nicht,
allein fahr vnd nim mich mit.

hds. entdenckhen. — *besser:* solt ir.

Höre an, menschliche creatur, | ein vnerforschlichs miracul . . . *8 str.*
71.

Wan ich hertzlieb thue gedenckhen, | mein hertz, dz thut sich krenckhen ...
s. 72 fg.

n schwerer lieb bren ich | vnnd muß verzagen ... *10 str. auf s. 74—76.*

23.

tlich mein blüende zeitt
en muoß,
ein hertz in großer pein
verdruoß,
ie lenger ie mehr,
vnd schmertzen.

ich nit werden kan
mmermehr,
llein der alte man,
ich sehr,
gott, schickh nur den todt,
t abfordern.

bey jung vnd alt bey alt
eben recht,
in meinem gewalt,
schen mecht,
n greiß, vn alles geheiß,
gen geben.

en vnd klagen bringt große pein
iges hertz
infort dz leben mein
verletzt,
kan, deß alten man
dig werden.

5. Es wer nun aber die rechte zeit,
sag ich auß hertzengrund,
welches mir geb ergötzligkeit
jetz zue diser stundt,
dan ich mit lust an meine brust
hertzlich mir thue winschen.

6. Ach, wie ist mir in schwere pein
ietz zu dißer zeit,
weil mir dz nit werden kan,
was mir im hertzen leith,
welches mein leid in gefährligkeüt
leüchtlich mecht verkehren.

7. Bey mir kein frewdt ich spüren kan,
noch habe [ich] gedult,
daß macht allein der alte man,
der mich vnuerschuld
quellet sehr, ie lenger ie mehr,
wehe der pein vnd schmertzen.

8. Ach todt, wo bleibestu doch so lang,
kom du doch hieher,
nim den alten vnd mach in kranckh,
dz ist mein begehr,
füehr in forth an sein ordt,
ein junger ist mir lieber.

hds. seinem.
rius Lustig nr. 160 und Fl. bl. aus 1639 (Meusebach-Hayn s. 13);
ffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder II, 132 nr. 326 (5 strophen;
neere str. 4. 6. 7).

24.

[79] 1. Groß noth vnd angst leid ich ietzund,
kein wortt kan reden mehr mein mund,
weil ich von meinem liebelein
muoß gscheiden vnd beraubet sein.

2. Eurialus, sag ich für wahr,
werdt komen offt in groß gefahr,
Lucretia bracht mich in noth,
zuletzt auch schier in bittern todt.

3. Dannoch ist diser alles klein
gegen der ohnaussprechliche pein,
so ich in meinem hertzen trag,
vor schmertzen nimmer leben mag.

4. Bin ich hie oder anderst wo,
dein geist mir stettigs lauffet nach,
thut mir auf meinem fuoß nachschleichen,
ich kan im gewißlich nit entweichen.

5. Wan ich deß nachts lig in der rueh
vnd thue mein schläfferige äuglein zue,
so thustu dannoch bey mir stehen
vnd machst, dz ich nit schlaffen kan.

[80] 6. Wan ich wider vfstehen thuo,
so hab ich gwißlich wenig rueh,
ach liebelein, ach mein trewes hertz,
waß leid ich deinethalben für schmertz.

7. In summa, wo ich gehe hin,
ligstu mir stettigs in dem sinn,
dz macht allein dein trewes hertz,
dz ich muß leiden solchen schmertz.

8. Wie manchen drenen thust mir außpreßen,
wie kan ich imer dein vergeßen,
solt ich nit heylen vnd nit weinen,
mein hertz dz müeste sein von steinen.

9. Nun leid ich solches mit gedult,
dieweil ich spür der liebe huld
von dir, mein liebsten hertzelein,
köndt ich nur stettigs bey dir sein.

10. Wann ich mein leib vnd auch mein leben
vor dich solt in den todt dargeben,
wie lieb wers mir, wans gott nur wolt,
dz ich heüt für dich sterben solt.

11. Ade, mein schatz, lieb du nur mich
von hertzen grund, wie ich lieb dich,
weich ich von dir, weich gott von mir,
ein solchs trews hertz trag ich zue dir.

1, 3 *hds.* liebenlein. — 5, 3 *lies:* stan.

25.

[81] 1. Weil ich ietzund von hier muß,
ist mir, wiß gott, ein schwere buoß,
mein hertz ist schwer vnd kreuckhet sich sehr,
ach gott, mein schmertz vnd vnmuoth wehr.

2. Wie köndt ich doch nun frewlich sein,
wan ich hertzlieb muß von dir sein,
all lust vnd frewdt so lang ich meid,
biß wir zusamen kommen beyd.

3. All mein geblüet verendert sich,
wan ich hertzlieb muß laßen dich,
kein seytenspil mich frewen wil,
dz macht, daß Venus ist souil.

4. Kein mensch auf erden beschreiben kan,
waß für ein sorg ich für dich han,
ach, höchste zier, wie gehet es dir,
so denckh ich immer für vnd für.

5. In summa, woh zwey hertzlein seindt,
die sich lieben ohn falschen schein,
kein größer leid bringt ie die zeit,
dann wan sie von ein ander seindt.

[82] 6. Kein stund vergeht, ja kein minut,
mein hertz an dich gedenckhen thut,
so große begir trag ich zue dir,
kein falsche red, dz glaub du mir.

7. Jedoch bitt ich, trag nur gedult,
halt mich, hertzlieb, in deiner huld,
bleib bstendiglich, daß bitt ich dich,
rowen wirdts weder mich noch dich.

8. Doch hab ich disen besten trost,
der mich auß trawrigkeit erlöst,
kom widerumb, schier spricht sie zu mir,
so denckh ich immer für vnd für.

3, 4 *hds.* deß.

26.

h, trüebe wolckhen, bitters scheiden,
verbirgst den sonnenschein
ingst dardurch in noth vnd leiden
chbetrüebte hertze mein.
in schatz, ich scheide mit schmertz,
h zum pfandt mein getrewes hertz.

h neidigs glückh, kanst dann nit leiden,
we hertzen sein content,
durch dz [83] hochbetrüebtes scheiden
auben ihres contentament.
in schatz, ich scheide mit schmertz,
h zue pfandt mein getrewes hertz.

it seüffzen ich die lufft erfülle
g dem echo meine noth,
kein mittel find, mein klag zu stillen,
biß mich hinnimpt der bitter todt.
ade, mein schatz, ich scheide mit schmertz,
laß euch zue pfandt mein getrewes hertz.

4. Zu sterben ich bin resoluirt,
thue auch dasselb mit höchster frewd,
wan ich nur in ewer gedächtnuß losirt
vnd ihr mein trewes hertz bleibt.
ade, mein schatz, ich scheide mit schmertz,
laß euch zum pfandt mein getrewes hertz.

5. Pittendt, dz glückh wolt mir vergönnen,
daß ich doch nochmals vor mein end,
ewer trewes hertz möge sehen vnd können,
so sterb ich, doch bin vol content.
ade, mein schatz, ich scheide mit schmertz,
laß euch zue pfandt mein getrewes hertz.

27. Amor, dein pfeil fast quelet mich, | bin gantz malat, kein hülff mehr . *10 str. auf s. 84—87.*

28. Weil er vnnß mit Venus flammenbrunst endtzündt, | der klein Cupido mit ist ein kindt . . . *6 str. auf s. 87fg.*

29.

stig will ich sein,
dich gott, hertz-liebelein,
zeuch ich darvon,
t [89] man mir zu lohn,
b ich doch darvon,
fromb ist nun ietzund
in beste reichtumb.

ber daß meer gehet es darvon
e müeh,
spatt oder früe
t fahr ich dahin,
. schon kein gewin,
schöns lieb,
ir mein hertz so gar betrüebt.

3. Wan ich gedenckh,
hertzlieber schatz,
die hinfart dein
wird mir mein hertz sehr krencken,
wer wird dan trösten mich,
wan ich so trawriglich,
schöns lieb, muß meiden dich.

4. Ade zu guetter nacht,
scheiden hat mir baldt trawren gebracht,
het ich es nit gedacht,
ietzund so muß es sein,
bewahr dich gott allein,
mit lüst vnd früst
ich mich auf dise reiße rüst.

3, 4 *hds.* krenckt.

30.

arbarisch seindt deine thaten,
kleines kindt,
tu mich verrathen,
h gemacht so blindt,
allein thue lieben,
r nit werden kan,
stu mich betrüeben,
ht mein jammer an.

2. Allß ich offtmals gedenckhe
an deine tyrranei,
thustu mein hertz sehr krenckhen,
machst alten schmertzen new,
ir, götter, hört mein klagen
vnd nimpt daß wol in acht,
wie hart man mich thuet plagen
allein durch Venus macht.

3. Recht göttlich ist ihr wesen,
die mich sehr krenckhet hartt,
Cupito, thue geneßen
mein hertz, nim es in acht;
laß dir Cupito machen
ein pfeil von gleichem stahl,
das die sehr schwere sachen
ein endt nemmen einmahl.

[91] 4. Betracht Amor mein leiden,
dz junge leben mein
vergeht gantz vngescheiden
vnd kan nit anderst sein;
in trawren thue ich leben
alhie in diser welt,
thue mich auch darein ergeben,
weils gott also gefelt.

5. Allein tröst ich mich deßen,
sonst wer ich schon im grab,
du wilt mein nit vergeßen,
wie trewlich ich dich lieb hab,
du wirst michs laßen genießen
vnd lohnen meinen dienst,
es solle mich nit verdrießen,
wie seltzam er gleich ist.

6. Reiß doch aus meinem hertzen
dein vergifften pfeil,
lindere du mir mein schmertzen,
trif sie in gleicher eyll,
so wirstu mich erretten
auß aller meiner gefahr,
auß allen meinen nöthen,
sonsten stehe ich in gefahr.

7. Ade, ade, vor schmertzen [9
ich nimer singen kan,
dan mein trawriges hertze
ist gantz gezindet an,
diß liedlein thue ich schenckhen
der hertzallerliebsten mein
vnd gib ihr zu gedenckhen,
wie mir offtmals muß sein.

Akrostichon: Barbara.

31.

1. O, ihr holdseelige äuglin,
waß hab ich eüch gethon,
daß ihr mich thuet berauben
deß aller best, ich hon.

2. Ach, wer ich blindt geboren,
thet euch gesehen nit,
so hett ich nit verlohren
mein gesicht vnd frewliches gemüth.

3. Ewer augen, die seindt stralle,
schießen ein schmertzliches fewr,
sie liebet mir im hertze,
darumb zall ichs so tewr.

4. Ewre augen, die seindt botten, [9
die man schickt auß nach lieb,
dan sie einmahl gerathen,
findt man nicht eher dieb.

5. Ach, soll ich aber wenden
meine augen von euch ab,
ewer angesicht entfliehen,
weil ich deß leben hab?

1, 1 *hds.* holtzseelige. — 2, 2 *hds.* auch . . . mit.

32.

1. Habt angericht jamer vnnd noth,
seyt schuldig an meim todt,
seyt schuldig an meim jungen leben,
dz ich mich muoß ins ellend geben,
dz waiß der liebe gott.

2. Ewer herz eyßen thuet sein,
[94] darzue von hartem stein,
wolt gott, dz ir mein ellend wist,
ehe dz der todt mein herz zerbricht,
so kem ich ab der pein.

3. Habt euch so hoch verpflicht,
mich zu uerlaßen nicht,
wolt mir beystehn biß an mein end
vnnd ganz nit sein von mir zertrent,
o wehe, dz halt ir nicht.

4. Khein zung aussprechen mag,
wie ir an jhenem tag
müest rechenschafft geben vorm jüngsten gericht,
o wehe, dz denckht ir warlich nicht,
ach gott, der großen clag.

5] 5. Mein herz ist mir verwundt,
wolt, dz ich sterben kundt,
wünsch meiner seel offtmal den todt,
ach, grüeß euch gott schöns mündlein rott
jez vnnd zue aller stundt.

6. Wann man mich legt ins grab,
komb ich der marter ab,
im grab wolt ich vihl lieber ligen,
dann dz ich euch vmbsonst solt lieben
vnnd bey euch sein schabab.

7. Will bschließen meinen muoth,
wies turteltäublein thuot,
will nemmen ein frölichen syn
vnnd [96] fahren mit ins ellend hin, [96]
verlaß mein höchstes guoth.

1,5 *hds.* waist.

33. Ich lieb, wo ich nur thue hingehen, | pfleg aber zu changieren geschwindt... *5 str. auf s. 96—98.*

34. Ein Caualirer, so recht thuet lieben, | den mag khein vnglückh betrüeben... *8 str. auf s. 99—103.*

35. Pein, angst vnd große schmertz | mich quelen, betrüebten, ängsten sehr mein hertz... *5 str. auf s. 103—105.*

36. Amoris hoffhaltung: Amor, dz schnöde kind, | ist bey mir eingezogen... *4 str. auf s. 105—107.*

37. (Fragment).

8] 1. Soll ich nicht klagen vber dich,
das du so trostloß last mich,
du weist, das ich mit hertz vnd sin
dir biß in den todt ergeben bin.

2. Ich ruffe dich an, mein aufendhalt,
durch berg vnd thal in dißen waldt,
erbarm dich des klagens mein,
aber du thust vnbarmherzig sein.

38. Weiberlied.

0] 1. Es ist ein thierlein auf der welt,
hält sich gar gern zun weibern,
wie wohl es ihnen nicht gefellt,
khans doch khein mensch vertreiben;
es beißt vnd sticht vnd hülfft doch nicht,
wann man sich schon thuet reiben,
es ist ein floh, des sein nit froh
die jungen vnd allte weiben.
ein floh, ein floh, ein floh,
er beist vnd sticht, er zwickht vnd bickht,
er stupfft vnd hupfft, er kreücht vnd weicht,
er kitzelt vnd bitzelt, er krabelt vnd zabelt,
die mägdlein vnd die weiber
nit sicher vor ihm bleiben.

] 2. Die weiber haben große pein
von flöhen vber dmaßen,
bey ihnen findt man groß vnd klein,
khein rhuo sie ihnen laßen,
im hembd vnd klaid thuns ihnen laid,
im hauß vnd auf der gaßen,
im beltz vnd rockh sitzt mancher schockh
vnd plagens auf der straßen.
ein floh, ein floh, ein floh etc.

3. Wan dweiber in die kürchen gehn [112]
oder zur gastung wöllen,
so thun sie vor für's fenster stehn
vnd fangen manchen gsellen,
mit großem fleiß auf manche weiß
den flöhen sie nachstellen
vnd wann sies dann erhaschet han,
so thun sies waidlich knellen.
ein floh, ein floh, ein floh etc.

3. Vnd wann sie wöllen schlaffen gehn,
für's licht sie stehn von stunden,
die flöh zue suchen hebens an [113]
vnd fischen oben vnd vnden,
sie suchen auß wol nach der pauß
all falten vnd all schrunden,
so lang biß sie mit großer müehe
die flöh haben gefunden.
ein floh, ein floh, ein floh etc.

Zuerst 1618 in Erasmus Widmanns Neuer musicalischer kurtzweil als nr. VIII; danach bei Hoffmann von Fallersleben II, 227 nr. 375. — Auch im liederquodlibet „Newer Grillen Schwarm“ 1620 verwendet (Hoffmann v. F., Weim. Jb. III [1855], 132 nr. 63).

[118]

II. Theil.

39. Der Königin Christinae in Schweden einzug zue Rom.

Im thon: Vom himmel hoch, da komb ich her.

1. Von niderland, da komb ich her,
gar vihl bring ich der newen mehr,
der newen mehr bring ich so vihl,
davon ich singen vnd sagen will.

2. Es hat die schwedin hochgeboren
das Lutherthumb in grund verschworen,
deß pabsts lehr dunckhet sie so fein,
daß sie auch will guet päbstisch sein.

3. Sie hält den pabst für ihren gott,
der würdt sie füehren auß aller noth,
er würdt ihr heylandt selber sein,
in die engelburg auch nemmen ein.

[119] 4. Der pabst bringt ihr vihl herrligkeit,
will sie nicht laßen in lieb vnd leid
vnnd soll in seinem himmelreich
mit ihm thun leben ewiglich.

5. So merckhet nun das zeichen recht,
den chrysam an der stirnen schlecht,
der lutherischen ketzerey
ist sie dardurch gantz worden frey.

6. Deß last vnß pabstler frölich sein
vnd drauff gehn zum küehlen wein,
dieweil des pabstes kürch sich nehrt
vnd ihm ein liebes kind verehrt.

7. Merckh auf mein hertz vnd sich dorthin,
wer hat ein solchen munder[n] syn,
wer legt sich zue pabst essel nein?
es mag wohl die Christina sein.

8. Biß willkommen, du edler gast,
das pabstumb nicht verschmähet hast
vnd kombst vom lutherthumb zu mir,
wie soll ich immer danckhen dir.

9. Was ist das für ein wunderding, [120]
deß Luthers lehr haltst so gering,
die doch dein vatter allezeit
verfochten hat mit krieg vnnd streit.

10. Wer dz welschland vihlmahl so weit,
mit gold vnd edelgstein bereit,
so wers dem pabst doch vihl zu gring,
wanns Luthers lehr im schwange ging.

11. Mit samet vnd seiden rein
beklaidet er seins glaubens schein,
macht sie zue götzendiener gleich
vnd das soll sein ihr himmelreich.

12. Dir pabst es durchauß wohlgefält,
wann mann die warheit nur verhält,
wie aller welt macht, ehr vnd guet
für gott nichts gült, nichts hülfft, noch thuet.

13. Christina, liebes schwesterlein,
mach dir ein rein sanffts bethelein,
zu ruhen ins pabst hertzensschrein,
daß er nimmer vergesse dein.

14. Davon er allzeit frölich sey, [121]
so offt ein freßfest komp herbey,
zue singen mit Christina schon
mit hertzens lust der schweden thon.

15. Lob, ehr sey gott im höchsten thron,
der vnß schenckht seinen einigen sohn
vnd seine kürch doch noch erhält,
wann schon ein königin abfält.

10, 4 *hds.* schwäge.

Christina von Schweden (1626—1689) kam von Holland über Tirol, wo sie zu Innsbruck öffentlich zum katholischen glauben übertrat (3. november 1655), am 19. december 1655 nach Rom, wo sie von papst Alexander VII., der ihr zu ehren eine reihe von festlichkeiten gab, königlich empfangen wurde. Unser lied spiegelt die erste zeit ihres römischen aufenthaltes wider, über den man besonders W. H. Grauert, Christina, königin von Schweden und ihr hof. II (Bonn 1842) 86 fgg.; 95 fgg. vergleiche.

40. Venus vnd ihr kleiner sohn | sprachen zu dem Coridon ... *7 str. auf g.*

41.

ort oben auff dem berge,
h ein hohes hauß,
ten alle morgen
öner reitter rauß.
, der heist hanß dölpel,
chel, veit schnitzler,
ı peltz, hanßlin peltz,
pfeiffer, caspar hammer,
kegel, veit tobel,
ueder der hanß fridel
nem langen stiffel;
r lump, pump, pump, pump,
ge redliche leüth
nann weit vnd breitt.

ort oben auff dem berge
en hohen hauß
m alle morgen
öner frawlin raus.
, die heist mist tilga,
graita, küehe barbla,
bella, dut aplo,

blatter anna, schnitzis elßa,
grälla graita, ihr schwester
clarcusta, breitschmusa
mit ihrem grossa buesa,
von der lump, pump, pump, pump,
dieselbige redliche leüth
findet mann weit vnd breitt.

3. Auff disem hohen berge [124]
leben sie wohl vnd fein,
die ein wibt schleyer vnd sergen,
geht mit dem mann zu wein,
die ander kan wohl grasa,
kühe melckha, wohl mista,
rüben graba, wüst kocha,
übel betha, windel wascha,
ayer bacha, vihl fressa,
wohl claffa, nichts schaffa,
kocht suppa im sewhafen.
von der lump, pump, pump, pump,
dieselbige redliche leüth
findet mann weit vnd breitt.

42.

ort oben auf dem berge,
: ein hirschlein jung,
ch dasselbige iagen soll,
dt mein hertz gesundt;
l das iagen nicht vnderlahn,
dasselb würdt gfangen han,
ı jag tag vnd nacht biß mirß,
schöne hirschelein
r würdt gfangen sein.

ls Venus auf ihrm wagen
immel fuhr daher,
.ön vnd herlich ihr strahlen
uff erden hin vnd her;
fer jäger gieng spacieren,
en in sein netz zu führen
chöne hirschelein,
grüener haide sein
walde vberall
en ohne zahl.

3. Als der jäger in wald kommen, [125]
da vihl der hirschlein sein,
bald in seinem sinn vernommen,
wie eins im netze hieng,
das war das schöne hirschelein,
lieblich vnd schön formieret fein,
darauff sich der iäger spitzt
vnd in seinem sinne sitzt,
ô, du zartes hirschelein,
du must gefangen sein.

4. Ach, wie gar sehr betrübet
war doch das hirschelein,
als es sah, das sein zarter leib
so must gefangen sein;
aber der iäger war geschwind
gegen dem hirschlein gar entzündt,
dz ers muste nemme[n] bald,
mit sich füehren aus dem wald
vnd lassen ohn falschen schein
sein liebstes hirschlein sein.

3, 3 *hds.* vernemmen.
Hilarius Lustig nr. 37 (Meusebach-Hayn s. 11).

43. Im thon: Wohl dem, der seine tage. — **Liebster nachbar, komm herfür, hör von mir, | meine schmertzen klag ich dir . . .** *14 str. auf s. 125—128.*

44. **Es war einmahl ein jungckfraw zart, | es trägt an ihrem beüchlein so hart . . .** *8 str. auf s. 128 fg. — Zum stoff vgl. Joh. Bolte zu Martin Montanus Schwankbücher (1899) s. 573 nr. 28 und 652 fgg. nr. XLIX (ein anderes lied auf dieselbe begebenheit).*

45. **Züchtiger jungckfrawl. täglichß wochengebett: das walt gott, sprich ich mit andacht, | herr gott, daß du mich dise nacht . . .** *Auf s. 130—132.*

46.

[133] 1. Ich stundt heimlich an einem orth,
ich höret so gar klägliche wort
von einem zarten jungfrawlein,
wie sie ein große klag führet ein.

2. Sie sprach, ich armes jungfrawlein,
das ich so lang muß schlaffen allein,
ohn einen mann mein jugendt werth
zubringen muß, ach der beschwerdt.

3. Es vergeht kein nacht, ich gedenckh daran
vnd trachte stets nach einem mann,
wie ich einen bekommen möcht,
der mir vihl frewd, vihl kurtzweil brächt.

4. Ich lig offt in einem schlaff gar tieff,
mir traumet, wie mir einer rieff
vnd begehre mich zu einem weib,
des frewet sich sehr mein stoltzer leib.

5. Wann ich dann von dem schlaff erwach,
so sich ich, das mir fählt die sach
vnd befindt mich noch gantz allein,
das bringt meinem hertzenn schwere pein.

[134] 6. Ach Venus, edle göttin werth,
hab mitleiden mit meiner beschwerdt,
commandir Cupido in eil,
das er mich schieß mit seinem pfeil.

7. Ich schickh doch vor andern allen,
ob ich den gesellen möcht gefallen,
aber ich sich zu diser frist,
das all mein müh vergebens ist.

8. So bin ich auch gebrüstet wol,
wie ein jungfraw gerüst sein soll,
bin weder zu frech noch zu still,
doch find ich keinen, der mich will.

9. Ich hab ein rothes mündelein,
meine füß weiß wie helffenbein,
meine brüstlein seyndt hardt vnnd wol gformiert,
mein gantzer leib ist wol geziert.

10. Zum tantzen bin ich abgericht,
gar schön sing ich all gedicht,
iedoch kann ich bekommen kein mann,
weiß nicht, wie ichs muß greiffen an.

11. Ich wölt mich schickhen zu allen sachen
vnd meinen mann gantz lustig machen.
auffs haußhalten mich wohl verstund,
wann ich nur ein mann bekommen kundt.

12. Wem nutzen meine brüstelein, [135]
wann sie schon weis vnd zart thuen seyn
vnd meine braune äuglein klar,
wan ich leb wie ein closterfraw.

13. Wozu nutzt mich mein rother mund,
wann ich hab kein fröliche stund
mit einem jüngling in der lieb
vnd ein küßlein umbs ander gib.

14. Ich hab ein adelichen gang,
mein haar seyndt goldgelb vnd lang,
meine leffzen roth wie corall,
wie kompts doch, das ich keim gefall.

15. Es ist doch nie kein weib so alt
vnd auch kein magd so vngestalt,
die nicht ihrs geleichen bekommen kan
vnd meiner nimbt sich niemandt an.

16. Ihr junggsellen, am jüngsten tag
will ich füehren ein große klag,
das ihr so verächtlich thut seyn
vnd sich keiner will erbarmen mein.

17. Doch will ich es befehlen gott,
der würdt ansehen mein große noth,
villeicht ist mir von ihm beschehrt,
eh das ich stirb, ein jüngling werth.

[36] 18. Eh ich will sterben ohn einen mann,
will eh se[l]bst einen sprechen an,
er sey krumb, lahm, stumm oder blind,
ich muß ein haben, wo ich ihn find.

19. Wann ich gar kein bekommen kan,
so zeüch ich mit einem soldaten darvon
vnd solt ich den packh tragen zu feld
vnd alle nacht schlaffen im zelt.

20. Als ich die wort von ihr verstund,
das lachen ich nicht mehr halten kundt,
daß sich die jungckfrawen schämen sehr,
gieng da darvon vnd redt nich[t] mehr.

47. Relation, relation | von Fillis und von Coridon . . . *6 str. auf s. 136 fg. — Zuerst in den Waldliederlein des Joh. Herm. Schein 1626; Hilarius Lustig nr. 182 (Meusebach-Hayn s. 20).*

48.

[38] 1. Es gieng guet fischer auß,
eß gieng guet fischer auß,
wolt fischen auf der brückhen,
wolt anglen mit der muckhen,
daß er komm wider nach hauß.

2. Da kam ein loser bue
vnd sah dem fischer zue,
wolt ihm ein bossen reissen,
thät ihm in lägel scheissen
vnd macht ihn wider zue.

3. Vnd da dz fischen war auß
vnd da dz fischen war auß,
sein lägel nam er hinder sich,
sein lägel nam er über sich
vnd ging damit nach hauß.

4. Jederman in fragen thet,
waß er gefangen hät;
er sprach, ich hab guet bachen fisch
vnd alles, was ich hab erwischt,
darzue kein bösen gräth.

5. Vnd da er kam nach hauß,
sein lägel lert er auß,
daß vnter kehrt er über sich,
daß ober kehrt er vnder sich,
da fiel der dreckh herauß.

6. Das dich potz schlapperment,
het mich das fischen blendt,
hab gemeint, ich hab gut bachen fisch,
hab ich darfür ein dreckh erwischt,
darzu zwo beschissen händ.

4, 5 *hds.* grath. — 6, 2 *hds.* blindt.

49. Es gieng ein schäffer vndern bäumen | vnd lägte sich in schatten hin . . . *9 str. auf s. 138—140. — Hilarius Lustig nr. 5 (Meusebach-Hayn s. 13). Clodius s. 30 nr. 25 (Niessen, Vierteljahrsschr. f. musikw. VII, 638).*

50. Luch doch, wie der hänßlen dorten | mit des schulteß graite koßt . . . *3 str. auf s. 141. — Hilarius Lustig nr. 147 (Meusebach-Hayn s. 20).*

51. Sag mir her, du wackher mägdelein, | wie komm in dein vatters hauß . . . *15 str. auf s. 142—144. — Vgl. L. Uhland II, 678 fg. nr. 258 (nach Melchior Franck 1621); Erk-Böhme, Deutscher liederhort II (1893), 281 fgg. nr. 460*[a b] *(mit weiterer lit.).*

52. Jungfraw, wie ich vermeine, | so habt ihr gar ein kleine . . . *9 str. auf s. 145 fg.*

53. Phillis saß auf einem bödgen, | Coridon pfiff auf dem flädgen . . . *9 str. auf s. 147—149. — Venusgärtlein 1656 s. 119 fgg. (ed. Waldberg s. 85 fgg.); verfasser ist Gabriel Voigtländer 1650 (Waldberg s. XXVIII. nr. 59).*

Register der anfänge.

Verzeichnis der töne.

WIEN. R. K. BLÜMML.

HELMBRECHT UND SEINE HAUBE.

Unzweifelhaft ist man in der unmittelbaren biographischen ausnutzung dichterischer angaben früher viel zu weit gegangen; die gefahren eines solchen verfahrens habe ich selbst (im Goethejahrbuch 1907) zu illustrieren versucht, indem ich zur probe ein leben Goethes „aus den quellen“ skizzierte. Aber noch allgemeiner muss die frage aufgeworfen werden, wie weit die litteratur eines bestimmten zeitalters als spiegel ihrer kultur betrachtet werden darf (Archiv f. kulturgesch. III, 2, s. 239, vgl. O. Schrader, Sprachvergleichung und urgeschichte, 3. aufl. s. 215). Die homerischen gedichte sind ja auch für diese frage das grosse paradigma; zumal an den waffen hat man die bedenklichkeit der kulturhistorisch wichtigsten angaben und schilderungen festgestellt. Verkehrt doch nach Goethes wort alle poesie in anachronismen!

Es war also berechtigt und notwendig, dass eine reaction gegen jene directe ausmünzung dichterischer angaben folgte. Sie ist vorzugsweise von Schönbach eingeleitet worden und hieng mit seiner erneuten prüfung dichterischer eigentumsfragen eng zusammen: wie vor ihm besonders Kelle, neigt er dazu, die originalität der altdeutschen dichter recht gering einzuschätzen und mehr tradition als erfindung anzunehmen. Aber nun ist allmählich diese richtung nicht nur sehr weit getrieben worden, sondern dadurch auch oft in selbstverneinung umgeschlagen. Denn indem man von allen quellen, aus denen die dichterische kunst gespeist werden kann, die wichtigste fast ganz verschloss: die darstellung der wirklichkeit, gelangte man aus lauter furcht, die selbständigkeit unserer alten meister zu überschätzen, dazu, ihnen die unwahrscheinlichste erfindungskraft zuzutrauen. Wenn man einem prediger wie Berthold, einem erbaulichen dichter wie Ezzo fast alle originalität raubt, so könnte immer noch in ihrer übersetzungs- und anpassungskunst ein bedeutendes talent stecken, wenn auch nicht mehr, als man der zeit zumuten darf. Nun aber bestreiten kritiker von solcher bedeutung wie Braune und Panzer für den Meier Helmbrecht fast alle reelle grundlage: im wesentlichen aus Neidhart soll er eine freierfundene fabel herausgesponnen haben. Und Seemüller (in den Untersuchungen und quellen J. Kelle dargebracht) sieht widerum in Neidharts dichtung sehr wenig abspiegelung wirklicher verhältnisse: das meiste fasst er als stilistische kunst, als freie umbildung herkömmlicher typen auf.

So hat die scheu, den dichtern eine originelle erfassung des wirklichen lebens zu glauben, zu der neigung geführt, ihnen eine rein von buch zu buch schwebende artistenkunst zuzuschreiben; und

diese neigung widerum hat das ergebnis, dass man Neidhart von Reuental oder Wernher dem gärtner eine gabe der erfindung an abenteuern und gestalten zutraut, wie sie historisch vor Dante schlechterdings nirgends bezeugt ist! Ja nicht einmal Dante hätte seine gestalten so aus freier hand geformt wie Wernher, wenn er die figur des üppigen jungen bauern, der es den rittern gleich tun will, aus Neidhart genommen und der wirklichkeit nur etwa die bestrafung eines bäuerlichen räubers abgelauscht hätte (Braune, Beitr. 32, 557).

Denn man bedenke doch nur, was der Meier Helmbrecht ausser diesen elementen noch enthält! Ich bin der ansicht, dass Panzer zu weit geht, wenn er (Beitr. 27, 109, vgl. einleitung zu seiner ausgabe, s. XV) sagt, dass der dichter zwei lieder Neidharts (Haupt 27, 15 fg. und 86, 3 fg.) „zeile für zeile“ aufgenommen habe. Zumal in dem sommerlied stimmt doch eigentlich nur das motiv, kaum je der ausdruck; und übereinstimmungen wie Helmbrecht v. 226 *mîn wille mich hinz hove treit* mit Neidhart 27, 23 *dîn muot dich allez von mir treit* sind eben bei dieser gleichheit des motivs kaum zu vermeiden. (Mir kommt eben Deissmanns schönes, auch methodisch wichtiges werk „Licht von osten“ in die hände: man sehe nur s. 223 fg., mit welcher notwendigkeit eine individualität wie der apostel Paulus sich typischer ausdrücke bedient, die wir, handelte es sich um zwei mhd. dichtungen, wahrscheinlich als „entlehnungen“ buchen würden!) Aber gesteht man ihm sogar die völlige aufsaugung dieser beiden gedichte zu und nimmt man ferner eine reihe von anderen stellen (bei Panzer a. a. o. s. 111) als reminiscenzen — was die meisten gewiss auch sind —, wie viel bleibt noch als erfindung übrig! Welch ein genialer einfall wäre das, einen der beliebigen *spenzelære* Neidharts mit der frei erdichteten gestalt des Lemberslint zu gruppieren, die nach einem *riter* begehrende *meit* in Gotelint umzudichten, die ja gar keinen ritter freit, und vor allem die köstliche kontrastfigur des vaters hinzuzuschaffen! Wo ist ein analogon zu solcher gestaltungskraft und vor allem solcher erfindungsgabe in mittelalterlicher dichtung? Auch bei Neidhart nicht, wenn selbst er keine beobachtung, sondern bloss stilisierte phantasie gäbe; höchstens etwa im Mauricius von Craûn, wenn man eben da an freie erfindung glauben dürfte!

Mir scheint die annahme, dass tatsächlich ein junger bauer aus der gegend zwischen Hohenstein und Haldenberg (denn an der ursprünglichkeit der lokalisierung in A kann man nach Panzer, einl. s. VI; Beitr. 27, 90 fg. nicht füglich mehr zweifeln) ungefähr diese abenteuer erlebt habe, viel einfacher und natürlicher; und nichts scheint

sie mir zu widerlegen — auch Braunes scharfsinnige prüfung der berühmten haube (Beitr. 32, 555) nicht. Erst recht aber nicht die betrachtung, wie genau Helmbrecht der junge zu den üppigen bauern Neidharts passt. Denn sie erklärt sich doch mindestens so einfach wie durch die annahme rein litterarischer nachbildung durch die gemeinsamer abbildung des realen lebens! Neidhart und Wernher kannten dieselben bauern derselben epoche, und der sog. Seifrit Helbling hat sie auch noch gekannt. Der typus war vorhanden, wie der des Werther vor Jerusalems selbstmord; und nun kam ein dichter, der die schon skizzierte gestalt zu voller lebenswahrheit, zu vollem relief ausarbeitete — unzweifelhaft von Neidhart beeinflusst wie Goethe von Rousseau —, aber doch wohl auch von neuen aufregenden tatsachen wie der dichter des „Werther“ von jenem ausgang eines ihm persönlich bekannten mannes.

Die sache läge ja ganz sicher, wenn man Wernhers versicherung trauen dürfte, er habe die sache mit eigenen augen gesehen (v. 8). Hiergegen hat Panzer (Beitr. 27, 89) eingewandt, streng genommen widerspreche schon v. 1638: *der sage ez der es sæhe.* Das kann ich nicht gelten lassen: wer versichert, augenzeuge einer geschichte zu sein, übernimmt noch nicht die verpflichtung, alle figuren auf schritt und tritt begleitet zu haben, wie Spitteler in seiner erzählung „Konrad der leutnant“ es einmal ganz ausnahmsweise tun will. Wie sollte der berichterstatter auch gerade zugegen gewesen sein, als man Gotelint fand? wozu noch die euphemistische absicht der stelle kommt.

Diese betrachtung würde auch gegen Panzers weiteres argument kraft haben: da beträchtliche und nicht unwichtige stücke der erzählung unserem dichter durch directe litterarische entlehnung zugekommen seien, hätten wir die gewissheit, dass zum mindesten nicht alles im gedicht historisches geschehniss sein kann. Der dichter könnte, was er nicht genau wusste, nach litterarischen quellen ergänzt haben. Tatsächlich aber dienen die stellen aus Neidhart nur dem ausdruck, dem ausmalen der situation, sie könnten alle — selbst die von der haube! — auf dem älteren dichter beruhen und die geschehnisse könnten deshalb doch so historisch sein wie etwa die in phrasen aus antiken historikern von dem andern Neidhart dargestellten taten unserer fürsten.

Auch würde ich die möglichkeit von interpolationen nicht so unbedingt ablehnen wie Panzer (Beitr. 27, 99). Ist der schluss zwingend, dass A die verse hinzugedichtet haben müsste, die in der vorlage fehlen? Panzer hält ja selbst (s. 92) zwischenstufen für denkbar, und diese könnten den interpolatoren gehören. Zwar die von ihm so

fein ausgesonderten verse (v. 20—130) scheint Braune (32, 559) für einen zusatz des dichters selbst zu halten; aber immerhin würden auch sie die möglichkeit von erweiterungen beweisen.

Einen zwingenden grund, an der aussage Wernhers zu zweifeln, sehe ich also nicht. Panzer bestreitet (Einl. s. XI) auch seinen geistlichen stand — auch dies, wie mir scheint, nicht unumstösslich. Sollte ein dichter sich in die seele eines alten bauern nicht so weit hereinversetzen können, um ihn sprechen zu lassen, er gebe keinem pfaffen mehr als ihm zukommt? wobei ich mit der etwaigen authenticität der äusserung gar nicht rechnen will. Und ein ausfall auf die nonnen wäre schliesslich auch in geistlichem mund nicht so undenkbar (und erst recht nicht der spott auf die bigotte alte, v. 124fg.); aber dass v. 113—116 in B fehlen, gibt trotz Panzers erklärung von A aus (27, 100) doch zu denken. Solche moralischen einreden des dichters sind nicht ganz in seinem stil und der text fliesst in B besser: ich möchte hier doch eine interpolation annehmen. — Wäre der dichter geistlicher — und wir werden noch eine spur finden, die dahinweisen könnte —, so wäre es recht wahrscheinlich, dass er als klostergärtner und terminant Helmbrechts schicksal gesehen, d. h. miterlebt hätte. Aber ein fahrender (Einl. s. XII) könnte das auch; nur schwerlich einer, der (nach Panzer a. a. o.) an den höfen des adels seine kunst übte. Ist aber der 'strafprediger, der den adel von heute schilt, dort wirklich so viel wahrscheinlicher als der bauernspötter Neidhart unter den bauern?

Widersprüche schätzt man heut nicht mehr so hoch ein wie früher. Dass der alte Helmbrecht plötzlich (v. 1715—20, vgl. Panzer 27, 100) bei hof gedient haben soll, würde gegen seine historische existenz noch nichts beweisen, wenn man selbst hier nicht ebenfalls eine interpolation annimmt: einem leser (oder dem dichter selbst) könnten bedenken gekommen sein, woher der alte bauer eigentlich die höfischen sitten so genau kennt, und er hätte die ungeschickte motivierung eingeschoben wie Goethe in Schillers Lager die verse:

> Ein hauptmann, den ein andrer erstach,
> Liess mir ein paar glückliche würfel nach.

Zieht doch auch Braune aus dichterischen „unstimmigkeiten" keinen andern schluss, als dass der dichter sein werk selbst erweitert habe.

Dennoch will ich die versicherung Wernhers, er habe die geschichte mit angesehen, nicht höher bewerten als die bekannten quellenangaben vieler mhd. dichter. Wenn er nichts selbst miterlebt hat, kann er immer noch einen wirklichen roman in verse gebracht haben.

Gewiss mit anlehnung an Neidhart und auch, wie Panzer (33, 391 fg.) so hübsch gezeigt hat, mit einflechtung von anekdoten, die längst umliefen; aber wer hat je gedacht, dass die begegnungen zwischen vater und sohn auf actenmässiger grundlage beruhten? Die historische grundlage behaupten wir für die entscheidenden momente: Helmbrechts lossage vom vaterhaus, sein räuberleben, Gotelints schicksal, das ende der räuber; natürlich aber nicht für die reden, die ja sogar antike historiker als freies mittel, stimmung und situation zu veranschaulichen benutzten.

Aber die haube?

Ist sie doch nach Braunes durchaus wahrscheinlicher annahme „die keimzelle der ganzen conception“. Freilich, wie ich glaube, nur in dem sinn, dass sie dem dichter das sinnbild für Helmbrechts hochmut und fall ward, dass an ihr (nach Goethes terminologie) sich ihm der stoff „krystallisierte“; was wider geistlicher art zu operieren entspräche, aber freilich nicht nur solcher, vielmehr auch recht volkstümlicher. Man denke nur etwa an die bedeutung von Frideruns spiegel für Neidhart — mag er nun (wie Seemüller will) überhaupt nur symbolische geltung haben, oder reelle und symbolische.

Aber eben um dieser tiefen bedeutung der kappe willen fällt es uns schwer, sie für ein lediglich litterarisches product zu halten. Man ermesse auch hier den abstand zwischen vorbild und nachahmung! Neidhart erzählt (86, 7 fg.) von Hildemars haube, auf die man kunstvoll vögel gestickt hat; er verwünscht alle, die an dem kunstwerk teil haben und freut sich auf den augenblick, wo man sie ihm zerreissen wird, dass die vögel „wegfliegen“. Diese züge hat Wernher unzweifelhaft benutzt (vgl. Panzer, Beitr. 27, 110); aber was hat er sonst noch alles aus der mütze gemacht! Sie gibt ihm gelegenheit, in der nonne einen typus des allgemeinen sittenverfalls zu zeichnen und noch origineller in Helmbrechts mutter und schwester zärtlich in den hübschen jungen verliebte „weibchen“. Er weiss sie ferner, wie schon erwähnt, symbolisch zu nutzen: was der scherge noch liess, vernichtet der hass der landleute, wie Helmbrechts leben — so seine haube (v. 1879 fg., vgl. Braune 32, 558). Andererseits aber steht die haube doch nicht vereinzelt da: die ganze ausstattung des jungen Meiers (v. 155 fg.) ist in entsprechendem glanz gehalten; man darf über der berühmten kopfbedeckung *warkus*, *hosen* und *spargolzen* nicht vergessen. Gerade hier ruft ja Wernher (v. 217) Neidhart an, was doch wol für sein gutes gewissen spricht; er nimmt eben seinen helden als einen geistesverwandten der bauern Neidharts, aber benutzt er auch *getragenîu kleit*

— er hat doch Hildemar nicht auszuziehen brauchen, um Helmbrecht zu bekleiden!

Und sogar die haube — stammt sie wirklich ganz aus Hildemars nachlass?

Dass *hie ein loc, dort ein flec* von Hildemars locken und seiner haube aufgesetzt sind, ist nicht zu bezweifeln. Aber solche prunkstücke gibt es nicht nur bei dem von Riuwental.

Braune meint (s. 555), dass Alwin Schultz (Höf. leben 1, 241) Helmbrechts haube allzu vertrauensvoll in die wirklichkeit übersetze. Indessen, dass sie möglich war, zeigt doch vielleicht gegen seinen widerspruch Panzers zeichnung (Beitr. 27, 105). Manche gestickte stola trägt auf engem raum bilder von vergleichbarem umfang; nur muss man freilich des dichters paraphrase nicht mit allen einzelheiten in die nadeltechnik übersetzen wollen. Aber *die nôtgestalden viere* könnten wol im stil der teppiche von Bayeux (Schultz a. a. o. s. 153) auf einem engen feld, etwa in der grösse von kartenkönigen, raum finden; wie denn Alwin Schulz (a. a. o.) mehr dergleichen wunder der stickerei aus museen und gedichten anführt. Sicher betont Braune (s. 555) mit vollem recht, dass Wernhers satirisches epos die höfische erzählungspoesie zum hintergrunde habe. In der berühmten räuberhochzeit (v. 1483 fg.) halte ich etwa die schlingreime (v. 1503)

> Nû sul wir Gotelinde
> geben Lemerslinde
> und sulen Lemberslinde
> geben Gotelinde

für eine travestie von Gottfrieds berühmten versen

> ein man, ein wîp, ein wîp, ein man —
> Tristan, Isolt, Isolt, Tristan

und gleich der anfang des gedichtes kann parodistisch aufgefasst werden. Doch sehe ich nicht, wie gerade die aristie der haube so gedeutet werden könnte. Humoristische absicht gestehe ich für sie sicherlich zu: der dichter verspottet die prunksucht der bauern in übertreibender weise, wie es etwa Musculus in seinem „Hosenteufel“ bei der schilderung der pluderhosen treibt: was die wirklichkeit andeutet, wächst in der beschreibung zu „grotesker phantasie“ (Braune a. a. o.) aus. Wenn der brave hofprediger erklärt: „dass jetzund der junge leut schier mit ihren hosen allein das geld aus dem lande brengen, das ein junger rotzlöffel mehr ein jar zu hosen muss haben, als sein grossvater für all seine kleidung“, so werden wir das gewiss nicht wörtlich nehmen; aber dass der unfug der pluderhosen tatsächlich bestand und in bedenklichem umfang bestand, das dürfen wir doch gerade aus solchen über-

bungen herauslesen! Oder wenn ein moderner ehemann klagt, die
ıen trügen auf dem hut ganze gemüsebeete — ist das nur groteske
ıntasie oder nicht vielmehr hyperbolische wirklichkeitsabspiegelung?

Dass nun aber wirklich die hauben der bauern prunkstücke waren,
ja schon durch Hildemar bezeugt. Sie ahmten eben auch hierin den
us der vornehmen stände nach; wie denn die hauben, wenigstens
bäuerinnen, noch heut in manchen gegenden der kostbarste teil der
ızen tracht sind. Und einmal sind sie das auch bei den männern
vesen: musste ja schon die mitra, eigentlich eine kronenartig ver-
rte haube, dazu reizen. Eine solche prachtmütze ist das hauptstück
ornat des dogen von Venedig. Eine solche prachthaube erhält auch
unserer litteratur ein könig zum geschenk, nämlich Walgunt im
lfdietrich (D. Heldenbuch III, 177, 66fg.) Allerdings wird von ihr nur
z gesprochen; doch immerhin waren an ihr *wunder âne zal* ge-
kt. (Ich bemerke beiläufig, nicht um damit Braunes argumentation
schwächen, dass die dichtung auf die haube nicht zurückkommt;
egen hat W. Hertz es in seiner umdichtung „Wolfdietrichs braut-
rt" aus dem stärkeren modernen gefühl der poetischen concinnität
aus getan:

> das ding sieht aus, ich glaube,
> beinah wie eine narrenhaube,

; der über die schöne Hildegunt aufgeklärte könig wütend aus.)
ür steht aber in der nähe der *wol gezierten hûbe* ein anderes pracht-
·k der stickerei: die tischdecke (a. a. o. str. 60fg.). Auf sie hat in
sem zusammenhang schon Alwin Schultz (a. a. o. s. 153, 2) hin-
riesen. Wie Helmbrechts haube nach Braunes „erster fassung"
itr. 32, 558) oder wie die Hildemars ist das laken mit vögeln voll-
ickt:

> Siteche unde zîsel, droschel und nahtegal,
> daz was an den enden gezieret hin ze tal.
> anderhalp der grîfe und ouch der adelar
> ze vorderst zer gesihte daz man sîn næme war.
>
> Anderhalb der valke alsô er dannen flüge
> und daz gefügele schône vor im hin züge

auf allerdings auch anderes getier folgt.

Gewiss, ein tischtuch ist keine haube; aber müssen wir uns diese
ıt ähnlich verziert denken? Denn Hugdietrich lehrt ja (str. 85) all-
ıein *dar ûf entwerfen beidiu wilt unde zam.*

Solche beschreibungen künstlicher werke liebt ja die volkstümliche
sie; schon deshalb darf man gerade hier schwerlich mit Braune
›die höfischer epik annehmen. Volkstümliche poesie aber hat sie

allzeit geliebt. Und man könnte in ihr ein sehr berühmtes vorbild für Wernher neben der haube Hildemars heranziehen: nämlich den schild des Achilles. Er enthält (Ilias 18, 483 fg.) gerade, was Wernhers schöpfung vor der Neidharts voraus hat: den krieg, und am ende den tanz zur musik, bei dem jüngling und jungfrau wie bei Wernher (v. 95 fg.) in „bunter reihe“ sich an den händen halten. Man könnte sagen: der dichter habe lediglich die antiken kriege in deutsche (oder eingedeutschte) heldensage übersetzt. Dabei könnte Virgils nachahmung (vgl. Heinze, Virgils epische technik s. 391) geholfen haben: zwar nicht die des schildes (Aen. 8, 626 fg.), aber die der bilder im tempel zu Karthago (1, 466 fg.), die wenigstens scenen des troischen krieges (vgl. Helmbr. v. 45 fg.) darstellen. Wäre dieser gang nicht denkbar? Die wolverzierte haube war gegeben — wie ich annehme als historische tatsache; und sie forderte zu einer breiten schilderung heraus nicht bloss durch Neidharts beispiel, sondern weil man wirklich die kopfbedeckung gern künstlich bildete und sich an der schilderung sogar übertreibend freute. (Man vergleiche für die wechselbeziehung zwischen bildender kunst und beschreibung von kunstwerken G. Freytags aufsatz über Otto Ludwig.) So ist z. b. auch der helm Laurins (ed. Müllenhoff-Roediger v. 215 fg.) mit einer krone geschmückt und auf dieser

sungen wol die vogele,
in allen den gebæren,
sam sie lebende wæren.

Da hätte denn der dichter, um die symbolische haube würdig auszustatten, bei gefeierten beschreibungen des altertums eine anleihe gemacht. Seit Edward Schroeder die antike reminiscenz beim wilden Alexander aufgedeckt hat, klingt das nicht mehr so undenkbar wie sonst; aber freilich müsste dann gewiss Wernher der gärtner ein kleriker sein.

Indes, hierauf lege ich wenig gewicht. Und ohne antike irgendwie vermittelte vorbilder konnte der dichter bildercyclen von der art der Runkelsteiner wandgemälde auf die wunderhaube werfen. Denn auch in diesen folgen auf typische heldengruppen kriegsbilder, jagdbilder („*beidiu wilt unde zam*“) die tanzenden: *ie zwischen zwein meiden gie ein knabe der ir hende vie*. Das ist ein fester ikonographischer kanon, der im palazzo Schifanoia zu Ferrara ganz ähnlich gilt wie im schloss Runkelstein und auf urzeitliche vorbilder zurückgeht (Ed. Meyer, Anthropologie s. 211); und Wernher brauchte nur den gedanken auszumalen: „die haube war von höfischen bildern bedeckt“.

Aber ganz sollte man die frage des antiken einflusses nicht ausschliessen. Schon vor jahren habe ich mir zu Iwein v. 65fg. Virgil Aen. 6, 692fg. notiert, ohne leugnen zu wollen, dass eine solche aufteilung auf verschiedene höfische beschäftigungen auch zwei höfischen dichtern unabhängig auffallen kann; was z. b. Laurin (v. 1018 fg.) beweist, ja eigentlich schon der spruch von den Idisen! (Vgl. übrigens für die Virgilstelle Sibourg, Arch. f. rel. wiss. 8, 396.) Für Wernher (v. 45fg.) könnte auch Veldeke (schon v. 160fg.) als vermittler genügen. Jedesfalls wäre es möglich, dass noch in manchem fall sich, wo wir jetzt zwischen zwei mhd. dichtungen unmittelbare beziehungen annehmen, später eine „gemeinsame quelle“ ergibt.

Doch ich lenke von solchen allgemeineren betrachtungen wider zurück zu Helmbrecht und seiner haube. In folgenden sätzen möchte ich meine ergebnisse zusammenfassen:

1. Der geschichte von Meier Helmbrecht liegt ein wirkliches erlebnis zu grunde, das im wesentlichen historisch genau widergegeben ist.

2. Auch die haube des jungen bauern hat in dieser wahren geschichte eine rolle gespielt.

3. Der dichter, wahrscheinlich ein kleriker, kannte die vorgänge überwiegend aus eigener anschauung.

4. Bei seiner darstellung hat er neben moralisierenden betrachtungen auch satirische anspielungen auf die höfische dichtung eingestreut. (Wahrscheinlich schien diese ihm für die bauern, die sie auch kennen lernten, verderblich, wie der Amadis dem Cervantes.)

5. Die schilderung der haube übertreibt deren pracht in satirischer weise, doch auf grund tatsächlicher unterlage und in dem rahmen älterer analoger beschreibungen.

6. Die benutzung Neidharts ist nicht lediglich auf litterarische ursachen zurückzuführen, sondern auch auf die tatsächliche übereinstimmung der geschilderten verhältnisse. Es gab mehr als einen Hildemar:

jâ hât vil daz Marhvelt
solher zügelbrechen.

Helmbrechts haube scheint so vielfachen zerpflückens nicht wert zu sein. Aber es handelt sich eben um methodische fragen von bedeutung. Gewiss sind Panzer und Braune auf gut methodischem wege zu ihren urteilen gekommen. Aber ich hoffe die bedenklichen consequenzen dieser methode gezeigt zu haben: die „antibiographische“ deutung droht antipsychologisch zu werden.

Ich glaube, wir müssen in der interpretation der dichteraussagen wider etwas conservativer werden. Ich möchte an eine analogie aus der geschichtswissenschaft erinnern. Mit durchaus methodischen kriterien hatte man eine unzahl von urkurden für unecht erklärt. Da bewies Ficker, dass eine urkunde echt sein kann trotz falscher ausstellungsangabe; trotzdem im anfang ein bischof als lebend erwähnt, am ende aber sein nachfolger genannt wird; ja trotz der unterschriften verstorbener (R. Rosenmund, Die fortschritte der diplomatik seit Mabillon, s. 86). Die methode corrigierte sich selbst, indem sie immer genauer auf den einzelfall einging. Ich glaube, wenn die geschichte der mhd. litteratur immer sorgfältiger individualisiert, werden auch hier zahlreiche scheinbar unlösliche widersprüche aufgeklärt werden, viel schwerere als die, um derentwillen der lebensvollsten dichtung unserer ersten blütezeit alle kulturhistorische bedeutung abgesprochen werden soll!

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

MISCELLEN.

Eine frage zu Völuspá 5, 1—4.

(*Sól varp sunnan* usw.).

In dem vierten vers dieser vielbehandelten und wie es scheint, immer noch nicht genügend aufgeklärten halbstrophe hat die hs. R *him̄ iodyr* (H *of ioður*). Das fasste man[1] als 'himmelsrosse' (nach früheren Lüning 140), 'himmlische zugtiere' (Lüning 575, Dietrich, Lesebuch, 2. aufl., s. *himiniôdýr*), oder man verstand, mit den alten abschreibern (s. Bugge an der gleich zu citierenden stelle) ,*iôdyr* 'himmlische rosstore' (Dietrich s. *iôðýr*). Dafür hat Bugge in seiner Eddaausgabe von 1867 (Norræn Fornkvæði) s. 1, nach dem vorgang von N. M. Petersen ('*himinjaðar*') und schon von papierhandschriften (s. Bugge 388), die lesung *himinjöður* im sinne von 'himmelsrand' (altn. *jaðarr*, ags. *eodor*) vorgeschlagen und diese vermutung hat solchen anklang gefunden, dass man *himiniodyr* in einigen der neueren wörterbücher gar nicht mehr findet[2] und die neueren erklärungsversuche nur die lesung 'himmelsrand' ins auge fassen[3], von rossen oder toren aber nicht mehr reden.

Weder Petersen (Nordisk mythologi, 1863, s. 72 anm.) noch Bugge geben sich viel mühe, den wert ihrer verbesserung deutlich zu machen. Petersen legt überhaupt

1) Vgl. zur lesung und auffassung die note in Hildebrands 2. auflage.

2) Bei Vigfusson (1874) steht unter *himinjöðurr*: 'This, no doubt, is the correct form, not himin-jó-dýr or himin-jó-dur.' J. Fritzner, Ordbog (1886) hat nur himinjöðurr, ähnlich H. Gering 1896 im Glossar der ausgabe von Hildebrand in der Bibl. d. ält. deutsch. litteratur-denkm. Das wörterbuch von Gering in Zachers handbibl. (1903) verzeichnet *himen-jó-dyrr* und *himen-joþorr*.

3) So im commentar (1903) der ausgabe von Detter und Heinzel, ferner Hoffory, Wadstein, Gebhardt (s. im folgenden). Müllenhoff (s. die im text citierte stelle) nimmt anscheinend an den älteren lesarten und erklärungen keinen principiellen anstoss.

einen wert darauf[1] und Bugge betrachtet sie offenbar als unmittelbar einleuchtend[2]. ch gebe zunächst gern zu — worauf ich hernach zurückkommen werde —, dass die eue lesung *-jöður* gegenüber dem alten *-jódyr* formell etwas bestechendes hat, aber ie eigentliche, die sachliche schwierigkeit der stelle wird dadurch nicht beseitigt. [och immer gelten die 'sarkastischen'[3] worte Müllenhoffs (Deutsche altertums-unde 5 (1883), 91): 'Neuerdings hat man herausgefunden, dass die sonne mit der echten hand am rande des himmels umher langte .... Warum sie überhaupt so antieren muss, hat man bisher uns noch nicht gesagt'. Die erklärung von Hoffory Sitzungsber. d. akad. zu Berlin 1885, 551)[4], der an die nordische mitternachtssonne enkt, hat daran nichts geändert, und es ist schwer zu begreifen, wie ihm Detter nd Heinzel in ihrer ausgabe 2, 13 (1903, ebenso Detter in den Sitzungsberichten der Viener akad. 140 (1899), nr. 5, 15) zustimmen konnten; der ganze sinn und zu-ammenhang der stelle verlangt klärlich, dass von der gewöhnlichen allerweltssonne, icht von einer besonderen sonne und ihren seltsamen erscheinungen die rede ist. Der versuch von Wadstein im Arkiv för nord. filologi 15 (1899), 158 hat zwei unkte richtig gestellt, die ich hernach hervorzuheben habe, aber auch er hat dem usdruck, dass sich die sonne von süden her zur rechten hand 'über den himmels-and' wirft, keinen genügenden sinn unterzulegen vermocht, ganz abgesehen davon, ass die worte *sinni mána* nicht in der weise betont werden können, wie Wadstein vill, so dass sie nämlich den eigentlichen sinn der halbstrophe trügen. Schon die vortstellung an sich scheint mir eine solche auffassung zu widerlegen.

Diese ganze neuere entwicklung der erklärung unserer stelle war mir unbekannt, ls ich neulich zum zweck einer litterarischen vergleichung die weltschöpfung der Völuspá wider einmal nachschlug. Ich las die stelle in den mir zur hand stehenden usgaben von Lüning (1859) und Dietrich (1864), und es schien mir völlig natürlich, ei den 'zugtieren des himmels', um die die sonne 'werfen' sollte, an den tierkreis u denken. Ich übersetzte also ohne viel federlesens folgendermassen:

'Die sonne schwang sich von süden,
die gesellin des mondes,
zur rechten hand
um die himmelstiere',

ind ich glaubte das auch vollständig zu verstehen, denn mir schwebte etwas von der lten und trivialen astronomischen weisheit in gedanken, die ich mir alsbald aus Plinius, Nat. hist. 2 § 32 (cap. 8) zu klarem bewusstsein brachte:

> omnium autem errantium siderum meatus, interque ea solis et lunae, contrarium mundo ['himmelsgewölbe'] agere cursum, id est laevom illo semper in dexteram [von ost nach west] praecipiti.

Und so war ja der gedanke und die ausdrucksweise des nordischen dichters völlig verständlich: durch *sunnan* (man kann wol auch 'im süden' übersetzen) war lie orientierung nach süden für den ausdruck 'rechts' gegeben, und wenn sich nun lie sonne von oder im süden zur rechten hand, in derselben richtung wie das

1) Nach Petersen 71 wäre 'himmelstor' = osten.
2) In Aarbøger for nord. oldk. 1869, 247 gibt Bugge nachweise über *iathur, aður* im älteren dänischen und schwedischen.
3) Hoffory 553, Wadstein (an der gleich zu citierenden stelle).
4) Auch in seinen 'Eddastudien', die mir nicht zu gebote stehen, indessen ein er abdruck zu sein scheinen.

himmelsgewölbe, um die ekliptik schwang, so war das eben die verkehrte welt, die sonne wusste nicht, wo sie ihre säle hatte. Auch durch den zusatz *sinni mána* 'die weggesellin des mondes' war eben darauf hingewiesen, dass von der ekliptik, der jahresbahn der sonne, die rede war und nicht von dem tagbogen, der bahn, die die sonne den tag über am himmel beschreibt; denn die mondbahn fällt ja ungefähr mit der ekliptik zusammen, während die beiden, sonne und mond, im andern sinne nicht leicht gesellen heissen können, da die sonne bei tag, der mond bei nacht fährt[1]. Und sogleich benützte ich diese einsicht, um im gegensatz zu Dietrich die worte *stiörnur þat né vissu, hvar þær staði áttu* aus der strophe hinauszuweisen, während sich *máni þat né vissi, hvat hann megins átti* als der naturgemässe abschluss der strophe präsentierte.

Indessen, trotzdem ich glaubte, den sinn der stelle richtig erfasst zu haben, war mir der ausdruck *himin-iódýr*, für den bei meiner auffassung der sinn 'himmelstiere' wünschenswert war, philologisch nicht recht geheuer, und indem ich mich über ihn unterrichten wollte, kam ich dazu, mir die litteratur unserer stelle vorzuführen. Da lernte ich, dass mir bereits Wadstein (s. s. 431), unter der billigung von Gebhardt (s. note 1 dieser seite), darin vorausgegangen war, *varp* intransitiv zu fassen und *hendi inni hœgri* als adverbialen zusatz[2], nicht, nach der gewöhnlichen construction von *verpa*, als objekt anzusehen. Dagegen konnte ich an meiner gesamtauffassung nicht irre werden, sie schien mir vielmehr einen klaren sinn in die stelle zu bringen, und deshalb habe ich veranlassung genommen, sie hier den germanisten vorzulegen. Dass nun dem dichter dieser strophe eine gewisse gelehrte kenntnis von der ekliptik zugesprochen werden muss, kann mich, bei dem an sich deutlichen wortlaut, nicht weiter stören, doch vermeide ich es, irgendwie folgerungen aus diesem punkt zu ziehen.

Ich habe nun schon vorhin bemerkt (s. 430), dass auch für mich die lesung Bugges etwas bestechendes hat, indem sie die etwas seltsame zusammensetzung 'rosstier' durch eine einfache wendung aus der welt schafft. Auch scheint schon der verfasser des Hrafnagaldr (25, 2) so gelesen zu haben. Und hier knüpfe ich nun meine frage an, die näher zu verfolgen mir nicht meines amtes zu sein scheint: ags. *eodor* bedeutet zunächst 'gehege', 'zaun' und dann 'haus' und diese bedeutung 'gehege', 'einfassung' für *iaðarr* findet sich auch im nordischen[3]; kann nun 'himmelsgehege', 'himmelszaun' ein ausdruck für die ekliptik sein[4]? und können vielleicht auch die *salir*[5] der sonne, das *megin* des mondes und die *staðir* der sterne als astronomische termini technici gefasst werden?

1) Vgl. hierzu A. Gebhardt in den 'Beiträgen' von Paul und Braune 24, 412. Müllenhoffs skrupel bei Hoffory 553 unten. Zur sache: z. b. Firmicus Maternus ed. Kroll 1, 10, 5. 2, 1, 1.

2) Detter (in den Wiener sitzungsber. und in der ausgabe) citiert Lokas. 61.

3) S. Vigfusson und vgl. Detters und Heinzels ausgabe 2, 13 (zu 5, 4). *Eodor* heisst auch 'region, zone'. Beachte altn. *sólar-iaðarr*.

4) Darf man dazu an lat. *circulus* erinnern (Plin. 2 § 30. 32 usw.)?

5) *Οἶκοι* heissen die tierkreisbilder in der griechischen astrologie (Boll, Sphaera 203. 333).

MÜNCHEN. KARL DYROFF.

Beschwörung gegen würmer.

† In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. † Der heilige herre sente Job lag in der stroze, do ôn dy worme und dy made aßen, dry worme wiz, dry grûne, dry rod, dy worme sind alle tod, dy sin gebein brachen, syn fleisch aßin und sin blud sôgin. Daz gebite ich dy worm by rechteme gehorsam und by banne by dem heiligen hern sente Johanne, by alle den heiligen ewangelisten, by myner vrowen sente Marien, by deme heiligen sente Job, by dem heiligen hern sente Jacob, by deme heiligen sente Paule, by deme getruwen hern sende Niclauwese, by dem heiligen gebornen den myn vrowe sancta Maria trûg an ôrme arme. † Nu gebite ich dy worm blutinde by deme heiligen grabe, by deme grûnlichin donrestage[1], by deme heiligen lichname und by der obirsten toyfe. Amen. † Hy buze ich dir aber eyns † hy buze dir myn vrowe sancta Maria amen † des wißen wormes † des swarczen wormes † des grauwin wormis † des grûnen wormis † des horwormes[2] † des qwasen[3] wormis † des bozen wormis † des farnen † der fennen † der lichten † der sûrin † der festiln † des ußeweideningen wormes † des ineweideningen wormes † der sebin und sebinczig sind † des gosterlichen wormis † buze dir got Jhesus Christus unser herre und myn vrowe sancta Maria amen. Dese worme dy sint tod also gewiz, also daz heilige pater noster, waz ist daz got unser herre larte syne iungern uf der erdin amen. † Desyme worme sy also leide zcû desime gebeyne zcû brechine, zcû desime fleische zcû eßine, desime blute zcû sûgene, also deme tuvele waz do myn vrowe sente Maria des heiligen Cristus genas amen. Also leide sy deme worme als deme tuvele waz, do got Jhesus Christus dy helle zcûbrach und ome nam syne macht. Also sy dir worm hute benomen alle din kraft und macht amen. †

Vorstehende beschwörung befindet sich aufgezeichnet am schluss der handschrift M 21[a] (Schwäbisches landrecht) der Kgl. öff. bibliothek zu Dresden von einer hand des ausgehenden 14. oder beginnenden 15. jahrhunderts. Vgl. dazu Grimm, Deutsche mythologie, 4. ausg., bd. III (Berlin 1878), s. 492 fgg. (bes. 500 nr. XXVIII).

1) In der handschr. *donreslage*. 2) Regenwurms. 3) quât böse?

DRESDEN. LUDWIG SCHMIDT.

Zu Zeitschr. 39, 388.

In meiner besprechung von W. Meyers Fragmenta Burana in dieser Zeitschrift 36, 396—408 ist betreffs des dreiteiligen strophenbaus in der mhd. lyrik gesagt: „das französische princip der dreiteiligkeit gelangte zur herrschaft, das der lateinischen lyrik fremd ist" (36, 401). Dieser in seiner sprachlichen abfassung wol leicht misszuverstehende satz ist von B. Lundius in seiner ergebnisreichen abhandlung „Deutsche vagantenlieder in den Carmina Burana" in dieser Zeitschr. 39, 388 dahin aufgefasst worden, dass „die methode des dreiteiligen strophenbaus der lateinischen kunst des 12. und 13. jahrhunderts" fremd gewesen sei. Es ist aber dort vom princip die rede. Gemeint ist: die dreiteiligkeit als princip, als grundgesetz, als eine für das wesen des mittellateinischen strophenbaus charakteristische form, als eine dem poetischen und musikalischen empfinden der lateinischen dichter vorzugsweise entsprechende ausdrucksform, sei der lateinischen lyrik des mittelalters fremd gewesen; nicht als **methode**, in sofern darunter verstanden wird eine bestimmte arbeitsweise, nämlich die anwendung der dreifachen gliederung in gewissen fällen. Bei abfassung

jenes artikels habe ich mir selbst eine reihe von lateinischen liedern mit dreiteiligen strophen angestrichen. Aber diese anwendung der dreiteiligkeit war in der lateinischen dichtung des mittelalters niemals ein grundgesetz gewesen, hingegen in der provenzalischen und altfranzösischen und darauf in der höfischen mittelhochdeutschen lyrik ist sie es von anfang an gewesen und dauernd geblieben.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

LITTERATUR.

Zur neuesten Hebbel-litteratur.

1. Der pantragismus als system der weltanschauung und ästhetik Friedrich Hebbels, dargestellt von **Arno Scheunert.** Beiträge zur ästhetik, herausgegeben von **Theodor Lipps** und **Richard Maria Werner.** VIII. Hamburg und Leipzig, verlag von Leopold Voss 1903. 330 s. 11 m.
2. Die grundlagen der Hebbelschen tragödie von **Franz Zinkernagel.** Berlin, druck und verlag von Georg Reimer 1904. 187 s. 3 m.
3. Die tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem ideengehalt von **Ernst August Georgy.** Leipzig, Eduard Avenarius 1904. 334 s. 3,75 m.

Über keinen deutschen dichter des neunzehnten jahrhunderts wird in unseren tagen soviel geschrieben, wie über den lange ungebührlich vernachlässigten Hebbel. Leider entspricht der innere wert dieser stark anschwellenden litteratur meines erachtens bis jetzt keineswegs ihrem umfang. Hebbels begriff des tragischen und die verleiblichung desselben in seinen dramen sollte nur darstellen, wer den menschen wie den dichter ergründet hat und im denken und fühlen ihm nicht allzu fern steht. Das compendienartige aufzählen der verstreuten reflexionen Hebbels über die einschlägigen fragen fördert wenig. Das nörgeln und mäkeln an einer so geschlossenen persönlichkeit, wie die seinige, die das mass der dinge in sich selbst trägt, in ihrer totalität begriffen, nicht kleinmeisterlich bekrittelt werden darf, ist mindestens unfruchtbar, ihre aburteilung nach einem codex, den sie selbst nicht anerkennen würde, zwecklos. Notwendig ist ferner, dass der beurteiler Hebbels die künstlerische faser in seinem organismus nicht entbehrt. Hebbel ist allerdings denker wie dichter, doch der missversteht ihn, der das dichterische nicht als das ursprüngliche, primäre in ihm erkennt. Die ehrfurcht vor seiner geistigen grösse berechtigt noch nicht zu dem versuch einer grundlegenden und wegzeigenden arbeit über seine auffassung des tragischen. Wen seine tragödien als kunstwerke nicht befriedigen, sollte mit seiner tragischen theorie sich überhaupt nicht befassen, denn sie ist eins mit seinem schaffen. Den oft hervorgehobenen bruch zwischen erkennen und vollbringen bei Hebbel wird nach meiner überzeugung nur der flüchtige betrachter wahrnehmen, nicht, wer sich ihm nahe genug gestellt hat. Freilich genügen die begeisterung für den dichter und das gläubige vertrauen zu seiner menschlichen artung ebensowenig für die ausführung der schwierigen, bis jetzt ungelösten aufgabe. Phrasenhafte bewunderung wird einem Hebbel, der, wie selten ein künstler, sich klar über seine ziele und die zu ihrer erreichung einzuschlagenden wege war, noch weniger gerecht als rein verstandesmässige zerlegung. — Diese einleitenden allgemeinen bemerkungen erklären, warum ich mich den drei büchern gegenüber, die ich aneinander abwägen möchte, im wesentlichen auf einen negativen standpunkt stellen muss. Zu speciellem übergehend, werde ich

gelegenheit haben, diesen standpunkt näher zu begründen, sowie auch andererseits herauszuheben, inwieweit jedes, wenn auch im kerne unzulänglich, trotzdem als eine bereicherung unserer erkenntnis Hebbels zu betrachten ist.

Scheunerts buch ist das anspruchsvollste, aber auch das verfehlteste unter den dreien. Mit grossem fleiss ist aus Hebbels werken, tagebüchern und briefen seine gedankenwelt zusammengesetzt und ihre einheitlichkeit nachgewiesen, die übrigens ernstlich kaum mehr angezweifelt wird. Leider jedoch hat Scheunert als philosoph keine ahnung von der intuition des künstlers, die sich ebenso naturgemäss in die form des aphorismus kleidet, wie das abstrakte denken in die der abhandlung. Er selbst citiert, freilich ohne zu ahnen, dass er sein eigenes verfahren damit verurteilt, auf s. 98 die stelle aus Hebbels Münchener tagebuch, die diesen unterschied hell beleuchtet. Auf s. 327 spricht er, in übereinstimmung mit Alfred Neumann davon, dass Hebbels „system“ intuitiv durch dichterische einbildungskraft erworben sei, ohne, wie es scheint, zu merken, dass in den worten intuitiv und system ein nicht auszugleichender widerspruch liegt. Auf s. 329 wird Hebbel dann wider ein „construierender philosoph“ genannt. Eine naive bestätigung dafür, dass Scheunert seine aufgabe überhaupt nicht lösen konnte, sehe ich unter anderem auch in dem charakteristischen bekenntnis, dass er in den bruckstücken der Hebbelschen doctordissertation für die universität Erlangen, wie sie sein Pariser tagebuch bietet, mehr klarheit erkennt als in seinen übrigen äusserungen (s. 7). Es scheint ihm nicht aufgegangen zu sein, dass das denken eines künstlers, besser seine von dem in seinen werken widergespiegelten weltbilde unzertrennliche lebensanschauung, jedem system abhold ist. Hebbels aphorismen sind erzeugnisse des moments, als solche nur eine seite des objectes blitzartig beleuchtend, der ergänzung nicht nur fähig, sondern geradezu bedürftig, bisweilen nur fragen, die er an sich selbst stellt, keine antworten. Wer dies aus dem auge lässt und „hilfsconstructionen“ anlegt, wo der künstler nicht schematisch genug gewesen ist, karikiert, vielleicht ohne es zu wollen. Dass Hebbel sich in dem hier entworfenen bilde selbst „wiedererkennen“ würde, wie der verfasser in dem vorwort hofft, ist ganz ausgeschlossen.

Trotz dieses grundmangels, aus dem sich die vielen schiefen und entstellenden urteile des buches sämtlich ableiten lassen, ist es nicht ohne verdienst. Als den wertvollsten teil der Scheunertschen untersuchungen betrachte ich den bündigen nachweis, dass Hebbels denken, wenn auch zum teil in die wissenschaftliche terminologie der seine zeit beherrschenden absoluten philosophie gekleidet, trotzdem in seinem gehalte ursprünglich ist. Hegel, der seinen stil während einer bestimmten periode höchst ungünstig beeinflusste, lernte er erst in Kopenhagen kennen (1842—43), als seine weltanschauung längst die feste form erhalten hatte. Aber auch Solger und Schelling, die ihn schon während der Münchener jahre beeinflussten, verdankt er nicht allzuviel. Am auffallendsten trifft er noch mit Solger zusammen, selbst in der formulierung der für seine dramen grundlegenden idee des „dualismus“. Im ganzen durfte Hebbel jedoch in einem briefe an Arnold Ruge aus dem Jahre 1852 (R. M. Werners ausgabe der briefe, bd. V, s. 42) mit recht sagen: „Ich habe seit meinem 22. jahre, wo ich den gelehrten weg einschlug und alle bis dahin versäumten stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue idee gewonnen. Alles, was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden.“ So möchte ich die beiden anhänge des buches: 1. Ausschließlich dichterische entwicklung Hebbels. 2. Seine verwandtschaft mit Solger und dem späteren Schelling (s. 287—324) als besonders interessant und lehrreich herausheben, wenn

ich mich auch keineswegs mit allem dort ausgeführten identificieren will. Übergehen doch z. b. die darlegungen über die drei von Hebbel selbst in seinem schaffen unterschiedenen perioden das wesentliche; ganz irreführend ist ferner die behauptung, dass die „individuelle durchsichtigkeit“ in seinen späteren dramen auf kosten der „ideellen“ gewachsen sei (s. 290 fg., 294). Vor allem aber protestiere ich dagegen, dass Scheunert Hebbel widerholt den „dichter der absoluten philosophie“ nennt, dass er seine ansichten als vom geiste der absoluten philosophie getragen bezeichnet. Hier fehlt es ihm an dem richtigen verständnis des von dem dichter gewollten und geleisteten. Mit der philosophie des absoluten berührt Hebbel sich nur *formell*. Nicht an ihr, sondern an Schopenhauer muss ihn messen, wer den kern seiner lebensauffassung herausschälen will, der nicht, wie Scheunert gleich in der einleitung (s. 1) meint, ein „transscendent-ethischer“, sondern ein pessimistischer in dem seit Schopenhauer gebräuchlichen sinne des wortes ist. Was der verfasser über Hebbels innere beziehungen zu Schopenhauer vorbringt (s. 27, 72 und 73), dringt keineswegs in die tiefe.

Doch hiermit haben wir bereits den punkt berührt, an dem die kritik des Scheunertschen buches vor allem einsetzen muss. Als besonders glücklich ist sicherlich die prägung des wortes „pantragismus“ zu betrachten, so glücklich, dass jeder zukünftige darsteller der Hebbelschen weltanschauung es adoptieren wird, freilich nicht ohne sich mit Scheunert gründlich über die bedeutung desselben auseinanderzusetzen. Gewiss ist, dass das weltall, das leben der natur und der menschen Hebbel nur tragische bilder enthüllt, und dass auf diesem grunde, den zu schaun und darzustellen er stark genug war, sich seine tragödie aufbaut. Alles individuelle ist nach ihm der gesamtheit gegenüber masslos. Aus dem ursprünglichen nexus herausgerissen, muss das besondere für seine verwegenheit büssen, es ringt mit den kräften des alls, bis sie es wider einsaugen. Diesen ewigen, endlosen kampf stellt seine tragödie dar, in dem zusammenfallen des *notwendigen* mit dem *sittlichen* liegt ihre stärke. Unter dem begriffe der *schuld* muss Hebbel demnach etwas ganz anderes verstehen als die zum teil jetzt noch herrschende, gerade durch seine tragödie endgültig zu überwindende ästhetik. Die *versöhnung* innerhalb des tragischen kreises ist ihm undenkbar, sie liegt für sein auge in dem aufgehen des engeren kreises in einem weiteren, wodurch der „getrübte sonnenspiegel“ wider glatt und eben wird. Ist das so schwerverständlich, dass es langatmiger umschreibungen und erläuterungen bedarf? Wenn die Hebbelsche tragödie sich von der Shakespearischen durch die starke betonung des typischen gegenüber dem individuellen, des weltgesetzes gegenüber dem einzelwillen abhebt, so tritt sie dafür der griechischen, trotz der veränderten modernen voraussetzungen, innerlich um so näher. Selbstverständlich kann der dichter, wenn er sich über den tragischen kanon, der ihm vorschwebte, äussert, der längst gestempelten worte: *schuld* und *versöhnung* nicht entraten, aber nur kurzsichtigkeit wird ihm mit Scheunert deswegen den vorwurf der ungeschicklichkeit machen (s. 137). Welche begriffe er mit beiden worten verbunden wissen will, ist dem verständnisvollen leser, dem es nicht bloss auf das, was Hebbel „dialektisches geklapper“ nennen würde, ankommt, vollkommen klar. Unklar dagegen bleibt, was Scheunert unter „pantragismus“ versteht. Im allgemeinen scheint er dem worte einen *ethischen* sinn unterzulegen, darunter die „selbstcorrectur“ des einzelnen durch das allgemeine, von der Hebbel in einem briefe an Uechtritz spricht, zu begreifen. Soweit ist ihm unbedingt beizupflichten, wenn es auch an gelegentlichen entstellungen und missverständnissen nicht fehlt, die hauptsächlich dann unangenehm hervortreten, wenn an die stelle der von Hebbel gewählten worte die sprache der schule, die

philosophische terminologie tritt. Jedesfalls klingt Scheunerts vorwurf, dass Hebbel „ein mann mit einer schweren zunge“ sei (s. 142), fast komisch, wenn man seine eigene formulierung des grundgedankens der Hebbelschen ästhetik oder gar seine definition des Hebbelschen dramas liest (s. 10 und s. 50). An anderen stellen aber versteht er etwas wesentlich anderes, ein ästhetisches moment, darunter, indem er das jeden künstler charakterisierende symbolische verfahren als ein unterscheidungsmerkmal gerade des Hebbelschen schaffens heraushebt. Daraus entspringt eine verzerrung der geistigen physiognomie des dichters, die zu energischer abwehr herausfordert. Alle die einschlägigen stellen anzuführen, ist überflüssig, es genügt, zur kennzeichnung des seltsamen irrtums auf die „symbolische“ motivierung der handlung und der charaktere in der „Maria Magdalena“ hinzuweisen, die an gewaltsamkeit der interpretierung fast das unmögliche leistet (s. 107—128).

Noch verhängnisvoller als die unklarheit über den mit dem worte „pantragismus“ zu verbindenden begriff ist des verfassers mangelndes verständnis für die art, wie sich die weltanschauung eines dichters in ein kunstwerk umsetzt. Zwar weist Scheunert unter berufung auf Solgers vorlesungen über ästhetik selbst den vorwurf zurück, dass Hebbel ein reflexionsdichter gewesen (anm. zu s. 97), aber im texte spricht er von dem pantragismus, als „dem schema seines denkens“. Was nützt es ferner, von dem „einschnappen seines geistes in die pantragistische intuition“ (s. 98) zu reden? Diese unüberbrückbaren widersprüche erklären sich nur aus der unfähigkeit, den vorgang des dichterischen schaffens nachzuempfinden. Hebbels philosophie war keine ergrübelte, sondern eine erlebte. Aus seiner persönlichkeit und seinen lebenskämpfen sich emporringend, setzte sie sich von selbst in bilder um, sobald der schaffensdrang ihn erfüllte, was freilich nicht ausschliesst, dass er in den pausen der production eine sehr bewusste kritik an den schöpfungen seiner phantasie üben konnte. Da uns die zeugnisse der tagebücher und vertrauter freunde hierüber vorliegen, ist es an der zeit, das „construieren“ seiner werke ein für allemal als unsinnig abzulehnen. Die anschauung, die das für das gewöhnliche auge gespaltene, den „dualismus“ der welt, zur höheren einheit zusammenschliesst, brauchte Hebbel nicht zu construieren, sie war für ihn wie für jeden künstler, der des namens würdig ist, von selbst da, wie sie auch für denjenigen, der, ohne selbst künstler zu sein, nach Hebbels schönem wort „genial im geniessen“ ist, vorbedingung des kunstgenusses ist. Scheunert dagegen stellt sich den dichter gewissermassen als märtyrer, als sklaven der ihn beherrschenden pantragistischen idee vor, der auf ein „tragisieren der welt in bausch und bogen à tout prix“ hinstrebt (s. 72), dessen tragische gestalten „pfropfreiser auf dem baume seiner metaphysisch-ethischen erkenntnis“ sind (s. 219). Mir will vielmehr vorkommen, als ob der kritiker diesem für Hebbel supponierten schicksal selbst verfallen sei. Wenigstens kommt er in dem bemühen, die reiche welt des Hebbelschen schaffens in die von ihm geprägte formel hineinzuzwängen, zu den wunderlichsten resultaten, die jeden nicht voreingenommenen stutzig gemacht hätten.

Um Scheunert in allen punkten zu widerlegen, müsste ein ebenso umfangreiches buch, wie das seinige, geschrieben werden; wenige andeutungen müssen genügen. Dass der philosoph die bedeutung und die tragweite von tagebuch- und briefstellen, die er zur erläuterung der tragischen theorie Hebbels heranzieht, öfters falsch abschätzt, ist aus seinem ganzen buche ersichtlich, doch tritt es besonders auffallend in dem abschnitt: „der pantragismus als norm für Hebbels gesamtes denken“ (s. 76—100) hervor. Die aperçus und andeutenden striche der tagebücher werden als verstandesmässig erklügelte philosopheme aufgefasst, die dramenembryonen, an denen sie be-

sonders reich sind, erscheinen Scheunert als verrannte situationen, an denen die pantragistische auffassung Hebbels zu tage tritt. Von den jeweiligen seelischen kämpfen und stimmungen, die sich in ihnen und mehr noch in den citierten briefstellen spiegeln, ist nirgends die rede, selbst das satirisch-humoristische wird ernsthaft ausgelegt. Um doch ein beispiel zu geben, verweise ich auf die allerdings in einem späteren abschnitte des nicht gerade übersichtlich geordneten buches enthaltenen bemerkungen über die tagebuch- und briefstellen zu dem dramenfragment „Zu irgend einer zeit" (173 fg.), sowie auf die interpretation einer stelle aus einem Kopenhagener briefe an Elise (s. 179). Am meisten fordert diese jedesfalls nichts weniger als künstlerische betrachtungsweise natürlich zum widerspruch heraus, sobald sie, über die allgemeine theorie hinausgehend, auf einzelne dramen des dichters oder gar auf seine lyrik angewandt wird. Auf die wunderliche decomposition der handlung und der charaktere der „Maria Magdalena" wurde bereits hingewiesen. Wie kommt Scheunert überhaupt dazu, den pantragismus im wesentlichen nur an dieser bürgerlichen tragödie nachzuweisen? Die entwicklung des tragikers von der „Judith" bis zu den „Nibelungen" legt er nirgends klar dar, tragische meisterwerke wie „Herodes und Mariamne", „Gyges und sein ring", selbst „Agnes Bernauer" und die „Nibelungen" werden höchstens flüchtig gestreift. Ein gerechtes und erschöpfendes urteil kann so nicht gewonnen werden. Wenn Scheunert sich auf Volkelts „ästhetik des tragischen" beruft, indem er das von Hebbel wirklich dargestellte im gegensatz zu dem gewollten unzulänglich findet, so ist zu erwidern, dass das cum grano salis höchstens von den tragödien der ersten periode gilt. Wer für die klärung und vollendung Hebbels zur zeit seiner menschlichen und künstlerischen reife kein auge hat, ist schwerlich berufen, über ihn zu richten. — Mit recht wird hervorgehoben, dass Hebbels komödie als die ergänzung, richtiger wol als das kehrbild seiner tragödie aufzufassen ist, doch sieht man sich vergebens nach einer tieferdringenden analyse des „Diamant" oder des „Rubin" um, die diese auffassung zu erläutern unternähme. Diese versuche des dichters im poetischen lustspiel, nicht historischen, wie auf s. 186 zu lesen ist (der irrtum erklärt sich daraus, dass das versehen in den nur abschriftlich vorhandenen briefen Hebbels an Palleske von R. M. Werner weder im ersten bande seiner „Nachlese" zum briefwechsel noch in der historisch-kritischen ausgabe getilgt wurde), verdienten sicherlich eine eingehende würdigung. Statt dessen begnügt sich Scheunert mit einer kahlen zusammenstellung der theoretischen ausführungen des dichters über die komödie, wobei er übrigens sich einer ähnlichen ungerechtigkeit schuldig macht, wie bei der ausschliessung der späteren tragödien aus dem kreise seiner betrachtung. Oder ist es etwa zu billigen, wenn er auf s. 192 von der unbeholfenheit der Hebbelschen definition des komischen spricht, mit beziehung auf seinen jugendaufsatz über Körner und Kleist für den „wissenschaftlichen verein" der Hamburger gymnasiasten, den Hebbel schrieb, als er eine klare erkenntnis des komischen weder hatte noch haben konnte (1835)? Auch sonst fehlt es nicht an missverständnissen, worunter ich die gediftelte erklärung eines sonnenklaren ausspruches über Kleists „Zerbrochnen krug" heraushebe (s. 187). Was über die komischen elemente in Hebbels tragödien gesagt wird, genügt nicht. Besonders unglücklich gewählt ist das aus der „Maria Magdalena" angeführte beispiel. Wer wissen will, was „tragischer humor" bei Hebbel ist — denn so sollte man es correcter bezeichnen —, den mag man etwa auf Artaxerxes in „Herodes und Mariamne", auf Knippeldollinger und Theobald in „Agnes Bernauer", auf die Bechlarener episode in den „Nibelungen" verweisen. — Am meisten befriedigen die ausführungen über die tragikomödie und die analyse des „Trauerspiel in Sicilien". Hebbel selbst er-

kannte, dass das werk ein gränzprodukt sei. Jedesfalls ist es unter seinen schöpfungen ein unicum, eine art von poetischem aphorismus, fast mehr epigramm als drama, so dass das „hineingrübeln in die schöpfung", wie Scheunert es nennt, hier wenigstens nicht ganz von der hand zu weisen ist. Tatsächlich kommt es in diesem falle vor allem auf die deutung des rätsels, auf die beantwortung der frage: Qu'est-ce que cela prouve? an. Es ist folglich kein wunder, dass Scheunert, der den künstler Hebbel so arg misskennt, sich in diesem falle als recht scharfsichtig erweist. Freilich, Angiolina ein „inferiores geschöpf" und Sebastiano einen „trottel" zu nennen, ist doch wol nicht angänglich, und den greis Gregorio für die unpoetischeste, aber menschlich glaubhafteste der figuren des dramatikers zu erklären (s. 219), erscheint selbst bei diesem einseitigen beurteiler kaum glaublich. Zum schluss meint er, dass Hebbels tragikomödie ein unbewusster protest des dichters gegen die starrheit und enge seiner tragischen theorie sei. Einem nüchternen betrachter wird sie wol nur als ein verunglücktes experiment erscheinen, aus dem weitere schlüsse nicht zu ziehen sind. Freilich fügt Scheunert hinzu, dass in seiner tragödie „das verstandesmässige im widerstreit mit unserem gefühl liege" (s. 215fgg.), wobei ein seitenblick auf den letzten akt der „Agnes Bernauer" geworfen wird. Doch dem darf man entgegenhalten, dass der „realismus", auf dem Hebbels tragödie fusst, d. h. weiter nichts als die furchtlose darstellung des verhältnisses der individuen zum weltganzen, allerdings wesentlich stärkere und vorurteilsfreiere betrachter voraussetzt, als Scheunert zu sein scheint. — Ganz versagt die „selbstgeschliffene brille des pantragismus" — es sei mir gestattet, diesen von Scheunert auf Hebbel gemünzten ausdruck auf ihn selbst anzuwenden — bei der betrachtung der lyrik. Schon in der anmerkung zu s. 210 hatte er auf einzelne lyrische schöpfungen des dichters hingewiesen, wie „das opfer des frühlings" und „das geheimnis der schönheit", bei denen die leser unmöglich auf die von Hebbel hineingelegte deutung kommen können; ich glaube kaum, dass feinsinnige leser sich ihm anschliessen werden. In dem „lyrik und musik" überschriebenen abschnitte sucht er dann nachzuweisen, dass Hebbels einseitig auf das drama zugeschnittenes „system" sich für die lyrik nicht fruchtbar machen liess, mit anderen worten, dass er kein lyriker war. Sollte Eduard Mörike es nicht besser gewusst haben? Hier ist Scheunert sogar in der zusammenstellung des theoretischen recht lückenhaft. Ausser vielen tagebucheintragungen sind wichtige stellen in Hebbels briefen, namentlich an Elise, ferner die schönen aufsätze über die lyrik Pichlers und Reinholds sowie Dingelstedts und manches andere nicht berücksichtigt. Übrigens häufen sich in diesem capitel die missverständnisse derartig, dass auf einzelnes nicht mehr eingegangen werden kann. Überall tritt Scheunerts „intimität mit dem absoluten", die er in Hebbels formschönen und gedankentiefen sonetten entdeckt haben will, scharf hervor. Wenn selbst in so selbstverständliche begriffe wie stoff und form der lyrik allerhand hineingeheimnist wird, so muss unklarheit die folge sein. Es genügt, auf die deutung hinzuweisen, die Hebbels äusserungen über den reim gegeben wird (s. 237 fg.). Dass in dem abschnitt: lyrischer humor Hebbel mit unrecht der inconsequenz oder zweideutigkeit in der beurteilung Heines geziehen wird, möge noch erwähnt werden; die stelle im Münchener tagebuch bezieht sich auf die „Neuen gedichte", die besprechung im „Hamburgischen correspondenten" galt dem „Buch der lieder". — Scheunerts beleuchtung der ausführungen Hebbels über die entstehung der sprache und über die künstlerische tätigkeit kann ich leider mit rücksicht auf den raum nur kurz berühren, obgleich sich gerade an ihr der grundmangel des buches am überzeugendsten aufzeigen lässt. Die verworrenheit, die sich daraus ergeben muss, dass die sog. pan-

tragistische betrachtungsweise auf jeden von Hebbel geprägten gedanken angewandt und zu dem ende seinen einfachen worten gewalt angetan wird, springt hier noch mehr in die augen als in dem capitel über die lyrik. Wie recht hatte der dichter doch, in seinem vorwort zur „Maria Magdalena" vor den „wechselbälgen" zu warnen, die derjenige erzeugt, welcher „die unschuld des wortes nicht respectiert"! Es klingt fast wie unbeabsichtigte selbstverspottung, wenn Scheuert sich auf s. 242, mit hinweis auf den doppelsinn der Hebbelschen sätze, wegen seines verfahrens rechtfertigt. Man muss freilich zugeben, dass Hebbel, ohne sich dessen immer bewusst zu sein, bisweilen die neigung hatte, gewöhnliches und leichtverständliches durch den ausdruck zu steigern, was im letzten grunde mit seiner pathetischen natur zusammenhängt, und dadurch den sinn seiner worte in einzelnen fällen umschleierte. So mache ich mich keineswegs anheischig, in allen punkten genau widergeben zu können, was er über den unendlich schwierigen sprachbildungsprocess in dem aufsatz: „Über den stil des dramas" festzustellen wünschte. Ganz klar sind mir aber wenigstens die beiden begriffe: relation und darstellung, von denen man auszugehen hätte, um den formalen gegensatz zwischen Schiller und Hebbel scharf zu markieren, über den Scheunert an einer anderen stelle seines buches (s. 8) sehr verständig, wenn auch nichts weniger als erschöpfend sich äussert. Doch, wie wenig einwandfrei die bemerkungen Hebbels über die sprache in bezug auf ihre klarheit im einzelnen auch sein mögen, so viel ist sicher, dass sie durch den versuch einer „pantragistischen" deutung nur noch unklarer, ja geradezu unverständlich geworden sind, wenn auch andererseits zugegeben werden soll, dass der ausgangspunkt des philosophen diesmal der richtige ist, und er Kant mit fug und recht gegen die missdeutung Hebbels in seinem kritischen feuilleton über die „deutsche sprache" von A. Schleicher in schutz nimmt. Auf diesem felde war der künstler eben nicht so zu hause, wie auf dem der lyrik, wo wirklich berufene kritiker ihm schwerlich ein falsches wort nachweisen werden. — Dass Scheunert die künstlerische tätigkeit, wie Hebbel sie auffasste, nicht ergründen kann, ist nach dem gesagten nicht verwunderlich. Das wesen des genies ist ihm so wenig aufgegangen, wie der begriff der „naivität" im sinne der Hebbelschen abhandlung: Wie verhalten sich im dichten kraft und erkenntnis zu einander? Das dialektische jonglieren mit der „inneren form" und dem „befreienden der inneren form" (s. 267 fg.) bringt uns keinen schritt näher an die erkenntnis heran, zumal da im verlauf desselben der fast proteisch schillernde begriff des Scheunertschen pantragismus sich zum dritten male zu häuten beginnt. Im einverständnis mit Poppe, den Scheunert bekämpft, (Fr. Hebbel und sein drama, Palaestra VIII) sind mir die allerdings nur für den eingeweihten mit dem gefühl ganz auszuschöpfenden bekenntnisse Hebbels über das tiefste geheimnis aller kunst, in ihrem naheliegenden sinne, ohne jede deutelung, weit mehr als „emphatische phrasen" (s. 270), die interpretation Scheunerts dagegen ist mir im eigentlichsten wortverstande ein buch mit sieben siegeln. Was soll es denn heissen, wenn auf s. 267 gesagt wird, dass die ästhetische oder innere form „bewegung des inhaltes zum ethischen ideal, zur ethischen form" ist, oder wenn auf s. 282 folgendermassen orakelt wird: „die innere form ist lediglich durch die symbolisierende betrachtungsweise zu stande gekommen und, vom standpunkt dieser aus, universales weltgestaltungsprincip; von einer objektiv, realiter vorhandenen inneren form aber kann nicht geredet werden" (!)? Was nach Hebbel unbewusst in jedem genialen kunstwerk in die erscheinung tritt, das wird bei Scheunert etwas bewusstconstruiertes, worin er dann ein charakteristisches merkmal gerade der Hebbelschen kunst erblicken möchte. Diese selbsttäuschung kann garnicht

scharf genug bekämpft werden. Solange Scheunert sich auf die katalogisierung und registrierung des Hebbelschen denkens über die kunst beschränkt, gewissermassen an seiner hand einherwandelt, kann man ihm zustimmen; sobald er es in die von ihm selbst ersonnenen logischen fesseln einschnürt, wird alles auf den kopf gestellt.

Noch ein anderer irrtum Scheunerts muss beleuchtet werden. Da Hebbels leben und dichten in selten inniger beziehung zu einander stehen, so begreift man, warum der mensch von ihm fast noch mehr karikiert werden musste, als der dichter. Beide waren im letzten grunde Scheunert unsympathisch, da er garnichts verwandtes in sich fühlte. Warum er sich dann überhaupt mit ihnen befasste, ist schwer zu sagen. Davon, dass Hebbel von anfang an bemüht war, sich in strenge selbstzucht zu nehmen, um auch sein leben „zum kunstwerk zu adeln", hat Scheunert keine klare vorstellung, noch weniger gibt er zu, dass sein kampf schliesslich sieggekrönt war. Und doch ist gerade diese erkenntnis die schönste frucht eines innigen versenkens in sein wesen und schaffen. Freilich setzt das etwas wahlverwandtschaft von seiten des beurteilenden und vor allem verständnis für die seelische entwicklung eines specifisch künstlerischen menschen, wie Hebbel es war, voraus; an beidem gebricht es Scheunert. Sein bild der Hebbelschen persönlichkeit, die ihm eigentlich nur unheimlich ist, schwankt haltlos zwischen extremen hin und her, deren gemeinsame wurzel ihm verborgen bleibt. „Opferwillige, hilfsbereite freundschaft, schonende herzensgüte, eine fast weihevolle auffassung von der dem sittlichen ideal dienenden und diesem sich unterordnenden bestimmung seines lebens" (s. 285) wird unvermittelt neben sein „trotziges aufbäumen gegen das bezwingen seiner selbst" oder sein „despotisches beherrschen der fügsamen" gestellt. Bald klagt Scheunert Hebbel an, ja verurteilt ihn, obgleich er es auf s. 83 leugnet, bald mindert er, wahrscheinlich durch fremden einfluss veranlasst (vgl. vorwort s. VIII) den herben tadel wider herab oder nimmt ihn ganz zurück. Als „geistiges band" zwischen den an und für sich unvereinbaren zügen stellt er widerum den „pantragismus" hin. Hebbel soll „sein system gelebt", sich „als den repräsentanten der weltseele" gefühlt, sich „mit dem nimbus einer sittlichen macht" umkleidet haben (s. 83). Das verhältnis zwischen leben und schaffen ist bei ihm, bei dem künstler überhaupt, genau umgekehrt. Wie gerade er das leben durch die „idee", d. h. durch die art, wie er es darstellte, bezwang, habe ich an einem andern ort, in dem vortrag: Hebbel als tragiker, gehalten auf der 48. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Hamburg (Neue jahrbücher für das classische altertum, geschichte, deutsche litteratur und pädagogik, bd. XVII, heft 4) ausgeführt, auf den ich verweise. Scheunerts auffassung ist noch diejenige des im feuer des umgangs mit Hebbel versengten Emil Kuh, der sicherlich nicht, wie jener meint, das charakterbild des freundes „geglättet und beschönigt" hat. Wer ernstlich glaubt, dass es diesem dichter „an dem princip der liebe" gefehlt habe, und zu dem ende sich gar auf den confusen brief eines herzlich unbedeutenden menschen (Braun von Braunthal) stützt (s. 7), den Bamberg gewiss nur der curiosität halber im zweiten bande des briefwechsels mitteilte, ist meines erachtens aus dem vorhof nicht in das „allerheiligste" dieser menschenseele eingedrungen. Nachdem der ganze reichtum von Hebbels innenleben in tagebüchern und briefen jetzt vor uns ausgebreitet liegt, erscheint eine solche behauptung fast unbegreiflich, doch wir erinnern uns daran, dass Scheunert sich auch unfähig zeigte, Hebbels lyrik zu erfassen. Von solchen voraussetzungen ausgehend, stellt er selbstverständlich die zum teil sehr heiklen und complicierten beziehungen Hebbels zu den menschen, mit denen das geschick ihn zusammenführte, von allem zu Kuh und Elise Lensing, durch-

aus schief dar. Sie soll er kaltblütig der pantragistischen idee, die ihn beherrschte, dem „schema“ geopfert haben; von einem versuch des nachweises der psychologischen notwendigkeit der zerwürfnisse und des bruches mit ihnen findet man keine spur. Auf s. 284 zieht Scheuert eine parallele zwischen Hebbel und Bismarck, allerdings nur um Hebbel herabzusetzen. Sie ist in der tat sehr fruchtbar, wenn man den grundlegenden unterschied zwischen einem mann der tat und einem künstler nicht aus den augen verliert. Beides waren echt norddeutsche, sich selbst stark betonende willensmenschen. Wer die einheit des Hebbelschen charakters herausfühlt, den grund, aus dem seine grösse hervorwächst, klar erkennt, wird gerade durch diese parallelisierung zu wesentlich anderen resultaten kommen wie Scheunert.

Ganz anders muss das urteil über das Zinkernagelsche buch ausfallen. Soweit es sich um die verstandesmässige erfassung des neuen, epochemachenden in Hebbels tragödie handelt, gibt es wichtige, wolbegründete aufschlüsse. Um so bedauerlicher ist, dass auch er nicht im stande war, ein von vorurteilen ungetrübtes bild der persönlichkeit des dichters zu entwerfen, die er mit viel zu finsteren farben malt, um sie mit seiner tragischen theorie in angeblich besseren einklang zu setzen, und dass er in der erkenntnis des von ihm auf ästhetischem gebiet geleisteten vielfach ganz versagt. Beides ist darauf zurückzuführen, dass er, wenn auch in weit geringerem masse als Scheunert, den unterschied zwischen philosophie und künstlerischer production nicht gebührend berücksichtigt. Im übrigen muss dankbar anerkannt werden, dass diese untersuchung soweit dringt, als der spürende verstand, dem in ästhetischen fragen das letzte wort allerdings nicht zustehen darf, dringen kann.

Schon die charakterisierung der Hebbel-litteratur in dem umfangreichen „vorwort“ (V—XXXIII) zeugt von Zinkernagels festem und klarem urteil. Kuhs biographie überschätzt er zwar, obgleich er ihre enge und befangenheit nicht leugnet. Ihre hauptschwäche, dass sie dem menschen und dem künstler nicht voll gerecht wird, blieb ihm wol deswegen verborgen, weil man von ihm selbst ähnliches sagen muss. Dagegen sind die aufsätze und bücher von Collin, Neumann, J. Krumm, Böhring, Poppe, Georgy, Waetzoldt sehr richtig beurteilt. Scharf, aber gerecht, äussert er sich über Scheunert, vor allem verweise ich auf die geistreiche interpretation einer von jenem missverstandenen stelle aus dem vorwort zur Maria Magdalena (s. XXIV und s. 113/14 anm.). Mit der deutung, die er, gegen Scheunert polemisierend, auf s. XXIII dem auch in meiner obenstehenden kritik erwähnten briefe Braunthals gibt, bin ich dagegen nichts weniger als einverstanden. Sie beruht auf einer verkennung Hebbels, dem es auch nach Zinkernagel an dem „princip der liebe“ gefehlt haben soll.

Die einteilung des stoffes muss im ganzen als sehr gelungen und lichtvoll bezeichnet werden. Zunächst werden die entwicklungsphasen der vorhebbelschen tragödie, die Griechen, Shakespeare, unsere klassiker gestreift, im anschluss an Goethes aufsatz „Shakespeare und kein ende“, sowie an Schillers ästhetische schriften und briefe. Besonders erfreulich ist, dass Zinkernagel die kritik, die Hebbel an seinem antipoden Schiller übt, als subjectiv notwendig begreift, ohne sich damit auf seinen standpunkt zu stellen. Die aus dem geiste der romantik geborene tragödie Kleists scheint mir dagegen zu kurz zu kommen, auch vermisse ich eine charakteristik Grillparzers. — Von diesem hintergrunde hebt sich dann die Hebbelsche tragödie bedeutsam ab.

Es wäre zweifellos richtiger gewesen, auf diese „einleitung“ das zweite und dritte capitel: Hebbels weltanschauung und Hebbels dramatische theorie unmittelbar

folgen zu lassen, das zunächst eingeschobene capitel: Hebbels persönlichkeit zerreisst den zusammenhang. Freilich soll es den grund zu diesen capiteln legen, was doch nur in sehr beschränktem masse der fall ist. Am liebsten würde ich es in dem buche ganz entbehren. Es ist augenscheinlich, dass die erkenntnis der theorie Hebbels bei Zinkernagel der erkenntnis seiner persönlichkeit vorangegangen ist, ja diese bestimmt hat. Der umgekehrte weg hätte ihn voraussichtlich vor den schweren irrtümern bewahrt, in die er verfällt. Dem kenner des dichters, der sich in langjährigem ringen ihn ganz zu eigen gemacht hat, kann Zinkernagels darstellung, wenn sie auch die grundzüge richtig trifft, doch nur als karrikatur erscheinen. Da wird bezweifelt, dass es Hebbel gelungen sei, den fluch der armut innerlich zu überwinden; ich sehe gerade darin, dass er diesen sieg errang, den unfehlbarsten beweis seiner geistigen grösse. Viel schlimmer ist, dass Zinkernagel Hebbel rundweg das sittliche gefühl abspricht, wahrscheinlich weil ihm dies moment, mit unrecht freilich, aus seiner tragischen theorie ausgeschaltet scheint. Auf s. 28 stossen wir sogar auf den satz, dass in seinen tagebüchern „keine spuren wirklicher selbsterziehung, aufrichtiger selbstprüfung, wahrer sittlicher arbeit“ zu finden seien. Sollten nicht viele mit mir der meinung sein, dass etwas rührenderes, den eigenen willen stählenderes kaum denkbar ist als der einblick in die ihm durch das leben so erschwerte arbeit an seiner sittlichen vervollkommnung, den die tagebücher verstatten? Am herbsten klingt Zinkernagels verurteilung von Hebbels sinnlichkeit, die ihn keineswegs in dem masse beherrschte, wie es oft genug angenommen wird. Vor allem gründet sich der tadel natürlich auf Hebbels verhalten zu Elise. Auch Zinkernagel hat nicht psychologischen scharfblick und billigkeit genug, um, wie Hebbel es bald nach dem bruche mit der freundin von dem, der hierüber richten wolle, fordert, „zwischen frei gewählten und aufgedrungenen verhältnissen“ zu scheiden (tgb. vom 20. jan. 1847). Wer nun gar den blick auf die zweite sonnige hälfte seines lebens richtet, wird diesem urteil erst recht nicht beipflichten. In aller litteratur wird uns kaum wider ein auf so menschlich-edler grundlage ruhendes eheliches glück offenbart, wie das, welches ihn im bunde mit Christine beseligte, was auch zugleich am besten beweist, wie recht er daran tat, die morschen fesseln zu zerreissen. Nicht ohne einen beigeschmack von gelehrtenhochmut ist ferner die auffassung, dass „seine intuitive geistesveranlagung“ Hebbel von anfang an „der unentbehrlichen grundlage zu einem ruhigen gesicherten verhältnis zu den dingen, einer durch schwere sittlichende arbeit schrittweise errungenen bildung“ beraubt habe (s. 32). Gewiss fühlte der dichter, dass sein wissen lückenhaft war und bleiben musste, doch hätte er diesen satz nie unterschrieben. Diese bildung konnte er sich nicht erwerben und brauchte er sich nicht zu erwerben, weil er eben der intuitive geist war, als den ihn Zinkernagel selbst mit vollem recht bezeichnet.

Auch in dem capitel über Hebbels weltanschauung nennt Zinkernagel den mangel an sittlichem gefühl „die Achillesferse seiner natur“ (s. 37) und sucht daraus zu folgern, dass der pessimismus und nicht die sich vielfach mit ihm berührende versöhnlichere christliche weltanschauung aus der wurzel seiner erkenntnis des „dualismus“ in den dingen hervorwachsen musste. Dass Hebbels weltanschauung eine pessimistische ist, will ich nicht leugnen, wenn ich auch den einfachen ausdruck realistisch für bezeichnender halte. Zinkernagels schluss fehlt es aber jedenfalls an bündigkeit, da seine voraussetzung willkürlich ist. Steht doch der angebliche mangel des dichters an sittlichem gefühl im schärfsten widerspruch zu den späteren ausführungen Zinkernagels, welche dartun, dass für ihn notwendigkeit und sittlichkeit eins war. Es ist

auch nicht richtig, dass er in dem ewigen kampf des einzelnen mit dem universum endgültig resigniert, auf den sieg verzichtet habe. Auch diese behauptung wird in dem buche selbst an anderer stelle widerlegt. Wie ist Hebbels freudige hingabe an das leben, seine zuversichtliche tapferkeit, die Zinkernagel nicht leugnen kann, mit seinem theoretischen pessimismus zu reimen? Ein versuch der erklärung wird kaum gemacht. In dem capitel über die tragische theorie des dichters spricht Zinkernagel offen aus, dass es seiner tragischen lebensauffassung keineswegs an dem begriff der versöhnung fehle, wenn diese auch über den kreis des einzelschicksals weit hinausrage. Wie paart sich dieser versöhnungsbegriff mit dem „hymnus auf die allgewalt der notwendigkeit, die in ungehemmtem siegeszug der ewigkeit zueilend alles individuelle leben in den staub tritt und vernichtet“? (s. 89). Auf diese frage gibt Zinkernagel keine befriedigende antwort. Ich glaube, dass diese widersprüche überhaupt nur für den verstand, nicht für das gefühl bestehen. Die grossen Hebbelschen tragödien aus seiner letzten zeit hinterlassen in dem zuschauer sicher einen erhebenden und befreienden eindruck, nicht einen niederwuchtenden und zermalmenden, wie etwa die lektüre Schopenhauers. Hebbels tragödie mahnt, trotz aller furchtbarkeit, zur ergreifung des lebens, Schopenhauer zur verneinung des lebens, zur weltflucht. Der gegensatz erklärt sich aus dem gegensatze zwischen der schöpferischen kunst und der speculation, prägt sich auch auf das deutlichste in den diametral entgegengesetzten persönlichkeiten der beiden in theoretischer erkenntnis so nahe verwandten männer aus. Selbstverständlich kann ich dies hier nur fixieren, ohne es zu begründen. Zinkernagel ist es jedesfalls nicht gelungen, das scheinbar widersprechende in Hebbels theorie und kunst in der höheren einheit des menschen zu binden. Seine sonst trefflichen ausführungen dringen in das letzte geheimnis der Hebbelschen kunst nicht ein, weil er nicht in echt künstlerischem geiste ihr nachzuempfinden vermag.

Ähnliches gilt auch für das dritte, bei weitem wertvollste capitel: Hebbels dramatische theorie. Wenn man von den oben berührten punkten absieht, ist es musterhaft klar und löst restlos das bis dahin nie ganz entzifferte rätsel. Wer es gelesen hat, wird den keim- und kernpunkt der Hebbelschen tragödie ebensowenig verkennen können, wie ihr ziel, die „schönheit nach der dissonanz“. Zinkernagel sieht auch richtig, dass für die veranschaulichung des unendlichen an der singulären erscheinung das „problematische“ charakteristisch sein muss, wenn er auch die worte Kuno Fischers über Hebbel, die schwerlich mehr als eine geistreiche hyperbel sind, nicht ohne einschränkung citieren durfte (s. 84). Energisch abzuweisen ist dagegen der „negierende charakter“ der Hebbelschen tragödie, da es dem tragiker nur auf das „binden und knebeln der menschlichen kräfte“ ankomme (s. 102). Noch weniger kann ich mich mit der bezeichnung des dichters als des „grossen tragikers der theorie“ befreunden, dessen tragödie der „ausfluss seiner allerindividuellsten lebensstimmung“ sein soll. Nicht, weil er ein solches leben führte, dichtete er so; weil er so dichtete, dichten musste, empfand er den inneren widerspruch des lebens so tief, aus seiner dichtung schöpfte er aber auch die kraft, ihn furchtlos anzuschauen und zu überwinden. Man sieht leicht, dass diese irrtümer mit den oben gekennzeichneten eng verkettet sind[1].

1) Nicht unterlassen möchte ich auf die sehr störende falsche lesung: praterfresser für poetenfresser s. 81 hinzuweisen. Das versehen stammt aus Werners ausgabe der nachlese der briefe, ist aber jetzt in der historisch-kritischen ausgabe verbessert.

Am wenigsten befriedigt das vierte capitel: Hebbels dramatische production. Dass sein schaffen nicht von seinem denken diktiert ist, räumt Zinkernagel allerdings ein, fügt aber sofort hinzu, dass es keine bewusstere production geben könne als die seinige. Meiner meinung nach hebt der zusatz die einräumung vollständig wider auf. Die wunderliche vorstellung, die in dem satze gipfelt: „dem strom seiner poesie stellt sich sein kunstdenken als ein wehr gegenüber, das nichts hindurchlässt, was sich nicht einfügt in die grossen formen seiner theorie“ (s. 119) halte ich für mindestens ebenso verfehlt wie das Scheunertsche „einschnappen des geistes in die pantragistische intuition“. Bei Hebbel waren, soweit ich sehe, je länger er schuf, desto mehr erkennen und schaffen eins. Wie erklärt sich sonst die von ihm selbst und allen ihm nahestehenden bezeugte fast nachtwandlerische art der production, die alles schematische verschmähend, ruckweise sich vollzog? Man kann ohne übertreibung sagen, dass Zinkernagels auffassung nicht einmal mit den über die entstehung der dramen uns überlieferten daten in einklang zu bringen ist. Die an dem oben angegebenen orte herangezogene tagebuchaufzeichnung beweist keineswegs, was sie beweisen soll. Über das wachsen der Hebbels schaffen zu grunde liegenden allgemeinen tragischen idee, auch über die specielle nuancierung, die ihr vor dem aufzeichnen eines neuen stoffes in seinem hirn gegeben wurde, sind wir recht genau orientiert, die zeugung selbst bleibt ein mysterium. Wenn aber, nach Zinkernagels eigenen worten, der beurteilende zunächst mit des dichters auge sehen soll, so muss verlangt werden, dass er über diesen wichtigsten punkt nichts aussagt, was Hebbels bekenntnissen schnurstracks zuwiderläuft. Mit der haltlosen behauptung eines zwiespaltes zwischen seiner theorie und seiner praxis sollte die ernsthafte äthetische kritik ein für allemal brechen. Auffallend ist, dass Zinkernagel, wenn er in seiner analyse der dramen auch nirgends besonders tief eindringt, sich trotzdem von dem mächtigen leben, das sie durchpulst, zu widerholten malen tief ergriffen zeigt (vgl. vor allem s. 149/50 fgg.). In der schlussbetrachtung freilich versteigt er sich dann wider zu der behauptung, zu einem grossen dichter fehle Hebbel noch viel, und es sei an und für sich ein zweckloses unternehmen, unserem theaterpublicum das interesse an seinen schöpfungen aufzwingen zu wollen (s. 187). Derartige schwankungen wären unerklärlich, wenn man nicht schon von anfang an erkannt hätte, dass Zinkernagel eigentlich nur Hebbels tragische theorie interessiert. Wäre er von seinen werken und der in ihnen widergestrahlten persönlichkeit ausgegangen und hätte die erkenntnis der theorie als reife frucht der liebevollen beschäftigung mit beiden gepflückt, so hätte er ganz anders geurteilt. Übrigens ist seine auffassung praktisch schon längst widerlegt. Wer auch nur einer der mustergiltigen und erfolgreichen aufführungen, die Hebbels tragödien in den letzten jahren auf allen grösseren bühnen, namentlich im Hamburger deutschen schauspielhaus unter Alfred von Bergers genialer regie, dem publicum vermittelten, beigewohnt hat, wird über das oben citierte nur lächeln können. Doch man soll sich die freude an der für das verständnis des denkers Hebbel so förderlichen arbeit dadurch nicht trüben lassen, dass der verfasser dem zweiten teil seiner aufgabe nicht gewachsen war. Das im besten sinne moderne, d. h. unserem auf naturwissenschaftlicher grundlage fussenden jetzigen zeitbewusstsein entsprechende in Hebbels tragik hat er klar umrissen; dies ergebnis der forschung wird auch der freudig begrüssen, der sich zu scharfem protest gegen seine wertung des dichters gezwungen sieht. — Unter meinen zahlreichen randglossen zu diesem teile der ausführungen Zinkernagels sollen folgende nicht unterdrückt werden. Wie ist es möglich, in der skizze des Genovevadramas, welche das Münchener tagebuch enthält, das haupt-

verdienst dieser an schönen und lebensvollen momenten so überreichen dichtung, die zugleich eine der grossen beichten der weltlitteratur ist, zu sehen? (s. 131). — Auf s. 158 nennt Zinkernagel die widerholung einer und derselben situation in „Herodes und Mariamne“ ein „muttermal“ Hebbelscher poesie; ich sehe mit dem dichter darin eine charakteristische schönheit. — Die in dieser tragödie zurückgedrängten „historischen momente“ sollen in der „Agnes Bernauer“ breiter entfaltet sein, mir scheint das gegenteil richtig. Was ferner über die „innere conception“ des letzteren werkes ausgeführt ist, gilt nach meiner meinung für jede grosse, ewige dichtung, die des symbolischen niemals entraten kann. Über das problem der Bernauerin setzt Zinkernagel, im anschluss an den bekannten brief von Gervinus an Hebbel, mit recht auseinander, dass dieser für die kunst nicht andere gesetze anerkennen konnte, als sie sich in der geschichte nachweisen lassen. Das würde gegen den realismus seiner tragik verstossen haben. Auch hebt er richtig hervor, dass der dichter damals der welt, die sich ihm tatsächlich zum kreise gerundet hatte, ohne eine spur von gereiztheit und verstimmung gegenüberstand, dass er folglich stark genug war, das herbste menschenschicksal und die reizvollste idylle hart nebeneinander zu rücken. Wenn dem so ist, so ist der tadel der gewaltigen schlussscene des fünften aktes, in dem Zinkernagel mit Scheunert zusammentrifft, ganz unangebracht. Wer es mit Hebbel verschmäht, sich aus der welt, wie sie ist, in ideale träume zu flüchten, muss auch stark genug sein, die consequenzen zu ertragen. Auch ist herzog Ernst doch keineswegs der sieger. Er bezahlt die schwerste pflichterfüllung seines lebens mit dem freiwilligen aufgeben seiner irdischen machtstellung, dass „grosse rad“ rollt über ihn dahin wie über sein opfer, er musste handeln, wie sie leiden, wir fragen vergebens, warum. (Vgl. s. 164/65.) — Bei gelegenheit des „Gyges“ wird von dem „uhrwerkmässigen“ Hebbelscher dramatik gesprochen. Hebbels dramen sind, wenn man ein von ihm selbst auf Lessing geprägtes wort umdreht, welten, keine uhren. Doch gebe ich zu, dass auf keins seiner stücke der ausdruck sich vielleicht mit mehr recht anwenden liesse als gerade auf diese meist über gebühr gelobte tragödie, deren handlung und menschen für mich, trotz aller aufgebotenen kunst, etwas fremdartiges behalten. — Sehr erfreulich ist, dass die bedeutung des Hebbelschen „Demetrius“ von Zinkernagel voll gewürdigt wird. Auch ich stelle ihn zu seinen höchsten schöpfungen und begreife nicht, dass man ein erlahmen der kräfte in ihm hat spüren wollen. Das auf s. 183 gesagte unterschreibe ich wörtlich.

Georgys buch unterscheidet sich in nichts weniger als allem von den beiden soeben charakterisierten. Es wird von einem warmen hauche der liebe zu Hebbel, dem menschen wie dem dichter, durchweht. Auch wendet sich der verfasser an einen breiteren leserkreis, er möchte dem deutschen volke einen seiner grössten künstlerischen genien näher bringen, dazu beitragen, dass Hebbels gestalt aus den „schutt- und nebelmassen“, die sie zum teil noch verhüllen, in siegreichem glanze emporsteige. Das unternehmen ist sicherlich dankenswert und zeitgemäss. Beklagenswert ist nur, dass Georgys ausführungen, trotz seiner unverkennbar feinen ästhetischen anschauung, nicht selten verworren sind, was schon in dem schwülstigen, manchmal geradezu unleidlichen stil deutlich genug hervortritt. Über die idee des tragischen bei Hebbel bringt das buch nur zum schlusse einige zusammenfassende bemerkungen (s. 319 fg.), die mit recht als „rohe bleistiftskizze“ bezeichnet sind. Jedenfalls hätten sie der besprechung der dramen vorangehen müssen, denn es ist wahr, was Georgy sagt:

„Was Hebbel bietet, ist eine vollständige weltanschauung auf der grundlage der idee des tragischen". Sehr erfreulich ist ohne zweifel, dass Georgy dem lebenswerk dieses künstlers die ehrfurcht weist, die es beanspruchen darf. Er fühlt, dass sein schaffen aus einem grossen, warmen herzen unmittelbar sich losringt, dass es aus dem leben kommt und zum leben führt. Auch übersieht er nicht, dass Hebbel die idee des tragischen, die ihm früh aufging, immer freier, immer geläuterter von den schlacken des persönlichen gestaltete, wobei auch auf seine lyrik, als auf die reinste quelle für die erschöpfung seines wesens, verwiesen wird. Die entwicklung, die von den Griechen über Shakespeare zu Hebbel führt, ist ebenfalls mit einigen strichen scharf gezeichnet. Die Schillersche tragödie, auch diejenige Kleists, der noch das moment der idee gefehlt habe (s. 325), d. h. wol die geschlossene persönlichkeit, die Hebbel auszeichnet, wird richtig gewürdigt. Doch sind das alles, namentlich im vergleich zu den hierauf bezüglichen ausführungen bei Zinkernagel, nur ansätze und konturen, zu dürftig, um nachhaltig zu wirken.

So bleiben die ausführlichen analysen der sieben grossen tragödien Hebbels das allein wertvolle in Georgys buch. Diese enthalten, neben allerhand abstrusem und ungeniesbarem, soviel des neuen, warm und tief empfundenen, dass kein leser es unbefriedigt aus der hand legen wird, wenn er sich nicht durch die krause form, in der der gedanke sich oft mehr verhüllt als darlegt, vorzeitig abschrecken lässt. Auf einen das ganze durchziehenden grundmangel muss ich allerdings sofort aufmerksam machen. Georgy möchte die idee eines jeden dieser kunstwerke herausschälen. Mit recht bekämpft er zwar die auffassung, an der, wie wir sahen, Zinkernagel leider noch festhält, dass diese tragödien der idee wegen entstanden seien (s. IX des vorworts). Auch ist ihm unbedingt zuzugeben, dass, was dem gemüt entquillt, deswegen nicht ideenlos zu sein braucht. Doch, wenn denn auch eine unteilbare idee des tragischen Hebbels schaffen zu grunde lag, so ist doch nichts falscher, als in jedem besonderen falle nach einer specialidee zu spähen, „die sich in einen ausdruck von schlagender kürze" fassen lassen müsse (s. X). Dass die einzelnen tragödien nur ausstrahlungen einer centralsonne sind, hat Georgy nicht beachtet. Freilich ist es unleugbar, dass für Hebbel, mehr als für jeden anderen dramatiker der weltlitteratur, wenn man etwa von Ibsen absieht, jedes drama eine totalität war, dass er, im schroffsten gegensatz zu Shakespeare, keinem gliede desselben eine allzu üppige ausdehnung gestattete. Trotzdem muss derjenige scheitern, der diese lebendigen organismen auf eine den sinn entziffernde formel reducieren will. Georgy spürt bisweilen, dass er auf falscher fährte ist. So gibt er zu, dass die idee der individuellen masslosigkeit, die er für die der „Maria Magdalena" erklärt, eigentlich die allgemeine idee der Hebbelschen tragödie sei (s. 168). Und ist die idee des opferns, der beugung des einzelwesens unter die gesamtheit („Agnes Bernauer") etwas anderes als der keimpunkt seiner gesamten weltanschauung? Auch kann Georgy sich ja keineswegs verhehlen, dass, wenn er jede tragödie in das enge gefäss einer besonderen idee zu pressen sucht, er sich zuweilen mit Hebbel selbst in gegensatz stellt, der in seinem tagebuch oder in briefen bisweilen auch von in seinen dramen sich offenbarenden ideen spricht, allerdings in anderem sinne, als es in diesem buche geschieht. Am klaffendsten zeigt sich dieser widerspruch zwischen dem dichter und seinem kritiker bei der besprechung der „Genoveva". Freilich setzt dieser sich darüber hinweg, indem er Hebbels unbewusstes schaffen, das Scheunert und Zinkernagel leugnen, seinerseits so stark betont, dass er des dichters aussprüchen über die absichten, die ihn bei dem entwurfe der tragödien leiteten, von vornherein misstraut, ihnen geflissentlich

widerspricht. Ich denke, es wird wol doch dabei bleiben, dass Hebbel, wie der unerbittlichste, auch der scharfsichtigste und gerechteste richter seines schaffens war. Bisweilen führt das difteln und zwängen zu ganz absonderlichen resultaten. Wenn Georgy sich in die Nibelungentrilogie, an der Hebbel sieben jahre arbeitete, seinerseits sieben jahre versenkt, um schliesslich die idee: „durch dienen zum werden" in ihr verkörpert zu finden, so kann man sich kaum erwehren, an das parturiunt montes zu denken. Mit vollster berechtigung hat ferner schon Zinkernagel (s. XXIX seines vorworts) ausgesprochen, dass die von Georgy gefundenen sonderideen der Hebbelschen tragödien, die des handelns in der Judith, der reinen anschauung in der Genoveva, der individuellen masslosigkeit in der Maria Magdalena usw., ebensogut auf die eine wie auf die andere passen. Wir befinden uns unzweifelhaft auf dem gebiete subjectiver willkür. So dürfte es geraten sein, Georgy nur dann mit vorsicht zu folgen, wenn er sich mit Hebbel in übereinstimmung befindet. Überhaupt werden auf diesem wege schwerlich viele ihm folgen wollen. Freilich kann er sich auf einstmals berühmte dickleibige commentare zum Shakespeare berufen, wie auf den von Ulrici, die eine ähnliche arbeit mit pedantischer gründlichkeit zu leisten versuchten. Dass derartiges veraltet und überholt ist, wird jedoch kaum bestritten werden.

Trotzdem kann Georgy namentlich solchen, die Hebbel noch ferner stehen, fruchtbare anregungen geben. Eine kurze musterung seiner analysen der einzelnen dramen wird zeigen, wie oft ich mich ihm anschliessen kann, und zugleich auch gelegenheit bieten, einzelne seiner anschauungen zu widerlegen.

Judith. Dass diese tragödie das handeln der menschen in seiner „irdischen beschwertheit" darstelle, ist Georgy nicht gelungen nachzuweisen; er legt auf ein untergeordnetes oder begleitendes moment, das Hebbel selbst im tagebuch mit den worten „in der Judith zeichne ich die tat eines weibes, also den ärgsten kontrast, dies wollen und nichtkönnen, dies tun, was doch kein handeln ist" allerdings noch vor der ausführung des dramas, andeutet, zu viel gewicht. Die behauptung, dass, wie Judith, nicht weib und nicht jungfrau, jeder von uns ethisch, nicht psysisch betrachtet, vor einer handlung stehe (s. 30) ist nichts als phrase. Gewiss ahnt Georgy die tiefe der tragischen grundidee Hebbels, die auch schon der „Judith" zu grunde liegt — („der handelnde ist immer schuldig"; „leiden und tun sind für den inneren menschen keine gegensätze", s. 32 u. 34) —, ist aber weit entfernt davon, sie plastisch zu formulieren. — Mit recht verteidigt er die rodomontaden des Holofernes gegen den öfters erhobenen vorwurf der unwahrheit und übertreibung (s. 16—17), wogegen er des dichters strenges wort, dass durch die von ihm gewählte motivierung Judith ihre symbolische bedeutung verliere und zu der „exegese eines dunklen menschencharakters herabsinke", keineswegs zu entkräften vermag. Auch sieht er nicht, dass Hebbel in dem scenisch so wirksamen fünften akte schuld und vergeltung, und zwar in dem hergebrachten sinne der worte, noch stark betont und dadurch fremde elemente in seine tragödie hinüberleitet, die er bei grösserer künstlerischer reife später ausschied.

Genoveva. Es muss Georgy zugegeben werden, dass die idee, welche Hebbel nachträglich selbst dieser seiner zweiten tragödie unterlegte, die der „genugtuung durch heilige" überhaupt keine tragische idee ist. Aber auch die idee der „reinen anschauung", woran es Siegfried, Golo, ja auch Genoveva fehlen soll, ist so unglücklich und gequält wie nur möglich. Um sie im einzelnen zu begründen, geht Georgy sogar so weit, in dem mangel an erkenntnis des sie bedrohenden feindes bei Genoveva eine schuld zu sehen, für die sie büssen muss (s. 60), wie Gervinus in seinem Shakespearecommentar eine schuld Duncans und Banquos in ihrem mangel an besonnenheit sehen

wollte. Wie konnte er, um seine haltlose „idee“ zu stützen, sich so in gegensatz zu Hebbels auffassung des tragischen setzen? Leuchtet doch diese aus der Genoveva bereits weit klarer hervor als aus der ersten tragödie! — Scharfsinnig wird s. 56 begründet, warum das episodische für dies werk notwendig war. Selbst scheinbar sehr fernliegende einschiebsel, wie die scene, in der der jude gesteinigt wird, stehen tatsächlich in enger verbindung mit der entwicklung der handlung und der charaktere. Das überwuchern des monologischen hätte dagegen aus der fieberhaften erregung Hebbels, dessen eigene stimmungen in jener trüben, leidenschaftlichen zeit denen des Golo durchaus glichen, abgeleitet werden müssen, während Georgy merkwürdigerweise diese inneren beziehungen ganz abzuleugnen sucht (s. 57). Auch der legendenhafte charakter des stückes wird nicht gebührend herausgehoben. Er erfordert die perspective auf eine vergeltung im jenseits, die übrigens in Hebbels reinsten schöpfungen widerkehrt, wenn sie auch in ihnen unendlich harmonischer ausklingt. Dass das später hinzugefügte „nachspiel zur Genoveva“ besser ungeschrieben geblieben wäre, wie Georgy auf s. 100 ausführt, ist übrigens auch meine meinung.

Maria Magdalena. Die in ihr widergespiegelte idee der „individuellen masslosigkeit“ ist wenigstens geistreich durchgeführt. In bezug auf den fall Klaras wird Hebbels motivierung aus dem charakter der tischlerstochter glänzend gerechtfertigt. Fraglich ist nur, ob nicht trotzdem für unser gefühl so viel verletzendes zurückbleibt, dass die aus einem solchen ausgangspunkt fliessende handlung nicht so zu erschüttern vermag, wie es in Hebbels späteren tragödien der fall ist. Letzteres ist unbedingt meine überzeugung. Zur erklärung des factums soll man freilich nicht, wie Zinkernagel, Hebbel mangel an sittlichem gefühl zur last legen, es genügt zu sagen, dass er, als er dies werk schuf, durch das verhältnis zu Elise mehr als je vorher gedrückt wurde. Erst nachdem er sich aus den ketten schwerster persönlicher unfreiheit gelöst hatte, vermochte er das tragische schlackenlos zu gestalten. Das nimmt der „Maria Magdalena“ nichts von ihrer monumentalen bedeutung, hindert aber allerdings, sie, wie noch oft geschieht, auf kosten der späteren schöpfungen herauszustreichen. — Meisterhaft ist Georgys entwicklung der charaktere dieser bürgerlichen tragödie. Namentlich, dass alle von ihrem standpunkt aus recht haben, wird treffend ausgeführt. Freilich gilt das nicht nur von ihr, sondern von Hebbels tragödie überhaupt, wenn es auch nirgends wider so herb und schroff hervortreten mag wie hier.

Die grosse lücke, welche „Maria Magdalena“ von „Herodes und Mariamne“ scheidet, füllt Georgy nicht aus Das ist bedauerlich, denn gerade die analyse der „Julia“ kann veranschaulichen, wie krank Hebbels geistiger organismus vor dem bunde mit Christine war, und wodurch er genas. Auch die fragmente sind mit unrecht aus dem kreise der betrachtung ausgeschlossen.

Herodes und Mariamne — die tragödie der innerlichkeit. Jedenfalls deckt sich diese gewiss fruchtbare idee nur mit einem teil der tragödie. Diese ist viel umfassender, die erste reine verkörperung des nach Hebbel das ganze leben durchziehenden dualismus. Unleugbar hat Georgy dieses in manchem betracht an die spitze von Hebbels tragischem schaffen zu stellende schöne werk warm und tief charakterisiert. Die exposition des ersten aktes, welche die weltereignisse so ungemein geschickt mit den vorgängen im hause des Herodes verflicht, wird nach gebühr herausgehoben. Fein ist auch der nachweis, wie der vor der eigentlichen handlung liegende tod des Aristobulos dieselbe bis ans ende bestimmt und beherrscht. Sehr gut beobachtet ist ferner, dass des Herodes übermass an sinnlicher liebe zu seinem weibe mit der den ganzen menschen verzehrenden staatsmännischen und kriegerischen tätigkeit nicht nur

vereinbar, sondern aus ihr unmittelbar abzuleiten ist (s. 156). Energisch wird auch der törichte einwand widerlegt, dass Mariamne dem Herodes offener entgegentreten musste, wenn sie ihn liebte (s. 208). Sie handelt, wie die von dem geliebten manne unverstandene, vereinsamte frau handeln muss. Bei der interpretation der scene zwischen Mariamne und Titus (V, 6) erinnert Georgy an Antigone, auch ich wüsste eine scene von gleicher erhabenheit in der gesamten modernen tragödie kaum nachzuweisen (s. 191). Dagegen vermisse ich eine erklärung des auffallenden verhaltens des Herodes bei seiner zweiten rückkehr (IV, 8), wo gerade auf dem höhepunkte der situation das menschliche hinter dem staatsmännischen auf kurze zeit zurückzutreten scheint. Diese plötzliche starre kälte, hinter der die glut der leidenschaft sich birgt, um bald um so ungestümer hervorzubrechen, scheint mir für Hebbel als nordischen menschen charakteristisch. Derartige momente, in denen die mächtig flutende handlung sich plötzlich zu stauen beginnt, findet der tiefer dringende blick in allen seinen tragödien.

Agnes Bernauer. Die diesem drama von Georgy zugrunde gelegte idee des opfers, der beugung des einzelwesens unter die gesamtheit ist, wie bereits oben erwähnt, die der Hebbelschen tragödie überhaupt. Es kann sonst nicht bestritten werden, dass sie bis in die einzelheiten geschickt und mit feinstem verständnis für die absichten des dichters verfolgt ist. Georgy erkennt, dass alle bedeutenderen träger der handlung opfern müssen, der alte Bernauer, Theobald, Agnes, herzog Ernst, aber auch Albrecht, der, was man übersehen zu haben scheint, seinerseits das grösste opfer bringt, indem er auf die rache verzichtet. Folglich verteidigt er den tieferschütternden, aber eben so sehr reinigenden und erhebenden fünften akt gegen die missdeutungen der kritiker. Dass reichsacht und kirchenbann nicht das mindeste zur inneren lösung des conflictes beitragen, nur die unantastbare macht der ordnung gegenüber der auf ihr natürliches recht pochenden leidenschaft äusserlich symbolisieren, wird nachdrücklich betont. Auch nimmt er den tragiker in schutz gegen diejenigen, welche noch immer glauben, er habe seine von wärmstem leben durchpulsten gestalten kalten blutes der staatsraison preisgegeben, dem staate für alle zeiten das recht zuschreiben wollen, über das edel-menschliche hinweg zu schreiten, sobald das gemeinwol es erheischt. Gerade dieser auf eine so scharfe schneide gestellten tragödie fehlt es nicht an dem ausblick in höhere, reinere sphären, in zeiten, die das trotz wechselnder formen ewige gesetz der wertlosigkeit des einzelnen gegenüber der gesamtheit nicht mehr mit so grausigen opfern besiegeln werden. Was sich uns staubgeborenen nicht entwirrt, löst sich in himmlischen akkorden. Wie wolfeil ist es doch zu sagen: Herzog Albrecht musste auf dem schlachtfelde sterben! Eine solche capitulation vor der sentimentalität wäre alles andere, nur nicht in Hebbels sinn gewesen, sie hätte seinem drama die spitze abgebrochen. Der dichter wollte in seiner Agnes die tragische stellung des schönen in seiner reinen erscheinungsform gegenüber der welt darstellen. Das weist Georgy mit berechtigtem spott gegen eine philiströse auffassung des tragischen überzeugend nach. Auch sonst verdient die analyse des dramas uneingeschränktes lob, wie die des „Herodes“. Liebevoll wird das kerndeutsche in Hebbel, das gerade in diesem „deutschen“ trauerspiel herrlich sich offenbart, beleuchtet. Besonderer erwähnung wert sind noch die von tiefem gefühl und feinem verständnis zeugenden bemerkungen Georgys über den vierten akt des dramas, in dem er mit recht den „gleichungspunkt“ der tragödie sieht (s. 234 fg.).

Gyges und sein ring. Hebbel schreibt an Friedrich von Uechtritz, dass die idee der sitte als die alles bedingende und bindende ihm zu eigener überraschung

ıh dem abschluss seiner arbeit aus diesem werke aufgetaucht sei. Somit befindet h Georgy diesmal im schönsten einverständnis mit ihm. Doch der dichter spricht dem briefe nur von einem „ideenhintergrunde", der das bild perspectivisch abıliesse. Georgy macht daraus das centrum, um das er die personen und ihr ıicksal herum gruppiert, wobei eine gewisse nüchternheit der betrachtung auffällt, gerade diesem drama, über das ein mystischer regenbogen gespannt ist, nicht geıht wird. Jedesfalls tritt nur die stellung des Kandaules, den Georgy eingehend ı treffend charakterisiert, zu diesem ideencentrum deutlich hervor, in seiner doppelten enschaft als gemahl der Rhodope und als vielgeschäftiger, freventlicher neuerer in ı versuchen, die lydischen bräuche zu reformieren. Inwiefern das verhalten Rhoıes oder gar des Gyges von ihrer auffassung der sitte abhängt, bleibt trotz der ıführungen auf s. 267 fg. im dunkeln. Es würde mich zu weit führen, wenn ich ine auffassung derjenigen Georgys entgegenstellen wollte; es muss genügen, dass sie als zu eng und den vollen gehalt des dramas nicht ausschöpfend bezeichne, ı übrigens zu dem wolverstandenen inhalt der obigen briefstelle nicht in widerıuch steht. Unter den feinsinnigen bemerkungen, an denen auch diese analyse st nicht gerade arm ist, ragen besonders diejenigen über das rhythmisch-gedämpfte schmerzes und der leidenschaft in dieser tragödie, sowie über den für die handg entbehrlichen, aus dem gesamtgemälde aber überhaupt nicht wegzudenkenden ring vor (s. 268; s. 282). — Das wort „hermenwächter" in v. 358 wird auf s. 278/79 esfalls falsch gedeutet; es soll dadurch doch nur der in den augen der Lyder sündte tatenlose müssiggang des königs bezeichnet werden.

Die Nibelungen. (Idee: durch dienen zum werden). An diesem beispiel ıt sich, wie bereits früher angedeutet, am klarsten nachweisen, wie wenig bei dem ıren nach specialideen der Hebbelschen dramen herauskommt. Man wird Georgy ıeben müssen, dass der gegensatz und feindliche zusammenstoss zwischen heidenı und christentum eine tragische idee nicht ist; es ist nur der hintergrund, von dem ı das gemälde abhebt. Auch leugne ich nicht, dass die durchführung der einmal auftellten idee geistvoll ist, soweit sie überhaupt möglich war. Dass Hagen, dessen ıtanschauung freilich mit unrecht „religiös" genannt wird (s. 290) zum tragischen le prädestiniert ist, weil er einer dem untergange geweihten welt mit ganzer kraft nt, dass er im dienen nicht wird, auch Siegfried nicht, weil sein naives heldenı nichts weiss von sich und der welt, dass im gegensatz zu ihnen Dietı dem weltenplane dient und bis zum schluss im dienen wächst und wird, fein beobachtet. Lobenswert ist auch die verständnisvolle betonung des menschıen in Dietrich wie in Etzel, die viele beurteiler kalt und schablonenhaft gefunden ıen. Was soll es aber heissen, wenn daraus, dass die in ihrem tiefsten empfinden ich getroffene Kriemhild nicht „dient", eine verschuldung ihrerseits abgeleitet d? (s. 298 fg.). Das ist mir ganz unverständlich. Georgy hätte bedenken müssen, s Hebbel in der zunächst ungedruckt gebliebenen vorrede zu der trilogie ausıcklich davor warnt, in dem drama etwas anderes zu suchen als — der nibelunge . In dem stoffe, der handlung wie den menschen, lag das in seinem sinn tragische. ıil hier sich „schuld in schuld so fest verbissen" hatte, dass niemand den knäuel ın konnte, weil alle recht hatten, Hagen sowol wie Kriemhild, weil die dämonische ıkettung zwischen mensch und schicksal bis zur entsetzlichen schlusskatastrophe ıch die eigenart der menschen, nur durch sie, bedingt war, schien Hebbel seine allıeine tragische idee in dem mittelalterlichen epos verleiblicht, in dessen schöpfer den grossen dramatiker zu erkennen glaubte. Deshalb wurde er der „dolmetsch"

der stammelnden germanischen welt und fügte mit aufbietung seiner reifen kunst die zerstreuten epischen züge zu einer tragischen kette. Mehr braucht zum verständnis des gewaltigen werkes nicht gesagt zu werden. Höchstens wäre noch hinzuzufügen, worauf Georgy gelegentlich hindeutet, dass ähnliche conflicte unter anderen, gemässigteren formen widerkehren können, sobald eine „weltenwende", wie eben jener kampf zwischen heidentum und christentum, die geister scheidet. Selbst dieser tragödie fehlt es somit nicht an der „modernität" im besten sinne des wortes. Der dichter mutet uns, obgleich er sich vor einer abschwächung des mythischen ängstlich hütet, keine sympathie mit übernatürlichen erscheinungsformen der leidenschaft zu, (die für immer versunken sind) was Ibsen in seinen Haermaendene paa Helgeland ohne frage tut.

KIEL. H. KRUMM.

Schlemm, Julie, Wörterbuch zur Vorgeschichte. Ein hilfsmittel beim studium vorgeschichtlicher altertümer von der paläolithischen zeit bis zum anfange der provinzial-römischen kultur mit nahezu 2000 abbildungen. Berlin, D. Reimer (E. Vohsen) 1908. XVI, 689 s. Geb. 20 m.

Dank der einsicht arbeitsfreudiger gelehrter ist in der jüngsten zeit ein entscheidender umschwung der methode etymologisch-historischer forschung eingetreten. Früher beschränkte sich das etymologische geschäft auf rein formale, lautgeschichtliche principien. Jetzt aber sollte man in unsern hörsälen und seminarien von ehernen tafeln das kennwort Jacob Grimms leuchten lassen: „Sprachforschung, der ich anhänge und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der weise befriedigen können, dass ich nicht immer gern von den wörtern zu den sachen gelangt wäre." Wie ein von schattenbildern bevölkerter raum gähnen uns die lexikalischen hilfsmittel an, deren wir uns bei dem etymologischen verfahren zu bedienen pflegen. Da wird mit den wörtern umgesprungen, als beständen sie aus nichts weiter denn aus ihren grammatischen formen oder gar nur aus ihren lettern; dass die wörter nur ausdrucksformen von sachen oder beziehungen sind, wird uns in der mehrzahl der fälle gar nicht bewusst; geschweige denn, dass der durchschnittslexikograph das bedürfnis verspürte, sich mit etwas anderem als mit etymologischen wortgleichungen, mit belegstellen und mit freikonstruierten schematen der bedeutungsentwicklung zu befassen. In dieser dürftigen einseitigkeit enthüllt sich uns die erschreckende rückständigkeit unserer wörterbucharbeit; der lexikograph glaubt seine schuldigkeit getan zu haben, wenn er den sprachgebrauch an belegserien veranschaulicht und etymologische entsprechungen aus näher oder entfernter verwandten idiomen ebenso aneinanderreiht. Wer fragt ernsthaft danach, was denn die wörter als ausdrücke für sachen bedeuten und wie sie unserer anschauung näher gebracht werden können?

Rühmliche ausnahmen bilden die vorbildlichen arbeiten eines Meringer und Hoops. Namentlich J. Hoops hat durch die „Waldbäume" und die in den Anglistischen forschungen niedergelegten specialarbeiten seiner schüler bahn gebrochen und eine verbindung zwischen germanistischer wort- und sachforschung auf einzelsprachlichem gebiet hergestellt, die sich bewährt hat und die älteren etymologischen, rein formalistischen arbeiten für uns mit der zeit ungeniessbar machen wird.

Wenn es des deutschen philologen höchste aufgabe ist, der geschichte unseres volkes das bett von der sprache her aufzuschütten, muss er in ganz anderem umfang als die rein linguistischen strömungen es gestatteten, mit den realien

schichtlichen lebens vertraut gemacht werden. Wie soll der philologe, dem die deutschen altertümer unter sieben siegeln versiegelt sind, eine anschauliche erkenntnis des deutschen altertums aus der alten deutschen sprache gewinnen? Es bleibt bloss der ausweg, dass das linguistische studium des philologen durch archäologische forschungen ergänzt werde, damit er seiner wissenschaftlichen aufgabe herr zu werden und die sprachüberlieferung in ihrer totalität zu bewältigen lerne. Wie der gang der dinge im jüngsten decennium gezeigt hat, muss der philologe in erster linie mit der sogenannten prähistorischen archäologie schritt halten und sein positives wissen dadurch bereichern, dass er sich aneigne, was durch die wissenschaft des spatens ans licht gebracht und den philologisch-historischen kombinationen zugänglich gemacht worden ist. Es muss dahin kommen, dass auch der philologe wie der künstler — nach einem treffenden ausspruch Rudolf Hildebrands — nicht mehr bloss in worten, sondern in sachen denke: dann erst wird die deutsche philologie zur altertumswissenschaft werden und im stande sein, der geschichte unseres volks das bett von der sprache her stärker aufzuschütten. Falls die zeichen der zeit nicht trügen, scheinen sich solche hoffnungen fortan nicht mehr als chimären abweisen zu lassen. Der plan eines grossen sammelwerks *Monumenta artis Germaniae* ist bereits zu einer öffentlichen angelegenheit geworden und wir haben vernommen, dass endlich auch unserer vaterländischen kunst die stunde der erlösung geschlagen hat. Insbesondere muss dafür gewirkt werden, dass bei dieser gelegenheit die kleinkunst des deutschen altertums nicht zu kurz komme und dass zum mindesten ein erschöpfender generalkatalog unserer vaterländischen altertümer in angriff genommen werde. Denn es gebricht in Deutschland sogar an den selbstverständlichsten und unentbehrlichsten hilfsmitteln archäologischer forschung auf heimischem feld. Wir besitzen zwar vaterländische altertumsmuseen, aber es gehört zu den ausnahmen, wenn ein einigermassen auf die einzelbestände eingehender katalog verfasst worden ist. Wir hegen darum die bestimmte erwartung, dass diesem beschämenden zustand durch die Monumenta artis Germaniae baldigst ein ende gemacht werde.

Inzwischen kann das „Wörterbuch zur vorgeschichte“ als notdürftiger ersatz dienen. Julie Schlemm hat aber leider vor den denkmälern des römischen kultureinflusses halt gemacht[1] und nur ein bruchstück unserer prähistorischen archäologie geliefert. Doch sollen wir auch diesen torso mit dank entgegennehmen, weil es darauf ankommt, dass von sachkennern die archäologischen materialien endlich den philologen so bequem wie möglich handgreiflich gemacht werden.

Über die sachkenntnis der verfasserin des vorliegenden wörterbuchs kann kein zweifel bestehen. In langjähriger erfahrung an den Berliner sammlungen hat sie, wie ihre nicht gerade schönen aber doch charakteristischen zeichnungen verraten, ihr auge auf die wesentlichen merkmale der form einzustellen gelernt und dass sie ihrem wörterbuch nahezu 2000 umrisszeichnungen beigegeben hat, ist besondern dankes wert. Weniger befriedigt mich der wörterbuchtext. Die stichwörter, unter die die einzeldinge katalogisiert wurden, hemmen nicht selten unser orientierungsvermögen; es ist aber den fatalsten übelständen von der verfasserin dadurch abgeholfen worden, dass sie, auf s. 677 fgg. ein register beigegeben hat, das jeder, der mit dem wörterbuche arbeiten will, am zweckmässigsten zuallererst befragen sollte; hier findet er z. b. unter dem stichwort „schwerter“ die vielen stellen vereinigt, auf die von der verfasserin

1) Weshalb die gesteckte grenze bei schere, schild, sporn u. a. überschritten, ein artikel „fibel mit umgeschlagenem fuss“ (s. 631) und sogar ein artikel „schläfenringe“ (s. 521) aufgenommen wurde, vermag ich nicht zu sagen.

die archäologischen einzelformen der schwerter verzettelt worden sind[1]. Im übrigen ist das „Wörterbuch" technisch so disponiert, dass die verfasserin zuerst die buntscheckige terminologie eines archäologischen typus verzeichnet, darauf folgt eine analytische beschreibung oder eine begriffliche definition, welche die meinungsverschiedenheit beteiligter forscher zu berücksichtigen gestattet. Am schluss des einzelnen wörterbuchartikels folgen die rubriken, in denen über die zeitbestimmung, die fundorte und die litteratur auskunft gegeben wird. In den litteraturberichten macht sich zu meinem leidwesen der übelstand bemerkbar, dass die älteren publikationen weit ausgiebiger als die neuesten funde citiert wurden; die forderung ist nicht unbillig, dass der neueste stand der dinge zur geltung komme und dass solch wichtige werke, wie Montelius Kulturgeschichte Schwedens (1906) oder auch Willers Bronzeeimer (1901/1907) oder Quillings Nauheimer funde (1903) — die durchaus nicht bloss typen der provincialrömischen kultur behandeln — nach gebühr hätten genannt werden sollen: auch die grabfelder der älteren eisenzeit in Mecklenburg von Beltz (Jahrbücher d. vereins f. mecklenburgische geschichte 1906) scheinen unberücksichtigt geblieben zu sein[2]; aus der specialliteratur könnten natürlich weit mehr nachträge geliefert werden; ich vermisse namentlich reichlichere hinweise (vgl. s. 313) auf die Jahresschrift für die vorgeschichte der sächsisch-thüringischen länder[3]. Ein anderer recht ärgerlicher übelstand ist es, dass die abbildungen nicht l o k a l i s i e r t worden sind; es musste bei jeder einzelnen figur angegeben werden, wo der abgebildete gegenstand gefunden worden ist, oder wenigstens, wenn die fundorte nicht ermittelt werden konnten, wo er aufbewahrt wird; so wie sie von Schlemm veröffentlicht sind, machen die stücke einen vaterlandslosen eindruck, der das gesamtbild um seine besten wirkungen bringt. Einzelne artikel sind völlig ungenügend, z. b. „Depotfunde" (s. 91, wo man über eine reiche fundserie nicht einmal die zugänglichste litteratur verzeichnet findet) oder „Feuerstein-dolche" (s. 99 fg., vgl. s. 318 fgg.: hier sind diese technisch bewundernswerten erzeugnisse nach ihrer verbreitung nicht genügend mit den worten „vornehmlich in Scandinavien" bestimmt; dazu fehlt die hauptstelle, wo S. Müller über sie gehandelt hat: Nord. fortidsminder 1, 125 fgg.); zu den bronzenadeln mit schräg abwärts durchbohrtem kugelkopf wäre Kossinna, Zeitschr. f. Ethnol. 1902, 195 zu citieren gewesen, derselbe spricht am gleichen ort über manschetten-armbänder (vgl. Schlemm s. 335 fg.); der artikel „Hängegefässe" (s. 222 fgg., dazu s. 178 fgg.) muss auf grund der ausführungen von Neergaard (Nord. fortidsminder 1, 69 fgg.) neu bearbeitet werden; hätte die verf. diese grundlegende arbeit gewürdigt, würde sie wol auch die gelegenheit ergriffen haben, einen selbständigen artikel über die geschichte, die technik und den stil des ornaments der bronzezeit eingeschaltet haben; es ist in dem artikel „Bronzezeit" (s. 69) sogar versäumt worden, anzudeuten, dass die gliederung dieser periode auf grund der ornamente vorgenommen zu werden pflegt; bei den für die norddeutschen steinzeit die bedeutung eines leitfossils besitzenden kragenflaschen (s. 156 fg.) fehlt u. a. (vgl. Schlemm s. 582) ein hinweis auf Boehlau-Gilsa, Neolithische denkmäler aus Hessen (1898); bei den Gesichtsurnen (s. 173 fgg.) vermisse ich die verwertung der

1) In einzelfällen versagt auch das register; z. b. die steinzeitlichen muldergräber kann man nur zufällig auf s. 254 auffinden.

2) Schon in bibliographischer hinsicht ist das s. XI fgg. aufgestellte verzeichnis vielfach ungenau und durch störende druckfehler entstellt.

3) Ich erinnere beispielshalber an die interessanten grabhäuser im Leubinger und Helmsdorfer hügel oder an die „schwertstäbe" (bd. IV, taf. II fgg.), die s. 51[illegible] fg. nachzutragen sind.

in den Nachrichten über deutsche altertumsfunde 1904, s. 51 fgg. besprochenen stücke; unter den gürteln (s. 197 fg.) fehlen die sog. holsteinischen exemplare, die J. Mestorf in den Mitteilungen des anthropol. vereins mustergültig bearbeitet hat[1]; die hünenbetten (s. 255 fg.) sind am schönsten in Madsens Gravhøje zur darstellung gebracht worden[2]; unter den belegen für die steinzeitliche keramik fehlen die aus den abfallhaufen bekannten, in ähnlicher form in Süd- und Westdeutschland widerkehrenden typen mit spitz zulaufendem boden (vgl. Schlemm s. 410, 566); der grosse silberkessel von Gundestrup (s. 280 fg.) hat eine des ausserordentlichen fundes würdige darstellung in den Nord. fortidsminder (1, 95 fgg.) gefunden; unter „trinkhorn" (s. 623 fg.) wird als zeitbestimmung „Hallstattzeit" angegeben und nur das irdene trinkhorn aufgeführt: es wäre zu wünschen gewesen, dass zum mindesten auch das kuhhorn (Boye, Egekister s. 120) aufnahme gefunden hätte; aber weit bedauerlicher ist die lücke, die dadurch in dem Wörterbuch zur vorgeschichte klafft, dass die altgermanische volkstracht keine berücksichtigung, ja dass nicht einmal „Wolle" und „Leinwand" eine besprechung gefunden haben. Unter der voraussetzung des anerkenntnisses, dass die wörterbuchartikel der verfasserin erheblich ergänzt werden müssen, mögen sie fleissiger benutzung empfohlen bleiben, bis sie durch eine erschöpfendere publikation ersetzt sind.

1) Vgl. dazu Beltz in den Mecklenburgischen jahrbüchern 71, 81 fg.
2) Dieses werk citiert Schlemm erst s. 340 fg. unter dem stichwort Megalith-gräber.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Forrer, Robert, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen altertümer. Mit 3000 abbildungen. Berlin-Stuttgart, W. Spemann s. a. (1908). VIII, 943 s. Geb. 28 m.

Dieses werk ist auf die bedürfnisse und den geschmack der allzuvielen eingerichtet, die hier wie in einem sog. warenhaus alle möglichen antiquitäten beisammen finden, die irgendwie zum gesprächsthema werden könnten. Der verf. hat versucht, in diesem lexikon eine verschmelzung vorzunehmen, wie sie bis jetzt noch bei keinem verwandten unternehmen vollzogen worden ist ... „die prähistorischen altertümer habe ich durch metall- und steinzeit zurück bis in die tertiärzeit verfolgt, den klassischen, griechischen und römischen altertümern die frühchristlichen und die der völkerwanderungszeit angereiht und selbst die ägyptischen und assyrischen soweit als vergleichsmaterial herangezogen, als ich es für notwendig und tunlich erkannte". Angesichts der früheren leistungen des verfassers[1] wird man eine ernste wissenschaftliche formulierung der einzelnen artikel seines Reallexikons erwarten. Wir hatten daher zu prüfen, wie es sich mit den auf die deutsche altertumskunde entfallenden stichwörtern verhält. Sie sind nicht gering an zahl, aber, was die illustrationen betrifft, nicht so begünstigt, wie etwa die der griechischen kunstgeschichte angehörenden abteilungen. Ein besonderer übelstand sind im text die mit wenig ausnahmen (vgl. „Dörfer") unzulänglichen litteraturangaben und die empfindliche zurücksetzung der heimatlichen belege hinter die der klassischen oder der keltischen völker (vgl. z. b. unter „aexte" oder „tempel" oder „nordische bronzezeit" oder „reihengräber"). Im einzelnen stösst man hier und da auf beachtenswerte neue kombinationen, so z. b. vermutet Forrer (s. v. „armbänder und -ringe"), dass das verschwinden der armringe

1) Vgl. z. b. die artikel „Achenheim" oder „Odilienberg" oder „Hockergräber" oder „Münzen" oder auch taf. 63.

aus der volkstracht, wie es seit der La Tène-zeit beobachtet werden kann, mit der verwendung des armringes als **geld** in ursächlichem zusammenhang stehe (s. 41); aber das norddeutsche und skandinavische fundgebiet ist so stiefmütterlich behandelt (vgl. z. b. „bernstein“, „filigran“ u. a.), dass der germanist nicht um sich beraten zu lassen, sondern nur zur vervollständigung seiner hilfsmittel dieses Forrersche nachschlagewerk berücksichtigen wird.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Kiekebusch, Albert, Der einfluss der römischen kultur auf die germanische im spiegel der hügelgräber des Niederrheins. Nebst einem anhang: Die absolute chronologie der augenfibel. Stuttgart 1908, verlag von Strecker & Schröder. 92 s. 2,70 m. (= Studien und forschungen zur menschen- und völkerkunde unter wissenschaftlicher leitung von Georg Buschan III).

Die hügelgräber des Niederrheins, die in dieser Berliner dissertation behandelt werden, liegen in den regierungsbezirken Düsseldorf und Köln. Der verf. nennt s. 32 fgg. 1. das gräberfeld bei Duisburg (von Grossenbaum bis zur Ruhr), 2. Marxloh (kr. Ruhrort), 3. kloster Hamborn (kr. Ruhrort), 4. Golzheimer heide (kr. Düsseldorf), 5. kr. Düsseldorf, 6. kr. Mühlheim a. Rh. (Dünnwald, Delbrück, Thurn, Heumar, Leidenhausen, Wahn bei Scheuerbusch), 7. kr. Solingen (Morsbroich, Schlebuscher heide), 8. kr. Sieg (Troisdorf, Altenrath, Schreck, Niederpleiss, Lohmar, Siegburg), 9. kr. Rees (Emmerich), 10. kr. Gladbach (Rheindahlen), 11. kr. Geldern (Calbeck), 12. kr. Cleve (Uedem, Pfalzdorf). Diese begräbnisplätze zerfallen in zwei gruppen: 1—9 sind rechtsrheinisch, 10—12 linksrheinisch.[1] Nun behauptet K. in dem rechtsrheinischen der hauptsache nach zwischen Sieg und Ruhr sich erstreckenden hügelgräbergebiet hätten Germanen gewohnt (s. 56). „Das land rechts vom Niederrhein (von Rheinbrohl bis zum Bataverlande) war bekanntlich trotz aller expeditionen niemals unbestritten römischer besitz. Die kastelle an der Lippe waren doch nur einzelne punkte mitten im feindlichen lande und auch sie konnten in den jahren 9—15 n. Chr. nicht gehalten werden. Die Germanen rechts vom Niederrhein waren also frei“ (s. 65). Ich muss diese behauptung ablehnen, denn das rechtsrheinische land zwischen Sieg und *fossa Drusiana* gehörte den niederrheinischen legionen und diese haben eifersüchtig darüber gewacht, dass es nicht wider von Germanen besiedelt werde, seitdem es den Sugambrern, Marsern und Brukterern (a. 16, Ann. 2, 25) konfisciert worden war. Ansiedelungen fremder nationalität wurden hier nicht geduldet, so begehrlich auch die augen der benachbarten Germanen auf diesem transrhenanischen confinium der Römer ruhten. Es meldeten sich Friesen: Verritus und Malorix machten mit ihrer gefolgschaft auf den „herrenlosen“ ländereien am Rheinufer halt, bauten sich an und wichen nicht, als der römische kommandant mit waffengewalt drohte. Sie beriefen sich auf ihre gutrömische gesinnung, reisten nach Rom, um persönlich bei kaiser Nero vorstellig zu werden. Der kaiser verlieh den beiden Friesenfürsten das römische bürgerrecht, befahl ihnen aber, die domäne zu verlassen; die weisung fruchtete zunächst nichts; erst einer berittenen römischen polizeiabteilung, die auf die unerwünschten kolonisten einhieb, gelang es, dem kaiserlichen befehl gehorsam zu verschaffen (Ann. 13, 54). Als die Friesen abgezogen waren, erschienen Amsivarier

1) Unter den litteraturangaben vermisse ich: F. Janssen, Gedenkteekenen der Germanen en Romeinen an den linker oever van den Neder-Rijn. Utrecht 1836.

unter dem alten recken Boiocalus. Im rechtsrheinischen ödland der legionen lagen die äcker brach, die er suchte. Der römische statthalter erklärte sich zwar bereit, ihm einen gutsbezirk anzuweisen, damit wollte er sich nicht zufrieden geben und gedachte durch widerspenstigkeit seine weitergehenden forderungen durchzusetzen. Das ende war, dass die heimatlosen Amsiwarier mit waffengewalt zu den Chatten verjagt wurden (Ann. 13, 55. 56). Nach dem jahr 70 hat eine grosse römische militärziegelei auf diesem rechtsrheinischen ödland gelegen, alle datierbaren ziegel gehören in die zeit von a. 89—105 n. Chr. (Bonn. jahrb. CXI, 291 fgg.). Mit der behauptung des verf., rechtsrheinisch zwischen Sieg und *fossa Drusiana* hätten Germanen und zwar freie Germanen in der frühen römischen kaiserzeit gesiedelt, ist es demnach übel bestellt[1]. Die aus den hügelgräbern jenes territoriums gehobenen fundstücke waren von römischen münzen begleitet und verraten auch sonst so klare römische beziehungen, dass K. die gräber bis tief in die römische kaiserzeit, bis ins 2. jh. n. Chr. geb. hinabreichen lässt (s. 49 fgg., vgl. s. 62 fg.). Die hinterlassenschaft der gräber ist nun aber so dürftig und armselig, unterscheidet sich so völlig von den bekannten Germanengräbern ebenderselben epoche, dass man wol nur an eine ärmliche sklaven- und kolonenbevölkerung linksrheinischer (kolonialgermanischer?) herkunft denken darf. Ganz abenteuerlich sind des verf. argumente, durch die er den terminus a quo der hügelgräber ins 8. vorchristliche jh., in die Hallstattzeit zurückzudatieren unternimmt. Diese Rheingermanen (nördlich der Sieg) sollen auf der stufe der Hallstattkultur stehen geblieben sein (s. 63). Solch beispiellose rückständigkeit einer germanischen bevölkerung unmittelbar an der römischen grenze steht in absolutem gegensatz zu der bekannten tatsache, dass die am römischen grenzsaum siedelnden Germanen fortgeschrittener in ihrer kultur waren, als die Germanen des binnenlandes[2]. Dafür liegen nicht bloss litterarische, sondern auch archäologische beweisstücke vor. Aber K. bleibt dabei: „von einer einwirkung Roms auf die freien Germanen am Niederrhein kann nicht die rede sein. Dafür sind uns die hügelgräber beredtes zeugnis. Wol waren römische münzen und einzelne römische geräte im besitze der Germanen; wol benutzten diese während der mittleren kaiserzeit sogar römische terrasigillatagefässe als graburnen. Ich habe nicht ein einziges germanisches gefäss aus niederrheinischen hügelgräbern ausfindig machen können, das auch nur eine spur von römischem einfluss verriete" (s. 65). Eben auf grund der keramik führt unser autor die hügelgräber teilweise bis in die Hallstattzeit zurück: er will bewiesen haben, „daß die träger der hügelgräberkultur auch zur kaiserzeit in der keramik noch auf der stufe der Hallstattkultur standen" (s. 45). Solche absonderlichkeiten mutet uns ein autor zu, der sich zu der lehre bekennt: „der wert der tongefässe beruhe geradezu auf der zerbrechlichkeit des materials. Durch eine münze wird uns immer nur der terminus post quem angegeben; sicherer ist schon eine fibel. Wo aber wäre der topf oder die schale oder sonst ein stück des täglichen gebrauchsgeschirres, das ein jahrzehnt oder gar [illegible] überdauert hätte" (s. 36). Auch fügt der verf. ausdrücklich bei, [illegible] zwar

1) „Das zurückgehen der Römer am Niederrhein ist kei- [illegible] ge-wesen. Dass auch nach Nero keine änderung eingetreten ist, [illegible] dar-getan. Die Römer haben in der flavischen zeit am Niederrhei[n] [illegible] ufer des flusses eine grosse militärische centralziegelei besessen. [illegible], dass auch in Untergermanien der fluss wenigstens stellenweise [illegible] Kornemann, Klio 7 (1907), 82. Vgl. schon Koenen, Bonn. Jah[rb.] [illegible] die Römer müssen in näherer beziehung zu der rechtsrheinischen bev[ölkerung] [illegible] haben."

2) Koenen dachte deshalb wol an die aus dem [illegible] Tencterer und Usipier (Bonn. jahrb. 85, 150).

in den gräbern mit gefässen zu tun haben, die dem täglichen gebrauch entzogen worden sind, die sich jedoch „sicher“ recht wenig vòn den täglichen gebrauchsgefässen unterschieden haben.

Als seine aufgabe betrachtete es K., material für die schon von Dragendorf gestellte frage zu sammeln, von wann an man etwa bei den freien Germanen am untern Rhein, die der römischen grenze so nahe wohnten, römischen einfluss im einheimischen handwerk nachweisen könne (s. 4).. Den römischen einfluss bezieht der autor nicht auf den import römischer waren, sondern auf den umschwung der heimischen technik (s. 7 fg.); er will ausmachen, seit wann z. b. die altgermanische keramik römischen mustern gefolgt ist — wie das beiwort „römisch“ gemeint sei, wird von ihm s. 6 fgg., 19 fg. erläutert — er unterscheidet eine frühe kaiserzeit (13 v. Chr. bis 70 n. Chr.) von einer mittleren (83—200 n. Chr.) und späten kaiserzeit (250—400 n. Chr.) und ist zu dem längst feststehenden negativen ergebnis gelangt, dass in den ersten beiden jahrhunderten der römischen kaiserzeit das heimische handwerk und die heimische lebensart noch nicht von den römischen nachbarn determiniert worden ist. Wie sich der römische handel erst seit dem ende des 2. jh. im deutschen binnenland ausdehnt (s. 9 fgg.), so lässt sich auch erst in der spätern kaiserzeit die einwirkung römischer arbeit auf germanische technik mit sicherheit beobachten. Eine klare vorstellung vom verhältnis beider kulturen zueinander ermöglichen uns nur die archäologischen funde (bei den lateinischen lehnwörtern mahnt K. zur vorsicht, s. 11 fgg.) und sie ergeben für die beiden ersten nachchristlichen jahrhunderte, dass provincialrömische kultur am Rhein „eigentlich einheimische La Tène-kultur ist, umgestaltet und beeinflusst durch italisch-römische zufuhr“ (s. 19 fg.). Nicht anders präsentiert sich uns zu jener zeit das archäologische feld der Germanen. „Sonderbar ist nun aber, dass wir fast in ganz Deutschland La Tène-kultur finden, aber nicht da, wo wir zuallererst La Tène-kultur erwarten müssten — am Niederrhein“ (s. 28). K. löst dies rätsel folgendermassen auf: „die bewohner des Niederrheins (zunächst ganz gleichgültig, ob Germanen oder nicht) blieben vielleicht von dem einfluss der benachbarten La Tène-kultur völlig unberührt. Sie entwickelten ihre seit der Hallstattzeit her überkommenen typen langsam weiter, waren aber im ganzen auf dem stande der alten technik stehen geblieben bis hinein in die römische kaiserzeit“ (s. 30). Noch einmal widerholt der verf. die bemerkung, dass die hügelgräber des Niederrheins von diesen einflüssen „fast völlig“ unberührt geblieben seien (s. 46), dann wendet er sich zu dem nachweis, dass trotzdem auch am Niederrhein beziehungen zur La Tène-kultur bestehen und fährt wörtlich fort: „unzweifelhaft sichere zeugen der La Tène-zeit sind auch die hohen, eiförmigen, cylindrischen töpfe“ (s. 47). Ein gedankengang, der sich von dem satz: „die hügelgräber blieben von der La Tène-kultur völlig unberührt“ zu der einschränkung „fast völlig“ und schliesslich zu dem satz bewegt, die La Tène-zeit sei in den hügelgräbern durch unzweifelhaft sichere zeugen vertreten!

So ungefähr nehmen sich die prämissen aus, mit deren hilfe K. schliesst, dass die Germanen schon im 8. jh. v. Chr. die rechte uferstrecke des Niederrheins erreicht haben (s. 55 fgg.). Es wäre wol die möglichkeit vorhanden, dass Kelten während der jüngeren Hallstattzeit am Niederrhein gesessen hätten (s. 57), aber weil sich aus der betrachtung der funde des Trevererlands wie auch anderer nachbargebiete ergibt — was der verf. in einer nachfolgenden arbeit beweisen will — dass sich die niederrheinische bevölkerung der jüngeren Hallstattzeit von den Kelten jener gegenden wesentlich unterscheidet, haben die Germanen seit dem 8. vorchristlichen jahrhundert bereits am Niederrhein gesessen (s. 58). Dass nun speciell die begräbnisse, deren

reste in den niederrheinischen hügelgräbern bewahrt sind, germanischer herkunft sind, wird folgendermassen aus den angaben des Tacitus im 27. capitel der Germania „bewiesen“: *funerum nulla ambitio* — schlichter und einfacher konnte die bestattung in der tat kaum ausgeführt werden; *id solum observatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur* — in den hügeln sind eiche, buche, kiefer und wachholder bezeugt; *struem rogi nec vestibus nec odoribus cumulant* — ganz fehlen die beigaben auch hier nicht; *sua cuique arma, quorundam igni et equus adicitur* — „es ist dies die einzige bemerkung, die mit den fundumständen in widerspruch steht“; *sepulcrum cespes erigit* — zur Römerzeit legten die Germanen in allen gegenden Deutschlands flachgräber an, nur nicht am Niederrhein „und gerade das ist mir ein sicherer beweis dafür, dass Tacitus bei seiner schilderung nur die niederrheinischen hügelgräber im sinne gehabt haben kann“ (s. 63). Dabei hat K. nicht einmal sich um die frage bemüht, wie weit wir es am Niederrhein mit natürlichen sandhügeln, in denen die verbrannten gebeine beigesetzt wurden, zu tun haben (vgl. Bonn. Jahrb. 52, 182).

In einem anhang: „Die absolute chronologie der augenfibel“ (s. 68fgg.) nimmt K. bezug auf funde von Neuss, Hofheim, Haltern, Urmitz, Andernach u. a. „Da es uns gelingt, den hauptentwicklungsstufen ihren platz in den einzelnen jahrzehnten (des 1. nachchristl. jahrh.) anzuweisen, so sollen uns die zwischenformen wenig stören“ (s. 73), „auf jeden fall ist uns durch eine augenfibel ein sicherer terminus post quem gegeben“ (s. 75). „Die nur in der südlichsten reihe des Darzauer friedhofs auftretenden augenfibeln gehören den beiden ersten nachchristlichen jahrzehnten an. So dürfen wir feststellen, dass auf dem Darzauer begräbnisplatze etwa vom beginn unserer zeitrechnung an bis etwa 200 n. Chr. begraben worden ist ... Der friedhof gehörte einer gemeinschaft, die der bevölkerungsstärke eines heutigen stattlichen dorfes von mindestens 800 seelen entspricht“ (s. 79 fg.).

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Götze, A., Germanische funde aus der völkerwanderungszeit: Gotische schnallen. Berlin, E. Wasmuth s. a. 35 s., 15 tafeln. 4°.

Der um die deutsche altertumsforschung, namentlich um die prähistorie Mitteldeutschlands eifrig und erfolgreich sich bemühende verfasser greift mit seiner neuesten publikation in ein gebiet, dass dem forscher die lockendsten probleme stellt. Der märchenhafte reichtum, der unsere „völkerwanderung“, die deutsche heldenzeit königlich schmückt, liegt als ein ruhender schatz in den altertumsmuseen und in der fachlitteratur begraben. Es ist höchste zeit, dass er als werbendes kapital unter uns in umlauf gesetzt werde und unser geschichtliches denken belebe und befruchte. Verfasser und verleger gebührt darum dank dafür, dass sie eine serie bemerkenswerter erzeugnisse des altgermanischen kunstgewerbes in ansprechender form weiteren kreisen zugänglich gemacht haben.

Es gibt kein altgermanisches wort für die gürtelschnalle. Der bemerkenswerteste sprachliche ausdruck ist mhd. nhd. *rinke*, denn er kann nach seinem alter genau bestimmt werden, geht er doch auf eine *j*-ableitung von *ring* zurück und hat durch die westgermanische consonantendehnung seine heutige lautgestalt empfangen (Paul, Beitr. 7, 133). Das schmuckstück ist also nicht gemeingermanisch, sondern erst westgermanisch. Seine sprachliche bezeichnung verrät uns, dass es als neuerung zu den Westgermanen gelangte und unter ihnen als aus dem „ring“ differenziert aufgefasst wurde. Damit stehen die altertumsfunde im schönsten einklang: die älteste schnallen-

form, die wir auf dem archäologischen feld der Germanen finden, ist nichts weiter als ein ring, an dem ein beweglicher kurzer dorn sitzt; diese ringspange (vgl. auch Salin, Tierornamentik s. 330) ist als gallischer import mit den sog. Spät-La Tène-sachen zu uns gelangt. Sehr schnell hat die gürtelschnalle (oder der gürtelring) in der römischen periode altgermanischen lebens den älteren gürtelhaken verdrängt. Seit der römischen zeit gehört die schnalle zu den unentbehrlichen schmucksachen der bewohner Deutschlands und tritt massenhaft auf den urnenfeldern zutage. In der römischen zeit verschwand aber auch die ringform und unser heutiger schnallentypus bürgerte sich ein. Beachtung verdient namentlich, dass jetzt an die schnalle eine gürtelplatte angegliedert wurde. Fortan ist die schnalle zweiteilig, besteht aus dem schnallenbügel mit dorn und der schnallenplatte. Man übersicht die typologische entwicklung sehr anschaulich bei Salin, Tierornamentik s. 111 fgg. Die schnallenplatte ist es nun hauptsächlich, die unser interesse beschäftigt, denn ihre zierformen sind so mannigfach und so leicht dem wechsel der mode unterworfen, dass man von ihr allein schon das alter der schmuckstücke ablesen kann. Anfänglich ist die schnallenplatte rundlich-oval mit einem durchmesser nicht grösser als der ovale oder eckige schnallenbügel. Eine neue reihe wird durch viereckige schnallenplatten gebildet. Sie zeigen die tendenz einer unverhältnismässigen vergrösserung des plattenrechtecks. Von zwischenformen sehen wir in diesem zusammenhang ab, weil Götze sich nur mit schnallen beschäftigt, die dem zuletzt von uns erwähnten entwicklungsstadium angehören. „Die schnallen mit viereckigem beschläg trifft man auf dem ganzen gebiet während der ganzen dauer der völkerwanderungszeit" (Salin a. a. o. s. 113). Um sie zeitlich zu ordnen, empfiehlt sich die analytische betrachtung der ornamentalen decoration, die sich auf der platte entfaltet. Geometrische muster sind in kerbschnittmanier auf das metall übertragen worden (vgl. die provinzialrömische schnalle bei Salin s. 167 fig. 398); in einem späteren stadium schafft sich hier unsere charakteristische tierornamentik raum.

Die von Götze behandelten schnallen gehören der periode des geometrischen ornaments an. Auf ihnen meldet sich die tierornamentik zum teil an der vom bügel abgekehrten schmalseite der schnallenplatte, allgemein jedoch auf dem am bügel sitzenden schnallendorn, dessen kopf als tierkopf modelliert worden ist. Götze hat dieses als stilmerkmal vorzüglich geeignete detail nach gebühr hervorgehoben, aber mich nicht davon überzeugt, dass die augenbrauenwülste am schnallendorn als ein speziell gotisches element anzusehen seien. Immerhin erkennen wir am tierornament, dass das von Götze ausgebreitete material in der tat eine geschlossene, stilgeschichtlich bedingte gruppe bildet. Ihrer zeitstellung nach gehört sie also in die frühperiode der altgermanischen tierornamentik oder anders ausgedrückt in die ersten jahrhunderte der sog. völkerwanderungsperiode.

Das absehen Götzes ist nun aber vornehmlich darauf gerichtet, die kleinen kunstwerke, die er in wolgelungenen abbildungen vorführt, nicht bloss zu datieren, sondern auch zu lokalisieren. Er sagt s. 35: „Man hat sich bisher im allgemeinen mit wenigen ausnahmen gescheut, der frage des zusammenhanges zwischen den funden der völkerwanderungszeit und den deutschen stämmen näher zu treten. In der tat liegen auf diesem gebiete nicht geringe schwierigkeiten vor, die durch die besonderen verhältnisse dieser epoche mit ihrem hin und her und durcheinander verursacht sind und derartige erörterungen werden meist nur zu einem geringeren oder grösseren grade der wahrscheinlichkeit führen. Ich hoffe aber gezeigt zu haben, dass man imstande ist, bei beschränkung auf geeignete fundgruppen gewisse resultate zu erzielen."

Diesen schwerwiegenden satz werden wir sorgsam nachzuprüfen haben und wenn ich das resultat meiner nachprüfung vorweg nehmen soll, muss ich gestehen, dass es meines erachtens dem verfasser nicht gelungen ist, die von ihm gesammelten schnallen insgesamt als gotische gegen wolbegründete zweifel sicher zu stellen.

Dass Götze eine „geeignete fundgruppe“ gewählt hat, soll nicht geleugnet werden. Hat es sich doch gezeigt, dass die gürtelschnalle, ein bevorzugtes stück der altgermanischen volkstracht, bei den Burgundern zu einem stammesmerkmal geworden war. Bei Salin (Tierornamentik s. 113, vgl. fig. 664 s. 308) ist als fig. 301 eine schnalle abgebildet, die in Balme (Dép. Haute Savoie) gefunden, auf der ungefügen schnallenplatte Daniel in der löwengrube darstellt und das bild mit einer deutenden lateinischen legende versehen hat. Lindenschmit hat in den Altertümern unserer heidnischen vorzeit solche schnallen aus dem burgundischen friedhof von Severy (Waadt), aus den burgundischen gräbern bei Echadans (Waadt) und aus den burgundischen gräbern bei Arnex (Waadt) veröffentlicht (bd. III heft 3, taf. 6, 1. 2. 3). Neuerdings ist in der Revue archéologique 40 (1902) s. 350fgg. ein aufsatz erschienen (Etudes sur les agrafes de ceinturon bourgondes à inscriptions), in dem nach den fundorten dargetan wurde, dass jenes recht häufig widerkehrende motiv bei der bevölkerung des alten Burgund bevorzugt worden ist und ausserdem nur noch zu den Westgoten gelangt zu sein scheint. Will man das siedelungsgebiet der nach der Sapaudia verpflanzten burgundischen volksteile umgrenzen, so gibt es wol kaum ein zuverlässigeres fundstück; denn diese eigentümlichen — auch als amulette dienenden — gürtelschnallen kommen zutage, sagt der verfasser, à peu près aux pays, où les Bourgondes furent établis par concession impérial de Valentinien III avec Genève comme centre et d'où ils rayonnèrent peu à peu au sud et au nord.

Nach diesem vorzüglichen beispiel der burgundischen gürtelschnallen, die Götze zu erwähnen keine ursache hatte, darf man es wagen, unseren grossen vorrat an gürtelschnallen der völkerwanderungszeit auf die altgermanischen volksstämme zu verteilen und dadurch einzelheiten ihrer volkstracht zur anschauung zu bringen. Dank der bedeutenden nekropolen, die in Italien aufgedeckt worden sind, wollen wir mit Götze jetzt auch von langobardischen schnallen reden; ihren typus bildet er auf s. 29 ab. Als fränkisch (oder vielmehr merowingisch) wird man die von Götze s. 21—26 (vgl. s. 23 anm. 2) behandelten cloisonnierten[1] schnallen und sodann auch die grossen eisenschnallen mit silbertauschierung bezeichnen dürfen, die massenhaft vorkommen (vgl. z. b. Salin, Tierornamentik s. 116). Dass die von Götze herausgegriffenen schnallentypen den Goten eigentümlich gewesen seien, wird also zweifelhaft. Götze will an wenigen belegstücken sogar Ostgoten und Westgoten unterscheiden können. Die von ihm als typus B, Ba und Bb bezeichneten italienischen muster beansprucht er für die ostgotische volkstracht (s. 30) und lässt sie auf italienischem boden um 520 entstehen (s. 33). Es handelt sich um italienische fundorte. Sie haben eine klasse von schnallen geliefert mit viereckiger platte, die aus zwei teilen zusammengesetzt einen kräftig gegossenen rahmen aufweist und in diesem rahmen ein untergelegtes dünnes blech, das den hintergrund der rahmenöffnung darstellt und in den ecken und der mitte auf fünf zellen mit stein oder glas in freier fassung besetzt ist (Götze s. 5); vgl. die abbildungen taf. III, 1. 2, IV, 2. 4; dazu taf. VIII, 1. XII. Halten wir uns an die fundberichte, so ergibt sich, dass dieser schnallentypus quellenkritisch nicht

1) Denn sie sind keineswegs bloss auf westgotischem siedelungsgebiet gefunden und auf den plünderungszug der Merowinger (s. 34fg.) wird man besser verzichten.

sofort für die Ostgoten reserviert werden kann. Es gehört dazu die von Götze s. 8 fig. 7 abgebildete schnalle aus Belluno (Oberitalien); mit ihr zusammen soll ein goldkreuz gefunden worden sein; dieser umstand würde allein schon genügen, um die schnalle den Ostgoten streitig zu machen und den fund als langobardisch zu definieren. Götze meint zwar, jene fundnotiz berechtige zu zweifeln; möge es sich damit verhalten wie es wolle, jedenfalls ist durch diese bemerkung die unsicherheit bezüglich jenes beispiels nicht beseitigt worden. Nun ist aber auch Ascoli-Piceno (Götze s. 5 fg.) ein bekannter langobardischer fundort und es wird schwer sein, dort ostgotisches von langobardischem auszusondern. Was aber die hauptsache ist, ich bestreite, dass die hier in rede stehende schnallenform geeignet sei als stammesmerkmal zu dienen, weil sie in ihren stilistischen grundverhältnissen provinzialrömisch ist (Alt. uns. heidn. vorz. IV, 57, 2) und als import bis nach Schleswig gelangte (Nydam vgl. Engelhardt taf. 5, 26). Mich dünkt, Götze hätte gut daran getan, wenn er sein material auf die gürtelschnallen mit entwickelter „tierornamentik" reduciert hätte. Von „provinzialrömischer" technik sind die auf taf. I und II abgebildeten stücke so stark beeinflusst, dass sie für deutsche volksgruppen nicht viel besagen können. Eine stilistische sonderart macht sich erst auf taf. V—XI bemerkbar und sie allein verspricht ein einigermassen gesichertes ergebnis. Das problem knüpft sich hier an gürtelschnallen, die mit vogelköpfen versehen sind und sicher zu dem völkischen besitz der Germanen gehören, auch wenn sie dieses modell nicht geschaffen, sondern ein fremdes modell nationalisiert und in ihr vermögen aufgenommen haben sollten. Es müssen dabei zwei gruppen unterschieden werden. Die eine ist repräsentiert bei Götze auf taf. VIII bis XI und durch fig. 14. 15 (s. 16): in dieser gruppe besitzt die schnalle eine rechteckige platte mit jenen erwähnten „provinzialrömischen" ornamenten[1], am bügel macht sich ein tierornament bemerkbar — worauf ich aber hier kein gewicht lege —, das neue ist, dass an der hinteren schmalseite der platte, mit dieser in ein stück gegossen, ein grosser adlerkopf aufsitzt mit breitem trapezförmigem oder rechteckigem (kragenartigem) hals, vgl. Götze s. 14 fgg: „ein teil dieser schnallen ist bis in die details einander so gleich, dass man in versuchung kommt, ihre herstellung in einer und derselben werkstätte anzunehmen." Salin hat diese schnallenserie auch schon berücksichtigt (Tierornamentik s. 197); sie empfahl sich ihm durch den stilisierten „vogelkopf von runder form mit geschlossenem schnabel und auge mitten im kopf". Er ist mit verschwindender ausnahme nach Salin nur auf dem südgermanischen gebiet belegbar und beispielshalber von Salin an einer aus der Krim stammenden gürtelschnalle aufgezeigt worden. Sie kehrt bei Götze auf s. 16 unter nr. 29 wider; dazu stellt er vier im Museum für völkerkunde zu Berlin aufbewahrte schnallen [die eine (taf. VIII, 2) und die andere (taf. IX) aus Kertsch, zwei gleiche südrussische exemplare aus Gursuff[2] (taf. X)], derselben gruppe gehört eine ebenfalls aus der Krim stammende, in der collection John Evans befindliche schnalle an (fig. 15 bei Götze s. 16) und ein weiteres stück, das am ufer des Dnjepr in der nähe des Schwarzen meeres gefunden wurde. Pompös wirkt das leise modificierte exemplar von Nikopol (taf. XI), das sich jetzt in Deutschland in privatbesitz befindet, schliesslich hat das südrussische gräberfeld von Suuk-Su[2] vier belege geliefert (vgl. den eingehenden bericht bei Götze s. 18 fgg.). Diese zwölf schnallen haben ein streng abgeschlossenes verbreitungsgebiet und können nicht anders denn als krimgotisch ausgegeben werden. „Gotisch" schlechtweg dürfen sie nicht genannt werden, weil sie datiert sind, und

1) „Ornamente, die von der antiken kunst übernommen sind" sagt Götze s. 31.
2) Unweit Yalta in der Krim.

zwar auf grund der sie begleitenden münzen ins 6. bis 7. jh. gehören. Leider ist nun Götze der sonstigen verbreitung dieses schnallentypus nicht nachgegangen. Dass seine verwandten nicht auf Südrussland beschränkt sind, sagt uns Salin, der (a. a. o. s. 197 fig. 478) aus dem Turiner museum eine kleine schnalle publiciert, bei der unser vogelkopf durch ein charnier unmittelbar an den schnallenbügel angesetzt erscheint. Dieses beispiel scheint zu verraten, dass die schnallen der Krimgoten eine complicierte sonderbildung darstellen, die aus primitiven vogelschnallen hervorgegangen ist. Vielleicht ist die vermutung zulässig, dass diese vogelkopfschnalle anfänglich irgendwo — nicht in der Krim, denn dort fehlen die unentwickelteren gebilde — aus einer combination mit der vogelfibel entstand, dass man, um ihre entstehungsgeschichte zu verfolgen, von dem selbständigen, als provinzialrömische scheibenfibel dienenden vogel ausgehen muss (vgl. z. b. Alt. uns. heidn. vorz. I, 8, 8. 12, 7; II, 7, 4).

Um nun zur zweiten gruppe der von Götze erörterten schnallen mit mehreren vogelköpfen zu gelangen, erinnern wir uns widerum der fibeln, und zwar derjenigen, die auf ihrer kopfplatte vogelköpfe mit ausgeprägten schnäbeln (statt der traditionellen runden knöpfe) sitzen haben. Diese fibeln sind von Salin (Tierornamentik s. 28) belegt worden aus Südrussland (Kertsch), aus Ungarn, aus Süddeutschland und aus der Schweiz (vgl. fig. 60, 61 s. 29; fig. 81, 82 s. 36; fig. 120 s. 55; fig. 468 s. 194; ein degeneriertes exemplar aus Ostpreussen gibt er als fig. 123 s. 56). Hildebrand (Spännets Historia s. 224 fg.) dachte an Burgund oder die Normandie als ursprungsland; es ist aber wahrscheinlicher, dass sich diese fibel von Südrussland her über den ganzen südgermanischen kulturkreis verbreitet hat. An einem eigentümlichen und einfacheren südrussischen schnallentypus, den Götze s. 32 fg. behandelt, erscheinen diese vogelköpfe; drei bronzene exemplare aus Kertsch und Gursuff hat Götze als fig. 29—31 nach den originalen des Berliner museums publiciert. Wie verhalten sich nun dazu die gürtelschnallen, bei denen diese von fibeln her wolbekannten vogelköpfe auf der schmalseite der schnallenplatte angebracht wurden? Vergleicht man bei Götze taf. V. VI, 1. 2. 4 und VII (degeneriert), so wird man von vornherein sich überzeugen, dass eine so geringe anzahl von belegen nicht ausreicht, um auf die volkstracht irgend eines germanischen stammes schlüsse zu ziehen. Götze fasst die genannten gürtelschnallen als italienischen typus Bb zusammen; die fundorte der einzelnen exemplare sind, so weit bekannt, Norcia und Spoleto; ausserhalb Italiens ist nichts entsprechendes gefunden worden. Leider ist nicht bekannt, mit was für gegenständen zusammen diese interessanten trachtstücke auftauchten; darum ist es uns auch nicht verwehrt, bei ihnen auf ostgotische oder langobardische herkunft zu raten. Wenn aber Götze gerade ostgotische herkunft dadurch einleuchtender machen wollte, dass er diese italienischen vogelkopfschnallen, die in Südrussland bislang nicht gefunden worden sind, mit dem südrussischen typus in geschichtlichen zusammenhang bringt, so habe ich schon angedeutet, dass dieses verfahren dadurch beeinträchtigt wird, dass die italienischen exemplare nicht sowol auf die südrussischen schnallen, als auch auf die ihnen im stil weit näher stehenden vogelkopffibeln bezogen werden können. Den stilunterschied zwischen seinen „ostgotischen“ und südrussischen schnallen hat Götze natürlich selbst nach gebühr betont (s. 32): „während es in Russland ein einziger grosser kopf ist, der auf unnatürlich breitem halse sitzt, ragen bei den italienischen zwei oder drei köpfe auf langen hälsen hervor.“ Dazu kommt eine chronologische schwierigkeit. Mindestens ein teil der russischen schnallen mit grossem „adlerkopf“ ist jünger als die italienischen typen (s. 33). Ich glaube darum, da
falls mit dem beschränkten material zu dem immer noch anfech

kann, den Götze (a. a. o.) ausspricht: „Dass bei den italienischen schnallen kein import aus Russland vorliegen kann, wurde dargelegt; es sind eben erzeugnisse italienischen bodens, aber von unverkennbarer (??) verwandtschaft mit den ostgotischen (?) schnallen Russlands.“

Fasse ich das gesamtergebnis der Götzeschen publikation zusammen, so bleibt bestehen, dass eine reihe südrussischer gürtelschnallen künftig als „krimgotisch“ (nicht als ostgotisch[1]) bezeichnet werden darf. Die italienischen und französischen exemplare als bestandteile ostgotischer bezw. westgotischer volkstracht anzusehen, gestattet die geringe zahl der belege und des verfassers argumentation vorerst noch nicht. Trotzdem also Götze in der hauptsache sein ziel nicht erreichte, bleibt die dankbare anerkennung der rein descriptiven teile seines werkes unvermindert. Möge er fortfahren und aus den südrussischen neuerwerbungen des Berliner museums oder aus dessen sonstigen reichen beständen oder gar aus unzugänglichen privatsammlungen das uns philologen unentbehrliche und für die völkerwanderungszeit besonders willkommene anschauungsmaterial binnen kürzester frist vermehren. Die leiter unserer museen haben nicht bloss die pflicht, die ihnen unterstellten sammlungen zu vergrössern, sondern auch das einlaufende fundmaterial schleunigst zu publicieren.

1) „Bei den südrussischen funden östlich vom Dnjestr kann man sicher sein, die hinterlassenschaft von Ostgoten vor sich zu haben“ (Götze s. 30fg.) — im 6. jh. sollte man aber in diesen landen nicht mehr von Ostgoten reden, sondern den sprachcharakter des krimgotischen und die zeitlich vorhergehenden grossen völkerverschiebungen berücksichtigen.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Henning, Rudolf, Der helm von Baldenheim und die verwandten helme des frühen mittelalters. Mit 10 tafeln und 36 abbildungen im text. Strassburg, K. J. Trübner 1907. 91 s.

Bei dem elsässischen dorfe Baldenheim (etwa 8 km östlich von Schlettstadt) wurde im winter 1900/01 ein alemannisches reihengräberfeld des 6.—8. jh. angeschnitten und bei dieser gelegenheit im Februar 1902 ein helm herausgebracht. Im winter 1902/03 wurden die grabungen fortgesetzt. Eine übersicht über die fundumstände und fundergebnisse gibt Henning s. 2fgg. Das am reichsten ausgestattete grab wird durch seine beigaben auf taf. 5 veranschaulicht. Über das helmgrab sind leider keine genauen fundangaben vorhanden; es scheint einen ringpanzer (oder eine halsberge?) geliefert zu haben und vielleicht dürfen auch die auf taf. 7 abgebildeten, von Henning erst im Februar 1903 herausgeholten gegenstände derselben bestattung zugewiesen werden. Wir sehen ein typisches reihengrab vor uns, das mit einiger wahrscheinlichkeit als reitergrab bezeichnet werden darf. Ungewöhnlich bei der grabausstattung ist nur der reiterhelm.[1] Er wird von Henning eingehend beschrieben und auf taf. 1—3 abgebildet; ich füge hinzu, dass der helm auch in den Altertümern unserer heidnischen vorzeit, bd. 5, 191fgg., taf. 35 veröffentlicht und besprochen ist, sowie daß er in Strassburg in der Sammlung des vereines zur erhaltung geschichtlicher denkmäler im Elsass aufbewahrt wird. Die helmkappe ist ziemlich gut erhalten, die wangenlappen sind erst nachträglich mit leder an dem helm befestigt worden. Unbeschädigt muss er sich mit seiner reichen silber- und goldverzierung ganz prächtig ausgenommen haben. Seine technische analyse ergab, dass er aus nicht weniger als

1) Über den römischen reiterhelm vgl. Alt. uns. heidn. vorz. 5, 121fg.

20 einzelteilen zusammengenietet, die konstruktion also ziemlich kompliziert ist. Es ist ein spangenhelm. Das gerüst bildet ein spangengefüge. Zwischen den 6 spangen sitzen ovale platten, die am untern rand ein stirnreif einfasst, in den die verzierungen eingepresst sind (vgl. Alt. uns. heidn. vorz. 5, 192); ziemlich gut sind die wangenklappen erhalten, die möglicherweise einst in scharnieren (? Henning s. 79) hingen; randlöcher dienten anscheinend zur befestigung eines ringartigen panzerzeugs, einer halsberge (Henning s. 76fg.). Innen war der helm mit leder gefüttert. Auf dem scheitel ist eine vorrichtung angebracht, um einen helmbusch aufzustecken. Wollen wir das ganze kunstwerk wissenschaftlich beurteilen, so ist von dem ornament auf dem stirnreif auszugehen; Henning hat es (s. 20fgg.) in seine hauptsächlichen bestandteile aufgelöst. Es wechseln runde medaillons mit schräg gestellten vierecken. In dem einen medaillon ist eine lebhaft nach rechts ausschreitende geflügelte figur von zwei vierfüsslern begleitet, zu erkennen: eine Victoria oder ein Amor mit dem hasen und dem jagenden hund[1]; im übrigen ist eine löwenjagdszene nachgewiesen (Henning s. 29fgg.); vorherrschend ist ein antikes, aber nicht mehr klassisches pflanzenornament, durch stilisierte palmen und ranken eingegeben. Um die herkunft des helms zu bestimmen, sind durch diese orientalischen oder „byzantinischen“ stilmerkmale wichtige fingerzeige gewonnen (Henning s. 51fg.), näheres muss auf vergleichendem wege festgestellt werden. Zu dem zweck verzeichnet Henning, was ihm von helmen der völkerwanderungszeit bekannt geworden ist. Eine überraschende ähnlichkeit zeigt ein aus sechs spangen gebildeter helm von Vid (St. Veit) in Dalmatien (Henning s. 86). L. Lindenschmit äusserte die vermutung, solche spangenhelme seien aus einer und derselben kleinasiatischen waffenfabrik hervorgegangen. Henning denkt gleichfalls an orientalisch-byzantinischen ursprungsort (s. 53), meint aber vom norden des Schwarzen meers her hätten die den Persern nahe verwandten Skythen die vermittler abgegeben (s. 56); die Alemannen Süddeutschlands hätten den spangenhelm von den orientalischen kriegern übernommen, die mit diesem helm geschirmt bis nach Westeuropa auf ihren flinken rossen gestreift sind. Er erinnert im schlusswort an das schicksal der im europäischen Westen endenden Alanen, von denen er nicht bezweifelt, dass sie mannigfache orientalische einflüsse vermittelt haben und schliesst unter berufung auf den von Salin behandelten südrussischen import (s. 88) mit dem satz, bei dem wir vorerst stehen zu bleiben haben: „die grosse und eigentlich populäre verbreitung der orientalischen motive hat sich während der völkerwanderungszeit allem anschein nach in zahllosen adern in direkter richtung vollzogen“ (s. 91). Über den zusammenhang der kunstgewerblichen erzeugnisse unserer sog. völkerwanderungszeit mit den küstenländern des Schwarzen meers besteht in der tat heute keine meinungsverschiedenheit mehr[2]. Ich begrüsse es mit genugtuung, dass Henning die meist unter gebühr geringgeschätzten Alanen und Iazygen als die gesuchten und geschätzten verbündeten der Germanen höher gewertet hat (s. 56fg.). Die mitarbeit dieser eranischen Skythenvölker darf bei den heldentaten der Germanen in keinem abschnitt jener grossen geschichtlichen periode übersehen werden; als unmittelbare nachbarn unserer nation im südosten haben sie gewiss die deutsche vorgeschichte nicht unwesentlich gefördert,

1) Der gleiche stempel kehrt auf dem randstück der hintern rechten helmseite wider. Ausserdem glaubt Henning eine reiterfigur und in den zwickeln zwei stilisierte tierfiguren zu erkennen; doch sind seine ausführungen auf s. 29fg. zu berücksichtigen.

2) Kenntnisreich streift Henning auch das schwierige problem des sog. byzantinischen stils (vgl. s. 56).

da die beziehungen der Germanen zu ihren orientalischen nachbarn sich immer intimer gestaltet haben (vgl. Henning s. 86 fgg.)

Henning hat sich nun aber durch die vorliegende publikation auch das verdienst erworben, die geschichte des helms und seine verbreitung unter den Germanen aufgehellt zu haben. Ausser 1. dem Baldenheimer exemplar sind folgende belege heranzuziehen:

2. helm aus der Eremitage in St. Petersburg (Alt. uns. heidn. vorz. 3, 10, 5, 1) dessen fundort leider nicht näher bestimmt werden kann, als daß er aus Frankreich zu stammen scheint; abbild. bei Henning taf. 10, 5; vgl. dazu s. 89.
3. helm aus der nähe von Vézeronce (Dép. Isère), abbild. bei Henning taf. 9, 1.
4. helm von Monte Pagano (östlich von Teramo an der küste des Adriatischen meeres), vgl. Jahrb. d. kgl. preuss. kunstsammlungen 24 (1903) 208 fgg.; abbild. bei Henning taf. 9, 2.
5. helm von Gültlingen (O.-a. Nagold, Württemberg) aus einem alemannischen reihengräberfeld (vgl. Alt. uns. heidn. vorz. 5, 11. 12); abbild. bei Henning taf. 10, 7.
6. helm von Gammertingen (bei Sigmaringen, Hohenzollern) aus einem reihengräberfeld; vgl. die wichtige publikatien von Gröbbels, Der reihengräberfund von Gammertingen (München 1905); abbild. bei Henning taf. 10, 6.
7. 8. zwei helme aus Vid (bei Metković im südlichen Dalmatien); vgl. Jahrb. d. k. k. zentralkommission 1 (1903) 251 fgg., abbild. bei Henning taf. 9, 4. 10, 9.
9. helm von Chalons s. Saône; abbild. bei Henning taf. 10, 8.
10. helmfragment (wangenklappe) von Szentes bei Hampel, Altertümer des frühen mittelalters in Ungarn, taf. 453 (fehlt bei Henning).

Zwei in England zutag gekommene helme sind von Henning s. 71 fg. (und Alt. uns. heidn. vorz. 5, 193) verzeichnet; nicht berücksichtigt hat er den Wormser und die beiden spätrömischen am Lech in Pfersee (bei Augsburg) gefundenen eisernen mit silberblech überzogenen helme, die jüngst (Alt. uns. heidn. vorz. 5, 222 fgg., taf. 41) veröffentlicht wurden.[1] Sie sind als übergangsformen zu dem von Henning s. 63 behandelten helme von Kertsch[2] willkommen. Wesentlich verschieden von diesen südgermanischen helmen sind die nordgermanischen, wenn wir die berühmte gesichtsmaske von Thorsberg (bei Schleswig) verallgemeinern dürfen (auch bei Henning s. 69 abgebildet; vgl. s. 80, 89—90). Aber auch die im vorstehenden aufgezählten helme verglichen mit den helmen römischer legionäre oder römischer reiter (Alt. uns. heidn. vorz. 5, 114 fgg.) repräsentieren einen sonst unbekannten helmtypus des völkerwanderungsgebiets (Henning s. 13). Charakteristisch ist nicht bloss ihre vorwiegend konische form, sondern auch die eigenartige combination der ovalen helmblätter mit den sie umfassenden spangen (s. 58). Die älteren massiven helme stehen dazu in ausgesprochenem gegensatz; vgl. z. b. die in der Niederlausitz und in Mecklenburg gefundenen exemplare (Alt. uns. heidn. vorz. 1, XI, 1. 2). Ähnlicher sind die auf der Trajanssäule dargestellten helme römischer auxiliartruppen (Henning s. 58 fgg.), aber Henning erachtet die unterschiede für so beträchtlich, dass eine direkte verwandtschaft anzunehmen ihm nicht statthaft erscheint (s. 72 fg.), während ein assyrischer oder sassanidischer helm des 5. nachchristlichen jahrh. den deutschen helmen der völkerwanderungszeit recht nahe kommt (s. 74 fgg.). Hier war aber namentlich das reiter-

1) Vgl. dazu Westdeutsches korrespondenzblatt 1906, 65 fgg.
2) Eine genauere untersuchung verdienten auch die in Hagenow (Mecklenburg) gefundenen helmteile, die ich im Schweriner museum gesehen habe.

bild aus dem goldfund von Nagy-Szent-Miklos[1] anzuziehen. Aus der lokalen mitteleuropäischen tradition sind jene typen keinesfalls erklärbar (s. 80); am ehesten wäre noch die bekannte nachricht der Vita Severini (c. 8) zu verwerten, aus der wir dem südosten enstammende metallarbeiter *(barbaricarii)* in den diensten der Germanen kennen lernen; so haben barbarensklaven der rugischen königin Giso ihre zierraten angefertigt (Henning s. 82). Henning zieht es aber, wie erwähnt, vor, an eine entlehnung des reiterhelms von den orientalischen bundesgenossen der Germanen zu denken (s. 84). Wenn ich auch diesen ausweg für problematisch halte, so hindert mich das nicht, dankbar die musterhafte untersuchung anzuerkennen, die Henning seinen fundstücken hat zuteil werden lassen.

1) Vgl. Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn 1, 211 fg. taf. 292. 2, 405.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Altnordische sagabibliothek herausgegeben von **Gustav Cederschiöld, Hugo Gering** und **Eugen Mogk.** 11. bd. Kristnisaga Þáttr Þorvalds ens víðfǫrla Þáttr Ísleifs biskups Gizurarsonar Hungrvaka herausgegeben von **B. Kahle.** Halle a. S., verlag von Max Niemeyer 1905. XXXV, 144 s. 8°. 5 m.

Wir sind gewohnt, den namen Kahle in verbindung mit der nordischen sprache und litteratur im dienste des christentums zu hören, und so war er denn auch der berufenste dazu, für die deutschen leser die vorliegenden kurzen sagastücke herauszugeben, die uns von der ersten christlichen mission auf Island, von der endlichen einführung des christentums und von dem leben der ersten bischöfe auf der insel berichten. Bisher waren wir auf die wenig zugängliche sammlung Biskupasögur und auf ein paar einzelausgaben angewiesen. Im vorliegenden bande sind vereinigt: 1. die Kristnisaga d. h. die historische erzählung von der mission und christianisierung Islands, 2. der Þáttr Þorvalds ens víðfǫrla d. i. die lebensbeschreibung Þorvalds des bereisten, der bei der bekehrung der ersten Isländer eine grosse rolle gespielt hat, 3. der kurze Þáttr Isleifs biskups Gizurarsonar, der einzelne begebenheiten dieses ersten isländischen bischofs berichtet und endlich die Hungrvaka, die in biographischem rahmen die gründung des bistums Skálaholt und die geschichte seiner ersten fünf bischöfe (von 1056—1176) behandelt und ihren namen 'Hungerweckerin' dem wunsche ihres unbekannten verfassers verdankt, es möchte den lesern die lust nach mehr erweckt werden.

Die einrichtung der ausgabe schliesst sich ganz an die früheren bände der sagabibliothek an: vorauf geht eine einleitung, in der über inhalt, stil, mutmasslichen verfasser und quellen, überlieferung und ausgaben der texte berichtet und das verhältnis der einzelnen hss. untereinander untersucht wird, letzteres bei Hungrvaka abgekürzt unter berufung auf des hrsgbrs. eingehende untersuchung Afnf. 20, 228 fgg. Dann folgt der abdruck des textes mit zahlreichen anmerkungen grammatischen, lexikalischen, geographischen, personal- und kulturhistorischen inhalts, und den schluss bilden register und zeittafeln.

Einleitung, textabdruck und anmerkungen sind in gleichem masse sorgfältig, gewissenhaft und gründlich ausgearbeitet, insbesondere wird man allem zustimmen können, was der herausgeber in der einleitung ausführt, teils im anschluss an frühere forschungen, teils im gegensatze zu ihnen, teils völlig selbständig.

Natürlich wird man gelegentlich in kleinigkeiten anderer meinung sein können, und ebenso selbstverständlich ist es auch, dass einem bei der herausgabe und erklärung von 120 seiten text hier oder dort etwas entgehen kann. Es sollen also die folgenden bemerkungen nicht den charakter von ausstellungen tragen, sondern von zusätzen und änderungsvorschlägen.

Ob Kahles gründe stichhaltig sind, die aufzählung der häuptlinge in Kr. 1, 6 als interpoliert anzusehen, die auf Island lebten und herrschten, als die bekehrung der insel zum christentum einsetzte, ist mir doch noch zweifelhaft. Freilich ist es 'feststehender sagabrauch, dass nur solche personen eingeführt werden, die später irgendwie in der erzählung vorkommen'. Allein hier liegt die sache so, dass wir es mit einer saga zu tun haben, in der der stoff nach Kahles eigener angabe streng chronologisch geordnet ist. Und da kann doch leicht eine ausnahme von jenem brauche platz greifen, um den leser gleich von anfang an ins richtige zeitgefühl zu versetzen.

Wenn der herausgeber s. VI sagt, in der Kr. kommen alliterationen nur selten vor, so hat er vollständig recht. Ich möchte aber noch weiter gehen als er und von den fünfen die er anführt, dreie als für die beurteilung der sprache des verfassers belanglos ausscheiden, denn ***boði ok banni hlýða, lǫndum eða lausum aurum, landi ok lausum eyri*** sind feststehende juristische formeln.

Zu den wendungen, die Kahle s. XVII aufführt als beweis dafür, dass der Þorvalds þáttr aus einer lateinischen quelle geflossen ist, kann vielleicht noch hinzugefügt werden: *þessi máldagi . . . mun prófa sannindi* (c. 2, 9).

Auch kann ich mich der vermutung nicht erwehren, dass ebenso Hv. 3, 7 *friðaði fyrir ǫnduðum* möglicherweise auf eine wendung wie ***absolutionem impetravit pro mortuo*** einer lateinischen vorlage zurückgehen kann. Nach meinem sprachgefühl müsste es sonst heissen *fyrir enum ǫnduðum* oder *fyrir konungi ǫnduðum*. Auch kann ich tatsächlich kein beispiel finden, wo bei derartigem gebrauch des part. praet. nicht ein substantiv oder pronomen dabei steht, wenn ich auch nicht beweisen kann, dass es keines gibt.

Von stehen gebliebenen druckfehlern will ich zweie anführen, den einen weil er einen eigennamen betrifft: s. 120 anm. spalte a z. 1 lies Boer statt B[illegible]r, den andern weil er gar zu drollig ist: anm. zu s. 115 z. 4. 5: *Páll prestr Sǫlvason ór Reykjaholt* war verheiratet mit Þorbjǫrg Bjarnadóttir, deren schwester Helga den bischof Brandr zur frau hatte.

Die anmerkungen, die den text begleiten, sind besonders in personalgeschichtlicher beziehung ganz vorzüglich. Es ist ihnen sehr zugute gekommen, dass der herausgeber die sammlungen Gerings hierzu benutzen konnte, wie er uns s. 37 mitteilt. Nicht eine person kommt in den texten vor, zu der nicht in den anmerkungen gesagt wäre, ob und wo sie sonst in der sagalitteratur genannt ist, so dass also mit hilfe des am schlusse beigegebenen registers die anmerkungen dieser ausgabe als personenregesten auch für die übrige sagalitteratur benutzt werden können, soweit es sich um personen handelt, die in der bekehrungsgeschichte Islands überhaupt vorkommen.

Ebenso reich sind die anmerkungen an willkommenen aufschlüssen über realien, soweit sich bei der lesung der texte fragen darüber ergeben können. So werden wir z. b. unterrichtet über den platz der fenster im aisl. bau, über teppiche, über allerlei aberglauben usw., alles mit hinweis auf die einschlägige litteratur.

Über eine stelle, wo geldverhältnisse m. e. nicht richtig erklärt sind, vgl. weiter unten.

Auch die geographischen anmerkungen sind sehr sorgfältig ausgearbeitet. Allein sie nehmen deswegen auch einen ganz unverhältnismässig breiten raum ein, ganz abgesehen davon, dass es immer auf einen circulus vitiosus herauskommt, örtlichkeiten nur nach ihrer lage zu anderen, gleichfalls wenig bekannten zu bestimmen. Ich sollte meinen, es wäre einfacher, solchen sagaausgaben wenigstens für den hauptschauplatz, Island, eine karte beizugeben, auf der alle in der saga vorkommenden örtlichkeiten verzeichnet sind, andere nur insoweit als man ihrer zur allgemeinen orientierung bedarf, vielleicht in der weise, dass die namen in zwei verschiedenen schriftgattungen eingetragen wären, je nachdem sie im texte vorkommen oder nicht.

In grammatischer und lexikalischer hinsicht sind die anmerkungen viel knapper, als wir bisher in der sagabibliothek gewohnt waren, wo allerdings bisweilen des guten zu viel geschehen war. Aber gerade in diesem bande, der vielleicht mehr als andere von nichtgermanisten gelesen wird, hätte vielleicht etwas mehr geboten werden dürfen. So hätte m. e. Kr. kap. 2, 1 *með þrettánda mann* erklärt werden können, denn erfahrungsgemäss schwindet das verständnis gerade für solche zahlbezeichnungen zusehends, so dass viele *m. þr. m.* als selbvierzehnt statt selbdreizehnt auffassen.

Da gerade die hier herausgegebenen bekehrungsgeschichten in hervorragendem masse von der einführung süd- und westeuropäischer kulturbegriffe auf Island handeln, hätten vielleicht auch dahin gehörige lehnwörter in der anm. zu derjenigen stelle erklärt werden können an der sie zum ersten mal vorkommen, so Kr. 2, 9 *primsigna*.

Ebenso wäre es vielleicht am platze gewesen zu erklären, was Ísl. þ. 13, nachdem die wahl Ísleifs zum bischof erzählt ist, zu verstehen ist unter den worten *ok fór hann útan ok kom út*, nämlich: er reiste zum empfang der weihe nach dem festland und kam darauf wider zurück, denn dieser gebrauch von *útan* und *út* ist nicht so ohne weiteres verständlich, wenn man nicht darauf aufmerksam gemacht wird, dass bei diesem *út* und *útan* selbst für den Isländer immer noch Norwegen der feste punkt ist, von dem aus gerechnet wird.

Doch wird es ja hier auch meist auf rein persönliches empfinden ankommen, was erklärt werden soll und was nicht.

Die verwickelten familienverhältnisse, die durch Gizurs des weissen drei ehen und durch eine verwandtenehe seines sohnes Ketill entstanden sind — Hv. 2. 3. 4 — sucht Kahle durch eine anm. klarer zu machen, die aber infolge eines (druck-?) versehens die verwirrung nur noch vermehrt. Wenn die frau des Ketill Gizurarson, Þorkatla Skaptadóttir, die tochter des Skapti Þóroddsson war, also des bruders der zweiten Þórdís, die Gizurr als dritte frau hatte, so hat also dieser sohn Gizurs von der ersten Þórdís, seiner zweiten frau, die nichte der dritten frau — nicht der zweiten — seines vaters geheiratet.

An manchen stellen wird es wol gefühlssache sein, ob man sich für Kahles erklärung oder für eine andere entscheidet. So z. b. wenn K. zu Hv. 7, 7 *engi efni eru á því at biðjaz undan guðs bardaga* erklärt „es ist unziemlich, sich frei zu beten von der durch gott auferlegten prüfung“, wo ich lieber übersetzen möchte „es ist ja doch nicht möglich sich . . . freizubeten“, oder auch „es hat keinen zweck . . .“. Eine übersetzung von *efni*, die sich mit Kahles erklärung deckte, finde ich auch in keinem wörterbuch.

Ebenso ist es manchmal auch gefühlssache, für welche von verschiedenen lesarten man sich entscheidet, so z. b. ob man Hv. 7, 5 sich mit Guðbrand Vigfússon

für die lesart von AM. 205 *sótt elnaði á hendr Gizuri biskupi* entscheidet, oder mit Kahle für das *anaði* der anderen hss. Afnf. 20, 235—245 erklärt Kahle selbst an nicht weniger als fünfzehn stellen die lesart von 205 für besser, trotzdem die beiden anderen alten hss. eine andere unter sich übereinstimmende aufweisen. Und nach Guðbrand Vigfússons wb. ist *sótt elnaði* eine besonders gebräuchliche wortverbindung.

Gelegentlich läuft jedoch auch eine kleine verwechslung unter, so wenn anm. zu Kr. strophe 1 *háð* mit „hass" statt mit „hohn" erklärt wird.

Woher die erklärung von *mentir* s. 35 z. 13 als „geeignet" stammt, weiss ich nicht und meine, wir können auch hier bei der bisher üblichen „männlich" bleiben.

Nicht recht klar ist mir, warum der herausgeber anm. zu s. 13 z. 8. 9 (Kr. 13,2) sich so unbestimmt ausdrückt 'Kœnugarðr muss im südlichen Russland in der Dnjeprgegend gelegen haben', wo doch in dem an anderer stelle von Kahle citierten büchlein von Wilh. Thomsen, Der Ursprung der Russischen Staates, s. 14 klipp und klar gesagt ist 'der altnordische name von Kijew war Kœnugarðr' und in einer anmerkung vermutet wird, dieser name sei 'umgeformt nach dem altnordischen *kæna*, eine art boot?'[1]

Wenn der herausgeber im register aus dieser örtlichkeit einen *Kœnugarðr enn eystri* macht, so ist das ein versehen, denn an der stelle steht ja gar nichts von *enn eystri*. Es heisst dort *þeir fóru báðir saman . . . út í Jórsalaheim ok þaðan til Miklagarðs ok svá til Kœnugarðs et eystra eptir Nepr.* Es bedeutet aber *et eystra* nichts weiter als auf dem östlichen oder östlicheren wege. Hiermit zu vergleichen wäre z. b. die stelle Kr. 8, 6: *Þangbrandr fór et syðra þaðan vestr* 'Dankbrand reiste aus den Ostfjorden auf dem südlich(er)en wege nach Westisland', d. h. er benutzte nicht den Vatnajökulsveg (noch den sich später damit vereinigenden Arnarfellsveg), sondern er reiste die küste entlang am südfusse des Vatnajökuls vorbei (vgl. eine karte von Island). Nun wage ich freilich nicht zu entscheiden, ob Kr. 8, 6 *et eystra eptir Nepr* zusammengehört in der bedeutung 'auf dem östlichen wege, nämlich über das Schwarze meer und den Dnjepr hinauf', also im gegensatze zu einem anderen, weiter westlich gelegenen weg, auf dem man gleichfalls von Konstantinopel nach Kijew gelangen konnte, also etwa im gegensatz zum landweg. Oder aber ob *et eystra* sich auf den ganzen satzteil von *Jórsalaheim — eptir Nepr* bezieht. Man kannte nämlich verschiedene wege nach Jerusalem, von denen eben der östliche über Konstantinopel und durch Russland führte, d. h. durch diejenigen länder, die gelegentlich unter dem namen *Austrvegr* zusammengefasst wurden (vgl. Fritzner s. v. *austrvegr*, *eystri*).

Anders als Kahle verstehe ich z. b. die hilfsmittel zur umrechnung der busse in deutsche werte, die sich Hafliði Másson von Þorgils Oddoson geben lässt, Kr. 18, 11: *hann* (Hafliði) *gerði LX hundraða VI alna aura vǫruvirðs fjár, lúka í gulli eða brendu silfri eða sœmiligum gripum*, was ich so übersetze: er bestimmte sechzig grosshundert einheiten zu sechs ellen handelsmässigen vadmels, zu entrichten in gold, gereinigtem silber oder wertgegenständen. Kahle berechnet nun diese summe unter berufung auf Finsen, Register zu Grágás (Skálaholtsb.) s. 711 und V. Guðmundsson in Pauls grundriss III², 473 (und folgende seiten, müssen wir zusetzen) auf 32400 m. Ich komme nach V. G. — Finsen ist mir nicht zugänglich — auf eine summe die zwar in anbetracht des damaligen hohen geldwerts auch noch hoch genug ist für eine blosse verstümmelung, aber doch viel kleiner als diejenige die Kahle berechnet, nämlich auf

1) Neuerdings ist zu diesem namen zu vergleichen Mikkola, Afnf. 23, 279 fg. (Correcturnote.)

4500 m. V. G. sagt s. 475 ausdrücklich, einhundert ellen oder eine kuh habe dem werte von zehn heutigen dänischen kronen entsprochen. Nun wird aber die summe festgesetzt 60 × 120 × 6 ellen = 6 × 60 grosshundert ellen = 360 *kúgildi*, also = 3600 kronen = 4050 m, wenn wir den kurs = 8 : 9 annehmen[1]. Weiter unten in seiner anm. gibt Kahle 11,15 m. als den wert einer kuh an, was wol auf einem etwas niedrigeren kurs beruht, wenn es nicht ein druckfehler für 11,25 ist. Unter zugrundelegung dieses wertes käme man doch auf 4014 m., aber nicht auf 32400. M. a. w. Kahle meint, die benennung *aurar* gehe auf einheiten in silber, die den achtfachen wert derer in vadmel hatten. Aber gerade der zusatz *vǫruvirðs fjár* sagt m. e. deutlich, dass die gewöhnliche rechnung nach ellen handelsmässigen vadmels gemeint war, deren ein (gross-)hundert einem *kúgildi* gleich kam, und nicht aurar silbers. Auch Björn Magnússon Ólsen, auf den sich Kahle für seine zweifellos richtige vermutung beruft, dass statt *LX* wol *XL* zu lesen ist, denn die Sturlunga gibt an 80 hundert öre von drei ellen, auch Ólsen scheint gerechnet zu haben wie ich, wie mir aus folgendem hervorzugehen scheint. An der citierten stelle Aarbøger 1893 s. 272 anm. weist er darauf hin, dass später (Sturl. I c. 32, s. 82) von Sturla *tvau hundruð hundraða* verlangt wird unter ausdrücklicher berufung auf das beispiel Hafliðis, und fährt dann so fort: med „tvau hundruð hundraða“ menes naturligvis 240 × 120 *alen*, hvilket er det stamme som *LXXX hundraða þriggia álna aura* og „*XL hundraða 6 álna aura*“ (240 × 120 = 80 × 120 × 3 = 40 × 120 × 6).“

Dass aber an unserer stelle nicht silber-öre, sondern waren-öre gemeint sind, geht auch hervor aus einer anderen — allerdings von Kahle nicht citierten — stelle des gleichen forschers, auf dessen arbeit im Grundriss Kahle sich beruft. Valtýr Guðmundsson sagt Germ. abhh. zum 70. geburtstag Konrad von Maurers s. 542 „In der Sturlungasaga sind geldsummen niemals in silber angegeben, sondern stets in zwanzigern oder hunderten von *verðaurar*, teils ohne weitere erklärung, teils mit der angabe „in ören von drei ellen“. Da nun die Sturlunga mit ihren 80 öre von 3 ellen das gleiche meint wie Kr. mit ihren 40 (XL zu lesen statt der LX der hs), so müssen wir die rechnung der Sturlunga nach *verðaurar* auch in unserem texte statt Kahles berechnung nach *aurar silfrs* annehmen. Und dass der *verðeyrir* zur sagazeit = sechs ellen vadmel war, sagt V. G. ausser a. a. o. im Grundriss auch Germ. abhh. s. 538.

Gegenüber der unsicherheit mit der in den wbb., auch dem von Fritzner, bezeichnungen wie *vǫruvirðr* usw. erklärt sind, dürfte die länge der vorstehenden auseinandersetzung dadurch entschuldigt werden, dass wir aus der vergleichung unserer stelle mit der parallelstelle in Sturl. und unter berücksichtigung des sprachgebrauchs

1) Diese summe ergibt sich nach dem für die zeit ums jahr 1000 gültigen wertverhältnis für silber zu *verðaurar* = 1 : 8. Etwas anders wird der wert, wenn wir das für das strittige jahr 1120 anzusetzende verhältnis von 1 : 7 $^1/_2$ annehmen, nämlich $^1/_{15}$ mehr, also 3840 kronen = 4320 m. Bei der knappheit und unzugänglichkeit der einschlägigen litteratur war auch der referent lange unsicher in seinen ansichten, hat dann mit dem verf. und mit Valtýr Guðmundsson darüber verschiedene briefe gewechselt. Der letztere herr hat dann insbes. durch postkarte vom 16. 12. 1906 die richtigkeit der ansicht des referenden bestätigt, dass es sich nicht um silberöre, sondern um wertöre handelt, und auf das richtigere verhältnis von 1 : 7 $^1/_2$ hingewiesen. Man kann die summe auch so berechnen: 60 × 120 = 7200 öre von 6 ellen vadmel, dieses dividiert durch 7 $^1/_2$ (verhältnis zu silber von vadmel) = 960 *aurar silfrs*, und da der silberöre 4 dänischen kronen, und die dänische krone 1 $^1/_8$ mark entspricht, so rechnen wir weiter: 960 × 4 × 1 $^1/_8$ = 3840 × 9 : 8 = 4320 m. Hoffentlich erscheint die Grundriss² III, s. 473 anm. angekündigte untersuchung recht bald.

der Sturl. endgiltig feststellen können: *aurar vǫruvirðs fjár* sind dasselbe wie *verðaurar* und also = *aurar vaðmáls*.

Dieses beispiel mag auch zum beweise dafür dienen, wie schwer es oft ist, das richtige darzustellen, und dass wir es also einem herausgeber nicht übel anrechnen dürfen, wenn er dann oder wann irrt. Wir schliessen daher diese anzeige mit dem dank an den herausgeber, dass er diese quellen für eine in ihrer art einzig dastehende christianisierungsgeschichte in einer so sorgfältigen ausgabe nicht nur den germanisten, sondern vor allem auch den staats- und kirchenhistorikern so bequem zugänglich gemacht und ihr verständnis so sehr erleichtert hat.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

M. Nygaard, Norrøn Syntax. Kristiania, Aschehoug & Co. 1905. 391 s.

Seit M. Nygaard vor 40 jahren die beiden hefte seiner syntax der Eddasprache ausgehen liess, ist er fast der einzige arbeiter in altn. syntax geblieben. Unbestritten ist er die erste autorität auf diesem gebiete. Was er mit vorliegendem bande den germanisten beschert, ist der gesamtertrag seiner wissenschaftlichen lebensarbeit, der endgültige niederschlag jahrzehntelanger beschäftigung und erwägung, ein werk mit einer fülle sorgsam geordneten materials, reich an wertvollen aufschlüssen, klaren formulierungen und unterscheidungen. In zwangloser capitelfolge gibt der verf. seine beobachtungen über die satzteile und ihre 'auslassung', das substantivum, das adjectivum, die congruenz, die casus; die verbformen (reflexives verbum, passivum, zeitformen, modi in hauptsätzen, infinite formen); die nebensätze, die modi und die tempora in nebensätzen; das reflexive pronomen; wort- und satzstellung. Wie man sieht, eine disposition, die keinen anspruch auf systematische erschöpfung des gegenstandes macht. Mit den herkömmlichen kategorien vor augen hat der verf. gesammelt und auch bei wachsendem material keinen grund gefunden, die bequeme und übersichtliche anordnung zu verlassen. Die originalität und consequenz eines forschers wie Behaghel ist nicht seine sache. Näher steht er, dem äussern schema nach, der losen fügung von Pauls paragraphen über mhd. syntax. Pauls darstellung ist ein beispiel dafür, wie hinter einer anspruchslosen aussenseite feines und sachgemässes urteil sich entfalten kann. Gleiches lob verdient Nygaards werk nicht ohne weiteres. Für ihn ist die disposition nicht bloss die form, in der er seine ergebnisse mitteilt, sie ist die grundlage seines ganzen arbeitens gewesen, sie hängt für ihn mit dem wesen der sache unauflöslich zusammen. Während die neuere forschung widerholt darauf hingewiesen hat, dass die gesichtspunkte für die syntax einer sprache aus der sprache selbst herauswachsen müssen, trägt Nygaard die gesichtspunkte von aussen herzu. Bei diesem verfahren rückt ein teil der syntaktischen phänomene in eine scharfe beleuchtung, die sie dem fernstehenden auffassbar und lernbar macht. Ein anderer teil bleibt im dunkeln: solche dinge, für die das vorbild, die lateinische grammatik, kein korrelat liefert. Und auch jener beleuchtete teil bietet dem eigentlichen erkenntnistriebe wenig nahrung — steine mit brot vermischt. Es läuft schliesslich auf eine übersichtliche materialsammlung hinaus. Wie viel geistige arbeit auch in dieser steckt, wie viel logische schärfe daraus hervorblitzt, welche woltuende stofffreude darin lebendig ist — das alles muss dankbar anerkannt werden. Der benutzungswert steht ausser allem zweifel; neben Lund und den wörterbüchern fliesst uns fortan eine neue quelle, in den meisten punkten brauchbarer als sie beide. Und indem manches hier behandelt wird, was vorher niemals oder oberflächlicher erörtert

worden war, ergibt sich eine erhebliche bereicherung unserer bekanntschaft mit altnordischer syntax. Der verf. sagt in der vorrede, er habe trotz einzelner vorarbeiten anderer überall von vorne angefangen. Wir müssen ihm dafür dank wissen; übrigens wie bezeichnend für die gegenwärtige höhe der syntaktischen forschung, namentlich auf nordischem gebiet! Wirkliche theoretische erkenntnis, auf der man weiterbauen könnte, wie in der laut- und formenlehre, gibt es hier noch kaum. Um so freudiger ist die ausführlichkeit der behandlung zu begrüssen, die der verf. glaubt rechtfertigen zu müssen.

Man mag sogar bedauern, dass das buch nicht noch stärker ausgefallen ist. Es behandelt eigentlich nur die syntaktischen haupterscheinungen der aisl. prosa (die es freilich auch aus der poesie belegt). Allerdings lässt sich über die abweichungen des anorw. einstweilen wol kaum mehr sagen, als der verf. in einer dankenswerten fussnote s. 4 zusammenstellt. Aber die eigenheiten der poetischen sprache hätten mehr berücksichtigung verdient als die summarischen angaben s. 3. Es ist ganz sicher, dass die poetischen freiheiten zum grossen teil altertümlichkeiten sind. Auch die freiere wortstellung ist in ihrem kerne ein survival (vgl. Brugmann, K. vgl. gramm. 632). Mögen sich auch in unserer überlieferung — abgesehen von den urnord. inschriften — keine syntaktischen perioden unterscheiden lassen, so wäre eine historische behandlung mancher erscheinungen doch sehr wol möglich gewesen, auch ohne berücksichtigung der verwandten sprachen. Dass letztere ganz jenseits seines forschungsfeldes liegen, daraus darf man dem verf. natürlich keinen vorwurf machen; die syntax der einzelsprache braucht nicht der vergleichenden germanischen syntax — die Behaghel in aussicht gestellt hat — vorzugreifen. Und doch: wie viel kann ein vergleichender blick auch den syntaktiker der einzelsprache lehren! Die got. und westgerm. entsprechungen liefern z. b. sofort den richtigen gesichtspunkt für die an. relativkonstruktionen, die freilich wol auch auf grund des nordischen materials allein hätten sachgemässer dargestellt werden können (s. 256—265). Ich darf hierfür auf meine schrift über die altgerm. relativsätze verweisen, besonders auf die ausführungen daselbst s. 23 fgg. 92 fgg.

Um mein allgemeines urteil zu begründen und den fernerstehenden den charakter des werkes anschaulich zu machen, gehe ich auf einen abschnitt, den über das passivum, näher ein.

S. 174 beginnt die darstellung mit einer allgemeinen übersicht, welche erklärt, das passive verhältnis werde ausgedrückt a) durch verbindung des part. perf. mit *vera*, b) durch verbindung desselben part. mit *verða*, c) durch unpersönliche aktivische wendungen, d) durch die reflexive verbform. Die vier typen unterscheiden sich nach Nygaard in erster linie durch ihre fundorte. Über c) wird jedoch gesagt, hier trete das subjekt in den hintergrund, und das hauptgewicht falle dadurch auf die handlung und ihr verhältnis zu dem gegenstande, auf den sie wirkt. Bei a) steht die bemerkung: 'die zusammensetzungen mit *er* und *var* bezeichnen ursprünglich den zustand, in dem infolge einer vorausgehenden tätigkeit etwas in der gegenwart ist oder in der vergangenheit war (oder subjektlos: einen zustand in gegenwart und vergangenheit). Aber sie gehen über zur bezeichnung einerseits des in der gegenwart oder vergangenheit abgeschlossenen oder vergangenen, dessen, was getan worden ist oder war (perf. und plusq. pass.); andererseits zur bezeichnung dafür, dass etwas getan wird oder wurde, geschieht oder geschah (praes. und imperf. pass.).' Diese entwicklung beruht auf der unbewiesenen annahme, dass das part. perf. von hause aus die abgeschlossene handlung bezeichne. Offenbar hing es seit alters allein von der be-

deutung des verbums und vom zusammenhang ab, ob die verbindung des participiums mit *vera* eine ablaufende oder eine abgelaufene handlung bezeichnete, und in sehr vielen fällen konnte vom einen so wenig wie vom andern die rede sein. Nygaards reinliche sonderung von praes. und perf., imperf. und plusq. trägt in die dinge etwas hinein, wovon das sprachgefühl der alten nordländer gewiss ebenso wenig wusste wie das eines modernen lesers, der den texten ohne vorzeitige reflexion gegenübergetreten ist; die anmerkung s. 177 ist wichtiger als der text. Dagegen besteht ohne zweifel ein unterschied zwischen *er* (*var*) *gengit* und *verðr* (*varð*) *gengit*. *Verða* bezeichnet den übergang in einen zustand oder zu einer tätigkeit. Diese überzeugung gewinnt man aus dem umgang mit jedem beliebigen altgerm. dialekt; noch in der heutigen norddeutschen umgangssprache sagt man: *es wird regnen*, *es wurde weh tun* = es beginnt zu regnen, es (die wunde) begann zu schmerzen. An. *verða ekki fundnir* hat den sinn 'das finden tritt nicht ein', *varð heldr síð gengit til hámessu* (Ól. h. c. 107): man kam ziemlich spät dazu, zur messe zu gehn. Oft nimmt der ausdruck futurischen sinn an; die ingressive wendung zeigt ja einen verbalinhalt von derselben seite, von der wir ihn sehen, sobald er in der zukunft gedacht wird. *Herðaklett drep ek þér hálsi af, ok verðr þá þinu fjǫrvi farit!* droht Þórr Lok. 57. Die Vatnsdœla erwähnt c. 23: *Hrómundr hinn halti, er síðr verðr getit.* Dieses futurische *verða* ist übrigens sehr alt und gemeingermanisch: für das got. s. Erdmann-Mensing 1,87, ahd. belege in stattlicher anzahl bei Grimm, Gr. 4, 13 fg. Man hat dieses futurum nicht immer richtig gewürdigt, weil *werden* in dieser funktion mit dem futurischen praesens anderer verba gleichartig zu sein schien. Aber das ist eine schematische auffassung. So führt auch Nygaard (s. 183) den satz *ef þú ferr eigi útan, þá verðr þat þinn bani* als beispiel für das futurische praesens im nachsatz an. Es liegt aber ein wirkliches futurum vor; der nachsatz ist gegenüber dem vordersatz ausdrücklich als zukünftig charakterisiert (was bei den andern belegen Nygaards nicht der fall ist). Wie dieser satz illustriert, stehen viele substantiva und adjectiva ganz parallel mit den verbalnomina. Das angeführte beispiel (vertreter eines häufigen typus) ist gleichwertig mit got. *jainar wairþiþ* (= ἔσται) *grets jah krusts tunþiwe* (Gab.-Loebe Gram. 149), mhd. *du wirst ein schœne wîp*. Mit adjektiven: *svǫrt verða sólskin* (Vsp.) *mik veizlu verða vergjarnasta, ef ek ek með þér í jǫtunheima* (þr.) u. ä., got. *bairhtai wairþiþ* = φανερωθήσεσθε, nhd. *das wird schlimm*. Ein mit *werden* gebildetes fut. act. kennt nur das hd., und zwar erst seit dem späteren mittelalter. Dafür haben wir im an. ein *verða* c. inf. in der bedeutung 'müssen'. Dieser gebrauch hat als der ursprünglichere zu gelten. Es ist nämlich seit alters für das verbum *werden*, wie für andere hilfsverba, charakteristisch, dass es das subjekt nicht als frei handelnd, sondern als in eine handlung hineingezogen, in einen zustand versetzt werdend erscheinen lässt. Vgl. Erdmann, Unters. 1, 226. Man sieht das z. b. an ausdrücken wie *hann varð sóttdauðr*, *verða þess vísir*, *verða at gjalti*. Diese eigentümlichkeit tritt unter anderm auch hervor bei der sog. passivumschreibung. Sie erklärt aber auch die grosse vorliebe, womit das an. sich des verbums *verða* zur bildung unpersönlicher konstruktionen bedient. Ein typischer fall dieser art verbirgt sich bei Nygaard unter den übrigen belegen: *honum varð litit upp til hlíðarinnar*. Der sinn ist: sein blick verirrte sich hinauf zur halde (dagegen: *hann leit upp* = er sah hinauf). Ebenso Nj. 84, 9. Vǫls. 7, 15 (wo eine unnachahmliche humoristische feinheit vorliegt). Ähnlich *Freyju varð gengit til steinsins*, Sǫrla þ c. 1; *honum verðr þangat gengit er Dofri sat*, Ftb. 1, 565. Etwas anders ist *eigi mun lokit verða verkinu* Sn. E. (F. J.) 43. Die impersonalia mit *vera* verhalten sich entsprechend. *Þeí var á lagi*

mér litt steikt etit soll besagen: mir war keine möglichkeit geboten, gebratenes zu essen. Ebenso mhd. *des was mir vil ungedâht* = das war mir nicht eingefallen (Paul § 290). Für diese wendungen ist man bei Nygaard auf unzureichende belege angewiesen, die in ganz anderm zusammenhang auftreten (s. 7). Und doch figurieren bei ihm selbst aktivische impersonalia in dem abschnitt über das passiv. Was für ein schöner übergang hätte sich da herstellen lassen, innerhalb des begriffes 'passiv' selbst. Aber wir müssen erkennen, dass dieser begriff im an. wie in andern sprachen überhaupt von übel ist. Was Nygaard 'passiv' nennt, war im an. keine selbständige kategorie. Jeder der vier fälle hat nähere verwandte als die andern drei. Ist das part. in verbindung mit *vera* und *verða* von anderen nomina in derselben verbindung verschieden, so ist jedenfalls zu untersuchen, inwiefern das gilt. *Verða* muss ausser mit *vera* auch mit *munu* und *skulu* zusammengestellt werden, nicht bloss weil dies die eigentlichen verba für das futurum sind — Nygaard handelt darüber eingehend und lehrreich s. 191—196 — sondern weil sie ebenso wie *verða* mit adjectiven verbunden werden: *hverr mun mér þá trúr, ef faðirinn bregðz?* (Hallfr. c. 4); *skulu vér þá sáttir, ef þú kemr ferðinni fram* (ebd. 6). Solche fälle erscheinen bei Nygaard unter dem für das nachschlagen nicht unpraktischen, aber unhistorischen und unbedingt verwerflichen stichwort 'auslassung' (s. 25 fg.). *Munu* insbesondere begegnet sich ferner mit *verða* in der bezeichnung des vermutlich vorgehenden, eine nüance, die sich auf derselben grundlage entwickelt hat wie bei nhd. *werden* in sätzen wie *er wird krank sein*. Über *munu* in dieser funktion handelt Nygaard s. 195; was *verða* betrifft, so findet sich einiges material bei Bugge Fkv. 401, Fritzner 3, 913a. Bei Nygaard ist hier eine lücke, wie er überhaupt die seltener belegten erscheinungen hier und da stiefmütterlich behandelt. Das hängt offenbar mit der abwesenheit der historischen fragestellung zusammen. So hat er sich z. b. ein hochinteressantes petrefakt entgehen lassen in dem satze des Brot. 5, 1: *Soltin varð Sigurðr*. 'Werden' mit dem part. perf. intransitiver verben findet sich nicht eben spärlich jenseits der Nordsee bei Engländern und Sachsen: *þa wearð afeallen þæs folces ealdor*, Byrthn. 202, Beow. 1234, as. Gen. 313, die Heliandstellen bei Behaghel, Syntax des Heliand 188 fg.

Die principielle wahrheit, die ich im auge habe, ist diese: Wir haben nicht von solchen unpsychologischen sammelnamen wie passiv auszugehen, sondern von den funktionen der sprachelemente. Die gruppen, zu denen letztere zusammentreten, müssen nach ihrer ähnlichkeit und verschiedenheit aneinander gemessen werden, i. a. so, dass jede ausdrucksform zuerst mit den nächst verwandten zusammengestellt wird. Es ist klar, dass bei diesem verfahren solche elemente, die in sehr viele gruppen eingehn, mit lexikalischer belegfülle sich vordrängen. Das entspricht aber genau dem sprachleben selbst, den machtverhältnissen innerhalb des sprachgefühls, dessen verzweigungen aufzudecken, dessen möglichkeiten nachzuempfinden die erste aufgabe aller syntaktischen forschung ist.

Ähnliches, wie eben über das passiv angedeutet, liesse sich über perf. und plusq. sagen. Das wertvollste, was Nygaard hierüber lehrt, findet sich in anm. 3 auf s. 190 (der vergleich mit einem ausdruck wie *hefir snót af mér svarna eiða, enga efnda*).

Äusserst dankenswert sind die genauen beobachtungen über wort- und satzstellung s. 343—391. Eine bemerkung über solche gruppen wie einerseits *hér á landi*, andererseits *út þar, vestr þar, vestan þaðan, norðr þangat* hätte sie noch vervollständigt. Auch vermisst man den bei Falk-Torp, Dansk-norskens syntax 321 erwähnten fall:

þat hlǿgir mik, ef þú kemr á braut, at þú munt hefna vár. Er ist auch mhd., s. Paul Mhd. gr. § 376, 3b. Für verfehlt halte ich die auffassung, dass zwischen haupt- und nebensatz ein prinzipieller unterschied in der wortstellung nicht bestehe. Man hat bei Nygaard den eindruck, als schiebe er alles, was hierher gehört, geflissentlich in den hintergrund, weil er es für irreführenden schein hält. Das unanfechtbarste argument für die sonderstellung des nebensatzes liefern die fragekonstruktionen: *hverr er þessi maðr?* gegenüber *hann spyrr, hverr þessi maðr er.* Im hauptsatz steht das verbum an erster oder zweiter stelle, im nebensatz an zweiter oder dritter (man vergleiche die bündige regel bei Heinzel, Beschr. 191 note, wo aber auch von einem unterschiede nichts erwähnt wird). Sehr zu beachten ist Falk-Torp 294 fgg. Solche kurzen sätze wie die dort angeführten (*kona er Gyða heitir, segja hvar komit var*) stellen den ältesten typus von nebensätzen dar. In ihm ist die endstellung des verbums sicherlich urgermanisch. Auch im ahd. haben kurze nebensätze in der regel das verbum am ende: *daz imo nahesta uuas* bei Notk., s. Reis, Zfdph. 33, 339 fg. 343. 347.

Übrigens erlauben Nygaards zusammenstellungen, eingehend und zuverlässig, wie sie sind, bereits mehr als einen vergleichenden schluss auf die vorhistorischen stadien der germ. dialekte. Er konstatiert z. b., dass verbalformen wie *er, var, mun, hefir, hafða* oft an die spitze treten (s. 349). Ganz ähnliches gilt für das ahd. und ae. (Reiss a. a. o. 228 fg.). Gegenüber dem normalen typus *hafði hann drepit mart fólk, várum þeir heygðir* steht ein anderer: *váru settir bautasteinar,* dieser ist aber fast nur bei *vera,* nicht bei andern hilfsverben belegt (s. 358 fg.). Etwa derselbe zustand liegt im ahd. vor (Reis 231 fgg.). Ungetrennte folge der beiden verbteile scheint auch hier ganz überwiegend bei 'sein' (und 'werden') vorzukommen, die möglichkeit lateinischen einflusses auf die ahd. wortfolge ist also wenigstens in diesem punkte gewiss abzulehnen. Endlich geht aus Nygaards darstellung s. 358 hervor, dass prädikatsnomen und objekt nur dann zwischen hilfsverb und verbalnomen treten, wenn sie die länge etwa eines mittellangen wortes nicht überschreiten. Entsprechendes im ahd. Kasus mit praeposition, überhaupt längere gruppen stehen auch hier mit vorliebe nach. Die von Reis aao. 235 angeführten fälle werden durch die nordische parellele erklärt.

Von höchstem sprachgeschichtlichem interesse sind Nygaards sammlungen über die trennung von präposition und kasus. "Ist eine präp. mit kasus an ein verb in zusammengesetzter form geknüpft, so tritt oft die präp. vor das part. oder den inf. und der kasus dahinter", z. b. *var mikit til aflat þessar veizlu, munu vér frá hverfa ánni* (s. 358 anm., vgl. 362). Es ist klar, dass *til* und *af* hier eher adverbien als präpositionen zu nennen sind: *til afla, frá hverfa* sind verbalkomposita wie nhd. *abwenden* u. dgl., die ebenfalls das adverb vorangehen lassen im part., im inf. — drittens im nebensatz. Auch der dritte fall stimmt zum nordischen (Nygaard, der für die sonderart der nebensätze, wie gesagt, kein auge hat, gibt nur zwei belege, und zwar in einer fussnote, s. 379): *úr þat er af stóð eitrinu, er fyrir skulu vera ferðinni, þeim er í koma heiminn* (Qrv. Leiden 31[2]), *þeir es fyr norþan vǫro Agþafiorþ* (Ari Lib. c. 5), *unz fyr útan kom ása garða* (þr.) Die abweichung des an. vom nhd. besteht nur darin, dass das an. die uralte doppelte affinität der adverbia — nomen und verbum — noch weit deutlicher zeigt. Übrigens stehen neben den erwähnten typen die kürzeren *is er yfir kemr, frá hverfa, til aflat,* ohne kasuelle ergänzung, diese also dem modernen deutschen sprachgefühl congruent. Vergleicher wir das finite verbum im hauptsatz, so ist auch hier die verbalkomposition unverkennbar, aber es besteht ein bezeichnender unterschied in der stellung: *þá sló á þǫgn á*

hǫfðingjana — man vergleiche Nygaard s. 22 (§ 28); die eingestreuten part. und inf. zeigen mit einer ausnahme das adv. vorangestellt. Diese einsichten, zu denen uns Nygaard den weg ebnet, führen uns dem verständnis der sog. trennbaren verbalkomposition ein gutes stück näher. Selbstverständlich sind bei beurteilung dieser verhältnisse auch typen wie *út gekk Sigurðr, ûf sprang der wâho sâr,* ferner *skáli sá er húskarlar sváfu í* (neben *brunnr er spekt ok manvit er í fólgit*, Nygaard 374 f.) in anschlag zu bringen. —

S. 222 f. handelt eine anmerkung kurz über die umschreibung der verbalformen mit *gøra*; "besonders in verneinenden sätzen", heisst es hier (s. schon Fritzner 1, 580). Die von Gering im Vollst. wb. 369 f. gesammelten eddischen belege erheben es über jeden zweifel, dass für die ältere zeit statt 'besonders' sogar 'regelmässig' gesagt werden darf. Aus den Edd. min. ist hinzuzufügen Ketill und Framarr 6, 1: *Oðin blóta gørða ek aldrigi.* Vǫls. 4, 8 (Ran.) deutet wol auf poetische quelle. Vigfusson führt 225 a mehrere stellen aus gesetzen an. Diese an. regel wird bei der erklärung des engl. *he did not come* nicht zu übersehen sein.

S. 201 wird der imperativ mit dem auffordernden konjunktiv parallelisiert. Die 2. person imper. aber wird als der allgemeine ausdruck bezeichnet nicht bloss für die aufforderung, sondern auch für den wunsch. In den belegen sähe man beide fälle lieber gesondert. Zum optativischen imperativ gehören nhd. *lebe wol, komm gesund zurück,* lat. *salve, vale,* gr. ἔρρωσο, an. *sit heil, frú* (Vǫls. 24), *búið ér allir heilir í haugi* (Herv.-lied 29). Im an. ist ein besonderer fall dadurch entstanden, dass der wunsch auch an eine in der vergangenheit liegende handlung des angeredeten geknüpft werden konnte. So: *kompú heill, Heðinn! hafið heilir sætzk! skjóttu allra manna heilastr! mæl manna heilastr! gefþú allra drengja heilastr!* (nachdem der angeredete einen schuss getan, gesprochen, ein geschenk gegeben hat; HHj. 31, Edd. min. 133, Gísl. c. 20, Heiðarv. c. 36, Gautrekss. ed. Ranisch s. 39). Eine nicht unpassende bezeichnung für diese ausdrucksweise wäre imperativus perfecti. Auf ihm beruhen indirekte wünsche wie *Gísli biðr hann mæla allra manna armastan* (Gísl. c. 2), *bað hann vel kominn* (Gautr. s. 7, s. 41). Vgl. *þann báðu fylki frægstan verða* (HHu. 1, 2), *konungr bað hana vel lifa,* gr. ἐρρῶσθαί τινι φράζειν 'jem. lebewol sagen'. Weitere belege bieten Detter-Heinzel, Edda 2, 201 fg.

Nirgends behandelt finde ich den eigentümlichen gebrauch von *hvar* = 'dass da', z. b. *Brynhildr sá, hvar maðr stórr stóð við eik eina* (Hálfss. 31). Dieser ziemlich häufige fall hat englische und hochdeutsche gegenstücke: Mhd. wb. 3, 517 a, Lexer 3, 621, Bosworth-Toller 371 a, me. *tho was I war, wher that ther sat a quene* (Chaucer, Parlement of foules 298), ne. *see where he stands* (Dickens). Nicht bloss bei 'sehen' und ähnlichen verben: mhd. *ern ruochte wâ diu wirtin saz* (Parz. 131, 1), ne. *I have heard, where* ... (Shakespeare, Cæsar 1, 2, 58), an. *óvíst er at vita, hvar óvinir sitja á fleti fyrir* ('ob da nicht', Háv.). Der ausgangspunkt ist wol bei dem verbum 'sehen' zu suchen. Hǫfuðlausn 3, 7: *en Viðrir sá, hvar valr of lá* scheint zu bedeuten "V. sah dorthin, wo ...". Deutlich empfindet man diese ursprüngliche bedeutung noch beim heutigen englischen imperativ (vgl. Hym. 12, 1).

Von den mancherlei einzelheiten, in denen ich glaube von Nygaard abweichen zu müssen, ziehe ich es vor, keine zu erwähnen. Es liefe meistens darauf hinaus, dass psychologische gesichtspunkte gegen logisch-grammatische ausgespielt würden.

Der verf. sagt in der vorrede: "Det skulde være mig kjært, om saa andre vilde fortsætte: fuldstændiggjøre, hvad der er ufuldstændigt, og rette, hvad der er feilagtigt." Möchte dieser wunsch in dem sinne in erfüllung gehn, dass Nygaards

Norrøn Syntax ein lebhafteres bemühen als bisher auf nordischem gebiete anregt und dass das wertvolle material, welches das buch der vergleichenden forschung bietet, recht bald fruchtbar gemacht wird.

BRESLAU. G. NECKEL.

Anna Lüderitz, Die liebestheorie der Provençalen bei den minnesingern der Stauferzeit. Eine litterarhistorische untersuchung. J. Schick und M. von Waldberg, Litterarhistorische forschungen XXIX. heft. Berlin und Leipzig Emil Felber 1904, 8° 136 s.

Diese arbeit, deren erster teil schon 1902 als Berliner dissertation erschienen ist, nimmt ein thema wider auf, das zuerst 1880 von Ferdinand Michel (Heinrich von Morungen und die troubadours QF XXXVIII) behandelt worden ist. Der vorliegende versuch, dem neben den forschungen von Burdach, Wilmanns u. a. besonders die wertvollen anmerkungen Schönbachs zu den ältesten minnesingern (Wiener sitzber. 1899) zugute gekommen sind, lässt erkennen, wie viel weiter wir in dem letzten vierteljahrhundert gelangt sind, aber zeigt uns zugleich, wie viel noch zu tun bleibt. Und zwar ist für den deutschen minnesang, ähnlich wie für den italienischen, sehr viel mehr geleistet worden als für die gemeinsame grundlage, den provenzalischen.

Wie für die gesamte mittelalterliche kultur, liegt auch hier die eigentümliche schwierigkeit darin, dass sich bildungselemente von dreierlei herkunft zu merkwürdigen mischungen verschmolzen haben: einheimische zum teil in altgermanische zeit zurückreichende vorstellungen mit der gedankenwelt der kirche und der kirchlichen wissenschaft einerseits und den direkt oder indirekt aufgenommenen nachwirkungen des römertums und der antike. Die verfasserin hat in dankenswerter weise auf solche mischungen wiederholt hingewiesen (so s. 68. 102. 103 u. a.). Für den deutschen minnesang wird die lage dadurch noch verwickelter, dass es sich selten feststellen lässt, ob der Deutsche seine kenntnisse durch vermittlung eines Provenzalen oder durch eigene bekanntschaft erlangt hat. Verf. nimmt an, die sprache des lehenrechts im frauendienst stamme aus einheimischem rechtsbrauch (s. 32), auch die kenntnisse geistlicher litteratur seien wol meist selbsterworbene (s. 93), dagegen sei es zweifelhaft, ob die minnesinger, wie Schönbach annehme, selber aus Ovid schöpften (s. 74 und anm. 98). Es ist misslich, solche allgemeine behauptungen aufzustellen. Hier bleibt jeder dichter und jedes gedicht für sich zu untersuchen. Bei der eigentlich provenzalisierenden gruppe von Hausen und Gutenburg bis Hohenburg und Botenlauben dürfte entlehnung wahrscheinlicher sein, für die mehr selbständigen dichter wie Hartmann und Walther ist eigene kenntnis der fraglichen drei gebiete, auch Ovids, von vornherein durchaus möglich. Endlich kompliziert sich besonders für die späteren minnesinger die forschung dadurch, dass ungewiss ist, ob sie überhaupt provenzalische oder französische muster gekannt, oder nicht vielmehr sich an den älteren deutschen vorbildern geschult haben (Burdach, Reinmar und Walther s. 52).

Es gehörte einiger mut dazu, in einem büchlein von nur 122 s. text den provenzalischen und deutschen minnesang vergleichend zu behandeln. Doch wissen wir der verfasserin dank für die im ganzen zutreffende orientierung, worin sie eine grosse, freilich für das thema noch nicht ausreichende belesenheit und gutes urteil bekundet, auch in manchen punkten die forschung wirklich gefördert hat. Meines erachtens wäre es nötig gewesen, die verschiedenen gedankenkreise des minnesangs scharf auseinanderzuhalten und in jedem die wesentlichen gedanken zu trennen, dafür zunächst

von der persönlichen eigenart der einzelnen dichter mehr abzusehen. Bevor man daran denken kann, jedem das seine abzugrenzen, muss es die erste aufgabe sein, das allen mehr oder weniger gemeinsame gut nach bedeutung und herkunft zu sichten und zu sondern. Bei diesem verfahren wäre mehr einheit und klarheit in die darstellung gekommen.

Mit diesem mangel der anlage hängt es zusammen, dass die disposition des buches zu wenig der sache angemessen ist. Nach einer einleitung von 9 seiten folgt I. Die minne in ihren äusseren erscheinungsformen: frauendienst, *huote* und *tougen minne*, dienstverhältnis, werbung (s. 10—68); II. die minne in ihren physischen erscheinungsformen: wesen und wirkung, ursprung und entstehung (s. 68—110). III. Ulrich von Liechtensteins frauendienst und die letzten spuren der liebesdoktrin (s. 110—122). Diese anordnung ist so wenig zweckentsprechend, dass ich sie im folgenden verlassen muss, um nicht, wie die verfasserin, auf dieselben dinge immer wider zurückzukommen.

Als thema des buches wird widerholt die liebestheorie oder 'liebesdoktrin' bezeichnet und die belege meist aus den älteren dichtern, teilweise auch aus Andreas Capellanus entnommen: dabei ist nicht beachtet, dass die den liedern zugrunde liegenden anschauungen über minne etwas anderes sind, als die systeme späterer theoretiker wie Andreas, Matfré Ermengau oder Francesco Barberino. Beides ist scharf zu scheiden. Nicht als ob ich diese letzteren überhaupt als quellen ausschliessen wollte, aber jedenfalls durfte Andreas für die anfänge des deutschen minnesanges nicht herangezogen werden (s. 45. 72 und sonst).

Die älteste liebeslyrik auf deutschem wie französischem boden war die der maitänze, worin der 'sommerdienst' oder die 'maibuhlschaft' (s. 33. 121) die tanz- und liebeslust besungen wurden. G. Paris hat bekanntlich die prov. frz. maitanzlieder von antiken Venusfesten herleiten wollen. Ich habe (Vollmöllers Jb. V, II 392—394) zu zeigen versucht, dass altgermanische maibräuche zugrunde liegen und sich daraus die vielen merkwürdigen übereinstimmungen hier und dort erklären. Hier zeigt sich verf. nicht genügend unterrichtet, sie kennt u. a. nicht das treffliche buch von Bielschowsky über Neidhart. Richtig erkannt ist, dass der Gilos (s. 17, 18—21), der den Deutschen fehlt, im hohen minnelied der Provenzalen keine stelle hat. Aber es wird zuviel behauptet, wenn s. 20 gesagt wird, er komme darin nie vor: siehe Jaufré Rudel ed. Stimming s. 48; Bernhard von Ventadorn MW I, 19; Peire Vidal, ed. Bartsch s. 47. Die person des Gilos übrigens wird verständlich, wenn wir erwägen, dass es in den älteren texten stets ein alter ehemann ist, der seine junge frau nicht zum maitanz gehen lassen will und daher verwünscht wird, nicht anders als die mutter in den deutschen reihen, wenn sie ihrer tochter tanz und liebschaft verbietet. Wie die tochter unter dem *mundium*, der *huote* der mutter, so stand nach mittelalterlichem recht, die frau unter der *huote* des eheherrn (*senhor*). Nur weil der Gilos eine durch volksbrauch typische figur war, konnten die höfischen dichter es wagen, ihn mit so grimmigem spott zu verfolgen.

Über die liebeslyrik der vaganten bemerkt verf. in anm. 99, dass sie nicht als quelle des höfischen minnesangs anzusehen sei, wie vor kurzem wider W. Meyer-Speyer in seinen Fragmenta Burana annahm: denn die fraglichen lieder „gehören dem gebiet der niederen minne an.“ Wol aber sollen die ritterlichen liebeslieder des Kürenberg und seines kreises durch das vorbild der vaganten hervorgerufen sein (s. 2. 11. 47). Dieser als selbstverständlich vorgetragenen, aber nicht bewiesenen these kann ich nicht zustimmen. Die liebeslieder der vaganten scheiden sich in zwei

unverkennbar abweichende gruppen. Die eine, welche die deutschen strophen und einen teil der lateinischen umfasst, haben zum thema naive liebes- und lebenslust: es sind mailieder und ich halte den beweis durch Burdach für erbracht, dass die deutschen strophen die vorbilder der lateinischen gewesen sind. Die andere gruppe sind nachdichtungen nach antiken mustern, besonders Ovid, meist gesucht und schwülstig, worin die liebesbegierde sich nicht derb und ursprünglich, sondern lasziv und frivol ausspricht. Von solcher frivolität ist in der ritterlichen liebeslyrik keine spur zu entdecken. Vielmehr entwickelte sich diese, als eine spezifisch ritterliche standespoesie höfischer kreise, im anschluss an die gnomik der fahrenden (siehe die gnomischen liederanfänge), an epische motive und an die maitanzlieder. Romanischen einfluss auf die Kürenbergschule anzunehmen, dazu haben wir trotz Jeanroy keinen grund. Auch in Frankreich finden wir vor dem minnesang spuren einer ähnlichen ritterlichen lyrik, aber mit dieser verglichen erweist sich die deutsche als zweifellos selbständig und ästhetisch wertvoller.

Sehr stark haben den eigentlichen minnesang, nach der verf. **Ovids** verschiedene dichtungen beeinflusst (s. 9. 14. 15. 21. 25. 68—71. 74. 102, anm. 98). „Was die troubadours bei Ovid anzog, war die analyse der empfindungen und die glühende schilderung der liebesschmerzen" (s. 69). Der wächter im tagelied stammt schwerlich aus Ovid, wie s. 15 behauptet wird, sondern aus dem gegebenen milieu: weckte die minebuhlen der vogel im gezweig, so den ritter und die schlossherrin der hornruf des turmwächters. S. 25 spricht verf. ihr erstaunen aus, dass als versteckmamen Monjoi, Bel Vezer u. a. gewählt worden seien, und nicht Flora, Phyllis, Byblis und andere antike namen und gibt eine mir unverständliche erklärung. Soviel ich sehe, beschränkt sich die einwirkung Ovids auf übernahme einiger motive: kriegsdienst der minne, liebeswunde, liebeskrankheit, liebeswahnsinn u. a. Hier aber mögen zum teil auch die lateinischen dichter des mittelalters als vermittler gedient oder durch ihr beispiel zur lektüre Ovids angeregt haben.

Das buch beginnt mit einer kurzen charakterisierung der **ritterlichen lyriker** nach art des Kürenberg. Meinloh und Dietmar, die beiden burggrafen von Regensburg und ein teil der anonymen lieder, auch die wechsel Reimars werden dazu gerechnet (s. 55). „Noch fehlt die ritterliche galanterie des mannes und das selbstgefühl der frau" (s. 1). Wollen wir die unterscheidenden merkmale des eigentlichen minnesangs oder der lieder der hohen minne, genauer angeben, so finden wir, dass in diesen ein dreifaches thema behandelt wird: das lob der herrin, das recht der minne oder der frauendienst, und die philosophie der minne oder die spirituelle liebe. Das erste thema ist als tendenz dieser panegyrischen lyrik wirksam, das zweite bietet den formalismus der einzelnen lieder wie der ganzen cyklen, das dritte bedeutet den eigentlichen gehalt, dasjenige, wodurch der minnesang so tiefe und nachhaltige wirkung geübt hat. — Von allem diesen ist bei den ritterlichen lyrikern noch nichts zu finden, ausgenommen Meinloh, der wie Reinmar in alter und neuer weise gedichtet und zwei echte und rechte preislieder auf die herrin geschaffen hat (11, 1 und 15, 1). — Mit dem maitanzlied teilt die ritterliche lyrik die *huote* (s. 13—16. 18. 21—23), die in den höfischen kreisen wesentlich strenger war. Verf. trennt sie mit recht von dem motiv der *merkære* und bezeichnet sie als einheimisch. Unrichtig aber ist, wenn verf. (s. 14) sagt, nur an zwei stellen im prov. sei von frauenhut die rede. Ich kann vier weitere gedichte nachweisen, wo von den *guirbauz* oder *gardadors* die rede ist: die tenzone MG. 697, 6; Marcabru Gr. 293, 2 und 293, 29; vgl. H. Suchier, Jahrbuch XIV, 279); Bernart von Venzac, Gr. 323, 5 (Zenker, Peire d'Alvernhe s. 143). Diese *huote* der frau ist, wie

verf. bemerkt, noch ein merkmal älterer gesellschaftlicher zustände. Der eigentliche höfische minnesang hat geselligen verkehr beider geschlechter zur voraussetzung. Ein ergänzender begriff zur *huote* ist die *tougen minne*, das *celar* der Provenzalen: man soll sich nicht seiner erfolge rühmen (s. 23—26). Im gedankenkreis der hohen minne und ihrer liebesklagen hat diese forderung keinen platz, da es hier nichts zu verheimlichen gibt; wol aber im ritterlichen liebeslied, das ungescheut den *umbevang*, das *halsen triuten bîgelegen* als oft erreichtes ziel der werbung ausspricht. Das *helen-celar* war eine gebotene rücksicht gegen die adeligen frauen und mädchen, die nicht blossgestellt werden durften. Meinlohs *die megede in dem lande, swer der eine gewan* und Kürenbergs *aller wîbe wünne diu gêt noch megetîn* setzen solche verhältnisse voraus. Das erstere dieser lieder geht nicht auf ein mädchen niederen standes, wie verf. s. 11 annimmt. In den gedankenkreis dieser ritterlichen lyrik gehört wol auch die durch mehrere texte für Frankreich und Deutschland bezeugte sitte der sogenannten probenächte (s. 56), wo dem liebhaber liebesgenuss versagt war und das paar nur in heimlicher zwiesprache beisammen war, mit dem heute noch gepflegten fensterln zusammenzustellen. Redegeselle hiess, wenn ich recht sehe, ein solcher liebhaber, und das afrz. *parlar* und aprov. *cosselhar* hat denselben sinn bekommen.

Die eigentlichen minnesinger der Stauferzeit, genauer die sänger der hohen minne, werden von der verf. in zwei gruppen geteilt (s. 3). Einmal die provenzalisierenden nachahmer, „durchweg fürstliche, meist staufische ministerialen“ adeliger abkunft: Hausen, Gutenburg, Fenis, Rugge (ob nicht zur zweiten gruppe gehörig?), Horheim, Rute, Bligger, Adelnburg, Johannsdorf, markgraf von Hohenburg, Otto von Botenlauben, Hiltbolt von Schwangau und vielleicht noch Leiningen. Mit den jahren 1170 und 1190 will verf. diese schule begrenzen: ich bezweifle, ob sich solche dinge so genau datieren lassen, und glaube nicht, dass mit Barbarossas tod diese schule plötzlich erloschen sein soll. Zu der zweiten gruppe, den selbständigen nachahmern, die den fremden einfluss überwinden, rechnet verf. Veldeke, Reinmar, Hartmann und Walther mit seiner schule: es sind 'durchweg' fahrende ritterlichen standes (s. 2—3). Wir fragen: wo bleibt Morungen? und sind erstaunt, Veldeke, Reinmar in der zweiten gruppe zu finden. Schwerlich führt es ans ziel, bei diesen dichtern stets ein zusammenfallen von sozialer lage und kunstrichtung anzunehmen und darauf zwei gruppen zu begründen: das heisst zu sehr schematisieren. Scheiden können wir, wo uns sonst nichts bekannt ist, nur auf grund der anschauungen vom leben überhaupt und von liebe im besondern: das ist neben dem stil das einzige, was wir aus den liedern sicheres entnehmen können.

Verf. ist es nicht entgangen, dass sich die lieder der hohen minne bei den Provenzalen als loblieder und die troubadours als lobdichter charakterisieren lassen (s. 27. 29. 31. 37. 38). Mit dieser richtigen erkenntnis setzt sich verf. in widerspruch zu s. 10, 12, 13, 27, wo noch von der angeblichen „sitte fürstlicher frauen“ gesprochen wird, „einen liebhaber zu nehmen.“ Ich habe nie an einen solchen 'vorschriftsmässigen liebhaber' glauben wollen und inzwischen eine erdrückende menge belege aus den liedern selbst gesammelt, dafür dass der troubadour als preisdichter im dienst einer fürstin ihre vorzüge besang, den eindruck ihres liebenswürdigen wesens schilderte und durch die stets widerholte klage über ihre grausamkeit indirekt ihre sittsamkeit ins licht stellte. Verf. gibt den panegyrischen zweck und ursprung der ganzen gattung für Südfrankreich zu, bestreitet es aber für die vornehmen herrn in Nordfrankreich und Deutschland (s. 30). Ich weiss nicht mit welchen gründen. Auch in Deutschland finde ich dieselben *prîsliet* und auch für Südfrankreich kann

ich das ausmünden in das lob des ganzen weiblichen geschlechts belegen. Meines erachtens kann man den ganzen minnesang nur als panegyrische gattung geschichtlich verstehen. — Der *lauzengier-lauzenjador* wird s. 16—18 als schmeichler und rivale richtig erklärt. Der troubadour als lobdichter konnte wol dazu kommen die rivalen und neidischen höflinge im vergleich zu sich selber, dem echten *lauzador*, als falsche *lauzengiers* zu bezeichnen.

S. 31—44 wird vom frauendienst und minnerecht eingehend gehandelt. Dabei läuft widerholt (s. 41 zweimal und 43) die irrige übersetzung 'sklave' für *eigenmann* unter. Sklaven im antiken sinne kennt das germanische recht nicht, auch der hörige oder leibeigene hat wesentlich bessere stellung. Prov. *serf* bedeutet eigenmann oder knecht, seine bedeutung ist nicht die des lat. *servus*. Die erörterungen über dieses kapitel sind leider durch die unglückliche disposition sehr zerstückelt, man bekommt nicht den eindruck eines durchaus einheitlichen formalismus, der doch zugrunde liegt. S. 10 und 13 wird die vermutung ausgesprochen, dass in Deutschland und auch in Südfrankreich ehemänner ihre ehefrauen besungen hätten. Die als beweis beigebrachte tenzone MG 697 behandelt aber nur die frage, ob ein liebhaber vorziehen würde, buhle (*drutz*) oder gatte (*maritz*) seiner herrin zu werden. Dazu möchte ich bemerken, dass frauendienst und ehe sich prinzipiell ausschliessen: ersterer besteht in tatsächlicher oder fictiver unterordnung des mannes unter die herrin, die ehe hat zur rechtlichen folge, dass der eheherr befiehlt. Die für Deutschland herangezogene totenklage Reinmars auf herzog Leopold beweist nichts für die ehe als 'ritterlichen minnedienst', sondern bewegt sich in der situation und den typischen ausdrücken einer maibuhlschaft: die herzogin klagt zu frühlingsanfang um den verlust ihres geliebten.

Der gedankenkreis der philosophie der minne oder spirituellen liebe ist von verf. mehr als in früheren arbeiten berücksichtigt worden. Die verwandtschaft zwischen mystik und minnesang wird angedeutet (s. 68. 74. 91. 101. 103. 108), entlehnungen aus geistlicher litteratur besprochen (s. 68. 93. 97. 98), auch auf das verhältnis zur kirche eingegangen (s. 90 fgg.). Schönbachs identifizierung der hohen minne und der christlichen *charitas* wird mit grund abgelehnt (s. 95—96). Gewiss bleibt *reine minne* „auch in sublimiertester form“ geschlechtsliebe und damit das gerade gegenteil der asketischen, weltverneinenden *charitas* als der liebe zu Gott und dem nächsten um Gottes willen. Aber ein zusammenhang ist unleugbar vorhanden. Ich glaube, es lässt sich nachweisen, dass die troubadours und minnesinger nach dem vorbild der *charitas* ihre hohe minne zur kardinaltugend umgeschaffen haben, die den mann adelt und alle anderen tugenden nach sich zieht. Die ekstase des minnenden, das gebundensein der sinne, die todessehnsucht, die seligkeit der minngedanken, die liebe zu einer mit augen nie gesehenen herrin haben ihre zeitgeschichtliche parallele in der nur wenig älteren, damals eben voll erblühten mystik eines Bernhard von Clairvaux und Hugo von St. Victor. Vielleicht liesse sich zeigen, dass in ihren wesentlichen zügen die philosophie der minne, die psychologie sowol wie die ethik und dialektik aus der kirchenlehre stammte. In dieser aber wirkten, vermöge ihres eklektischen charakters, elemente verschiedener herkunft zusammen, auch reminiscenzen an Plato und mehr noch an Aristoteles. S. 104 anm. 130 handelt verf. von den „augen des herzens.“ Schultz-Gora hat in Gröbers Ztschr. XXIX, 1905, s. 337—40 frz. u. prov. beispiele dafür zusammengestellt und die frage nach der quelle dieser „interessanten metapher“ aufgeworfen, sich aber begnügt, kirchlichen ursprung zu vermuten. Schon früher haben darüber gehandelt: Bock QF. XXIII, 35 anm.; Burdach

Reinmar und Walther 145; Wilmanns, Leben Walthers s. 192 und 372 (anm. 200); Uhland schriften V, s. 161. Den *oculi carnales* werden die *oculi cordis* gegenübergestellt: durch sie schaut man Gott in der mystischen ekstase; die beiden worte besagen dasselbe wie *visus corporeus* und *intuitus spiritualis*. Als drittes werden gelegentlich auch die *oculi rationis* unterschieden. Vgl. Hugo von St. Victor, *De arca Noe morali* IV, c. 9: *Istum mundum vident oculi carnis, illum mundum intrinsecus contemplantur oculi cordis*. Ders.: *De sacramentis* I, X, c. 2. — Bernhard von Clairvaux, *De gradibus humilitatis* VI, 19; VIII, 23. Ders., *De conversione* XIII, 25; XVII, 30. — Ferner Carmina Burana 57, 1 und 161, 2. — Bernhard von Ventadorn: Tobler, Berl. sitzber. 1885, 942; Folquet von Marselha: Bartsch chrest.[6] 136. Vgl. Platons Gastmahl cap. 34, wo Sokrates im gespräch mit Alkibiades sagt: *ἥ τοι τῆς διανοίας ὄψις ἄρχεται ὀξὺ βλέπειν, ὅταν ἡ τῶν ὀμμάτον τῆς ἀκμῆς λήγειν ἐπιχειρῇ*[1].

S. 31 und 36 wird als unterschied des prov. und deutschen minesangs angegeben, dass im letzteren „nicht körperliche reize und gesellige talente, sondern moralische vorzüge gepriesen werden." Das ist in dieser allgemeinheit jedesfalls unzutreffend. *Pretz e valor* (ruhm und trefflichkeit) lautet die gebräuchlichste formel der troubadours, *güete unde schoene* die der Deutschen. *Sen e conoissensa, doctrina, razo, mezura, cortezia* sind die meist gepriesenen inneren vorzüge. *Valor* fasst alle zusammen; diesem steht wol am nächsten der begriff *werdekeit*. Allerdings hat bei den Deutschen das höfische minneleben die gedanken der religiös-sittlichen lebensauffassung des christentums nicht so verdrängt wie in der Provence. Die rückkehr zum christentum der kirche lässt sich deutlich bei Hartmann wahrnehmen, dem die hohe minne immer im grunde fremd geblieben ist. Seine sonderstellung wird s. 40. 60. 86, diejenige Walthers 41. 42. 62. 65. 87. 88 besprochen. Doch sind diese kurzen bemerkungen kaum genügend; auch ist die litteratur hier zu wenig benutzt. Von Walther wird s. 18 und 26 behauptet, er „habe nie eine fürstliche gönnerin besungen." Mag sein, dass er in einigen liedern die herrin fingiert hat, so liegen doch besonders aus seiner älteren epoche eine reihe lieder vor, die ganz in der art der prov. panegyrik gehalten sind.

Von dem nordfranzösischen minnesang hat verf. eine neue, aber kaum haltbare auffassung. S. 30. 45 und anm. 62 ist die rede von einem „widerspruch, den die höfische minne in Nordfrankreich fand." S. 9 und 55 wird von 'nordfranzösischer frauenverachtung' gesprochen. S. 72 wird behauptet, im norden habe man die *cortoisie* zur voraussetzung und bedingung der minne gemacht, im süden habe man jene als folge von dieser aufgefasst. Auch diesen gegensatz hat erst verf. entdeckt (vgl. Peirol, Bartsch, chrest.[6] 153. *No s'eschai d'ome savai, li venga tan d'onors que d'amor senta dolors*.) Soviel ich die frz. trovedors kenne, sind sie unselbständige und oft platte nachahmer der Provenzalen. Nur im epos, so im Erec und Yrain Crestiens, zeigen sich abweichungen, gelegentlich ein leiser widerspruch gegen die hohe minne der troubadours, die im Lancelot ihren klassischen ausdruck gefunden hat.

Gegen Wackernagel und Gaston Paris nimmt verf. nur geringe einwirkung des nordfrz. minnesangs auf den deutschen an (s. 3. 8. 30. 50. 55. 64. 86) besonders bei Veldeke, Reinmar (?) und Walther (?). Wichtiger war nach verf. die bekanntschaft mit den franz. ritterepen (s. 117. 119 und sonst), in denen schildes amt, um mit Wolfram zu reden, vor minnesang ging. Ulrich von Liechtenstein setzt sich nicht das lob der herrin zur aufgabe, sondern ritterliche taten auf tournierfahrten besteht er der herrin zu ehren. Die alte ritterliche lebensanschauung hat den minnesang des frauendienstes

1) Diese fragen und verwandtes hoffe ich bald in grösserem zusammenhang des näheren erörtern zu können.

wol immer als etwas fremdes empfunden. Treffend hat Burdach (Leben Walters I. s. 12fgg.) geschildert, wie am Thüringer hofe Wolfram der ritter und Walther der sänger als vertreter zweier verschiedener lebensanschauungen einander gegenübertraten. Ein alter noch weit verbreiteter irrtum, dem sich auch verf. anschliesst, will, dass der minnesang ritterliche dichtung sei. Das studium der texte zeigt aber, dass der grossen mehrzahl der troubadours aller ritterliche geist fremd ist. Nur einige wenige suchen das ältere lebensideal des rittertums mit dem jüngeren der hohen minne zu vereinigen, indem sie die ritterschaft in den dienst der herrin stellen. Dies ist auch die auffassung im höfischen epos geworden. (Ich habe davon in kürze gehandelt Zs. f. franz. spr. 1902, s. 187 anm.)

S. 7 wird von Hausen gesagt, „er zählte im jahre 1186 höchstens 35 jahre, war also für ein liebesverhältnis, wie es der minnesang voraussetzt, keineswegs zu alt." Hier bricht die alte irrtümliche vorstellung durch, als ob nur die jugendzeit eines sängers die zeit seines minnesangs gewesen sein könne. Verf. vergisst, dass der minnesang weit mehr berufssache war, als spontanes selbstbekenntnis. Walther und Reinmar versichern widerholt, dass sie in diesem beruf alt und grau geworden seien. Hohes alter hinderte den sänger nicht an der ausübung seiner kunst, wol aber hat sich mancher, wie Hartmann und Walther, später von der weltlichen minne zur himmlischen gewendet, um für sein seelenheil nach dem tode zu sorgen.

Gutenburg in seinem leich vergleicht (MF. 76, 24) seine herrin mit der *frouwen de la Roschi bise.* Verf. (anm. 104, s. 36. 79) bemerkt, nirgends diesen namen gefunden zu haben. Er steht in einer erweiterung des Prosatristan (Løseth, s. 266 unten): Dort kommt Saphar, bruder des Palamedes, nach Roche Bîse und besiegt dort Margot le roux, der ein fräulein bei sich im zelt zurückhält. Es darf vermutet werden, dass in dieser aus dem 13. jh. stammenden kompilation vielleicht ein ritterroman benutzt ist, den Gutenburg gekannt hat. — S. 46. wird eine inhaltlich wichtige tenzone Bernhards von Ventadorn mit einem Peire besprochen, in dem man früher mit unrecht Peire d'Alvernhe sehen wollte. So auch noch verf. Zenker s. 2—3, 139 hat gezeigt, dass diese attribution unbegründet war. S. 50, zeile 7 lies anm. 78. — S. 78 unter der mitte lies: *contral ven.* — S. 104, zeile 8 lies: 129. — S. 110 mitte ies: 137. — S. 102 oben hören wir von einer „psychologischen erklärung der verliebung, die romanischer provenienz sein dürfte." Der lobenswerte eifer, mit dem sich die gelehrte autorin in ihr thema versenkt hat, entschuldigt wol diesen interessanten neologismus.

MARBURG A. L. EDUARD WECHSSLER.

Über die in Görlitz vorhandenen Handschriften des Sachsenspiegels und verwandter rechtsquellen. Von professor dr. **R. Jecht.** Aus den veröffentlichungen der Oberlausitzischen gesellschaft der wissenschaften: Neues Lausitzisches magazin. 82. bd. 1906, s. 223 bis 264 und S. A. Mit 8 tafeln.

Die rechtsgeschichte von Görlitz kann schon von der entstehung der stadt an, um das jahr 1200, beobachtet werden. Wie die meisten städte der Lausitz und Schlesiens war auch Görlitz mit dem rechte von Magdeburg bewidmet. Noch heutzutage ist uns eine fortlaufende reihe von quellen erhalten, welche die entwicklung ihrer rechtsverhältnisse verfolgen lassen, und es ist ein dankenswertes unternehmen Jechts, dieselben zusammengestellt zu haben. Im ganzen sind sechzehn stücke beschrieben, davon zwei, deren originale verloren gingen, nur noch in abdrucken vorhanden.

(I. urkunde von 1303, III. rechtsstatut von 1304), die erhaltenen grösstenteils im Görlitzer ratsarchiv, einige auch in der bibliothek der Oberlausitzer gesellschaft der wissenschaften aufbewahrt sind. Die erhaltenen rechtsquellen sind: das stadtbuch, angelegt im jahr 1305 (nr. II), das bekannte, von Homeyer herausgegebene Görlitzer rechtsbuch (nr. IV, vom anfang des 14. jhs.), die grosse handschrift des Sachsenspiegels (nr. V, ende des 14. jhs.), zwei spätere Sachsenspiegelhandschriften, von 1464 und 1470 (nr. XIII und XIV), Glosse und landrecht zum Sachsenspiegel (nr. XII, zweiten hälfte des 14. jhs.), eine hs. von Nikolaus Wurms Blume des Sachsenspiegels (nr. VI, aus der mitte des 15. jhs.), die Blume von Magdeburg (nr. VII, einzige hs., um 1400); ausserdem ein Schlüssel des landrechts (nr. VIII, mitte des 15. jhs.), eine Regelsammlung (nr. IX, 15. jh.), Kirchenrecht und regelsammlung (nr. X, von 1465), ein Schwabenspiegel (nr. XI, von 1449), Schöppenrecht (nr. XV, mitte des 15. jhs.), Rechtsbuch nach distinctionen (nr. XVI, abschrift einer hs. des 14. 15. jhs., aus dem 17. jh.). — Von besonderer wichtigkeit sind die bilderhandschriften (nr. V. VI. VII), aus welchen auf den beigegebenen tafeln proben mitgeteilt sind. Die illustrationen tragen den charakter der späteren Sachsenspiegelmalerei. das heisst sie gehören zum decorativen stil und sind in ihrer technik als buchschmuck auf künstlerische wirkung berechnet, während die bilder der älteren handschriften in ihrer einfachen aber deutlichen ausführung mit der ausdrucksvollen symbolik und gebärdensprache den praktischen zweck haben, den text zu erläutern (vgl. v. Amira, Die Dresdener bilderhandschrift des Sachsenspiegels I, 1, 31 fgg.). Besonders die bilder der grossen Görlitzer Sachsenspiegelhandschrift scheinen nach dem beispiel auf taf. I sehr farbenprächtig zu sein.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Die verbreitung der mittelhochdeutschen erzählenden litteratur in Mittel- und Niederdeutschland, nachgewiesen auf grund von personennamen von **Ernst Kegel.** Halle, Max Niemeyer 1905. X, 140 s. 8°. 4,50 m. Hermaea bd. III.

An der hand der personennamen sucht der verfasser die verbreitung der mittelhochdeutschen höfischen epen im westlichen Niederdeutschland — bis etwa an die Elbe — und in Böhmen nachzuweisen. Als muster lag ihm besonders Panzers arbeit 'Personennamen aus dem höfischen epos in Baiern' (Philol. studien, festgabe für Sievers, s. 205—220) vor. Die aus einer reichen historischen und philologischen litteratur geschöpfte ausbeute ist nicht unbeträchtlich und zeigt, dass man an dem romantischen spiel der ritterdichtung auch in Niederdeutschland gefallen fand, denn, mochte diese auch dem innersten wesen des sächsischen stammes immer etwas fremdes sein, so stammte sie doch aus Frankreich und aus dem Oberdeutschen und gehörte zur aristokratischen mode. Und so scheint es in manchen gegenden, jedesfalls in einzelnen familien, geradezu mode gewesen zu sein, mit höfischen namen sich bezw. seine kinder zu schmücken. Denn zur ziermode gehören gewiss, wenigstens vom 14. jh. ab, diese feinen namen, von der ethischen bedeutung eines symbols (vgl. bes. Heliand 216 fgg., und Kauffmann, Balder s. 198; Kegel s. 4 fgg.), die in älterer zeit und wol noch lange beim volke dem namen beigelegt wurde, tragen sie nichts mehr in sich. Der romantische klang war es, der bestach, wenn einer sein kind Gramoflanz oder Lunete nannte.

Für die frage, wie weit die höfischen epen in den betreffenden gebieten verbreitung gefunden haben, können die einzelnen namen nur mit vorsicht benutzt

werden. Der verfasser hat solche auch in anerkennenswerter weise walten lassen, wie denn seine ganze arbeit einen schätzenswerten beitrag für das gebiet der geographischen namenkunde bietet. Und doch scheint er mir der beweiskraft der namen noch zu viel gewicht beigelegt zu haben. So fallen alle jene Parzifal und Tristan weg (vgl. übrigens s. 112), die schon familiennamen geworden sind, und auch sonst mag ohne unmittelbaren einfluss der hochdeutschen dichtung ein höfischer name aus irgendeinem andern grunde in einem bestimmten kreise beliebt worden sein ('tradition und mode', Panzer a. a. o. s. 220). Besonders aber für genauere zeitliche und örtliche bestimmungen reicht das material nicht aus. Ganz schwach sind die beziehungen zu Wolframs Willehalm: die Wilhelm, Renward, Alize hält der verfasser selbst für wenig brauchbar. Vivianus ist dadurch verdächtig, dass er schon 1186 und 1197 belegt ist (s. 91 fg., V. ist ein in romanischen ländern nicht selten belegter name) und somit wird man auch auf eine örtliche verbreitung des romans aus den erhaltenen namen keine schlüsse ziehen können. Dann auch Parzival selbst: während in Böhmen nur die formen mit *a* vorkommen, sind in Niederdeutschland die mit *e*, *Perceval*, *Perseval*, auch *Percheval* u. a., häufiger. Nun hat zwar auch Berthold v. Holle im Demantîn 1207 *Perzeval* (s. 69 anm. 1), aber das *e* deutet doch entschieden auf romanischen bezw. niederländischen (vgl. ndl. *Perchevael*) ursprung hin, so dass man diesen, wie vielleicht auch andere fälle, doch nicht unbedingt für hochdeutschen einfluss in anspruch nehmen darf. Im gegenteil, es scheint dies auf bekanntschaft mit der französischen Artusdichtung hinzuweisen. Und es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, dass französische romane schon vor Hartmann an niederdeutschen höfen gelesen wurden. War doch Heinrichs des Löwen gemahlin die tochter der gefeierten gönnerin der poeten, Eleonore von Poitou.

HEIDELBERG. G. EHRISMANN.

Emil Utitz, dr., J. J. Wilhelm Heinse und die ästhetik zur zeit der deutschen aufklärung. Eine problemgeschichtliche studie. Halle a. S. 1906. VI, 96 s. 2,60 m.

Utitz beklagt in der einleitung seiner abhandlung, dass Heinse in den ästhetischen werken unserer tage so wenig berücksichtigung finde; ich fürchte, dass auch Utitz' gewissenhafte arbeit daran wenig ändern wird. Wie im voraus zu erwarten war, kommt nicht allzuviel dabei heraus, wenn Heinse auf seine leistungen in der theoretischen ästhetik durchforscht wird. Die ästhetische formulierung seiner anschauungen weicht nicht wesentlich ab von den ästhetischen theorien jener tage, wie Utitz selbst darlegt. Heinses verdienste liegen auf dem feld der angewandten ästhetik, in seinem kampf gegen den klassizismus zu gunsten einer freien naturnachahmung und einer im geist jedes volks begründeten nationalen kunst, in seiner wertschätzung der farbe gegenüber ihrer missachtung durch Winkelmann, in seinem eintreten für die berechtigung der landschaftsmalerei, in seiner erkenntnis von der bedeutung der künstlerischen persönlichkeit für das kunstwerk und in seiner bewundernden anerkennung von Glucks reformatorischem wirken in der musik. Natürlich spricht Utitz von alledem; aber da er lediglich die nackten theoretischen sätze aus Heinses schriften aushebt und nirgends ausführt, welche praktische anwendung und welche ausdehnung Heinse diesen erkenntnissen im widerstreit mit den ästhetischen meinungen seiner zeit gegeben hat, so erscheint Heinse für den leser von Utitz' schrift unbedeutender, als er es in wirklichkeit war. Und dann, wie kann man Heinses ästhetik behandeln,

ohne das verhältnis, in welchem bei ihm schönheit und sittlichkeit steht, ausführlicher zu entwickeln? Das wäre der punkt gewesen, an welchem der persönliche untergrund seiner ästhetischen überzeugung zu tage getreten und an seiner auffassung der schönheit auch das zur geltung gekommen wäre, was er mehr gefühlt, als in klaren worten auszusprechen vermocht hat. Sucht man über diese wichtigste seite seiner ästhetik, die freilich nicht mit einem einfachen citieren von ein paar sätzen zu erledigen gewesen wäre, bei dem verfasser aufschluss, so lässt er uns vollständig im stich. Mit der allgemeinen und in ihrer allgemeinheit zum mindesten schiefen bemerkung, dass sich Heinse und Schiller „in einem sehr wichtigen punkt, in dem gedanken einer ästhetischen erziehung der menschheit und im betonen der ethischen wirkung des schönen berühren“, ist nichts gesagt. Der arbeit fehlt, was ihren krönenden abschluss hätte bilden sollen.

STUTTGART. THEODOR A. MEYER.

Rudolf Hildebrand und seine schule. Ein beitrag zur geschichte des deutschsprachlichen unterrichts in der 2. hälfte des 19. jahrhunderts. Von dr. phil. **Richard Laube.** Leipzig, Brandstetter 1903. XV, 136 s.

Der verfasser des vorliegenden buches hebt in den vorbemerkungen selbst hervor, dass und warum er nicht den anspruch erhebe, sein thema erschöpft zu haben, sondern dass seine abhandlung nach einer einführung in die lehre Hildebrands vom deutschen sprachunterricht lediglich die hauptströme des einflusses aufzeigen wolle, den diese lehre geübt habe. So gibt denn der erste teil der schrift eine darstellung der lehre Hildebrands im umriss, gegen die ich nichts einzuwenden habe. Der viel umfangreichere zweite teil handelt von Hildebrands einfluss auf den deutschen unterricht. In wie weit der verf. mit dem recht hat, was er hier über die starke wirkung beibringt, die Hildebrands lehren auf den unterricht in volksschulen geübt haben, kann ich nicht beurteilen. Das aber behaupte ich sehr entschieden, dass L. die bedeutung dieser lehren für die gestaltung des deutschen unterrichts an höheren schulen allzu hoch anschlägt. Es geht ihm wie auch andern anhängern des Leipziger germanisten. Hört man sie über dies thema reden, so sollte man glauben, es habe vor Hildebrand überhaupt keinen anständigen deutschen unterricht an gymnasien gegeben. So liegt aber die sache in wirklichkeit doch nicht. Gewiss hat Hildebrand sehr anregend gewirkt, aber auch vor ihm hat es nicht an lehrern des deutschen gefehlt, die ihren schülern etwas tüchtiges für das leben mitzugeben hatten. Dass die überschätzung Hildebrands und die versuche dieses und jenes jüngers, die winke und anregungen des meisters zum system zu gestalten, zu wunderlichen missbildungen anlass gegeben haben, kann man, wie mir scheint, eben aus Laubes darstellung lernen.

FRANKFURT A. M. J. SCHMEDES.

Johannes Haussmann, Untersuchungen über sprache und stil des jungen Herder. Leipzig, Fock 1907. XII, 114 s. 2,50 m.

Für die individuelle stilbeschreibung hat sich bei der jugendlichkeit dieser bemühungen in Deutschland glücklicherweise noch kein schema festgesetzt. So führt H. denn auch Längins von ihm dankbar genannte, aber auch gelegentlich berichtigte arbeit selbständig fort. Er hätte von einem der feinsten stilbeobachter unserer zeit, von A. Fries, noch manches lernen können; doch fehlt dessen name im litteraturverzeichnis.

Die untersuchung versteht es, wichtiges und unwichtiges, charakteristisches und allgemeines zu scheiden — das beste lob, das eine solche studie sich verdienen kann; die anordnung dagegen könnte wol noch schärfer und übersichtlicher sein. Aber einzelheiten wie die reflexive construction (s 9), der adjectivische gebrauch der participia (s. 16 anm.), die verwendung der nomina agentis (s. 20; H. sagt 'nomina actoris'), die weglassung des artikels (s. 47), gallicismen (s. 15. 53) kommen gut heraus. Die 'peremptorische form des widerspruchs' (s. 63) mit ihrem vernichtenden dilemma („menschen die inniges gefühl für die musik haben, ihr werdet meiner erfahrung beistimmen oder ihr seid garnicht zum gefühl derselben geschaffen") und die discursorische redeweise (s. 69) werden in ihrer psychologischen begründung aufgezeigt und in dieser „schreibart der gebärden und der reflexbewegungen" (s. 25) wird Herders rhetorische lebhaftigkeit wie in der dürftigkeit seiner bilder (s. 29 fg. 108 fg.) sein undichterisches material gut beleuchtet.

BERLIN. RICHARD M. MEYER.

VERZEICHNIS

DER MITARBEITER UND IHRER BEITRÄGE IN BAND XXXI—XL DIESER ZEITSCHRIFT.

Althof, Herm. (dr. prof. in Weimar †): Zur würdigung der Walthariushandschriften. XXXII, 173.
Zum Waltharius. XXXIII, 349. 437.
Über das verhältnis der mnd. übersetzung des Lippiflోriums zu den verschiedenen lesarten der originaldichtung. XXXIV, 1.
Über einige namen im Waltharius. XXXIV, 365.
Anzeige von: Fr. Norden, Le chant de Walther. XXXIII, 540. — Franz Linnig, Walther von Aquitanien. XXXIII, 543.

Arens, Eduard (dr. in Aachen): Anzeige von: V. E. Mourek, Zur syntax des ahd. Tatian. XXXI, 135.

Bahder, Karl v. (dr. prof. in Leipzig): Anzeige von: Paul O. Kern, Das starke verb bei Grimmelshausen. XXXII, 106.

Behaghel, Otto (dr. prof. geh. hofrat in Giessen): Ich habe geschlafen. XXXII. 64.
Zur flexion des gotischen adjectivs. XXXVI, 236.

Berger, Arnold E. (dr. prof. in Darmstadt): Anzeige von: E. Thiele, Luthers sprichwörtersammlung. XXXV, 413. — M. Luther, Vermischte schriften weltlichen inhalts, hrg. von R. Neubauer. XXXV, 418.

Bernhardt, Ernst (dr. prof. in Erfurt †): Zum Willehalm Wolframs von Eschenbach. XXXII, 36.
Über *du* und *ir* bei Wolfram, Hartmann und Gottfried und über *tu* und *vos* in den entsprechenden altfranz. gedichten. XXX, 368.
Beiträge zur mhd. syntax. XXXV, 145. 343.
Anzeige von: Johanna M. N. Noordewier, Bijdrage tot de beoordeeling van den Willehalm. XXXIV, 542.

Biese, Alfred (dr. prof. gymnasialdirector in Neuwied): Anzeige von: E. Elster. Prinzipien der litteraturwissenschaft. XXXI, 237.

Binz, Gustav (dr. prof. stadtbibliothekar in Mainz): Ein Basler fastnachtspiel aus dem 15. jahrh. XXXII, 58.
Etymologien. XXXVIII, 369.

Anzeige von: Fr. Seiler, Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. XXXIV, 70. XXXIX, 517. — Erik Björkman, Scandinavian loan-words in Middle English. XXXV, 96. XXXVI, 502. — A. J. Barnouw, Textkrit. untersuchungen nach dem gebrauch des bestimmten artikels und des schwachen adjectivs in der altengl. poesie. XXXVI, 269. — H. S. Mac Gillivry, The influence of christianity on the vocabulary of Old-English. XXXVI, 493. — M. Trautmann, Bonner beiträge zur anglistik, 9—11. XXXVI, 505. 548. — E. Krämer, Die altenglischen metra des Boëthius. XXXVI, 518. — Emily Howard Foley, The language of the gospel of S. Matthew. XXXVI, 521. — L. F. Anderson, The Anglosaxon scop. XXXVII, 410. — M. Trautmann, Finn und Hildebrand. XXXVII, 529.

Bley, A. (dr. prof. in Gent): Zur entstehung der jüngeren Íslendingabók. XXXII, 336.

Bleyer, Jacob (dr. in Sopron): Zu Fischarts Flöhhaz. XXXIV, 132.

Blümml, E. K. (in Wien): Die Schwelinsche liederhandschrift. XL, 404.

Boer, R. C. (dr. prof. in Amsterdam): Die handschriftliche überlieferung der Grettissaga. XXXI, 40.

Kritische und exegetische bemerkungen su skaldenstrophen. XXXI, 141.

Wanderer und Seefahrer. XXXV, 1.

Sigrdrifumál und Helreið. XXXV, 289.

Über die quelle von c. 26—29 der Vǫlsunga saga. XXXV, 464.

Kritik der Vǫluspá. XXXVI, 289.

Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage. XXXVII, 289. 438. XXXVIII, 39.

Untersuchungen über die Hildesage. XL, 1. 184. 292.

Anzeige von: H. Bertelsen, Om Didrik af Berns sagas oprindelige skikkelse, omarbejdelse og håndskrifter. XXXVII, 126.

Bohnenberger, Karl (dr. prof. in Tübingen): Anzeige von: E. H. Meyer, Badisches volksleben im 19. jahrh. XXXVI, 279.

Bolte, Johannes (dr. prof. in Berlin): Die historia von Sancto. XXXII, 349.

Anzeige von: Konr. Richter, Der deutsche S. Christoph. XXXIII, 269.

Braun, W. (director in Mailand): Die Mailänder blätter der Skeireins. XXXI, 429.

Bruckner, Wilh. (dr. prof. in Basel): Zur fitteneinteilung des Heliand. XXXV, 533.

Anzeige von: Alfr. Schaer, Die altdeutschen fechter und spielleute. XXXV, 125.

Bruhn, Ewald (dr. gymnasialdirector in Frankfurt a. M.): Anzeige von: Paul Knauth, Goethes sprache und stil im alter. XXXI, 413. — H. G. Gräf, Goethe über seine dichtungen. XXXV, 127.

Bruinier, J. W. (dr. in Anklam): Untersuchungen zur entwicklungsgeschichte des volksschauspiels von dr. Faust. XXXI, 60. 194.

Buchholz, Richard (dr. in Altena): Zur strophenfolge in Ezzos gesang von den wundern Christi. XXXIII, 141.

Bugge, Sophus (dr. prof. in Christiania †): Das runendenkmal von Britsum in Friesland. XL, 174.

Burdach, Konrad (dr. prof. in Berlin): Zu Zschr. 30, 558fg. XXXII, 139.

Buergel Goodwin, H. K. H. (dr. lector in Upsala): Die Zeitschrift für schwedische mundarten und volkskunde. XXXVII, 399.

Clemen, Otto (dr. lic. in Zwickau): Anzeige von: Huldr. Zwingli, Von freiheit der speisen, hrg. von O. Walther; Joh. Vogelgesang (Cochlaeus), Ein

heimlich gespräch von der tragedia Johannis Hussen, hrg. von H. Holstein. XXXIV, 67.

Creizenach, Wilh. (dr. prof. in Krakau): Anzeige von: Fr. Vogt, Die schlesischen weihnachtsspiele. XXXV, 568. — E. Schmidt, Die bühnenverhältnisse des deutschen schuldramas. XXXVI, 561.

Dietrich, Ernst (dr. in Altona): Anzeige von: Max Müller, Wortkritik und sprachbereicherung in Adelungs wörterbuch. XXXVI, 512.

Drescher, Karl (dr. prof. in Breslau): Berichtigung. XXXI, 283.
Arigos 'Blumen der tugend'. XXXI, 336.
Die Bonner handschrift von Strickers Karl. XXXVIII, 367.
Anzeige von: Louis P. Betz, La littérature comparée. XXXV, 138.

Düntzer, Heinr. (dr. prof. in Köln †): Zur aufführung von Goethes Clavigo. XXXI, 384.
Anzeige von: Goethes werke (Weim. ausg.). XXXI, 98. XXXII, 273. XXXIII. 514. — C. Schüddekopf u. O. Walzel, Goethe und die romantik. XXXI, 549.

Dyroff, Karl (dr. prof. in München): Eine frage zu Völuspá 5, 1—4. XL, 430.

Ebstein, Erich (dr. in München): Zu Gottfr. Aug. Bürger. XXXV, 540.

Edert, Ed. (dr. in Kiel): Anzeige von: F. Eichler, Das nachleben des Hans Sachs vom 16.—19. jahrh. XXXVIII, 397.

Ehrismann, Gust. (dr. prof. in Heidelberg): Zu Bosserts Lutherana. XXXI, 139.
Got. *hiri*. XXXI, 384.
Zu Zeitschr. 39, 388. XL, 433.
Anzeige von: Frdr. Pfaff, Die grosse Heidelberger liederhandschrift. XXXII, 96. — K. Steiff, Geschichtliche lieder und sprüche Württembergs. XXXII, 417. — Hugo Palander, Die ahd. tiernamen. XXXII, 525. — A. E. Schönbach. Die älteren minnesinger. XXXIII, 393. — V. Michels, Mhd. elementarbuch. XXXIII, 508. — G. Roethe, Die reimvorreden des Sachsenspiegels. XXXV, 102. — K. Drescher, Arigo. XXXV, 106. — Hub. Badstüber, Die nomina agentis auf *-ære* bei Wolfram und Gottfried. XXXV, 113. — Fr. Traug. Schulz, Typisches der grossen Heidelberger liederhandschrift. XXXV, 114. — Meier Helmbrecht ed. Fr. Panzer. XXXVI, 275. — Fragmenta Burana ed. Wilh. Meyer. XXXVI, 396. — W. Gloth, Das spiel von den sieben farben. XXXVI, 408. — Joh. Hoffmann, Die Wormser geschäftssprache vom 11. bis 13. jahrh. XXXVI, 514. — Alb. Hass, Das stereotype in den altd. predigten. XXXVI, 516. — Leo Wolf, Der groteske und hyperbolische stil des mhd. volksepos. XXXVII, 421. — J. Klapper, Das S. Galler spiel von der kindheit Jesu. XXXVII, 423. — Herm. Jantzen, Litteraturdenkmäler des 14. und 15. jahrhs. XXXVII, 426. — J. P. Hebel, Allemann. gedichte, hrg. von O. Heilig. XXXVII, 427. — Fr. Panzer, Hilde-Gudrun. XXXVII, 515. — Die bruchstücke der Skeireins, hrg. von E. Dietrich. XXXVIII. 382. — Fr. Panzer, Das altdeutsche volksepos. XXXVIII, 395. — C. Pfeiffer, Otfrid der dichter der Evangelienharmonie im gewande seiner zeit. XL, 120. — R. Kleinpaul, Das fremdwort im deutschen. XL, 126. — J. Schatz, Die gedichte Oswalds von Wolkenstein. XL, 251. — H. Anz, Die lateinischen magierspiele. XL, 252. — W. Arndt, Die personennamen der deutschen schauspiele des mittelalters; O. Beckers, Das spiel von den zehn jungfrauen und das Katharinenspiel. XL, 380. — R. Jecht, Die Görlitzer handschriften des Sachsenspiegels. XL, 484. — E. Kegel, Die verbreitung der mhd. er-

zählenden litteratur in Mittel- und Niederdeutschland, nachgewiesen auf grund von personennamen. XL, 485.

Ellinger, Georg (dr. prof. in Berlin): Anzeige von: A. Eloesser, Die älteste übersetzung Molièrescher lustspiele. XXXI, 558. — Alb. Köster, Der dichter der Geharnschten Venus. XXXI, 559. — K. Borinski, Balthasar Gracian und die hoflitteratur in Deutschland. XXXII, 128. —. M. Rubensohn, Griechische epigramme und andere kleine dichtungen des 16. und 17. jahrhs. XXXII, 129. — Arvède Barine, Névrosés; E. T. A. Hoffmanns musikal. schriften hrg. von H. vom Ende; E. T. A. Hoffmanns sämtl. werke hrg. von E. Griesebach. XXXIII, 550. — F. Poland, Reuchlins verdeutschung der 1. olynth. rede des Demosthenes. XXXVIII, 262. — Erich Urban, Owenus und die deutschen epigrammatiker des 17. jahrhs.; Rich. Levy, Martial und die deutsche epigrammatik des 17. jahrhs. XXXVIII, 282. — Phil. v. Zesen, Asiatische Rosemund hrg. von M. H. Jellinek. XXXVIII, 286. — K. Handwerck, Gellerts älteste fabeln; Johs. Coym, Gellerts lustspiele. XXXVIII, 372. — K. Jahn, Immermanns Merlin. XXXVIII, 375. — Th. Irmisch, Beiträge zur schwarzburgischen volkskunde. XL, 107.

Enders, Karl (dr. privatdocent in Bonn): Bibliographisch-textkritische studien über Joh. Chr. Günther. XXXVI, 474.
Güntheriana. XXXIX, 179.

Englert, Anton (dr. prof. in München): J. Engerds übersetzung von J. Aurpachs Odae Anacreonticorum. XXXIV, 375.
Zu Fischarts bilderreimen. XXXV, 534. XXXVI, 390. 487.
Bernhard Schmidt und Johann Fischart. XXXVIII, 244.

Erdmann, Martin (dr. prof. in Strassburg †): Anzeige von: E. Martin und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen mundarten. XXXV, 421.

Euling, Karl (dr. in Königsberg i. Pr.): Zu Johann Oldekop. XXXV, 80.

Fehse, Wilh. (dr. in Burg): Der oberdeutsche vierzeilige totentanztext. XL, 67.

Fester, Richard (dr. prof. in Halle): Anzeige von: H. Düntzer, Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. XXXIII, 498.

Fischer, Herm. v. (dr. prof. in Tübingen): Zu Zschr. 31, 421. XXXII, 142.
Zu Zschr. 40, 237. XL, 373.
Anzeige von: Ernst Müller, Regesten zu Schillers leben und werken. XXXIV, 84.

Förster, Max (dr. prof. in Würzburg): Anzeige von: B. ten Brink, Geschichte der englischen litteratur I² (hrg. von A. Brandl). XXXII, 402.

Franck, Johannes (dr. prof. in Bonn): Anzeige von: H. J. E. Endepols, Het decoratief en de opvoering van het mnl. drama, volgens de mnl. tooneelstukken. XXXVII, 283. — P. H. van Moerkerken, De satire in de nederlandsche kunst der middeleeuwen. XXXVII, 536.

Franz, Wilh. (dr. prof. in Tübingen): Anzeige von: F. Roeder, Die familie bei den Angelsachsen. XXXII, 504.

Friedrich, W. (dr. prof. in Darmstadt): Die flexion des hauptworts in den heutigen deutschen mundarten. XXXII, 484. XXXIII, 45.

Gebhardt, Aug. (dr. prof. in Erlangen): Ein angeblich gotisches alphabet. XXXII, 564.
Anzeige von: Grettissaga ed. R. C. Boer. XXXVI, 560. — Nordiska studier tillegnade Adolf Noreen. XXXVII, 275. — O. Jespersen, Lehrbuch der phonetik; ders., Phonetische grundfragen. XXXVIII, 407. — Kristni saga etc. ed. B. Kahle. XL, 467.

Anzeige von: E. Wadstein, The Clermont runic casket; ders., Et engelskt fornminne från 700-talet; A. S. Napier, The Franks casket; W. Viëtor, Das ags. runenkästchen von Auzon. XXXIII, 409. — S. Bugge, Schriften zur runenkunde. XXXIII, 561. — W. Meyer-Lübke, Romanische namenstudien. XXXVII, 541.

Hagen, Paul (dr. in Lübeck): Wolfram und Kiot. XXXVIII, 1. 198.

Hashagen, Justus (dr. privatdocent in Bonn): Anzeige von: Friedrich der grosse, De la littérature allemande, hrg. von L. Geiger; Justus Möser, Über die deutsche sprache und litteratur, hrg. von C. Schüddekopf. XXXV, 259.

Hauffen, Adolf (dr. prof. in Prag): Zu den reimdichtungen des Johannes Nas. XXXVI, 154. 445.

Anzeige von: Curt Blanckenburg, Studien über die sprache Abrahams a S. Clara. XXXIII, 267. — Rob. Petsch, Neue beiträge zur kenntnis des volksrätsels. XXXIV, 89. — Joh. Schwarzenberg, Das büchlein vom zutrinken, hrg. von W. Scheel; Joh. Fischart, Das glückhafte schiff von Zürich, hrg. von G. Baesecke. XXXV, 553. — K. Hedicke, Caspar Scheits Frölich heimfart. XXXVIII, 263.

Hefner, Joseph (kaplan in Rom): Die Ochsenfurter fragmente der Alexandreis des Ulrich von Eschenbach. XXXVII, 348. XXXVIII, 298.

Helm, Karl (dr. prof. in Giessen): Die entstehungszeit von Wolframs Titurel. XXXV, 196.

Heymann, James (dr. in Berlin): Über causalen ausdruck in Minnesangs frühling. XXXV, 330.

Hirt, Herm. (dr. prof. in Leipzig): Anzeige von: Wilh. Luft, Studien zu den ältesten germanischen alphabeten. XXXI, 419. — R. Meringer, Etymologien zum geflochtenen haus. XXXI, 504. — Rich. Löwe, Die ethnische und sprachliche gliederung der Germanen. XXXII, 502. — N. van Wijk, Der nominale genetiv sing. im indogermanischen in seinem verhältnis zum nominativ. XXXVII, 261. — Joh. Steyrer, Der ursprung und das wachstum der sprache indogermanischer Europäer; B. Delbrück, Einleitung in das studium der indogermanischen sprachen [4]. XXXVIII, 405.

Holstein, Hugo (dr. prof. geh. regierungsrat in Halle †): Anzeige von: Joh. Hübner, Christliche comoedia ed. Fr. Brachmann. XXXII, 556. — Joannes Nicolai Secundus, Basia ed. G. Ellinger. XXXII, 381. — Georg. Macropedius, Rebelles und Aluta ed. J. Bolte. XXXII, 380. — Helius Eobanus Hesse, Noriberga illustrata ed. Jos. Neff. XXXII, 379. — G. C. Knod, Deutsche studenten in Bologna. XXXII, 376. — Lippiflorium ed. H. Althof. XXXIII, 265. — K. Blümlein, Die Floia und andere maccaronische gedichte. XXXIII, 266. — Frid. Dedekindus, Grobianus ed. Al. Bömer. XXXVI, 567. — Veterator und Advocatus ed. Joh. Bolte. XXXVI, 568.

Holthausen, Ferd. (dr. prof. in Kiel): Zum ahd. Heinrichsliede. XXXV, 89. XXXVI, 483.

Zu den altmittel- und altniederfränkischen denkmälern. XXXVI, 482.

Zur quelle von Cynewulfs Elene. XXXVII, 1—19.

Beiträge zur erklärung des altenglischen epos (zum Beowulf- und Finnsburgfragm.). XXXVII, 113.

Zwei segen. XXXVIII, 366.

Jacobs, Ed. (dr. archivrat in Wernigerode): Ein altdeutscher neujahrswunsch mit der ursprünglichen singweise. XXXII, 1.

Die jünger, vornehmlich im Heliand. XXXII, 250.
ΓΕΝΣΗΡΙΚΟΣ gotice. XXXIII, 1.
Muspilli. XXXIII, 5.
Citharoedus. XXXIV, 560.
Zu Goethes gesprächen. XXXV, 90.
Zur frage nach den quellen des Opus imperfectum XXXV, 483.
Hansa. XXXVIII, 238.
Mercurius Cimbrianus. XXXVIII, 289.
Gotisch *haiþno*. XXXVIII, 433.
Zur frage nach der altersbestimmung der dialektgrenzen unter bezugnahme auf den obergermanisch-raetischen limes des Römerreiches. XXXIX, 145.
Zur geschichte des niedersächsischen bauernhauses. XXXIX, 282.
Hünen. XL, 276.
Angargathungi. XL, 286.
Studien zur altgermanischen volkstracht. XL, 385.
Anzeige von: E. Siecke, Die urreligion der Indogermanen. XXXI, 137. — Ulfilas hrg. von M. Heine und F. Wrede[9]. XXXI, 90. — W. Streitberg, Gotisches elementarbuch. XXXI, 96. — Sophus Müller, Nordische altertumskunde XXXI, 386. XXXII, 72. — C. Kraus, Heinr. von Veldeke und die mhd. dichtersprache. XXXII, 91. — O. v. Friesen, Om de germanska mediageminatorna med särskild hänsyn till de nordiska språken. XXXII, 255. — O. Bremer, Zur lautschrift; E. Maurmann, Grammatik der mundart von Mühlheim a. d. Ruhr; O. Heilig, Grammatik der ostfränkischen mundart des Taubergrundes. XXXII, 256. — O. L. Jiriczek, Deutsche heldensagen. XXXII, 371. — P. Piper, Die altsächsische bibeldichtung. XXXII, 509. — S. Singer, Die mhd. schriftsprache. XXXIII, 123. — Frdr. Scholz, Geschichte der deutschen schriftsprache in Augsburg. XXXIII, 238. — J. Kohler, Die Carolina und ihre vorgängerinnen. XXXIII, 239. — Th. Siebs, Deutsche bühnensprache. XXXIII, 240. — Hugo Hoffmann, Die schlesische mundart. XXXIII, 241. — R. Much, Der germanische himmelsgott. XXXIII, 248. — A. Tille, Yule and christmas. XXXIII, 251. — E. Sievers, Studien zur hebräischen metrik. XXXIII, 485. — J. H. Gallée, Altsächsische sprachdenkmäler; E. Wadstein, Kleinere altsächsische sprachdenkmäler. XXXIII, 495. — Rud. Baier, Briefe aus der frühzeit der deutschen philologie an G. F. Benecke. XXXIV, 400. — K. Müllenhoff, Deutsche altertumskunde. IV. XXXIV, 405. — Fr. Kauffmann, Aus der schule des Wulfila; ders., Balder. XXXIV, 515. — Ad. Wuttke, Der deutsche volksaberglaube der gegenwart[3] (hrg. von E. H. Meyer). XXXV, 90. — E. Hoffmann-Krayer, Die volkskunde als wissenschaft. XXXV, 94. — Rich. Andree, Braunschweigische volkskunde. XXXV, 95. — Paul Herrmann, Deutsche mythologie. XXXV, 101. — Wilh. Meyer (aus Speyer), Der gelegenheitsdichter Venantius Fortunatus. XXXV, 124. — A. Olrik, Ragnarok. XXXV, 402. — Frdr. Gotthelf, Das deutsche altertum in den anschauungen des 16. und 17. jahrhs. XXXV, 407. — P. D. Chantepie de la Saussaye, The religion of the Teutons. XXXVI, 133. — H. Osthoff, Etymologische parerga. XXXVI, 395. — Theologia deutsch ed. Frz. Pfeiffer. XXXVI, 412. — Albr. Dieterich, Über wesen und ziele der volkskunde; Herm. Usener, Über vergleichende sitten- und rechtsgeschichte; K. Reuschel, Volkskundliche streifzüge. XXXVI,

412. — R. Bethge, Ergebnisse und fortschritte der germanistischen wissenschaft im letzten vierteljahrhundert. XXXVI, 508. — O. Behaghel. Der Heliand und die altsächs. Genesis. XXXVI, 517. — A. Socin. Mhd. namenbuch. XXXVI. 531. — A. Englert. Die rhythmik Fischarts. XXXVI. 533. — C. Kraus, Metrische untersuchungen über Reinbots Georg. XXXVI. 552. — B. Salin, Die altgermanische tierornamentik. XXXVII. 264. — K. Heldmann. Die Rolandsbilder Deutschlands. XXXVIII. 278. — Johs Hoops. Waldbäume und kulturpflanzen im german. altertum. XXXVIII. 529. — E. H. Meyer, Mythologie der Germanen. XXXVIII, 539. — Paul Herrmann, Nordische mythologie. XXXVIII, 545. — Andr. Heusler, Lied und epos in germanischer sagendichtung. XXXVIII, 546. — Wilh. Hertz, Gesammelte abhandlungen, hrg. von Frdr. v. d. Leyen. XXXVIII. 548. — W. Wundt, Völkerpsychologie II. XXXVIII, 558. — D. Detlefsen. Die entdeckung des germ. nordens im altertum. XXXIX, 136. — O. Schrader, Totenhochzeit. XXXIX, 138. — P. Drechsler. Sitte, brauch und volksglaube in Schlesien. XXXIX, 139. — M. Cornelii Frontonis aliorumque reliquiae quae codice Vaticano 5750 rescripto continentur. XXXIX. 238. — Jos. Hampel, Altertümer des frühen mittelalters in Ungarn. XXXIX. 519. — L. Wilser, Die Germanen; ders., Die herkunft der Baiern. XL. 119. — E. Martin, Der versbau der Heliand und der altsächs. Genesis. XL. 250. — Julie Schlemm, Wörterbuch zur vorgeschichte. XL, 452. — Rob. Forrer. Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen altertümer. XL, 455. — Alb. Kiekebusch, Der einfluss der römischen kultur auf die germanische im spiegel der hügelgräber des Niederrheins. XL, 456. — A. Götze. Gotische schnallen. XL, 459. — Rud. Henning, Der helm von Baldenheim. XL, 464.

Kawerau, Gust. (dr. prof. ober-konsistorialrat in Berlin): *Getan hette* = nicht dagewesen wäre. XXXII, 563.

Kettner, Emil (dr. prof. in Mühlhausen): Die einheit des Alphartliedes. XXXI, 24. Das verhältnis des Alphartliedes zu den gedichten von Wolfdietrich. XXXI. 327. Zu den handschriftenverhältnissen des Nibelungenliedes. XXXIV. 311.
Anzeige von: W. Wilmanns, Der untergang der Nibelungen in alter sage und dichtung. XXXVI, 526.

Klinghardt, Herm. (dr. prof. in Rendsburg): Anzeige von: A. Johannson. Phonetics of the New High German language. XL, 243.

Kluge, Friedr. (dr. prof. geh. hofrat in Freiburg i. Br.): Zur namenkunde. XXXI, 499. Anzeige von: Mart. Luthers werke (krit. gesamtausgabe). XXXII, 387.

Knepper, Jos. (dr. in Bitsch, Lothr. †): Eine alte verdeutschung lateinischer sprichwörter. XXXVI, 128. 387.

Kock, E. Albin (dr. prof. in Lund): Zur chronologie der gotischen brechung. XXXIV. 45.

Köhler, Walther (dr. prof. in Giessen): Anzeige von: Thomas Murner. An den adel deutscher nation, hrg. von E. Voss. XXXII, 100. — E. Kück. Die schriften Hartmuths von Cronberg. XXXII, 103. — Rud. Wolkan, Die lieder der wiedertäufer. XXXVIII, 270.

König, Hans (dr. in Hecklingen): Pamphilus Gengenbach als verfasser der Totenfresser und der Novella. XXXVII, 40. 207.

Kopp, Arthur (dr. prof. bibliothekar in Berlin): Das akrostichon als kritisches hilfsmittel. XXXII, 212.

Noch einige akrosticha. XXXIII, 282.
Die liederhandschrift vom jahre 1568 (Berlin Mgf. 752). XXXV, 507.
Die Darmstädter handschrift nr. 1213. XXXVII, 509.
Ein liederbuch aus dem jahre 1650 (Berlin L. impr. 8°. 246). XXXIX, 208.
Bibliographisches zu Joh. Chr. Günthers gedichten. XXXIX, 225.

Koppitz, Alfr. (dr. in Wien): Gotische wortstellung. XXXII, 433. XXXIII, 7.

Kraus, Carl v. (dr. prof. in Prag): Anzeige von: M. Enneccerus, Die ältesten deutschen sprachdenkmäler. XXXI, 555.

Krauss, Rud. (dr. archivrat in Stuttgart): Anzeige von: Ludw. Uhlands gedichte hsg. von E. Schmidt und Jul. Hartmann. XXXII, 113.

Krumm, Herm. (prof. in Kiel): Zur neuesten Hebbel-litteratur (Arno Scheuert, Der pantragismus als system der weltanschauung und ästhetik Fr. Hebbels; Franz Zinkernagel, Die grundlagen der Hebbelschen tragödie; E. A. Georgy, Die tragödie Fr. Hebbels nach ihrem ideengehalt). XL, 434.
Anzeige von: Fr. Hebbels sämtl. werke, hrg. von R. M. Werner. XXXIII, 256. XXXVI, 244. XXXVII, 561. — A. Fries, Vergleichende studien zu Hebbels fragmenten. XL, 220.

Kühl, Gust. (dr. in Berlin †): Anzeige von: Rich. Heinzel, Beschreibung des geistlichen schauspiels im deutschen mittelalter. XXXII, 382.

Landau, Marcus (dr. in Wien): Anzeige von: Jak. Gerzon, Die jüdisch-deutsche sprache; L. Sainéan, Essai sur le judéo-allemand. XXXVI, 262.

Lehmann, Karl (dr. prof. in Rostock): Sachsenspiegel I, 35 und das altnordische schatzregal. XXXIX, 273.

Leitzmann, Alb. (dr. prof. in Jena): Bemerkungen zu Kisteners Jakobsbrüdern. XXXII, 422. 557.
Antwort. XXXVI, 570.
Anzeige von: Alb. Nolte, Der eingang des Parzival. XXXV, 129. — Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, hrg. von E. Martin. XXXV, 237. XXXVI, 427. — Ant. Beck, Die Amberger Parzivalfragmente und ihre Berliner und Aspersdorfer ergänzungen. XXXV, 244. — K. Ph. Moritz, Reisen eines Deutschen in England, hrg. von O. zur Linde. XXXVI, 423.

von der Leyen, Friedr. (dr. prof. in München): Über einige bisher unbekannte lateinische fassungen von predigten des meisters Eckehart. XXXVIII, 177. 334.

Liliencron, Rochus freiherr v. (dr. wirkl. geheimrat in Berlin): Zum altdeutschen neujahrswunsch. XXXII, 287.

Loewe, Rich. (dr. docent in Berlin): Richard Bethge. XXXVI, 116.

Lucke, Wilh. (dr. in Burg): Bericht über die verhandlungen der germ. section der 47. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Halle a. S. XXXVI, 119.
Anzeige von: A. Götze, Die hochdeutschen drucker der reformationszeit. XL, 122.

Lundius, Bernh. (dr. in Hamburg): Deutsche vagantenlieder in den Carmina Burana. XXXIX, 330.

Machule, Paul (dr. prof. realgymnasial-director in Forst): Zur einleitung des Gregorius Hartmanns von Aue. XXXII, 192.
Zu Piccolomini v. 197. XXXIII, 286.
Hartmanns kreuzlieder und MF 206, 10—19. XXXV, 396.

Marold, Karl (dr. prof. in Königsberg i. Pr.): Oskar Schade. XXXIX, 493.
Anzeige von: F. Piquet, L'originalité de Gottfried de Strasbourg dans son poème de Tristan et Isolde. XL, 377.

Martin, Ernst (dr. prof. in Strassburg): Erwiderung. XXXV, 242. XXXVI, 569.

Matthias, Ernst (dr. prof. in Burg †): Deutsches wörterbuch der brüder Grimm. XXXVI, 233.

Matz, Elsa (dr. in Berlin-Schöneberg): Anzeige von: Wilh. Stümbke, Das schmückende beiwort in Otfrids Evangelienbuch. XXXVIII, 417.

Maurer, Konr. v. (dr. prof. geh. rat in München †): Anzeige von: Gull-Þóris saga ed. Kr. Kålund. XXXI, 505.

Mayer, Chr. A. (dr. in Brühl): Über das lied vom hürnen Seyfrid. XXXV, 47. 204.

Meier, John (dr. prof. in Basel): Anzeige von: Paul Horn, Die deutsche soldatensprache. XXXII, 115. — Fr. M. Böhme, Deutsches kinderlied und kinderspiel. XXXIII, 274. — Gertrud Züricher, Kinderlied und kinderspiel im kanton Bern. XXXIV, 110. — A. Tobler, Das volkslied im Appenzeller lande. XXXVIII, 544.

Mensing, Otto (dr. privatdocent in Kiel): Beiträge zur niederdeutschen syntax. XXXIV, 505.

Anzeige von: Ad. Meyer, Formenlehre und syntax des französischen und deutschen tätigkeitswortes. XXXI, 234. — O. Behaghel, Die syntax des Heliand. XXXII, 77. — M. Evers, Deutsche sprach- und litteraturgeschichte im abriss. XXXII, 123. — P. Wessel, Mhd. lesebuch; ders., Geschichte der deutschen dichtung; Heliand übersetzt und erläutert von J. Seiler. XXXIV, 63. — O. Behaghel. Der gebrauch der zeitformen im konjunktivischen nebensatz des deutschen. XXXV, 224. — Th. Vernaleken, Deutsche sprachrichtigkeiten und spracherkenntnisse; L. Sütterlin, Die deutsche sprache der gegenwart. XXXVI, 139. — C. Fr. Müller, Der Mecklenburger volksmund in Fritz Reuters schriften; ders., Zur sprache Fritz Reuters. XXXVI, 415. — O. Weise, Syntax der Altenburger mundart. XXXVI, 499. — Starr W. Cutting, The modern German relatives *das* and *was* in clauses dependant upon substantivized adjectives. XXXVI, 501.

Meyer, Rich. M. (dr. prof. in Berlin): Über den begriff des wunders in der Edda. XXXI, 315.

Eine oceanische Vølundarkviþa. XXXII, 137.

Ikonische mythen. XXXVIII, 166.

Helmbrecht und seine haube. XL, 421.

Anzeige von: Al. Ehrenfeld, Studien zur theorie des reims. XXXI, 235. — Ad. Bartels, Die deutsche dichtung der gegenwart. XXXII, 111. — Festschrift des Freien deutschen hochstifts zu Goethes 150. geburtstagsfeier. XXXII, 126. — Br. Liebich, Die wortfamilien der lebenden hochdeutschen sprache. XXXII, 413. — Rob. F. Arnold, Geschichte der deutschen Polenlitteratur. XXXIII, 279. — Alb. Waag, Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes. XXXIV, 88. — Ewald A. Boucke, Wort und bedeutung in Goethes sprache. XXXIV, 112. — W. Deetjen, Immermanns Kaiser Friedrich der zweite. XXXIV, 411. — P. Nerrlich, Jean Pauls briefwechsel mit seiner frau und Christ. Otto. XXXV, 565. — B. Patzak, Hebbels epigramme. XXXV, 570. — A. K. T. Tielo, Die dichtungen des grafen Moritz v. Strachwitz. XXXVI, 135. — R. Unger, Platen in seinem verhältnis zu Goethe. XXXVI, 414. — G. Dehlinger, Deutsche scherflein zum sprachschatze. XXXVI, 498. — Festgabe für die 13. hauptversammlung des Allg. deutschen sprachvereins zu Breslau. XXXVI, 430. — Fr. Weidling, Drei deutsche Psychedichtungen.

Noch einige akrosticha. XXXIII, 282.
Die liederhandschrift vom jahre 1568 (Berlin Mgf. 752). XXXV, 507.
Die Darmstädter handschrift nr. 1213. XXXVII, 509.
Ein liederbuch aus dem jahre 1650 (Berlin L. impr. 8°. 246). XXXIX, 208.
Bibliographisches zu Joh. Chr. Günthers gedichten. XXXIX, 225.

Koppitz, Alfr. (dr. in Wien): Gotische wortstellung. XXXII, 433. XXXIII, 7.

Kraus, Carl v. (dr. prof. in Prag): Anzeige von: M. Enneccerus, Die ältesten deutschen sprachdenkmäler. XXXI, 555.

Krauss, Rud. (dr. archivrat in Stuttgart): Anzeige von: Ludw. Uhlands gedichte hsg. von E. Schmidt und Jul. Hartmann. XXXII, 113.

Krumm, Herm. (prof. in Kiel): Zur neuesten Hebbel-litteratur (Arno Scheuert, Der pantragismus als system der weltanschauung und ästhetik Fr. Hebbels; Franz Zinkernagel, Die grundlagen der Hebbelschen tragödie; E. A. Georgy, Die tragödie Fr. Hebbels nach ihrem ideengehalt). XL, 434.
Anzeige von: Fr. Hebbels sämtl. werke, hrg. von R. M. Werner. XXXIII, 256. XXXVI, 244. XXXVII, 561. — A. Fries, Vergleichende studien zu Hebbels fragmenten. XL, 220.

Kühl, Gust. (dr. in Berlin †): Anzeige von: Rich. Heinzel, Beschreibung des geistlichen schauspiels im deutschen mittelalter. XXXII, 382.

Landau, Marcus (dr. in Wien): Anzeige von: Jak. Gerzon, Die jüdisch-deutsche sprache; L. Sainéan, Essai sur le judéo-allemand. XXXVI, 262.

Lehmann, Karl (dr. prof. in Rostock): Sachsenspiegel I, 35 und das altnordische schatzregal. XXXIX, 273.

Leitzmann, Alb. (dr. prof. in Jena): Bemerkungen zu Kisteners Jakobsbrüdern. XXXII, 422. 557.
Antwort. XXXVI, 570.
Anzeige von: Alb. Nolte, Der eingang des Parzival. XXXV, 129. — Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, hrg. von E. Martin. XXXV, 237. XXXVI, 427. — Ant. Beck, Die Amberger Parzivalfragmente und ihre Berliner und Aspersdorfer ergänzungen. XXXV, 244. — K. Ph. Moritz, Reisen eines Deutschen in England, hrg. von O. zur Linde. XXXVI, 423.

von der Leyen, Friedr. (dr. prof. in München): Über einige bisher unbekannte lateinische fassungen von predigten des meisters Eckehart. XXXVIII, 177. 334.

Liliencron, Rochus freiherr v. (dr. wirkl. geheimrat in Berlin): Zum altdeutschen neujahrswunsch. XXXII, 287.

Loewe, Rich. (dr. docent in Berlin): Richard Bethge. XXXVI, 116.

Lueke, Wilh. (dr. in Burg): Bericht über die verhandlungen der germ. section der 47. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Halle a. S. XXXVI, 119.
Anzeige von: A. Götze, Die hochdeutschen drucker der reformationszeit. XL, 122.

Lundius, Bernh. (dr. in Hamburg): Deutsche vagantenlieder in den Carmina Burana. XXXIX, 330.

Machule, Paul (dr. prof. realgymnasial-director in Forst): Zur einleitung des Gregorius Hartmanns von Aue. XXXII, 192.
Zu Piccolomini v. 197. XXXIII, 286.
Hartmanns kreuzlieder und MF 206, 10—19. XXXV, 396.

Marold, Karl (dr. prof. in Königsberg i. Pr.): Oskar Schade. XXXIX, 493.
Anzeige von: F. Piquet, L'originalité de [illegible]bourg dans son poème de Tristan et Isolde. XL, 377.

412. — R. Bethge, Ergebnisse und fortschritte der germanistischen wissenschaft im letzten vierteljahrhundert. XXXVI, 508. — O. Behaghel, Der Heliand und die altsächs. Genesis. XXXVI, 517. — A. Socin, Mhd. namenbuch. XXXVI, 531. — A. Englert, Die rhythmik Fischarts. XXXVI, 533. — C. Kraus, Metrische untersuchungen über Reinbots Georg. XXXVI, 552. — B. Salin, Die altgermanische tierornamentik. XXXVII, 264. — K. Heldmann, Die Rolandsbilder Deutschlands. XXXVIII, 278. — Johs Hoops, Waldbäume und kulturpflanzen im german. altertum. XXXVIII, 529. — E. H. Meyer, Mythologie der Germanen. XXXVIII, 539. — Paul Herrmann, Nordische mythologie. XXXVIII, 545. — Andr. Heusler, Lied und epos in germanischer sagendichtung. XXXVIII, 546. — Wilh. Hertz, Gesammelte abhandlungen, hrg. von Frdr. v. d. Leyen. XXXVIII, 548. — W. Wundt, Völkerpsychologie II. XXXVIII, 558. — D. Detlefsen, Die entdeckung des germ. nordens im altertum. XXXIX, 136. — O. Schrader, Totenhochzeit. XXXIX, 138. — P. Drechsler, Sitte, brauch und volksglaube in Schlesien. XXXIX, 139. — M. Cornelii Frontonis aliorumque reliquiae quae codice Vaticano 5750 rescripto continentur. XXXIX, 238. — Jos. Hampel, Altertümer des frühen mittelalters in Ungarn. XXXIX, 519. — L. Wilser, Die Germanen; ders., Die herkunft der Baiern. XL, 119. — E. Martin, Der versbau der Heliand und der altsächs. Genesis. XL, 250. — Julie Schlemm, Wörterbuch zur vorgeschichte. XL, 452. — Rob. Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen altertümer. XL, 455. — Alb. Kiekebusch, Der einfluss der römischen kultur auf die germanische im spiegel der hügelgräber des Niederrheins. XL, 456. — A. Götze, Gotische schnallen. XL, 459. — Rud. Henning, Der helm von Baldenheim. XL, 464.

Kawerau, Gust. (dr. prof. ober-konsistorialrat in Berlin): *Getan hette* = nicht dagewesen wäre. XXXII, 563.

Kettner, Emil (dr. prof. in Mühlhausen): Die einheit des Alphartliedes. XXXI, 24. Das verhältnis des Alphartliedes zu den gedichten von Wolfdietrich. XXXI, 327. Zu den handschriftenverhältnissen des Nibelungenliedes. XXXIV, 311.
Anzeige von: W. Wilmanns, Der untergang der Nibelungen in alter sage und dichtung. XXXVI, 526.

Klinghardt, Herm. (dr. prof. in Rendsburg): Anzeige von: A. Johannson, Phonetics of the New High German language. XL, 243.

Kluge, Friedr. (dr. prof. geh. hofrat in Freiburg i. Br.): Zur namenkunde· XXXI, 499.
Anzeige von: Mart. Luthers werke (krit. gesamtausgabe). XXXII, 387.

Knepper, Jos. (dr. in Bitsch, Lothr. †): Eine alte verdeutschung lateinischer sprichwörter. XXXVI, 128. 387.

Kock, E. Albin (dr. prof. in Lund): Zur chronologie der gotischen brechung. XXXIV, 45.

Köhler, Walther (dr. prof. in Giessen): Anzeige von: Thomas Murner, An den adel deutscher nation, hrg. von E. Voss. XXXII, 100. — E. Kück, Die schriften Hartmuths von Cronberg. XXXII, 103. — Rud. Wolkan, Die lieder der wiedertäufer. XXXVIII, 270.

König, Hans (dr. in Hecklingen): Pamphilus Gengenbach als verfasser der Totenfresser und der Novella. XXXVII, 40. 207.

Kopp, Arthur (dr. prof. bibliothekar in Berlin): Das akrostichon als kritisches hilfsmittel. XXXII, 212.

XXXVI, 430. — F. Melchior, Heines verhältnis zu Byron. XXXVI, 430. — Emma Graf, Rahel Varnhagen und die romantik. XXXVI, 422. — Henri Schœn, Le théâtre Alsacien. XXXVI, 534. — W. Pfeiffer, Über Fouqués Undine. XXXVI, 564. — A. Köster, Der briefwechsel zwischen Th. Storm und G. Keller. XXXVI, 564. — H. Stümcke, Hohenzollernfürsten im drama. XXXVI, 566. — A. Fries, Platenforschungen. XXXVII, 272. — K. Marbe, Über den rhythmus der prosa. XXXVII, 282. — J. Czerny, Hippel und Jean Paul. XXXVII, 286. — P. Landau, K. v. Holteis romane. XXXVII, 430. — Fr. M. Kircheisen, Die geschichte des litterar. porträts. XXXVII, 540. — W. Deetjen, Immermanns jugenddramen. XXXVIII, 286. — B. R. Abeken, Goethe in meinem leben. XXXVIII, 374. — John Brinckmanns nachlass, hrg. von A. Römer. XXXVIII, 381. — H. Winckler, Die weltanschauung des alten orients; A. Wünsche, Die sagen vom lebenswasser. XXXVIII, 396. — A. W. Fischer, Über die volkstümlichen elemente in Heines dichtungen. XXXVIII, 404. — H. Tardel, Der arme Heinrich in der neueren dichtung. XXXVIII, 557. — Fr. Strich, Franz Grillparzers ästhetik. XXXVIII, 568. — R. Pissin, Otto Heinr. graf v. Loeben, sein leben und seine werke; Gedichte von Otto graf v. Loeben, hrg. von R. Pissin. XXXVIII, 569. — A. Bielschowsky, Friederike und Lili. XXXVIII, 570. — W. A. Braun, Types of weltschmerz in German poetry. XXXIX, 100. — H. W. Thayer, Laur. Sterne in Germany. XXXIX, 142. — E. Kayka, Kleist und die romantik. XL, 125. — Helene Herrmann, Studien zu Heines Romanzero. XL, 254. — Joh. Haussmann, Untersuchungen über sprache und stil des jungen Herder. XL, 487.

Meyer, Th. A. (dr. prof. in Stuttgart): Anzeige von: Hub. Roetteken, Poetik. XXXV, 562. — L. Goldstein, Moses Mendelssohn und die deutsche ästhetik. XXXVII, 527. — K. Zwymann, Ästhetik der lyrik. XXXVIII, 261. — W. Dilthey, Das erlebnis und die dichtung. XL, 240. — Emil Utitz, Wilh. Heinse und die ästhetik zur zeit der deutschen aufklärung. XL, 496.

Moser, Virgil (dr. in München): Der angebliche *n*-abfall im bayrischen. XL, 356.

Michels, Victor (dr. prof. in Jena): Anzeige von: Herm. Paul, Deutsches wörterbuch. XXXI, 280. — Alois Walde, Die german. auslautgesetze. XXXIV, 114.

Müller, C. Fr. (dr. prof. in Kiel): Anzeige von: Reuters werke, hrg. von Wilh. Seelmann. XXXIX, 241.

Nebert, Reinh. (dr. in Naumburg): Untersuchungen über die entstehungszeit und den dialekt der predigten des Nikolaus von Strassburg. XXXIII, 456.

Die Heidelberger handschrift 641 und die S. Florianer handschrift XI 284 der predigten des Nikolaus von Strassburg. XXXIV, 13.

Eine alemannische fronleichnamspredigt. XXXIV, 50.

Eine mhd. übersetzung des Lebens der väter. XXXV, 371.

Neckel, Gust. (dr. in Breslau): Zur Vǫlsunga saga und den Eddaliedern der lücke. XXXVII, 19.

Zu den Eddaliedern der lücke. XXXIX, 293.

Zu Zschr. 39, 293 ff. XL, 290.

Zu Zschr. 39, 308 fg. 322 fg. XL, 372.

Anzeige von: M. Nygaard, Norrøn syntax. XL, 472.

Nestle, Eberh. (dr. prof. in Maulbronn): Ein angeblich gotisches alphabet von 1539. XXXII, 140.

Prochnow, Georg (dr. in Marburg): Mhd. Silvesterlegenden und ihre quellen. XXXIII, 145.

Rehme, Paul (dr. prof. in Halle): Anzeige von: Lex Salica ed. J. Fr. Behrend. XXXIII, 241.

Reis, Hans (dr. in Mainz): Über ahd. wortfolge. XXXIII, 212. 330.
Anzeige von: M. J. van der Meer, Gotische casussyntaxis. XXXV, 120.

Röhricht, Reinh. (dr. prof. in Berlin †): Die Jerusalemfahrt Joachim Rieters aus Nürnberg (1608—10). XXXI, 160.

Rosenhagen, Gust. (dr. in Hamburg): Anzeige von: E. Kettner, Die österreichische Nibelungendichtung. XXXI, 243. — Rich. Henczynski, Das leben des heil. Alexius von Konrad von Würzburg. XXXI, 560. — K. Gusinde, Neidhart mit dem veilchen. XXXIII, 262. — Jansen Enikels werke, hrg. von Phil. Strauch. XXXIII, 505. — M. Gorges, Mhd. dichtungen. XXXV. 419. — Francis E. Sandbach, The Nibelungenlied and Gudrun in England and America. XXXVI, 551. — Fr. Wilhelm, Die geschichte der handschriftl. überlieferung von Strickers Karl. XXXVIII, 540. — Heinr. von Freiberg hsg. von A. Berndt. XL, 228.

Rubensohn, M. (dr. in Berlin): Zu Weckherlins poetischen übersetzungen aus dem griechischen. XXXII, 244.

Ruge, Sophus (dr. prof. in Dresden †): Die quellen von Fischarts Ehezuchtbüchlein. XXXIII, 284.

Saran, Franz (dr. prof. in Halle): Anzeige von: C. Kraus, Das sogenannte 2. büchlein und Hartmanns werke. XXXII, 384.

Sarrazin, Gregor (dr. prof. in Breslau): Anzeige von: R. Simons, Cynewulfs wortschatz. XXXII, 547. — J. Ernst Wülfing, Die syntax in den werken Alfreds des grossen. XXXVI, 518.

Schachner, Heinr. (in Kremsmünster): Das Dorotheaspiel. XXXV, 157.

Schaer, A. (dr. in Strassburg): Bericht über die verhandlungen der germanist. section der 46. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Strassburg. XXXIII, 421.

Schatz, Joh. (dr. prof. in Lemberg): Anzeige von: Alfr. Bass, Deutsche sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. XXXIV, 73.

Scheel, Willy (dr. in Steglitz): Anzeige von: Br. Arndt, Der übergang vom mhd. zum nhd. in der sprache der Breslauer kanzlei. XXXI, 514.

Schiffmann, Konr. (dr. in Urfahr): Neue predigthandschriften. XXXIV, 127.
Zur kenntnis der althochdeutschen litteratur. XXXV, 86.

Schläger, G. (dr. in Oberstein a. N.): Anzeige von: C. Voretzsch, Epische studien. XXXVII, 410.

Schlösser, Rud. (dr. prof. in Jena): Anzeige von: F. C. Neuberin, Ein deutsches vorspiel, hrg. von Arth. Richter. XXXI, 554. — Br. Golz, Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen dichtung. XXXIII, 272. — James T. Hatfield, The earliest poems of Wilh. Müller. XXXIII, 279. — L. Roustan, Lenau et son temps. XXXIII, 489. — Heinr. v. Kleist, Michael Kohlhaas, hrg. von E. Wolff. XXXV, 560.

Schmedes, J. (dr. in Frankfurt a. M.): Anzeige von: J. Grundmann, Die geographischen und völkerkundlichen quellen und anschauungen in Herders Ideen zur geschichte der menschheit. XXXIII, 488. — Kurt Richter, Ferd. Freiligrath als übersetzer. XXXIII, 503. — A. Bankwitz, Die religiöse

lyrik der Annette v. Droste-Hülshoff. XXXIII, 513. — G. Bötticher und K. Kinzel, Das Nibelungenlied im auszuge. XL, 121. — R. Laube, Rud. Hildebrand und seine schule. XL, 487.

Schmidt, Ludw. (dr. bibliothekar in Dresden): Beschwörung gegen würmer. XL, 433.

Schneider, Max (dr. prof. in Gotha): Eine gleichzeitige lebensbeschreibung des dichters Huldreich Buchner. XXXVIII, 359.

Zwei bisher unbekannt gebliebene gedichte des Nürnberger meistersängers Ambrosius Österreicher. XL, 347.

Schöne, Alfr. (dr. prof. geh. regierungsrat in Kiel): Antwort. XXXII, 284.

Zur Lessinglitteratur (E. Consentius, Freygeister, naturalisten, atheisten, ein aufsatz Lessings im Wahrsager; ders., Die Wahrsager. Zur charakteristik von Mylius und Lessing; K. Borinski, Lessing). XXXII, 528.

Anzeige von: Jenny v. Gerstenbergk, Ottilie v. Goethe und ihre söhne Walther und Wolf. XXXIII, 406. — E. Consentius, Lessing und die Vossische zeitung. XXXV, 255.

Schoof, Wilh. (dr. in Minden): Briefwechsel der brüder Grimm mit Ernst v. d. Malsburg. XXXVI, 173.

Schröder, Heinr. (dr. in Kiel): Schüttelformen. XXXVII, 256.

Nhd. *puter* 'truthahn'. XXXVII, 259.

Nhd. nd. *schuft*, nl. *schoft* 'schurke'. XXXVII, 260.

Beiträge zur deutschen wortforschung. XXXVII, 393. XXXVIII, 518.

Anzeige von: Lee Milton Hollander, Prefixal *s* in Germanic. XXXIX, 267.

Schultz, Franz (dr. privatdocent in Bonn): Bericht über die verhandlungen der germanistischen section der 48. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Hamburg. XXXVIII, 110.

Seedorf, Henry (dr. prof. stadtbibliothekar in Bremen): Bericht über die verhandlungen der germanist. section der 45. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Bremen. XXXII, 130.

Seiler, Friedr. (dr. prof. gymn.-director in Luckau): Anzeige von: M. Heyne, Rudlieb. XXXI, 422. — M. Heyne, Altdeutsch-lateinische spielmannsgedichte des 10. jahrhs. XXXIII, 546.

Seiler, Joh. (dr. prof. in Bielefeld): Anzeige von: R. E. Ottmann, Das Alexanderlied des pfaffen Lamprecht. XXXI, 509.

Sijmons, Barend (dr. prof. in Groningen): Das niederdeutsche lied von könig Ermenrichs tod und die eddischen Hamþésmǫl. XXXVIII, 145.

Sokolowsky, Rud. (dr. in Altona): Die ersten versuche einer nachahmung des altdeutschen minnesangs in der neueren deutschen litteratur. XXXV, 71.

Klopstock, Gleim und die Anakreontiker als nachdichter des altdeutschen minnesangs. XXXV, 212.

Anzeige von: Max Morris, Goethe-studien. XL, 246. — H. G. Graef, Goethe über seine dichtungen. II. XL, 248.

Sprenger, Rob. (dr. prof. in Northeim †): Zum pfaffen Âmîs. XXXIII, 570.

Zu v. d. Hagens Gesamtabenteuer. XXXIV, 561.

Der diebsfinger. XXXIV, 562.

Zu Max v. Schenkendorfs gedichten. XXXVI, 236.

Zu Konrads von Würzburg Engelhard. XXXVI, 472.

Zu Bellermanns ausgabe von Schillers werken. XXXVI,

Steig, Reinh. (dr. prof. in Friedenau): Zu den kleineren schriften der brüder Grimm. XXXI, 165. XXXIV, 550.
Anzeige von: Joh. Rauftl, Ludw. Tiecks Genoveva. XXXIV, 108.

Steinhausen, Georg (dr. prof. Stadtbibliothekar in Cassel): Anzeige von: Gust. Freytag, Vermischte aufsätze, hrg. von E. Elster. XXXVI, 495. — Klara Hechtenberg, Der briefstil im 17. jahrh. XXXVI, 497.

Stiefel, Arth. Ludw. (dr. prof. in München): Eine quelle Niclas Prauns. XXXII, 473.
Ein unbekanntes schwankbuch des 16. jahrhs. XXXV, 81.
Zu den quellen Heinr. Kaufringers. XXXV, 492.
Anzeige von: K. Drescher, Das gemerkbüchlein des Hans Sachs; ders., Nürnberger meistersingerprotokolle von 1575—1689. XXXII, 554.

Stolzenburg, Hans (dr. in Hamburg): Die übersetzungstechnik des Wulfila. XXXVII, 145. 352.
Anzeige von: Herm. Jantzen, Gotische sprachdenkmäler und grammatik. XXXVIII, 414.

Stosch, Johannes (dr. prof. in Greifswald): Zu Steinmar. XXXII, 138.

Strauch, Phil. (dr. prof. in Halle): Zur Gottesfreund-frage. XXXIV, 235.
Anzeige von: K. Rieder, Der gottesfreund vom Oberland eine erfindung des Strassburger Johanniterbruders Nikolaus von Löwen. XXXIX, 101.

Streitberg, Wilh. (dr. prof. in Münster): Berichtigung zu Zschr. 32, 520. XXXIII, 143.

Suchier, Herm. (dr. prof. geh. regierungsrat in Halle): Anzeige von: J. Zimmerli, Die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz; H. Morf, Deutsche und Romanen in der Schweiz; Tappolet, Über den stand der mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. XXXV, 142. — G. Brockstedt, Floovent-studien. XL, 225.

Sütterlin, Ludw. (dr. prof. in Heidelberg): Anzeige von: H. Hirt, Der indogermanische ablaut. XXXIV, 408. — R. Meringer, Indogermanische sprachwissenschaft. XXXVI, 545. — R. Brandstetter, Der genetiv der Luzerner mundart. XXXVII, 273. — J. v. Rozwadowski, Wortbildung und wortbedeutung. XXXVIII, 550.

Tedsen, Jul. (dr. in Boldixum auf Föhr): Der lautstand der föhringischen mundart. XXXVIII, 468. XXXIX, 13.

Trautmann, Reinhold (dr. privatdocent in Göttingen): Zur gotischen bibelübersetzung. XXXVII, 253.

Uhl, Wilh. (dr. prof. in Königsberg i. Pr.): Anzeige von: Frdr. v. d. Leyen, Des armen Hartman Rede vom glouven; ders., Kleine beiträge zur deutschen litteraturgeschichte des 11. und 12. jahrhs. XXXII, 263. — J. Seemüller, Studien zu den ursprüngen der altdeutschen historiographie. XXXIII, 242. — G. Steinhausen, Deutsche privatbriefe des mittelalters. XXXIII, 390. — Laurin und der kleine Rosengarten, hsg. von G. Holz. XXXV, 248. — Jul. Freund, Huttens Vadiscus und seine quelle. XXXVIII, 266. — Ad. Kaiser, die fastnachtspiele von der Actio de sponsu. XXXVIII, 272. — Alb. Heintze, Die deutschen familiennamen. XXXVIII, 280. — Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen lieder[4], hsg. von K. H. Prahl. XXXVIII, 376. — A. Kippenberg, Die sage vom herzog von Luxemburg; Die Rudolstädter festspiele aus den jahren 1665—67 und ihr

dichter; Fr. Schultze, Die gräfin Dolores; E. Reclam, Joh. Benj. Michaelis; W. Pautenius, Das mittelalter in Leonh. Wächters (Veit Webers) romanen; G. Niemann, Die dialogliteratur der reformationszeit. XXXVIII, 401.

Vogt, Friedr. (dr. prof. geh. regierungsrat in Marburg): Karl Weinhold. XXXIV, 137.

Wadstein, Elis (dr. prof. in Gotenburg): Zum Clermonter runenkästchen. XXXIV, 127.

Wahl, Adalb. (dr. prof. in Hamburg): Anzeige von: O. Vogt, Der Goldene spiegel und Wielands politische ansichten. XXXVII, 427.

Wallner, Anton (dr. prof. in Graz): Zwei Tristanstellen. XXXIX, 223.

Wechssler, Ed. (dr. prof. in Marburg): Anzeige von: Anna Lüderitz: Die liebestheorie der Provençalen bei den minnesingern der Stauferzeit. XL, 478.

Wilken, Ernst (dr. in Greifswald): Zur erklärung der Vǫluspá. XXXIII, 289.

Witkowski, Georg (dr. prof. in Leipzig): Anzeige von: Franz Thalmayr, Goethe und das klassische altertum. XXXI, 412. — W. Dorn, Benj. Neukirch, sein leben und seine werke. XXXI, 415. — G. Minde-Pouet, Heinr. v. Kleist, seine sprache und sein stil. XXXI, 416. — Fr. Zarncke, Goetheschriften. XXXI, 417. — Paul Zimmermann, Fr. Wilh. Zachariae in Braunschweig. XXXI, 418. — R. Schröder, Th. Carlyles abhandlung über Goethes Faust. XXXI, 419. — Felicie Ewart, Goethes vater. XXXIII, 280. — M. Herrmann, Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. XXXIII, 530. — F. Zöllner, Einrichtung und verfassung der Fruchtbringenden gesellschaft. XXXIV, 81. — K. H. von Stockmayer, Das deutsche soldatenstück des 18. jahrhs. XXXIV, 82. — U. Gaede, Schillers abhandlung Über naive und sentimentalische dichtung. XXXIV, 86. — A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline v. Humboldt, Rahel und Varnhagen; Wilh. v. Humboldt, Sechs ungedruckte aufsätze über das klassische altertum, hrg. von A. Leitzmann. XXXIV, 87. — E. Herz, Englische schauspieler und englisches schauspiel zur zeit Shakespeares in Deutschland. XXXVI, 562. — Veit Valentin, Die klassische Walpurgisnacht. XXXVII, 262.

Wolff, Eugen (dr. prof. in Kiel): Anzeige von: Gust. Waniek, Gottsched. XXXI, 112.

Wunderlich, Herm. (dr. prof. bibliothekar in Berlin): Anzeige von: Star W. Cutting, Der conjunctiv bei Hartmann von Aue. XXXI, 410. — Th. Matthias, Sprachleben und sprachschäden. XXXI, 516. — W. Wilmanns, Deutsche grammatik. I². XXXIII, 529. — Ferd. Detter, Deutsches wörterbuch; A. Braun, Deutscher sprachschatz. XXXIV, 68. — Rud. Lehmann, Der deutsche unterricht. XXXIV, 95. — Alb. Ölinger, Deutsche grammatik, hrg. von W. Scheel. XXXV, 556. — M. Höfler, Deutsches krankheitsnamenbuch. XXXVI, 253. — O. Brenner, Die lautlichen und geschichtlichen grundlagen unserer rechtschreibung. XL, 382.

Zupitza, Ernst (dr. prof. in Greifswald): Anzeige von: M. Freudenberger, Beiträge zur naturgeschichte der sprache. XXXII, 546.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaction ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu recensieren. Eine zurücklieferung der recensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Afhandlinger, sproglige og historiske, viede Sophus Bugges minde. Kristiania, H. Aschehoug & co. 1908. (VIII), 294 s.

Darin u. a.: Haakon Schetelig, Færgepengen; spor av en græsk gravskik i Norge. — Magnus Olsen, Runestenen ved Oddernes kirke. — Karl Aubert, Navnet 'Alf i Odderskær' i folkevisen om holmgangen paa Samsø. — Amund B. Larsen, Om 'bløte' og 'haarde' konsonanter i norsk. — Halvdan Koht, Henrik Wergeland og den norske folkearven. — Osc. Alb. Johnsen, Norske geistliges og kirkelige institutioners bogsamlinger i den senere middelalder. — P. L. Stavnem, Overnaturlige væsener og symbolik i Henrik Ibsens 'Peer Gynt'. — K. Rygh, Lidt om personlige tilnavne i Norge og paa Island i fortiden. — Olai Skulerud, Nogle bemærkninger om Oredialekten i Dalarne. — Hjalmar Falk, Til Fenresmyten. — Yngvar Nielsen, Den gamle hadeland-ringerikske kongeæt og Snefridsagnet. — Alexander Bugge, The earliest guilds of Northmen in England, Norway and Denmark. — Marius Hægstad, Fleirtal av dei personlige pronomen i nynorsk. — Konrad Nielsen, En gruppe urnordiske laanord i lappisk. — Moltke Moe, Limbus puerorum, et par vers av Draumkvædet. — Rikard Berge og Moltke Moe, Finnkongjens dotter, eventyr fraa Telemarki. — Axel Olrik, Starkaddigtningens udspring. — To ungdomsbreve fra Sophus Bugge [til prof. L. C. M. Aubert]. — Magnus Olsen, Fortegnelse over Sophus Bugges trykte arbeider.

Beiträge zum wörterbuch der deutschen rechtssprache. Richard Schröder zum 70. geburtstage gewidmet von freunden und mitarbeitern. Weimar, Böhlau 1908. VIII s. + 184 sp. 4 m.

Benz, R., Märchendichtung der Romantiker. Mit einer vorgeschichte. Gotha, F. A. Perthes 1908. 262 s. 5 m.

Béowulf. Mit ausführlichem glossar hrg. von M. Heyne. 8. aufl. besorgt von Lewin L. Schücking. Paderborn, F. Schöningh 1908. XII, 315 s. 5 m.

Binz, Gust., Die deutschen handschriften der öffentl. bibliothek der univ. Basel. Leipzig, Beck 1908. XI, 437 s. 25 m.

Bohn, Emil, Die nationalhymnen der europäischen völker. [Wort und brauch, volkskundl. arbeiten . . hrg. von Th. Siebs und Max Hippe. IV.] Breslau, M. & H. Marcus 1908. (IV), 75 s. 2,40 m.

Bruinier, J. W., Das deutsche volkslied. Leipzig, Teubner 1908. 151 s. geb. 1,25 m.

Bugge, Sophus, Populær-videnskabelige foredrag. Efterladte arbeider. Kristiania, H. Aschehoug & co. 1907. (IV), 144 s.

Inhalt: Nyere forskninger om Irlands gamle aandskultur og digtning i dens forhold til norden. — Braavalla-slaget. — Nordboerne i Irland. — Piræus-løven i Venedig og dens indskrifter. — Om sprogstriden. — Samhold i norden. — Mindeord om P. A. Munch.

Christus und Die minnende seele, zwei spätmhd. gedichte (im anhang ein prosa-disput verwandten inhalts). Untersuchungen und texte hrg. von Romuald Banz. [Germanist. abhandlungen . . hrg. von Fr. Vogt. XXIX.] Breslau, M. & H. Marcus 1908. XVIII, 388 s. und 9 taff. 15 m.

Edda Sæmundar. — Neckel, Gust., Beiträge zur Eddaforschung mit exkursen zur heldensage. Dortmund, Ruhfus 1908. VIII, 512 s.

Eichendorff, Jos. frhr. von, Sämtliche werke. Histor.-krit. ausgabe in verbindung mit Phil. Aug. Becker hrg. von Wilh. Kosch und Aug. Sauer. 11. band: Tagebücher. Regensburg, J. Habbel o. j. XVI, 426 s., 3 porträts u. 1 stammtafel.
[Die ausgabe ist auf 12 bände à 2,50 m. berechnet.]

— Erdmann, Jul., Eichendorffs historische trauerspiele. Halle, Niemeyer 1908. XII, 123 s.

Fischer, Herm., Grundzüge der deutschen altertumskunde. [Wissenschaft und bildung .. hrg. von Paul Herre. XL.] Leipzig, Quelle und Meyer 1908. VI, 135 s. geb. 1,25 m.

Fóstbrœðra saga. — Hofker, C. F., De Fóstbrœðra saga. [Amsterdamer dissert.] Groningen, M. de Waal 1908. XII, 141 s.

Goethe. — Goethe über seine dichtungen. Versuch einer sammlung aller äusserungen des dichters über seine poetischen werke von dr. Hans Gerhard Gräf. II. teil: Die dramatischen dichtungen. 4. band (des ganzen werkes 6. band). Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1908. VIII, 711 s. 20 m.

— Jahn, Kurt, Goethes Dichtung und wahrheit. Vorgeschichte, entstehung, kritik, analyse. Halle, Niemeyer 1908. VII, 382 s.

Grabbe. — Nieten, O., Chr. D. Grabbe. Sein leben und seine werke. Dortmund, Fr. W. Ruhfuss 1908. VIII, 456 s. 10 m. (= Schriften der literarhistorischen gesellschaft Bonn hrg. von B. Litzmann. IV).

Grau, Gust., Quellen und verwandtschaften der älteren germanischen darstellungen des jüngsten gerichtes. [Studien zur engl. philol. hrg. von L. Morsbach. XXXI.] Halle, Niemeyer 1908. XIII, 288 s. 10 m.

Grimm. — Stoll, Adolf, Dorothea Grimm, die mutter der brüder Grimm. Zu ihrem andenken an ihrem 100jährigen todestag (27. mai 1908). 2. aufl. Kassel, Gebr. Gotthelft in comm. 1908. 20 s. und 4 abbild. 0,50 m.

Grimmelshausen. — Bloedau, C. A. v., Grimmelshausens Simplicissimus und seine vorgänger. Beiträge zur romantechnik des 17. jhs. [Palaestra .. hrg. von A. Brandl, G. Roethe und E. Schmidt. LI.] Berlin, Mayer & Müller 1908. VI, 145 s. 4 m.

Habel, Edwin, Der deutsche Cornutus. I. Berlin, Mayer & Müller 1908. 63 s. 2 m.

Hake, Vor der, I. A., De aanspreekvormen in't nederlandsch. Utrecht, P. den Boer 1908. VIII, 240 s.

Hebbel. — Alberts, Wilh., Hebbels stellung zu Shakespeare. Berlin, A. Duncker 1908. 78 s. 2 m.

Heiligenleben. — Zoepf, Ludw., Das Heiligen-leben im 10. jahrh. [Beiträge zur kulturgesch. des mittelalters und der renaissance hrg. W. Goetz. I.] Leipzig und Berlin, Teubner 1908. VI, 250 s. 8 m.

Heine, Heinrich. — Mücke, Georg, Heinrich Heines beziehungen zum deutschen mittelalter. [Forschungen zur neueren lit.-gesch. hrg. von Frz. Muncker. XXXIV.] Berlin, Alex. Duncker 1908. VIII, 167 s. 4,50 m.

Heinrich von Mügeln, Der meide kranz, herausg. und eingeleitet von Willy Jahr. [Leipz. dissert.] Borna-Leipzig 1908. 136 s.

Heinrichs, Karl, Studien über die namengebung im deutschen seit dem anfang des 16. jahrhunderts. Quellen und forschungen .. hrg. von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt. CII.] Strassburg, Trübner 1908. XV, 510 s. 14 m.

Heintze, Alb., Die deutschen familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich. 3. aufl. hrg. von P. Cascorbi. Halle, Waisenhaus 1908. VIII, 280 s. 7 m.

Heldmann, Karl, Mittelalterliche volksspiele. Halle, Hendel 1908. 57 s. 1 m.

Hellwig, Alb., Verbrechen und aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen kriminalistik. [Aus natur und geisteswelt nr. 212.] Leipzig, Teubner 1908. VIII, 139 s. geb. 1,25 m.

Helwigs Märe vom heil. kreuz, nach der einzigen handschrift zum ersten male hrg. von Paul Heymann. [Palaestra LXXV.] Berlin, Mayer & Müller 1908. VI, 170 s. 5,50 m.

Hermansson, Halldór, Bibliography of the Icelandic sagas and minor tales. [A. u. d. t.: Islandica. An annual relating to Iceland and the Fiske Icelandic collection in Cornell university library, ed by George William Harris. Vol. I.] Ithaca, New York, Cornell university library 1908. (XIV), 126 s. 1 doll.

Heusler, Andr., Die gelehrte urgeschichte im altisländischen schrifttum. [Abh. der kgl. preuss. akad. der wissensch.] Berlin 1908. 102 s. 4°.

Hoeber, Karl, Beiträge zur kenntnis des sprachgebrauchs im volksliede des 14. und 15. jhs. [Acta germanica .. hrg. von R. Henning. VII, 1.] Berlin, Mayer & Müller 1908. (VIII), 129 s. 4 m.

Hofstaetter, W., Das deutsche museum (1776—1788) und das Neue deutsche museum (1789—1791). Ein beitrag zur geschichte der deutschen zeitschriften im 18. jh. Leipzig, R. Voigtländer 1908. [= Probefahrten hrg. von A. Köster, band 12.] VI, 237 s. 6 m.

Imelmann, Rudolf, Wanderer und Seefahrer im rahmen der altenglischen Odoakerdichtung. Berlin, Jul. Springer 1908. 91 s.

Jakobsen, Jakob, Etymologisk ordbog over det norrøne sprog på Shetland. Udgivet på Carlsbergfondets bekostning. 1. hæfte: á—gopn. 240 s.

Jäschke, Erich, Lateinisch-romanisches fremdwörterbuch der schlesischen mundart. [Wort und brauch. II] Breslau, M. & H. Marcus 1908. XVI, 160 s. 5,60 m.

Kluge, Friedr., Bunte blätter, kulturgeschichtliche vorträge und aufsätze. Freiburg i. B., J. Bielefeld 1908. (VIII), 213 s. 6 m.

Kock, Axel, Om språkets förändring. Andra upplagan. Göteborg, Wettergren & Kerber 1908. (VI), 197 s.

Kohl, Frz. Friedr., Die Tiroler bauernhochzeit. Sitten, bräuche, sprüche, lieder und tänze mit singweisen. [Quellen und forschungen zur deutschen volkskunde, hsg. von E. K. Blümml. III.] Wien, Rud. Ludwig 1908. X, 282 s. 9 m.

Kralik, Rich. v., Zur nordgermanischen sagengeschichte. [Quellen und forschungen .. hrg. von E. K. Blümml. IV.] Wien, Rud. Ludwig 1908. 121 s. 4,80 m.

Lederer, Max, Die gestalt der naturkinder im 18. jahrh. Progr. der k. k. staatsoberrealschule in Bielitz 1908. 53 s.

Lehmann, Rudolf, Deutsche poetik. München, H. Beck 1908. X, 264 s. geb. 6 m.

Leppmann, Frz., Kater Murr und seine sippe. Von der romantik bis Scheffel und G. Keller. München, C. H. Beck 1908. (VI), 86 s. geb. 2 m.

Njála. — Brennu-Njáls saga (Njála) hrg. von Finnur Jónsson. [Altnord. sagabibliothek XIII.] Halle, Niemeyer 1908. XLVI, 452 s. 12 m.

Opus imperfectum.— Paas, Th., Das Opus imperfectum in Matthaeum. Tübingen, Laupp 1908. XVII, 295 s. 5 m.

Ordbok öfver Svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 36. Beträffa—bevan (sp. 2081—2240); häftet 37. Darwinist—dekorativ (sp. 385—544). Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Pehrsson) 1908. à 1,50 kr.

Ortnamnen i Älvborgs län, på offentligt uppdrag utgivna av kungl. ortnamnskommittén. Del XIII: Vättle härad. Stockholm, Aktiebolaget Ljus 1908. (IV), 134 s.

Östergren, Olof, Stilistik språkvetenskap. Stockholm, P. A. Norstedt & söner 1908. (VIII), 125 s. 2,75 kr.

Ostfriesland. — Die niederdeutschen rechtsquellen Ostfrieslonds hrg. von C. Borchling. Band I. Die rechte der einzel-landschaften. [Quellen zur geschichte Ostfrieslands I.] Aurich, A. H. F. Dunkmann 1908. CXL, 282 s. und 1 taf. 8 m.

Paludan, J., En overgangsgruppe i nordeuropæisk digtning omkring aar 1700. [Kopenh. univ. progr.] Kjbhvn 1908. 40 s.

Paul, Hermann, Deutsches wörterbuch. 2. vermehrte aufl. Halle, Niemeyer 1908. VIII, 690 s.

Rehm, H. S., Deutsche volksfeste und volkssitten. Leipzig, Teubner 1908. 118 s. geb. 1,25 m.

Reichert, Herm., Die deutschen familiennamen nach Breslauer quellen des 13. und 13. jhs. [Wort und brauch I.] Breslau, M. & H. Marcus 1908. IX, 192 s. 6,40 m.

Sahr, Julius. Das deutsche volkslied. I. II. Leipzig. Goeschen 1908. 135 und 110 s.

Schiepek, Jos., Der satzbau der Egerländer mundart. 2. teil. [A. u. d. t.: Beiträge zur kenntnis böhmischer mundarten . . hrg. von Hans Lambel I.] Prag, J. G. Calve in comm. 1908. s. 207—610.

Schönbach, Anton E., Mitteilungen aus altdeutschen handschriften. X. Die Regensburger Klarissenregel. [Sitzungsberichte der Kais. akad. der wiss. in Wien, philos.-hist. kl. CLX.] Wien, Alfred Hölder 1908. (II), 68 s.

Schroeder, Otto, Vom papiernen stil. 7. aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1908. VIII, 102 s. 2,40 m.

Settegast, Franz, Die Sachsenkriege des französischen volksepos auf ihre geschichtl. quellen untersucht. Leipzig, O. Harrassowitz 1908. VII, 71 s. 2 m.

Skaldenpoesie. — Den norsk-islandske skjaldedigtning udgiven af kommissionen for det Arnamagnæanske legat ved Finnur Jónsson. A. Tekst efter håndskrifterne. B. Rettet tekst med tolkning. København og Kristiania, Gyldendal 1908. 187 und 177 s.

Die ersten beiden mit sehnsucht erwarteten hefte eines neuen kritischen Corpus scaldicum, nach dessen vollendung der herausgeber auch ein wörterbuch, einen Sveinbjörn Egilsson redivivus, zu bearbeiten gedenkt.

Sütterlin, L., Die lehre von der lautbildung. Mit zahlreichen abbildungen. [Wissenschaft und bildung. LX.] Leipzig, Quelle & Meyer 1908. VIII, 183 s. geb. 1,25 m.

Tannhäuser. — Elster, E., Tannhäuser in geschichte, sage und dichtung. Ein vortrag. Bromberg, R. Fromm 1908. II, 25 s.

Teutonia. Handbuch der german. filologie hrg. von Alfr. von Salten, bearb. von Rob. Douffet. Heft 3: Über deutsche wortforschung und wortkunde. Leipzig, Verlag Deutsche zukunft 1907. IX, 215 s. 3,60 m.

Texte, Deutsche des Mittelalters hrsg. von der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften bd. XIII: Der grosse Alexander aus der Wernigeroder handschrift hrg. von Gustav Guth. Mit 2 tafeln in lichtdruck. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1908. XII, 102 s. 4 m.

Theophilus, mittelniederdeutsches drama in drei fassungen hrg. von Rob. Petsch. Heidelberg, Winter 1908. X, 103 s.

Tschinkel, Hans, Grammatik der Gottscheer mundart. Mit unterstützung der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und literatur in Böhmen. Halle, Niemeyer 1908. XVI, 320 s. und 1 karte. 8 m.

Uhl, Wilh., Winileod. [Teutonia . . hrg. von W. Uhl. V.] Leipzig, E. Avenarius 1908. VIII, 427 s.

Unwerth, Wolf v., Die schlesische mundart, in ihren lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. [Wort und brauch. III.] Breslau, M. & H. Marcus 1908. XVI, 94 s. und 2 karten. 3,60 m.

Veröffentlichungen der Gutenberg-gesellschaft. V. VI. VII. Mainz 1908. (VIII), 235 s. 4° und 14 taff.

Inhalt: Edw. Schröder, Das Mainzer fragment vom weltgericht, ein ausschnitt aus dem deutschen Sibyllenbuche. — Gottfr. Zedler, Die 42zeilige bibeltype im Schöfferschen Missale Moguntinum von 1493. — Ad. Tronnier, Die missaldrucke Peter Schöffers und seines sohnes Johann. — Wilh. Velke, Zu den bücheranzeigen Peter Schöffers.

Waltharius. — Ekkehards Waltharius. Ein kommentar von J. W. Beck. Groningen, Noordhoff 1908. (VIII), XXVIII, 172 s. geb. 3,50 m.

Weigand, Fr. L. K., Deutsches wörterbuch. 5. aufl. bearb. von K. v. Bahder H. Hirt und K. Kant. 4. lieferung (frau—grille). sp. 577—768. Giessen, Töpelmann 1908. 1,60 m.

Wieland. — Ideler, R., Zur Sprache Wielands. Sprachliche untersuchungen im anschluss an Wielands übersetzung der briefe Ciceros. Berlin, Meyer & Müller 1908. 121 s.

Wimmer, Ludv. F. A., De danske runemindesmærker undersøgte og tolkede, afbildningerne udførte af J. Magnus Petersen. Første binds første afdeling: Almindelig indledning. Københ., Gyldendal 1908. 19 + CXCV s. fol.

Wulfila. — Die gotische Bibel hrg. von Wilh. Streitberg. 1. teil: Der gotische text und seine griech. vorlage mit einleitung, lesarten und quellennachweisen sowie den kleineren denkmälern als anhang. Heidelberg, Winter 1908. XLVI, 484 s.

NACHRICHTEN.

Am 28. februar 1908 verstarb, was wir nachträglich berichten, zu Graz der bibliothekar a. d. dr. Adalbert Jeitteles (geb. zu Wien 20. august 1831); am 18. august zu Breslau prof. dr. Albert Gombert.

Der ausserordentliche professor dr. O. Jiriczek in Münster ist zum ordinarius ernannt worden; der privatdocent dr. August Gebhardt in Erlangen wurde zum ausserordentl. professor befördert.

Der ausserordentl. professor dr. Max Rödiger in Berlin erhielt den charakter als geh. regierungsrat.

I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.



ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET von JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

VIERZIGSTER BAND

HEFT 1

(AUSGEGEBEN IM JANUAR 1908)

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1908.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Althochdeutsch.

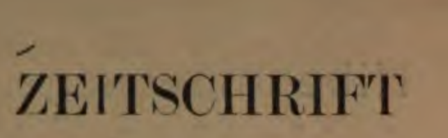
Langobardisch.

Lateinisch.

Neuhochdeutsch.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.





ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

VIERZIGSTER BAND

HEFT 1

(AUSGEGEBEN IM JANUAR 1908)

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1908.

Inhalt.

Litteratur.

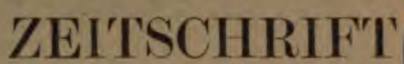
Die **Zeitschrift für deutsche philologie** erscheint in bänden von je 4 heften in durchschnittlichem umfang von 8 bogen zum preise von ℳ 20,— pro band. Zu beziehen durch alle buchhandlungen und durch die post (postzeitungsliste 8804 b). Einzelne hefte werden nur im buchhandel und nur zu erhöhtem preise abgegeben.

Alle **manuscripte** und mitteilungen, sowie recensionsexemplare sind an den herausgeber, professor dr. H. Gering in Kiel zu richten. Die manuscripte müssen in druckfertigem zustand abgeliefert werden. Die geehrten herren mitarbeiter werden höflichst ersucht, zu ihren manuscripten lose quartblätter zu verwenden, deutlich und nur auf einer seite des blattes zu schreiben und einen breiten rand freizulassen.

Die mitarbeiter, deren beiträge mit ℳ 20,— für den druckbogen honoriert werden, erhalten 10 separatabzüge ohne besondere paginierung kostenfrei geliefert, jedoch nicht vor ausgabe des heftes, in welchem der betr. beitrag erscheint. Eine grössere anzahl separatabzüge kann nur nach rechtzeitig erfolgter verständigung mit der verlagshandlung angefertigt werden. Dieselben werden mit 1 ₰ für jede druckseite berechnet.

Die erste korrektur der beiträge wird in der druckerei, die zweite vom verfasser, die dritte von der redaction gelesen.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.



ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

VIERZIGSTER BAND

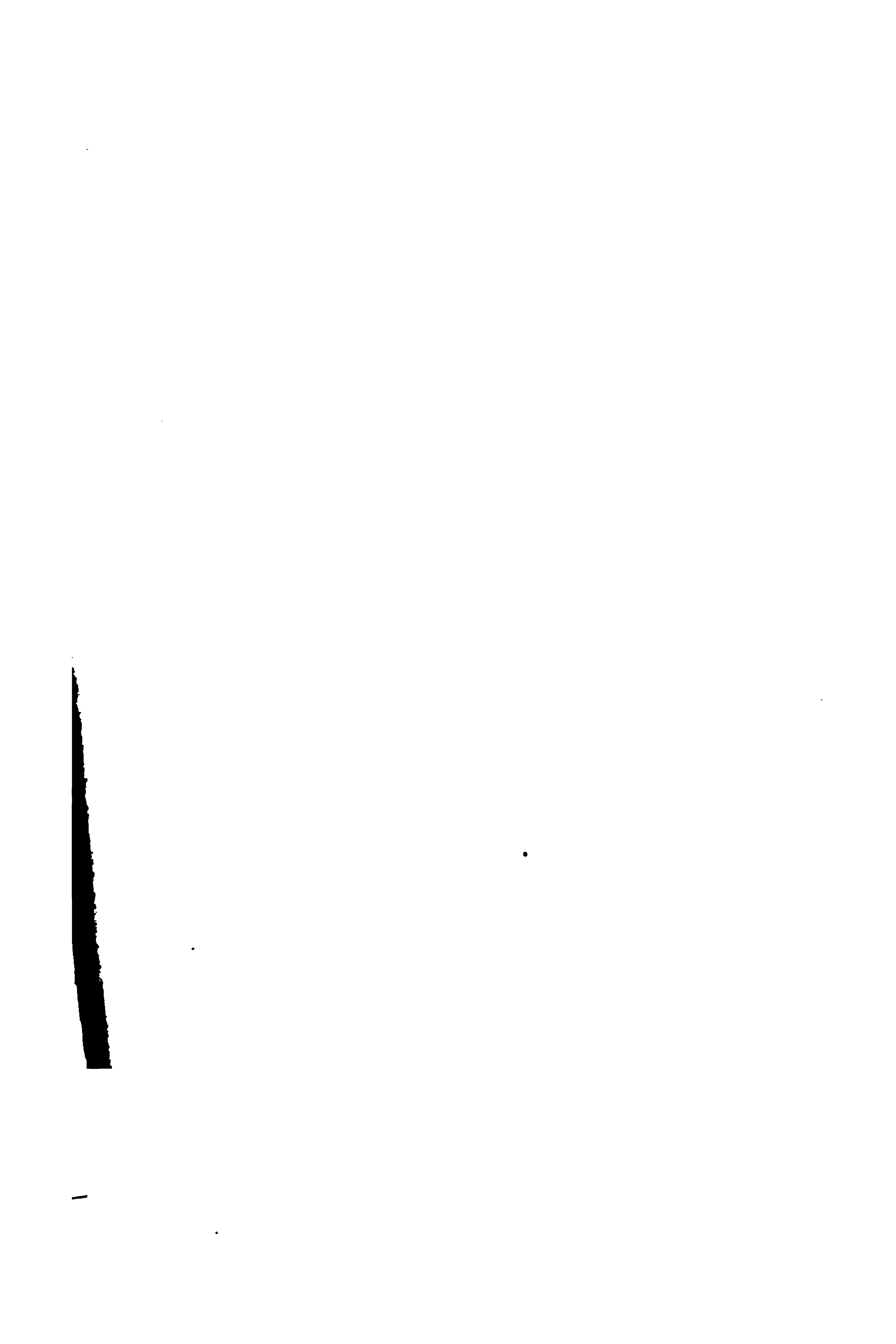
HEFT 4

(AUSGEGEBEN IM DEZEMBER 1908)

HALLE A. D. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1908.



Inhalt.

Miscellen und litteratur.

Die **Zeitschrift für deutsche philologie** erscheint vom 41. bande ab im verlage von **W. Kohlhammer** in **Stuttgart. Manuskripte** sind an professor dr. H. Gering in Kiel, **recensionsexemplare** ebenfalls an diesen oder an die verlagsbuchhandlung zu richten.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

